Preußische Geschichte.

Von

Ferdinand Gottschalk.

Zweiter Band.

Preußen unter der Herrschaft der Hohenzollern von 1618 bis zu den Märztagen 1848.

Königsberg, 1850.

In Kommission bei Adolph Samter.

Inhalt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Preußen unter den Herzogen Hohenzollern-Brandenburgischer Linie von 1618—1701.

Erstes Buch.

Vom Tode des Herzogs Albrecht Friedrich bis zum Frieden von Oliva von 1618—1660.

Wie das Land Preußen seinen westlichen Nachbaren bekannt und wie der Deutsche Orden dahin gerufen wurde; wie er es unterjochte und durch zahlreiche Einwanderer deutschen Stammes die Kultur und Sprache seines Vaterlandes dort einheimisch machte; wie der Orden seine höchste Macht errang und dann allmählig sank; wie seine Hochmeister Vasallen der Krone Polen wurden; wie Preußen säkularisirt, und wie der Hochmeister Albrecht, aus einem Nebenzweige des Hauses Hohenzollern, das Ordensland als ein erbliches Herzogthum, doch als ein Lehn der Krone Polen, (1525) erwarb, ist im ersten Bande erzählt worden; auch wie der Hauptstamm der Hohenzollern, die brandenburgische Linie, die Mitbelehnung auf Preußen durch dieselbe Krone Polen erwarb, und wie schon nach dem unbeerbten Abgange des zweiten Herzogs Albrecht Friedrich dessen Schwiegersohn Johann Sigismund das Herzogthum Preußen (1618) mit der Kur Brandenburg vereinigte. Im zweiten Bande soll nun erzählt werden, wie die Hohenzollern bis auf den heutigen Tag Preußen beherrschten und verwalteten, und wie sie, eine kleine deutsche Fürstenmacht, sich zu einer großen europäischen Hauptmacht emporarbeiteten.

Johann Sigismund von 1618—1619. Sehr zu statten kam es demselben, daß er bei dem Tode Albrecht Friedrichs bereits mehre Jahre das Herzogthum Preußen verwaltet hatte; ihm konnte dasselbe daher nicht mehr streitig gemacht werden. Trotz dem, daß er durch die Stände

und durch die Stütze, die jene an Polen hatten, so eingeschränkt war, daß seine Regierungsgewalt wenig zu bedeuten hatte, fand er doch Gelegenheit, sie zu erweitern; aber erst seine Nachfolger ernteten die Früchte. Schon lange war ein neues Gesetzbuch für das Herzogthum Bedürfniß, weil die verschiedenen Abschriften des Kulmischen Rechts zu sehr von einander abwichen; die Stände erinnerten daran. Mehre Rechtsgelehrte bekamen nun den Auftrag, ein solches auszuarbeiten, und da war es entscheidend, daß gerade die tüchtigsten Mitarbeiter entschiedene Anhänger des Römischen Rechts und mit diesem sehr vertraut waren, wodurch sehr viele Rechtssätze desselben, welches bekanntlich die fürstliche Macht sehr begünstigt, in den neuen Entwurf aufgenommen wurden. Nachdem dieser von den Ständen bestätigt worden war, wurde er dem Drucke übergeben; da dieser aber erst 1620 vollendet wurde, so erlebte der Kurfürst nicht einmal die Einführung des Gesetzbuches. Krank verließ er bald Preußen; er konnte sich nicht mehr erholen und legte schon im nächsten Jahre am 22. November 1619 die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Georg Wilhelm nieder; nach Verlauf eines Monats, am 23. December, starb der Kurfürst.

Georg Wilhelm von 1619—1640. Seine zwanzigjährige Regierung ist die unglücklichste im preußisch-brandenburgischen Staate; denn Georg Wilhelm war ein viel zu schwacher Charakter, als daß er den damaligen politischen Verhältnissen irgend gewachsen gewesen wäre.

Im Deutschen Reiche standen sich Katholiken und Protestanten lauernd und mistrauisch gegenüber. An der Spitze der Ersteren stand Kaiser Ferdinand 2., ausgestattet mit allen Eigenschaften, um das, was er wollte, kräftig durchzuführen; sein Ziel war nun nicht allein dahin gerichtet, die alten Zustände, wie sie vor der Reformation Luthers gewesen waren, zurückzuführen, sondern sie auch dauernd zu befestigen; zugleich sollte Spanien seine alte Macht wieder erhalten, Polen gegen das aufstrebende Schweden geschützt werden, und der Kaiser selbst wollte sein Reich bis an die Küsten der Ostsee ausdehnen. Gelang Alles, so musste mit Hilfe der katholischen Hierarchie der Protestantismus, den Niemand hätte retten können, zusammenstürzen. Wenn auch Kur Brandenburg ausersehen schien, sich diesen Plänen zu widersetzen, so fehlte ihm die Macht und seinem Kurfürsten selbst ein kräftiger Charakter. Hatte Johann Sigismund durch die Erwerbung Preußens und beträchtlicher Provinzen am Rhein auch den Grund zu einer erhöhten Macht seines Hauses gelegt, so konnte doch bei einem Nachfolger, wie Georg Wilhelm war, nur ein anhaltender Frieden den weitern Ausbau derselben vollenden; denn die Verbindung so verschiedener Provinzen war weit entfernt, die Macht des Staates, dem sie gehörten, zu vergrößern. Es konnte nur erst dann geschehen, wenn die Gewalt der Stände gebrochen und in engere Grenzen gezwängt war. Diese Stände hatten keine Ahnung von den großen geistigen und politischen

Kräften, die damals die Welt bewegten, aus ihrem provinciellen Standpunkte kamen sie nicht hinaus; denn ihr politischer Blick fasste nur ihre besonderen Interessen und das, was sich gerade mit Händen greifen ließ. Hiezu kam noch in der Mark, sowie in Preußen, eine Verstimmung, die der Uebertritt des regierenden Hauses zum reformirten Glauben erzeugt hatte und alle Kräfte lähmte; damals bestimmte den Menschen Nichts wirksamer zu Allem, was er that, als das Interesse der Konfession, der er angehörte. Nun hassten sich aber Lutheraner und Reformirte bis in den Tod und strebten nur darnach, sich zu vernichten; Erstere waren in der Mark und in Preußen bei weitem vorherrschend. Georg Wilhelm hatte aber in seinen Geheimen Rath, die höchste Staatsbehörde seines Landes, mehr reformirte, als lutherische Mitglieder aufgenommen, die durch beständige Ränke gegen einander fast jede entscheidende Regierungsmaßregel vereitelten; dagegen waren die Stände lutherisch. Man kann es daher dem Kurfürsten nicht verargen, daß er bei diesen Parteiumtrieben in seiner nächsten Umgebung Vertrauen zu einem Manne fasste, obgleich dieser der katholischen Kirche angehörte; es war Graf Adam Schwarzenberg, aus einer alten fränkischen ritterlichen Familie, die sich bis in Westfalen verzweigt hatte. Dieser Zwiespalt im kurfürstlichen Geheimen Rath und die daraus entstehende zweideutige Stellung des Kurfürsten und seines Ministers zu den Ständen, lähmte die politischen Verhältnisse des Erstern; auch konnte Schwarzenberg, der habsüchtig, geizig und bestechlich war, den Kurfürsten unter der Maske der Unparteilichkeit um so leichter für seine Pläne gewinnen, die mehr dem Kaiser, als dem eigenen Lande galten. Der Minister brachte das Brandenburgische Haus an den Rand des Verderbens; Schwarzenberg war daher auch bei allen Vaterlandsfreunden verhasst und Georg Wilhelms Lebensjahre eine einzige ununterbrochene Leidensbahn.

Im Herzogthum Preußen selbst, in dem sich Georg Wilhelm bei der Abdankung seines Vaters befand, war die politische Zerrüttung ebenfalls sehr groß. Wir kennen die beiden Parteien unter den Ständen; sie verfolgten sich gegenseitig, und Polen schürte diese Zwietracht fortwährend. Gleich auf dem ersten Landtag im Jahre 1620, traten die Gegner des Kurfürsten, die Querulirenden oder wie sie sich jetzt nannten „die klagenden Landräthe", an ihrer Spitze Otto von der Gröben, entschieden gegen ihn auf. Sie verlangten, daß er alle erledigten Aemter mehr mit Männern aus ihrer Mitte, also mit seinen Gegnern besetzen solle; ferner, daß es den lutherischen Geistlichen erlaubt sei, von den Kanzeln herab aus allen Kräften vor dem Besuche des reformirten Gottesdienstes, dem doch der Kurfürst zugethan war, zu warnen; ja, diesem selbst wollten sie die Ausübung seines Privat-Gottesdienstes nur in soweit gestatten, als dies von polnischer Seite zugestanden würde, und sie drohten, nicht eher ihm zu huldigen, als bis ihre Forderungen bewilligt und ihre Beschwerden abge-

than wären. Auch zu diesem Landtage, der einer Pest wegen nach Angerburg verlegt werden musste, waren polnische Kommissarien gekommen, von denen einer, der königliche Sekretair Giese, in seinem Uebermuthe sogar zwei Amtshauptleuten darüber Vorwürfe machte, daß sie keine Beschwerden gegen ihren Landesherrn vorzubringen hätten, was er sogar als eine Nichtachtung seines Königs ansehen wollte. Den Zwist mit den klagenden Landräthen brachten die preußischen Hofgerichtsräthe am 30. Oktober zum Vergleiche. Der Kurfürst bestätigte alle Privilegien des Landes und versprach, wenn er in Preußen wäre, selbst zu regieren und nur heimische Räthe in allen Fällen zuzuziehen; sein Privat-Gottesdienst wurde ihm in soweit gestattet, als es der König von Polen bewilligen würde, wogegen seine Gegner versprachen, ihm am Lehnsempfange nicht hinderlich zu sein. Nun glaubte der Kurfürst, daß ihm wegen der Belehnung Nichts im Wege stehe, als ihm am 8. Februar 1621 Sigismund 3. die Ankunft von Kommissarien meldete, die die innern Zustände des Herzogthums ordnen, auch einen Landtag zusammenberufen sollten; zugleich forderte derselbe von den Regimentsräthen die nämlichen Abgaben aus Preußen, wie sie Polen zahle, und daß ihm Hilfe gegen die Türken geleistet werde, was aber entschieden verweigert wurde.

Allgemein war man im Lande über die Ankunft polnischer Kommissarien bestürzt; denn Niemand war gegen den Landesherrn klagend aufgetreten, auch war kein Grund vorhanden, ihm die Belehnung zu verweigern. Selbst der Kurfürst war entschlossen, unter keinen Umständen den von jenen zusammenberufenen Landtag anzuerkennen, da der König ja kein Recht habe, ihn auszuschreiben. Die Kommissarien *) traten mit einem Uebermuthe auf, der sich nur aus den steten Zwisten des Landesherrn mit den Ständen erklären lässt. Sie forderten eine stärkere Hilfsschaar gegen die Türken, als Preußen sie zu stellen hatte; Steuern, Ansprüche auf die Landeseinkünfte während der Erledigung des Herzogthums und daß erledigte Aemter auch mit Katholiken besetzt würden. Diese Forderungen brachten die Stände und den Kurfürsten einander näher; sie fassten Muth, und Georg Wilhelm verwahrte sich am 23. März gegen das ungesetzliche Verfahren der Kommissarien, die außerdem Jeden für einen Majestätsverbrecher erklärten, der sich nicht ihrem Willen fügen wolle, auch alle herzoglichen Räthe zugleich dem Könige von Polen vereidigen wollten. Noch an demselben Tage versprach Georg Wilhelm schriftlich seinen Ständen, sie in ihren Privilegien zu schützen, was diese bewog, sich ihm zur Erhaltung ihrer Rechte enge anzuschließen; theilweise verließen sie sogar den

*) Es waren drei. Sie erhielten wöchentlich vier Ohm Rheinwein, ein Oxhoft spanischen Wein, eine Tonne Meth, zwanzig Tonnen Bier und ungeheure Massen Lebensmittel; doch damit waren sie, besonders was die Quantität betrifft, nicht einmal zufrieden.

Landtag. Dieses brachte die Kommissarien auf, sie erlaubten sich Ungezogenheiten gegen den Kurfürsten, sprachen ihm die Erhebung der Landeseinkünfte ab, weil er das Lehn noch nicht empfangen habe, und setzten eigenmächtig Beamte in hohe Aemter ein; ein Katholik, von der Oelsnitz, wurde Amtshauptmann von Insterburg und Andreas von Kreytzen Ober-Marschall, der sogar gewaltsam den Berathungen der Regimentsräthe beiwohnen wollte. Wenn auch Sigismund 3. seine Abgeordneten nicht im Stiche ließ, so wusste der Kurfürst doch bald den König — was eine Geldsumme förderte — zu überzeugen, daß er sehr unrecht gegen ihn handele, auch keine Ursache habe, sich über ihn zu beschweren; dann bewilligte ein Landtag, der im April zusammenkam, dem Könige, so oft in seinem Reiche eine Abgabe ausgeschrieben würde, vom Herzogthume 60,000 Gulden, außerdem eine Kriegshilfe von eilfhundert Mann. Nun gelang es dem Kurfürsten, sich mit den Kommissarien zu einigen, besonders als die klagenden Landräthe sich dahin verwandten, daß jenem die Verwaltung des Herzogthums übergeben werde. Die Kommissarien verlangten dagegen vom Kurfürsten eine allgemeine Amnestie, um ihre Anhänger, vorzugsweise den Andreas von Kreytzen, zu schützen. Nach langen Streitigkeiten und manchen Demüthigungen für Georg Wilhelm und nach dem Versprechen, sich allen von seinen Vorgängern eingegangenen Verpflichtungen zu unterwerfen, erhielt er am 23. September feierlich in Warschau die Belehnung mit Preußen.

Nicht geringer war auch die kirchliche Spaltung in Preußen. Die Lutheraner ließen bei ihrem Uebergewichte den Reformirten keine Ruhe; es giebt keine Art von Verfolgung, die nicht unter dem Deckmantel der Rechtgläubigkeit von den Ersteren gegen die Letzteren verübt wurde; dabei half treulich die Krone Polen, die diese Unduldsamkeit als eine Waffe gegen ihren Vasallen betrachtete. Trotz dem aber, daß die Stände und die Geistlichkeit gegen den reformirten Glauben eiferten, vermehrten sich die Anhänger desselben; ihm gehörte ja die Landesherrschaft an. Auch darüber nahm der Streit kein Ende, wer die beiden Inspektoren (die die Bischöfe vertreten sollten) zu ernennen habe, — was nicht gleichgültig war. Durch die Visitationen aller Kirchen und Schulen wollte man vorzugsweise ermitteln, ob sich nicht irrige, d. h. reformirte Ansichten in jene eingeschlichen hätten; rechtgläubig mussten also die beiden Inspektoren sein. Wenn nun auch die Kommissarien den Ständen beipflichteten, die für sich die Ernennung der Inspektoren in Anspruch nahmen, so ließ sich doch der Kurfürst nicht abhalten, jetzt diese Sache unerledigt zu lassen; sie kam dann erst wieder 1628 zur Sprache.

Bald aber wurde Preußen der Schauplatz eines Krieges, den seit 1600 Polen und Schweden mit einander führten. Zwei wichtige Thronstreitigkeiten beschäftigten nämlich im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts den Norden Europa's. In Rußland starben die männlichen Nach-

kommen Ruriks aus, und um die Zarenkrone bewarben sich Polen und Schweden. Beide aber gingen leer aus, ein einheimisches Haus, Romanow, bestieg den Thron. In Schweden hatte Gustav 1. aus dem Hause Wasa 1560 vier Söhne hinterlassen, von denen Erich, Johann und Karl einander unter heftigen inneren Kriegen folgten. Ein Sohn Johanns (von 1569—1592), der mit der polnischen Prinzessin Katharina, einer Tochter Sigismund 2. August vermählt war, bestieg, wie wir wissen, nach dem Tode Stephan Bathory's 1587 als Sigismund 3. den polnischen Thron; auch förderten zwei gerade in Polen anwesende schwedische Reichsräthe, Erich Sparre und Erich Brahe, wesentlich die Wahl dadurch, daß sie, obwohl eigenmächtig, erklärten, Schweden werde, käme die Wahl Sigismunds zu Stande, Estland und den Theil Liwlands, den es besitze, an Polen abtreten. König Erich hatte nämlich 1561 die Stadt Reval gegen die Russen unterstützt, und noch in demselben Jahre erwarb er Estland, dessen Adel sich ihm zum Gehorsam verpflichtete. Nach dem Tode Johanns bestieg Sigismund 3. von Polen gegen die Bestimmungen des Testaments Gustav 1., daß der jedesmalige König Schwedens sich zur protestantischen Kirche bekennen müsse, den Thron dieses Reichs; er war von seiner Mutter streng katholisch erzogen worden. Schon aus diesem Widerspruch in religiöser Hinsicht, dann noch besonders wegen seiner Neigung, der hohen Aristokratie Schwedens ihre alten Vorrechte wieder einzuräumen, hatte der Onkel Sigismunds, der eifrige protestantische Herzog Karl, der nach Johanns Tode zum Reichsgubernator ernannt worden war, alle Aussichten, selbst den Thron zu besteigen. Es kam zum Kriege, und obgleich Karl den mit einem Heere aus Polen herübergekommenen Sigismund 3. bei Stangebro 1598 schlug, so griff er doch nicht gleich nach der Krone, sondern suchte noch einen Vergleich mit seinem Neffen zu Stande zu bringen, nach welchem dieser versprach, Schweden nach den bestehenden Gesetzen zu regieren. Da Sigismund 3. diesen Vergleich aber nicht hielt, so ward 1600 Karl 9. zum Könige gewählt. Nun trat Ersterer, der stets sein Recht auf Schweden sich vorbehalten hatte, um die Hilfe seines Reiches gegen den Onkel zu erhalten, an Polen Estland gänzlich ab, was Karl 9. bewog, im Sommer 1600 nach Liwland hinüberzusegeln. Der Krieg, der nun begann und den Karl 9. Nachfolger, der Sohn Gustav 2. Adolph, 1611 erbte, dauerte mit mehren Unterbrechungen sechszig Jahre. Verfolgte Schweden durch diesen Krieg zunächst den Zweck, Polen, wo der katholische Zweig der Wasa regierte, zur Anerkennung seiner neuen Dynastie, ihres lutherischen Zweiges, zu zwingen, so verband es doch mit demselben auch noch einen andern: es wollte die Herrschaft auf der Ostsee behaupten und sich zu ihrer Sicherung der Küsten und Flußmündungen auf deren Südseite bemächtigen. Nun verwickelte die geographische Lage des Herzogthums und dessen politische Abhängigkeit von Polen, Preußen in den schwedisch-polnischen Krieg, der, als er endlich ausgefochten ward,

wesentlich dazu beigetragen hat, dessen Lehnsverband mit Polen aufzuheben.

Um Polen gewachsen zu sein, hatte Gustav 2. Adolph den Krieg mit den Russen, den ihm ebenfalls sein Vater hinterlassen hatte, 1617 durch den Frieden von Stolbowo beendet, und wenn auch nur vor der Hand, zugleich deren Vordringen gegen die Küsten der Ostsee ein Ziel gesetzt. Der Kampf mit den Polen aber wurde, trotz mehrmaliger Waffenruhe, immer wieder erneuert, und im Jahre 1625 hatten die Schweden Liwland und das wichtige Riga erobert. Gustav 2. Adolph drang nun in Kurland und ins nördliche Litauen ein, wo er im Januar 1627 bei Wallhof die Polen unter Leo Sapieha schlug, aber wegen der fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, die jenes Großfürstenthum damals einem jeden Heere entgegensetzte, gab er ein weiteres Vordringen in dieser Richtung auf und verlegte den Kriegsschauplatz von der Düna und aus dem nördlichen Litauen nach der Weichsel; denn längs diesem Flusse konnte er leicht ins Innere Polens eindringen, und bei einigem Glücke den Krieg vortheilhaft beendigen, auch kam er Deutschland näher, wohin schon seit Jahren seine Blicke gerichtet waren.

Vor Allem war dem schwedischen König ein Hafen an Preußens Küste nothwendig. Nur der von Pillau war leicht zu erobern; Danzigs Festigkeit bot zu große Schwierigkeiten dar. Gutwillig würde Georg Wilhelm seinem Schwager Pillau nicht eingeräumt haben; denn er war ihm nicht gerade sehr gewogen; Gustav 2. Adolph hatte wider den entschiedenen Willen desselben, doch mit Wissen seiner streng lutherischen Mutter Anna, dessen Schwester, die Prinzessin Maria Eleonora im Herbste 1620 geheirathet, auch war von seinem Charakter kein kräftiges Auftreten zu erwarten. Um den Kurfürsten gänzlich den Schweden zu entfremden und für die eigene Existenz besorgt zu machen, musste auf Ferdinand 2. Veranlassung der Deutsche Orden durch seinen damaligen Hochmeister von Westernach, seine Ansprüche auf Preußen erneuern, und am 12. Mai 1625 sagte ihm jener urkundlich zu, daß ihm Preußen wieder eingeräumt werden sollte. Für das Herzogthum war die vom Kurfürsten zu ergreifende Politik sehr schwierig. Der Protestantismus, dem Preußens Bewohner eifrigst anhingen, forderte ein Anschließen an Schweden, die Lehnsverhältnisse entschieden für Polen, dessen Herrscher mit dem Deutschen Kaiser verschwägert war und von ihm Hilfe erhalten konnte. Schon 1620 verlangte der Lehnsherr laut der Belehnung von 1611 die Sicherung des Hafens von Pillau durch Kriegsschiffe, damit ihn die Schweden nicht als Landungsort benutzen könnten; denn damals fürchtete Sigismund 3. bereits eine Landung schwedischer Truppen, die Stände aber, weit entfernt Etwas zur Landesvertheidigung beizutragen, machten nur den Vorschlag, zur Bestreitung der nothwendigen Rüstungen einige Domainen mit polnischer Bewilligung zu verpfänden. Später aber, als der König Preußen bedrohte und

die dringende Nothwendigkeit da war, Etwas zur Vertheidigung desselben zu thun, bewilligten die Stände auf einem im Februar 1626 in Marienwerder abgehaltenen Landtage eine Hufen- und Vermögenssteuer *) von acht Procent, aber eine Trankſteuer, die der Adel zusagte, und die großentheils auf dem Bürgerstand lastete, verweigerte dieser zu zahlen; von den bewilligten Steuern kam aber im ersten Termin so wenig ein, daß der Kurfürst schon wieder im folgenden April einen neuen Landtag ausschreiben musste. Er hatte vier Schiffe von den Danzigern gegen 150 Thaler monatlich gemiethet und hundert und vier Mann in einer halb vollendeten Schanze bereit, um den Hafen von Pillau zu vertheidigen. Als aber Gustav 2. Adolph am 5. Juli 1626 unerwartet auf der dortigen Rhede mit 150 Schiffen erschien, die 11,000 Mann am Bord hatten, suchten drei Schiffe zu entfliehen und das vierte gerieth auf den Grund; sie wurden eingeholt und freigegeben, da die Besatzung versprach, gegen Schweden nicht mehr zu dienen. Die Besitznahme von Pillau fand daher von Seiten des Königs keine weitere Schwierigkeiten; das Heer wurde ausgeschifft; einige Kriegsschiffe blieben zur Vertheidigung des Hafens zurück, mit den anderen segelte der Reichsadmiral Gyllenhjelm nach der Danziger Rhede.

Zugleich mit der Nachricht von der Ankunft der schwedischen Flotte vor Pillau kam auch die kurze Anfrage vom Könige, ob man preußischer Seits sich als Freund oder als Feind gegen ihn verhalten wolle, nach Königsberg. Da schickten die Regimentsräthe, entschiedene Anhänger Polens, und dessen Rache fürchtend, vielleicht auch um den König hinzuhalten, den Obersten von Kreytzen, den Rath Ludwig von Kalckstein und den Sekretair Winter ab, um ihn zu fragen, warum er sich des Hafens bemächtigt, und was das Land von ihm zu erwarten hätte; auch sollten sie von ihm die Räumung Pillau's verlangen. Ungern hätte er Preußen betreten, bemerkte Gustav 2. Adolph, aber die vortreffliche Lage Pillau's wäre ihm zur Fortsetzung seines Krieges höchst nothwendig; er werde sein Heer sogleich nach dem Ermlande übersetzen, von dem Lande verlange er keinen Beistand, auch Nichts für sein Heer von den Unterthanen, so lange sie ihn nicht als einen Feind behandeln würden; „aber, wenn man auf mich einen Schuß thun wird, will ich dieses Landes öffentlicher Feind sein, und euch rechtschaffen auf die Wolle greifen. Ich verlange daher, daß ihr euch kurz erklärt: ob ihr meine Freunde sein wollt. Mit dem Bisthum bin ich nicht allein zufrieden, ich will mich auch der Weichsel bemächtigen. Ihr dürft euch vor den Polen nicht fürchten, es sind ja in diesem Herzogthum über tausend vom Adel, die können sich leicht solchem Einfall widersetzen. Tretet zu

*) Der Werth einer Hufe Landes wurde damals zu hundert Mark (zu 6⅔ Slgsch.) veranschlagt. Der Adel setzte es auch durch, daß diejenigen seines Standes, welche kein Grundeigenthum besaßen, von fünfhundert Mark nur acht Mark, folglich nur den fünften Theil von dem, was der Bürgerstand zahlte, erlegen sollten.

mir über, ich will euer General sein und euch schützen und helfen!" Die Abgeordneten kehrten bald zu den Regimentsräthen zurück.

Das sahen diese und die Städte Königsberg wohl ein, daß sie sich dem Könige nicht widersetzen konnten; allein sie wollten weder gemeinschaftliche Sache mit ihm machen, noch von einer Parteilosigkeit Etwas wissen, verlangten vielmehr am 8. Juli, er solle binnen drei Wochen nicht weiter rücken, damit sie Zeit hätten, sich sowohl an den König von Polen, als an den Kurfürsten um Vermittelung eines Stillstandes oder eines Friedens zu wenden. Gustav 2. Adolf schlug ihren Antrag rund ab; er konnte voraussetzen, daß es weder zu einem Stillstande, noch zu einem Frieden kommen werde, er verlangte also von ihnen eine entschiedene Wahl; „denn seht die Exempel in Deutschland an! da haben sie es auch gethan und keinen erzürnen wollen, was ist daraus gefolgt? Sie haben Haus und Hof, etliche die Seligkeit verloren. Ich weiß wohl, daß man aus Preußen Starosteien machen will, — das ist in Liwland auch geschehen. . . Ich werde von hier zugreifen, die Polen von dort — und wenn ihr hier noch soviel thut, werden sie doch sagen: ihr habt das Tief verloren und wäret Verräther!" Die Abgeordneten wollten sich, ihre Verhaltungsbefehle vorschützend, zu Nichts erklären, auch konnten die Regimentsräthe ebenfalls Nichts ohne Einwilligung ihres Herzogs thun, dessen Antwort sie ja einholen müssten. Königsberg solle sich, forderte der König, binnen drei Wochen über seine Parteilosigkeit erklären.

Von Pillau aus setzte das schwedische Heer über das Frische Haff; die erste zu Polen gehörende Stadt, Braunsberg, wurde am 10. angegriffen und mit 50,000 Thalern Schwedisch für den kurzen Widerstand, den es den schwedischen Waffen geleistet, bestraft. Ueber Frauenburg und Tolkemit rückte Gustav 2. Adolf nach Elbing, welches sich am 16. ergab; einige Tage später wurde auch die alte Ordensburg Marienburg besetzt. Während des Marsches erreichten ihn zwei Mal Abgeordnete der Regimentsräthe, die ihn in Tolkemit sprachen, forderten abermals Einstellung aller Feindseligkeiten, erklärten auch, daß Königsberg Parteilosigkeit nicht eingehen könne, es wäre ja auch dem Kurfürsten unterworfen; dann verlangten sie Freigebung des gehemmten Pfundzolles, auch daß das Land mit Hilfsleistungen an Pferden u. s. w. verschont bleibe. Der König verwarf die erste Forderung, versicherte aber nochmals, daß er nicht als Feind gekommen wäre, doch sei ihm der Besitz von Pillau wichtig, „weil es dasselbe Loch ist, wodurch ich wieder heraus muß;" die Beschwerden wegen des Pfundzolls u. s. w. fand er zu unbedeutend, um näher auf sie einzugehen; „hättet daher, da ihr keine andere Resolutionen bringen wollen, wohl zu Hause bleiben mögen." Den Königsbergern gab er aber den Rath, nichts Feindliches gegen ihn zu unternehmen, sonst werde er ihre Stadt besetzen. Andere Abgeordnete erklärten in Marienburg am 19., sie hätten den Auftrag, noch immer auf eine Dilatation zu bestehen, und würde ihnen

diese dennoch verweigert, so sollten die Städte Königsberg für sich allein, mit Vorbehalt ihrer Treue und ihrer Pflicht gegen Polen und den Herzog, Parteilosigkeit anbieten. Nach kurzen Unterhandlungen nahm Gustav 2. Adolf Königsbergs Parteilosigkeit unbedingt an, den Regimentsräthen aber bewilligte er sie nur, wenn ihr Herzog sie genehmige.

Bei Lissau ging das schwedische Heer über die Weichsel, besetzte am 22. Dirschau und Mewe und bezog bei ersterer Stadt ein festes Lager; es beherrschte nun die Weichsel und hinderte jede Verbindung zwischen Polen und Danzig; dann wurden noch Wormditt, Christburg, Stuhm und bis auf Danzig fast das ganze Pölnische Preußen besetzt. Letzteres suchte sich Gustav 2. Adolf nicht allein durch die Waffen zu erhalten, sondern auch dadurch, daß er sich im Lande selbst eine Partei verschaffte. Er fand sie in den Lutheranern, die besonders in den Städten sehr zahlreich waren, aber vom katholischen Gouvernement sehr gedrückt wurden; sogleich mussten alle Verfolgungen aufhören, auch erhielten die Lutheraner ihr Eigenthum und ihre Kirchen zurück. Dem wichtigen Danzig trug der schwedische König schon am 16. Juli, aber vergebens, Parteilosigkeit mit völliger Handelsfreiheit an; es hoffte, ihn ebenfalls durch ein zweideutiges Betragen hinzuhalten; aber mit seinen Fortschritten spannte der König auch seine Forderungen immer höher und verlangte bald die Aufnahme einer schwedischen Besatzung. Als auch Danzig darauf nicht eingehen wollte, behandelte der König sie vom 14. August an feindlich; Gyllenhjelm erhob nun auf ihrer Rhede von allen dort ankommenden Schiffen die Abgaben, die in Danzig selbst gezahlt wurden. Ihre starke Besatzung — 5000 Mann — machte, daß sie von jedem Angriffe verschont blieb; dagegen mussten die reichen Bauern des Danziger Werders tüchtig zahlen. Auch verstärkten die Schweden das Danziger Haupt, an der Theilung der Weichsel bei Fürstenwalde gelegen, um die Fahrt auf diesem Flusse aus den Werdern nach Danzig zu beherrschen. Das schwache polnische Heer war wenig zu fürchten, und wenn gleich ihm Sigismund 3. im September 4000 Mann und viele Kosaken zuführte, es auch später durch den aufgebotenen Adel Polnisch-Preußens auf 25,000 Mann anwuchs, so blieben die Schweden doch in jeder Hinsicht ihm überlegen. Nur kleine Gefechte fielen vor. Am 12. Oktober traten einige Unterhändler — von schwedischer Seite der Reichskanzler Axel Oxenstjerna, der Hofmarschall von Falkenberg und des Königs Sekretair Salvius, von polnischer Seite Thomas Zamoyski und Wenzel Leszczynski — zur Vermittelung eines Friedens zusammen, aber die Forderungen polnischer Seits waren so übertrieben, daß auch nur eine freundliche Annäherung ganz unmöglich war.

Vorher — am 16. August — verlangten die Regimentsräthe vom Könige einen weitern Aufschub zu der einstweilen bewilligten Parteilosigkeit, weil die vom Kurfürsten einzuholende Antwort noch nicht eingegangen wäre. Der König hatte dagegen Nichts einzuwenden; kaum aber hatte er erfahren,

daß die Antwort des Kurfürsten eingegangen sei, so fragte er am 29. die Regimentsräthe, was sie zu thun gedächten und warum sie einen Landtag hielten; auch wollte er wissen, was die Einberufung aller Dienstpflichtigen bedeute. Bei der ersten Unterhandlung des Kurfürsten mit dem Könige, die der Geheime Rath Levin v. d. Knesebeck führte, verlangte dieser die Räumung Pillaus, was der König abschlug.

Zum 27. August hatte nämlich Sigismund 3. auf eigene Hand und weil der Kurfürst es nicht gethan, einen Landtag für Preußen zusammenberufen, damit auch ernste Vorwürfe wegen Pillau's Uebergabe an die Regimentsräthe verbunden und ein Aufgebot an den Adel und alle Dienstpflichtigen zum Anschlusse an sein Heer erlassen. Die Regimentsräthe wollten aber von diesem Aufgebote Nichts wissen, bestritten auch mit Zustimmung der Landräthe dem Könige das Recht, einen Landtag zusammenzurufen. Ihnen war die von Schweden angebotene Parteilosigkeit ganz nach Wunsch; auch sie fürchteten bei der gegenseitigen Erbitterung die Anwesenheit schwedischer und polnischer Gesandten auf dem Landtage. Zum Schutze des Herzogthums waren damals tausend Mann (300 Reiter und 700 Mann Fußvolk) angeworben worden, doch nur für die sieben Sommermonate; sie kosteten monatlich 17,000 Gulden (zu 5 Sgr.), aber zur bessern Befestigung Königsbergs und zur Anwerbung einer größern Kriegsmacht war kein Geld vorhanden. Für eine Miliz, die im Lande selbst errichtet werden sollte, bewilligten die Stände dem Kurfürsten 150,000 Gulden; bei der Anstellung der nöthigen Offiziere — sieben Rittmeister, acht Lieutenants, zweiundzwanzig Fähnriche und acht Korporale — sollte auf die Empfehlung von Land und Städten Rücksicht genommen werden. Aber die Miliz kam aus Mangel an Geld nicht zusammen, weil der Landkasten noch 226,200 Gulden theils dem Kurfürsten und dessen Gemahlin schuldete, theils die Kosten einer Gesandtschaft nach Warschau zu bestreiten hatte. Wie traurig die Vertheidigungsanstalten waren, sieht man aus dem Bedenken der Landräthe und Bürgermeister der Städte Königsberg vom 14. Juli: „wenn die im Jahre 1605 ausgetheilten langen Spieße und Musketen zur Bewaffnung des Landvolks nicht mehr vorhanden wären, so sollte man neue Musketen austheilen und daneben das Volk anhalten, daß es mit seinen Hauswehren, Feuerröhren, Hellebarden, Knebelspießen, Sensen, auf gute starke Stöcke gebunden, auch mit Seitenwehren sich gefasst und in Bereitschaft hielte;“ ferner sollte auf Disciplin, die leider ganz untergegangen war, gehalten werden. Auch scheuten die Regimentsräthe eine General-Musterung; denn „dadurch würden unsere Kräfte und welcher gestalt wir armiret, welches dann nicht überall zum besten beschaffen, leichtlich verkundschaft werden.“ Schließlich wurde das Landvolk aufgefordert, im Gebete seine beste Hilfe zu suchen und gegen Räuber — d. h. gegen Söldner, gleichviel ob freundliche oder feindliche — sich zu vertheidigen, so gut es gehen wollte. Es war daher kein Wunder, wenn das

schwach beschützte Land, besonders an seinen Grenzen von den Polen ausgeplündert und furchtbar verheert wurde; auch boten die Grenzämter Hohenstein, Gilgenburg und Soldau, die unter sich eine Verbindung geschlossen hatten, um nur verschont zu bleiben, dem Könige von Polen alle möglichen Dienste an. Die von den Ständen gelobte Parteilosigkeit erkannte Sigismund 3. nicht an, vielmehr forderte er, kurz nach Abbrechung der Unterhandlungen mit Schweden im Oktober und nach abermaliger, eigenmächtiger Berufung eines Landtags auf den December von denselben nicht allein, daß Preußen sein Heer mit Lebensmitteln versehen und daß alle Dienstpflichtigen sich ihm anschließen, sondern auch daß Königsberg sich unterwerfen solle. Die Stände ließen sich nicht schrecken; „sie hätten sich ja mit Polen verbunden, um geschützt zu werden, nicht aber um an dessen Kriegen Theil zu nehmen; Königsberg werde so lange parteilos bleiben, als Schweden sich im Besitze Pillau's befinde.“ Nun kam am Anfange des Jahres 1627 der Kurfürst an der Spitze von 4600 Mann selbst nach Preußen, was hier plötzlich den Stand der Dinge veränderte; er misbilligte, bearbeitet vom Grafen Schwarzenberg und dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen Hannibal Dohna, die eingegangene Parteilosigkeit und ertheilte dem schwedischen Reichskanzler Oxenstjerna, der von Gustav 2. Adolf, als dieser Ende Oktober nach Schweden zurückkehrte, zu seinem „Legaten über das Heer in Preußen und zum General-Gubernator über Städte und Land“ gesetzt war, auf dessen Anfrage, ob er die geschlossene Parteilosigkeit anerkenne, den Bescheid: ausnahmsweise erlaube er wegen der Dringlichkeit der Umstände Königsberg vorläufig bei derselben zu bleiben, das übrige Land aber werde sich mit ihm Polen anschließen. Der Kurfürst besetzte Lochstädt, Fischhausen und den benachbarten Ostseestrand. Die Schweden bezogen ihre Winterquartiere im nördlichen Polnisch-Preußen und im Ermlande.

Am 18. Mai 1627 war Gustav 2. Adolf wieder in Pillau; sogleich (er hatte Verstärkungen mitgebracht), rückte er vor das Schloß Lochstädt und schloß es ein, während sich gerade die Regimentsräthe in demselben befanden. Und schon am nächsten Tage verlangte der Kurfürst vom Könige die Rückgabe Pillau's und der genommenen Schiffe, sowie die Einstellung aller Feindseligkeiten gegen Polen, was der König verwarf; er bot zwar zu einer aufrichtigen Parteilosigkeit seine Hand, diese wurde jedoch nach einigen Tagen vom Kurfürsten abgelehnt. Gustav 2. Adolf erbot sich nun zu einem Stillstande, der auch bis zum 29. September desselben Jahres abgeschlossen wurde; er bestimmte, daß der Kurfürst gegen Schweden keine Feindseligkeiten ausüben solle.

Der schwedische König führte nun seine Verstärkungen nach Dirschau, wo sein Heer lagerte. Vor Danzig erschien auch wieder Gyllenhjelm, der die Schifffahrt nicht hinderte, aber Zölle erhob. Eine Ueberrumpelung Braunsbergs, die Potocki mittelst eines Einverständnisses versuchte, schlug

fehl. An der Spitze von 7000 Mannn und 10 Kanonen trieb Gustav 2. Adolf Potocki über Wormditt hinaus; doch verlor er an Koniecpolski, den Oberbefehlshaber des polnischen Heeres, am 12. Juli Mewe.

Mit dem Falle Mewe's änderte sich auch das Betragen des Kurfürsten gegen seinen Schwager. Die Polen verlangten dringend, er solle den abgeschlossenen Waffenstillstand aufheben; es geschah, besonders als auch die meisten Regimentsräthe dazu riethen. Ein General Kalckstein musste sogar dem polnischen Heere 1500 Mann und 5 Kanonen zuführen die, damit sie nicht desertirten oder auf dem Marsche das eigene Land plünderten, von fünfhundert Landmilizen begleitet wurden. Nun musste der schwedische König den Kurfürsten als seinen Feind ansehen. Am 22. Juli brach er von Dirschau, wohin er aus dem Ermlande wieder zurückgekehrt war, mit einem Theile seines Heeres auf, um die Vereinigung Kalcksteins mit den Polen zu verhindern. Graf Thurn hielt mit der Reiterei bei Preußisch-Mark den General so lange auf, bis das Fußvolk unter dem Könige selbst herangekommen war. Die 1500 Mann leisteten schwachen Widerstand, streckten das Gewehr und traten sogar in schwedische Dienste. Der König machte seinem Schwager ein Geschenk mit den genommenen Geschützen und den Fahnen, auch schickte er ihm die Landmiliz zurück mit dem Rathe, er möchte ins künftige besser für seine Truppen und sein Geschütz sorgen. Das herzogliche Oberland wurde jetzt wie ein feindliches Land behandelt, Preußisch-Holland zahlte z. B. mit dem dazu gehörenden Amte 14,000 Mark. Nun mußte der Kurfürst am 6. August mit seinem Schwager einen neuen, jedoch schwerern Parteilosigkeits-Vertrag eingehen: er durfte im herzoglichen Preußen keine Soldaten werben, Polen keinen Beistand leisten, und musste den Unterthanen beider Theile freien Verkehr und Handel gestatten; dagegen erkannte Schweden Königsbergs Parteilosigkeit an.

Im September stießen zu den Polen mehre tausend Mann, die ihnen Ferdinand 2. unter einem Herzoge von Holstein und einem Obersten von Döhnhoff zuschickte; sie sollten Sigismund 3. ermuthigen, im Kampfe gegen Schweden auszuhalten. Ihre Ankunft kann man als den ersten Akt offener Feindseligkeit von Seiten des österreichischen Kabinets gegen Schweden betrachten.*) Daher fanden auch die Friedensunterhandlungen, die die Vereinigten Niederlande auf besondern Betrieb Danzigs, dessen Verkehr durch den Krieg sehr litt, und aus eigennützigen Handelsvortheilen anknüpfen wollten, keinen günstigen Boden in Polen; Sigismund 3. Bedingungen konnten nicht angenommen werden. Nun rückte Gustav 2. Adolf mit einem Theile seines Heeres ins Ermland ein; am 19. Oktober kapitulirte Wormditt

*) Spanien versprach damals eine Flotte in die Ostsee zu schicken, die 12,000 Kaiserliche nach Schweden übersetzen sollte, um Gustav 2. Adolf im eigenen Lande anzugreifen.

und später Guttstadt. Die Belagerung des erstern Städtchens ist dadurch merkwürdig, daß dabei zuerst die s. g. ledernen Kanonen gebraucht wurden; ihr Erfinder ist ein kaiserlicher, in schwedische Dienste getretener Oberst von Wurmbrand. Sie bestanden aus kupfernen, nur pergamentsdicken Röhren, die mit eisernen Bänden, dann mit Stricken und Leinwandstreifen, und zuletzt mit Leder so überzogen waren, daß sie die Dicke einer gewöhnlichen Kanone erhielten; sie wogen mit den Laffetten neunzig Pfund. Ende Oktober verließ der König von Schweden wieder Preußen, wo Oxenstjerna abermals zurückblieb. Die Winterquartiere der polnischen und schwedischen Heere reichten von beiden Ufern der Weichsel bis zur Passarge und Alle; diese Gegenden litten außerordentlich; überall herrschte die größte Noth.

Das kleine zum Schutze des Herzogthums vom Kurfürsten aufgebrachte Heer, musste doch, obgleich es gar Nichts leistete, unterhalten werden und vermehrte den Druck des armen Landes. Die rückständigen Abgaben wurden nicht allein gewaltsam eingetrieben, sondern noch durch eine doppelte Tranksteuer, zehn Groschen von jeder Tonne Bier, ein Kopfgeld in Sätzen von fünf Groschen bis sechs Mark, eine Besteuerung von allen aus- und eingehenden Lebensmitteln und durch den sechsten Theil der Zinsen von allen ausstehenden Kapitalien vermehrt. Strenge Vorschriften, um Unterschleife, die mit hohen Strafen belegt waren, zu vermeiden, wurden zu gleicher Zeit erlassen. So stand auf die Verschweigung eines Kapitals die Strafe seiner Wegnahme; wer die Versteuerung der Lebensmittel unterließ, dem wurden sie genommen, und der Angeber erhielt den vierten Theil der Strafe; wer bei der Abtragung der Abgaben säumig war, musste das Doppelte derselben als Strafe erlegen, und damit er diese nicht schuldig bleiben könnte, sofort ausgepfändet werden; ausgeplünderte oder abgebrannte Bauern aus den herzoglichen Aemtern sollten von diesen einen Vorschuß erhalten, um ihre Abgaben zu entrichten, wobei der Kurfürst voraussetzte, daß der Adel dasselbe für seine Bauern thun würde. Die Erhebung der Abgaben musste mit einem halben Procent ihrer Einnahme bestritten werden. Die Stände bewilligten diese Abgaben nur bis zum 1. December, womit der Kurfürst sich am 12. Juli einverstanden erklärte; — vergebens hatten sie erwartet, daß die damals von den Generalstaaten eingeleiteten Unterhandlungen den Krieg bald beendigen würden. Ebenso wenig führten die durch den Kurfürsten am Schlusse des Jahres 1627 angefangenen und bis in den März des folgenden Jahres forgesetzten Unterhandlungen zum Frieden; denn Sigismund 3. wollte seine Rechte auf Schweden durchaus anerkannt wissen, auch sollte ihm Alles, was diese Macht in Liwland und Preußen erobert hatte, zurückgegeben werden.

Unter diesen Verhältnissen endeten auch die Leiden des Herzogthums nicht. Mehre Aemter konnten die Abgaben gar nicht mehr aufbringen; so blieb das Oberland allein von den bis zum 1. December bewilligten Abgaben 124,000 und Natangen 59,400 Mark schuldig. Um von Gott eine

Milderung der Leiden ihres Vaterlandes zu erhalten, beschlossen die Stände auf einen im Anfange 1628 versammelten Landtage, sich der Wahl der Inspektoren zu unterziehen, die, wie wir wissen, 1621 unerledigt geblieben war; Gottes Zorn würde sich dann legen und er dem Lande Frieden schenken. Bald einigte man sich auch über ihre Wahl, doch mit einer Aengstlichkeit, ob auch wohl der rechte Mann gewählt werden würde. Der Kurfürst sollte nämlich zu jeder Inspektorstelle sechs unverdächtige Geistliche vorschlagen; aus dieser Zahl sollten dann die sämmtlichen Amtshauptleute, sechszehn ständische Mitglieder und einige tüchtige Geistliche Einen ernennen, der noch obenein die unveränderte Augsburgische Konfession beschwören musste. Die Wahl sollte auf keine Weise aufgeschoben werden; denn die Stände glaubten, es könnten sonst leicht viele tausend Seelen dem Teufel anheimfallen. Aber trotz dem unterblieb nicht nur die Anstellung der Inspektoren, sondern die Visitation selbst wurde noch vorläufig ausgesetzt, und wenn auch 1632 dazu eine Vorschrift entworfen wurde, so kam sie jedoch erst nach sechs Jahren zur Ausführung.

Es war aber endlich Zeit, daß die Stände sich zu Opfern entschlossen, um das Land zu schützen; polnische Soldaten plünderten dessen Grenzämter, die Söldner übten Gewalt und Eigenmächtigkeiten, ihre Officiere maßten sich die Gerichtsbarkeit in den Städten an und zogen selbst Geldstrafen ein, und die Gemeinen mußten die Bürger gegen die geringe Bezahlung von nur dreißig Groschen wöchentlich verpflegen. Die vielen Beschwerden der kleinen Städte hatten wenigstens das Gute, daß der Willkür der Soldaten vorgebeugt und bestimmt wurde, was diese von den Bürgern zu fordern berechtigt wären. Zu den im vergangenen Jahre ausgeschriebenen Abgaben, kam noch eine 1628 bewilligte Grund- und Vermögenssteuer von fünf Procent, doch mit einer Ermäßigung für die ausgeplünderten Gegenden. Die Erklärung mehrer dem Kriegsschauplatz nahe liegenden Aemter aber, daß sie diese Abgaben nicht mehr zu zahlen im Stande wären, wies der Kurfürst damit ab, daß er sie nicht schützen könne, wenn sich die unbezahlten Söldner bei ihnen einquartierten und auf ihre Kosten lebten, oder er werde die schuldigen Abgaben gewaltsam durch Soldaten eintreiben lassen. Außerdem litt der Handel außerordentlich. Denn da Gustav 2. Adolf sah, daß die Zölle vor Danzig einen bedeutenden Ertrag abwarfen, so ließ er vor den anderen durch seine Kriegsschiffe bewachten Häfen ebenfalls ähnliche Zölle erheben; auch hatte der polnische Reichstag 1627 allen Verkehr aus Polen und Litauen über Preußen verboten, — um den Schweden ihre schönen Zolleinnahmen zu verkürzen. Wie bedeutend diese aber waren, ersieht man daraus, daß 1629 vor Pillau 500,000 Thaler erhoben worden waren, die beinahe zu den Kriegskosten gegen Polen hinreichten.

Zum dritten Male brachte Gustav 2. Adolf am 25. Mai 1628 Verstärkungen nach Pillau; darauf zog er bei Dirschau sein Heer zusammen. Die Polen lagerten bei Mewe. Gleich nach seiner Ankunft erklärte

der schwedische König, daß er die mit dem Herzogthume eingegangene Parteilosigkeit zu verlängern bereit sei, wovon die Polen aber Nichts wissen wollten, vielmehr verlangten sie, der Kurfürst solle mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Um nun seine Grenzen gegen die Plünderungen und Verheerungen polnischer Schaaren zu sichern, ließ Georg Wilhelm dem polnischen Heerführer 40,000 Gulden unter der Bedingung bieten, daß er schriftlich versichere, er werde das Land schonen; dazu wollte er sich nicht verstehen, die 40,000 Gulden aber nehmen. Nun verbreitete die Nachricht, Waldstein schicke den Polen 10,000 Mann unter dem General von Arnim zur Hilfe, großen Schrecken; denn diese, so hieß es, wären schon im Voraus angewiesen worden, sich wegen ihres rückständigen Soldes im Herzogthume schadlos zu halten. Die Besorgnisse vor den Polen und den waldsteinschen Schaaren zwangen endlich die Stände, auf einem im Juni versammelten Landtag sich der Vertheidigung ihres Landes ernstlich anzunehmen, obgleich das, was sie dafür thaten, die mächtigen Feinde nicht abhalten konnte. Zu den im vergangenen Jahre gezahlten Abgaben, so drückend diese auch schon waren, kam noch eine um fünf Procent erhöhete Hufen- und Vermögenssteuer, die im Laufe des Jahres zwei Mal erhoben werden sollte; denn die Söldner (neunzehn Kompagnien Fußvolk und fünf Kompagnien Reiter) und das aufgebotene Landvolk, (letzteres sollte die Grenzen decken) kosteten jährlich 1,442,790 Gulden; auch wurde die Einübung aller Waffenpflichtigen angeordnet und jede fremde Werbung im Lande untersagt.

Gustav 2. Adolf sah endlich kein anderes Mittel, Polen zum Frieden zu zwingen, als ins Innere dieses Landes einzudringen und dessen Hauptstadt Warschau zu bedrohen. Er brach daher am 19. August mit 15,000 Mann und 40 Kanonen von Dirschau auf, überschritt bei Marienwerder die Weichsel und rückte über Garnsee bis Strasburg, wo er am 27. September eintraf. Koniecpolski, der ebenfalls auf das rechte Ufer der Weichsel übergegangen war, wich aber einer Schlacht aus. Nach Strasburgs Einnahme im Anfange Oktober bezogen die Schweden ihre Winterquartiere im nördlichen Oberlande, die sie später östlich bis Bartenstein und Preußisch-Eilau ausdehnten. Nach der Abreise ihres Königs übernahm wieder Oxenstjerna den Oberbefehl in Preußen. Die Polen bezogen ihre Winterquartiere in den südlichen Gegenden Preußens. Um nun den Rest des Herzogthums, das durch Krankheiten, Pest und Miswachs bedeutend litt, gegen Erpressungen und Lieferungen zu sichern, bewilligte der Kurfürst den Schweden monatlich eine bestimmte Geldsumme; aber auch den Polen musste der Unterhalt für bestimmte Mannschaften zugesagt werden, dann mussten die Stände auch für die regelmäßige Bezahlung ihrer Söldner sorgen, um den übrigen Theil Preußens gegen diese selbst schützen zu können. Täglich wurde aber auch das Verlangen nach einem Frieden dringender. Der Kurfürst hatte wieder die Vermittelung zwischen Polen und Schweden

übernommen. Unterhandlungen, die im Dorfe Honigfelde bei Stuhm am 22. November angeknüpft waren, wurden im Anfange des folgenden Jahres auf dem polnischen Reichstag fortgesetzt. Ueber die den Polen bewilligten Lieferungen einigten sich die Stände auf einem im Januar 1629 einberufenen Landtag dahin, daß sie auch in Geld abgetragen werden konnten; sie waren groß, denn Nichts konnte aus den von den Schweden besetzten Gegenden genommen werden. Sie betrugen von jeder Hufe 24 Mark und 12 Groschen, also beinahe fünfundzwanzig Procent ihres damaligen Werthes, außerdem musste noch jeder polnische Reiter, der in den entfernten Quartieren lag, mit 20 Gulden 8 Groschen verpflegt werden. Auch für die Schweden mussten bestimmte Lieferungen angewiesen werden, doch waren diese viel mäßiger in ihren Forderungen; oft begnügten sich ihre Anführer, wie der Oberst von Klitzing in Deutsch-Eilau, mit dem, was gerade aufgetrieben werden konnte; Oxenstjerna versprach sogar den Königsbergern, ihren Handel nicht zu stören; — doch wurden die hohen Zölle auf der See fort erhoben.

Inzwischen war es im Winter nicht ruhig im Felde geblieben. Um Strasburg zu versorgen, brach Anfangs Februar 1629 der Feldmarschall Hermann Wrangel aus dem Oberlande mit vielen Lebensmitteln dahin auf und verbreitete, nachdem sein Vorhaben gelungen und ein polnisches Korps in der Näh. von Gurzno am 12. geschlagen war, durch einen Einfall in Masowien und durch sein unerwartetes Erscheinen vor Thorn einen solchen Schrecken, selbst in Warschau, wo gerade der Reichstag versammelt war, daß dieser nicht wenig auf die dort gepflogenen Unterhandlungen einwirkte. Lange hatte sich dieser standhaft geweigert, das von Ferdinand 2. seinem Könige angebotene Hilfskorps von 10,000 Mann in Sold zu nehmen, jetzt bewilligte rasch die Furcht die dazu nöthigen Gelder. Diese glaubte auch der Kurfürst zu einem Frieden benutzen zu können, er brachte aber nur einen Waffenstillstand zu Stande, der bis zum 10. Juni dauern sollte.

Am 31. Mai landete Gustav 2. Adolf wieder mit frischen Truppen in Pillau, und nachdem er Lochstädt und Fischhausen zur größern Sicherheit dieses Hafens von der Landseite her besetzt hatte, vereinigte er sich am 20. Juni bei Marienweder mit Wrangel. Kurz vorher, am 16., hatte sich auch Arnim mit Koniecpolski bei Neuenburg vereinigt; Beide überschritten bei Graudenz die Weichsel und drangen gegen Riesenburg vor, wodurch sie die Verbindung des schwedischen Königs mit Marienburg bedrohten. Um sich dieser Gefahr zu entziehen, und die bedrohte Verbindung wieder herzustellen, schickte Gustav 2. Adolf sein Gepäck über Stuhm zurück und marschirte am rechten Ufer der Liebe aufwärts in der Richtung von Honigfelde. Eine vorausgeschickte Abtheilung fand die Feinde schon in Riesenburg, wo es am 26. Juni zum Gefecht, gewöhnlich das auf der Stuhmer Heide genannt, kam; der König stellte die Verbindung mit Marienburg wieder her, in dessen Nähe sich nun beide Heere verschanzten.

Mangel an Sold und Verpflegung, und Uneinigkeiten unter den Heerführern trieben die kaiserlichen Hilfsvölker theils auseinander, theils brachen sie nach dem Deutschen Reiche auf; im Felde fielen später nur kleine Gefechte vor. Aber diese Lauheit im Felde, besonders von Seiten der Polen, deren Magnaten an diesem wesentlich dynastischen Kriege wenig Antheil nahmen, die Mishelligkeiten unter den Verbündeten, der Mangel, der täglich im polnischen Lager fühlbarer wurde, machten besonders Sigismund 3. geneigter als je, zum Frieden, den auch Gustav 2. Adolf wünschen musste, da sich ihm schon lange auf Deutschlands Boden ein Feld für seine kriegerische Thätigkeit zeigte.

Seit dem Jahre 1618 stand das Deutsche Reich unter den Waffen. Ferdinand 2. verfolgte hier rastlos sein Ziel, Unterdrückung der Lehren Luthers und Calvins, und erweiterte Herrschaft seines Hauses. Schon nach wenigen Jahren hatte er Viel, besonders durch Tilly's Waffenglück erreicht. Er war 1623 Herr des Deutschen Nordens geworden. Die dortigen Fürsten wandten ihre Blicke nach Dänemark und Schweden, deren Könige es nicht gleichgültig ansehen konnten, wenn der Kaiser drohend mit gewaffneter Hand an den Küsten der Nord- und Ostsee lagerte; sie mussten sich dem weitern Ausbreiten desselben in Norddeutschland widersetzen. Christiern 4. von Dänemark, zugleich Reichsstand, bot leichtere Bedingungen als Schweden und verbündete sich 1625 in Braunschweig mit den niedersächsischen Fürsten. An dem Abschlusse dieses Bundes hatte Frankreichs großer Minister, der Kardinal Richelieu, insofern Antheil, als er dem dänischen Könige eine Million Livres zu den Kriegskosten zusagte; ihm konnte es nicht gleichgültig sein, daß Oesterreichs Macht sich immer mehr hob, er musste ihr entgegen treten, obgleich durch diese Politik auch der Fortgang der katholischen Interessen leiden musste. Doch der König von Dänemark wurde am 17. August 1626 bei Lutter am Barenberge geschlagen und zum Frieden von Lübeck am 12. Mai 1629 gezwungen. Während dieses Krieges befand sich Georg Wilhelm in der unglücklichsten Lage. Obgleich er für seine kurbrandenburgischen Staaten wiederholt seine Parteilosigkeit erklärt hatte so wurde diese weder von den Dänen, noch von den Verbündeten im Geringsten geachtet, ja, als er die Parteilosigkeit 1627 zu Gunsten des Kaisers faktisch aufgab, gewann er ebenso wenig; denn die kurfürstlichen Länder unterlagen dem härtesten Drucke und allem Uebermuthe der kaiserlichen und ligistischen Kriegsvölker und ihrer Feldherren. Damals trug sogar das österreichische Kabinet dem Kurfürsten einen Tausch an, er sollte Meklenburg für sein Herzogthum Preußen erhalten und dieses dem Deutschen Orden abtreten.

Doch seinen Sieg wollte Ferdinand 2. benutzen; Waldstein musste 1628 Stralsund belagern, dessen Eroberung dem Kaiser das nördliche Deutschland vollständig unterworfen hätte; Stralsund sollte der Haupthafen für die kaiserliche Flotte werden; denn Waldstein war bereits zum Reichs

admiral ernannt worden. Ungeachtet des Friedens wurden die kaiserlichen Heere noch bedeutend vermehrt; sie waren bestimmt, die protestantischen Länder zur katholischen Kirche zurückzuführen, und dazu sollte das Restitutions-Edikt, welches am 6. März 1629 bekannt gemacht wurde, aber auf keinem Reichstage berathen worden ist, den Weg bahnen. Man kann es gleichsam als das Endurtheil eines über ein Jahrhundert geführten Processes betrachten, die Evangelischen wurden verdammt, den Katholiken wurde vollkommen Recht gegeben. Den protestantischen Ständen ward der vieljährige Besitz ihrer eingezogenen Kirchengüter theils entrissen, theils zweifelhaft gemacht, den Reformirten die bisher geduldete Religionsübung genommen; alle mittelbaren seit dem Passauer Vertrag (1552) eingezogenen geistlichen Güter sollten den Katholiken wieder eingeräumt, und alle unmittelbaren geistlichen Stifter, die seit jener Zeit in protestantische Hände gerathen waren, nur mit Katholiken besetzt werden. Die katholischen Stände erhielten in ihren eigenen Gebieten das Recht der Reformation, d. h. abgefallene Unterthanen in den Schoß der katholischen Kirche mit Zwangsmaßregeln zurückzuführen, eingeräumt und nur allein den Anhängern der ungeänderten Augsburgischen Konfession wurde Religionsfreiheit gestattet. Die rücksichtslosesten Exekutionen, zuerst gegen die Schwächeren, begannen, groß war die Gefahr für die protestantische Kirche, und leicht konnte mit Hilfe von zügellosen Söldnerschaaren und einer durch Ränke und Kniffe vielfach bescholtenen Reichsjustiz das Edikt durchgeführt werden. Doch der Wunsch des Kaisers, seinen Sohn zum Römischen König gewählt zu sehen, vereint mit den Verwahrungen von Sachsen und Brandenburg und die Aussicht, zu dem Kriege, den er im Süden führen musste, noch einen in Norden zu erhalten, machten, daß die Vollziehung des Edikts auf vierzig Jahre ausgesetzt wurde; das Haus Oesterreich wollte nur Zeit gewinnen. Ende Juni 1630 landete Gustav 2. Adolf an Pommerns Küste.

Frankreich, das in dem Lübecker Frieden und dessen Folgen nur den Sieg Oesterreichs sah, konnte die Macht dieses Hauses nicht gleichgültig betrachten; die Politik gebot unabläßig einen Wettstreit um ein vorwaltendes Ansehen in Europa. Frankreich fand selbst einen Verbündeten an Papst Urban 8., dem es nicht gleich war, ob Oesterreich nach dem Tode Vincenz 2. Gonzage 1627 in dem Herzogthume Mantua gebot; ihm sowohl, wie den übrigen italienischen Mächten musste ein von Oesterreich-Spanien unabhängiger Fürst lieber in Mantua sein. So trat der Papst selbst in die Schranken gegen diejenige Macht, welche sich die Wiederherstellung des Katholicismus am eifrigsten angelegen sein ließ. Ein österreichisches Heer marschirte 1629 nach Ober-Italien. Richelieu wandte sich an Gustav 2. Adolf.

Schon im Juli 1629 erschien ein französischer Unterhändler, Baron de Charnacé, im schwedischen Hauptquartier. Sigismund 3. machte des Friedens wegen wenige Schwierigkeiten, besonders da ihn Charnacé zu

überreden wusste, daß ihn weder Ferdinand 2., noch der polnische Reichstag länger unterstützen würde; auch mussten ihn die mehrjährigen Feldzüge hinlänglich überzeugt haben, daß er schwerlich je die Krone Schwedens auf sein Haupt werde setzen können; es war daher ein großer Fehler von Seiten des kaiserlichen Kabinets, daß es nicht um jeden Preis die durch Frankreich eingeleiteten Unterhandlungen zu unterbrechen oder zu verhindern suchte. Nächst Frankreich war besonders der Kurfürst von Brandenburg thätig; sein Landhofmeister Andreas von Kreytzen zeichnete sich bei den Unterhandlungen durch eine außerordentliche Thätigkeit und seltene Umsicht aus, später, im September, fand sich auch Thomas Roe, Gesandter Karl 1. von England, ein. Dieser hoffte aus den Unterhandlungen Vortheile für seinen unglücklichen Schwager, den aus der Pfalz und Böhmen vertriebenen Kurfürsten Friedrich 5., zu ziehen. An dem Friedenswerke arbeiteten von polnischer Seite vor Allen Jakob Zadzik, Großkanzler und Bischof von Kulm, und von schwedischer A. Oxenstjerna, Hermann Wrangel und der Oberst Joh. Baner. In dem Dorfe Altmark, zwischen Stuhm und Christburg, besprachen sich am 19. August zuerst die Abgeordneten, und schon am 26. September kam ein Waffenstillstand zu Stande, der sechs Jahre bis zum 1. Juli 1635 dauern sollte und dem Schwedisch-Polnischen Kriege ein Ende machte. Gustav 2. Adolf behielt von den polnischen Eroberungen die Städte Elbing, Tolkemit, Frauenburg und Braunsberg mit ihren Gebieten, den Fischauschen Werder und einen Theil der Frischen Nehrung; im Herzogthum Preußen Pillau, Fischhausen, Lochstädt, den Strand bis an die Kurische Nehrung und diese selbst, dann Stadt und Schloß Memel mit ihrem Gebiete. Für die Einräumung dieser herzoglichen Plätze behielt der Kurfürst Marienburg nebst dem großen Werder, Stuhm und das Danziger Haupt, die zu Polnisch-Preußen gehörten. Ferner ward bestimmt, daß diese theilweise Besetzung des Herzogthums und Polnisch-Preußens durch Schweden und Brandenburg bis zum Ablaufe des Waffenstillstandes, falls nicht früher ein Friedensvertrag zu Stande käme, dauern sollte; würde der Stillstand aber nicht erneuert, so sollten die dem Kurfürsten eingeräumten polnisch-preußischen Städte schon einen Monat früher den Schweden zurückgegeben werden. Sehr schlau wusste Schwedens König Kur Brandenburg in den Stillstand dadurch einzuflechten, daß er es an den Früchten des Sieges theilnehmen ließ und so zum Mitschuldigen am Kriege gegen Polen machte. Es war vorauszusehen, daß Brandenburg das auf Abtretung gegebene Unterpfand nicht so leicht wieder herausgeben werde, und daß nur Schweden mit der Aufkündigung der Hypothek drohen dürfe, um Brandenburg mit sich vereint gegen Polen zu führen. Eine Amnestie für die beiderseitigen Unterthanen war vorzüglich für das herzogliche Preußen wichtig, weil die Polen immer von einer Bestrafung derer sprachen, die der Parteilosigkeit sich schuldig gemacht hatten. Endlich — und dieser Punkt war vorzüglich gegen den Kaiser gerichtet — verpflichteten sich die ab-

schließenden Mächte, auch Danzig, zum gegenseitigen Beistande, wenn etwa eine unter ihnen von einer dritten wegen dieses Vertrages angegriffen werden sollte.

Kardinal Richelieu hatte sein Ziel erreicht, und Gustav 2. Adolf konnte sich den großen europäischen Angelegenheiten, die im Deutschen Reiche ausgefochten wurden, widmen. Der König verließ noch vor Abschluß des Waffenstillstandes, am 13. September, mit einem Theile seines Heeres — er kannte Sigismund 3. Schwäche — Preußen.

Schon lange vor dem Schwedisch-Polnischen Kriege, in den Jahren 1614 und 1624, hatte der schwedische König theils durch eigene Unterhandlungen, theils durch die Generalstaaten, England und Dänemark, aber vergeblich, Versuche gemacht, sich bei den deutschen Angelegenheiten zu betheiligen. Vor Allem hatte er seine Aufmerksamkeit auf die deutschen Seestädte, besonders auf Stralsund, gerichtet; um keinen Preis wollte er den Kaiser festen Fuß an der Ostsee fassen lassen. Schon 1625 sagte er der Stadt seine Hilfe zu, und als sie von Waldstein belagert wurde schickte er Pulver und Mannschaften. Jetzt, nach dem Stillstande von Altmark, sah Gustav 2. Adolf mit Hilfe der katholischen Opposition gegen das siegreiche Oesterreich seinen Wunsch erfüllt; er konnte sein Heer nach Deutschland hinüberführen. Als den Zweck des Bündnisses, welches er mit Frankreich unterhandelte und das am 13. Januar 1631 — er war schon auf dem deutschen Boden — zu Bärwalde in der Neumark als Subsidien-Vertrag abgeschlossen wurde, stellte er bezeichnend genug nur die Herstellung der deutschen Stände in ihren alten Gerechtsamen, die Entfernung der kaiserlichen Truppen, die Sicherheit des Meeres und des Handels dar; der Unterstützung seiner Glaubensgenossen und des Schutzes der Evangelischen wurde nicht gedacht, um es mit Frankreich und dem Papste nicht zu verderben.

Wenn auch alle Heere nach dem Waffenstillstande von Altmark das Herzogthum Preußen verließen, so hörten damit doch noch nicht die Leiden desselben auf. Die unaufhörlichen Lieferungen und Erpressungen, die während vier Jahren unausgesetzt ausgeschrieben oder erzwungen worden waren, hatten eine Armuth *) ohne Gleichen erzeugt, die von verheerenden Krankheiten begleitet war; die Reste der unerschwinglichen Abgaben einzutreiben, war wohl unmöglich; denn der samländische Kreis schuldete für Lieferungen allein noch 431,700, der natangische 774,600 und der oberländische 425,000 Mark. Auch gerieth der Kurfürst darüber bald in Zwistigkeiten mit seinen Ständen, als er zur Ordnung seiner Geldangelegenheiten einen Landtag im August 1632 zusammen rief. Der natangische Kreis berechnete seinen durch den Krieg erlittenen Schaden auf 1,027,900

*) Jede Hufe hatte in den Jahren 1626 bis 1629 durchschnittlich 28 Mark und 14 Schillinge zahlen sollen.

und der oberländische auf 1,289,300 Mark; außerdem hatte das polnische Heer baar 535,000, das schwedische 517,600 und das kurfürstliche 256,600 Mark erhalten und Georg Wilhelm verlangte noch 1,273,900 Mark Vorschüsse zurück. Die Frage war, wer dem Lande den Schaden und dem Kurfürsten seine Auslagen ersetzen sollte. Der Adel wollte sich vergleichen, allein die Städte waren dagegen; sie behaupteten, der Landesherr sei verpflichtet, seine Unterthanen zu schützen und in der Zeit des Friedens für den Krieg zu sparen; — ob sie diesem aber jemals hinreichende Abgaben, selbst für die Zeit des Friedens, bewilligt hatten, daran dachten sie wohl nicht. Der Landtag musste endlich aufgehoben werden.

Inmitten der Kriegsleiden ruheten die Streitigkeiten unter den Geistlichen in Preußen nicht. Es waren theologische Zänkereien rein persönlicher Art; in der Regel stritten die Geistlichen um nichts Wesentliches, verketzerten sich aber gegenseitig mit rastloser Thätigkeit und einer Lieblosigkeit ohne Gleichen, und der Haß der Lutheraner gegen die Reformirten hatte sich noch gesteigert. Selbst in die kurfürstliche Familie war er gedrungen; Anna, die älteste Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich, eine fanatische Lutheranerin, hatte sogar ihrem Sohne, dem reformirten Kurfürsten Georg Wilhelm, das Herzogthum Preußen entziehen wollen; ihr letzter Wille bestimmte, daß sie in Königsberg, wo ihr die Erde unter orthodoxen Lutheranern leichter schien, und nicht in der Mark begraben würde; in ihrer Leichenpredigt sollten die Reformirten widerlegt werden, was denn Dr. Behm gern that, der noch obenein einige Predigten drucken ließ.

Unterdessen war Sigismund 3. am 30. April 1632 gestorben; ihm folgte sein Sohn Wladyslaw 4., der bei der bedrängten Lage, in der er sich Anfangs befand, den Kurfürsten und zwar durch Abgeordnete und gegen das gewöhnliche Verfahren seiner Vorgänger, am 23. März 1633 zu Krakau ohne Schwierigkeiten mit Preußen belehnte, wobei er ihm die Versicherung gab, daß alle Eingriffe der Krone Polen, die sich seit Johann Sigismunds Zeiten eingeschlichen hatten, abgestellt, auch nur in höchst seltenen Fällen Kommissionen nach Preußen gesandt werden sollten; auch sollte jeder preußische Herzog, sobald er sich zur Leistung des Lehnseides bereit erkläre, die Regierung Preußens antreten können.

In demselben Jahre, in dem Sigismund 3. starb, beschloß auch sein großer Gegner Gustav 2. Adolf auf den Feldern von Lützen am 6. November 1632 sein Leben. Dieser hatte den alten Herzog Bogislaw 14. von Pommern am 10. Juli 1630 zu einem Vertrage vermocht, durch welchen er, stürbe er kinderlos, als Ersatz für die zum Schutze seines Landes aufgewendeten Kriegskosten und bis zur vollständigen Erledigung der Nachfolge — die pommerschen Stände hatten für den möglichen Fall des Aussterbens ihrer herzoglichen Familie dem Kurfürsten von Brandenburg gehuldigt — Pommern seiner Obhut und seiner Verwaltung überließ; aber die Berechnung der Kriegskosten war Schwedens Sache.

Pommern sollte dem Schwedenkönig zur festen Operationsbasis für sein weiteres Vordringen im Deutschen Reiche dienen. Welche Schwierigkeiten ihm dabei aber dessen Fürsten entgegensetzten, erkannte Gustav 2. Adolf wohl; er schrieb in die Heimat: „wir sehen, daß die evangelischen Fürsten nicht weiter uns affectionirt sind, als daß sie sich mit unserer Hilfe gegen den Kaiser manteniren wollen, um nachher uns mit Macht und Undank von hinnen zu jagen." Den eigenen Schwager, den Kurfürsten Georg Wilhelm, musste er am 21. Juni 1631 zum Bündnisse zwingen, welches erst nach dem Siege, den Gustav 2. Adolf bei Breitenfeld am 7. September erfocht, inniger wurde, die Angst des Kurfürsten vor den Kaiserlichen hörte seitdem auf; ja, der schwedische König wollte sogar seine Tochter Christine später mit dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm vermählen, wodurch Schweden und dessen Eroberungen mit den brandenburgischen Staaten vereinigt werden sollten. Der Tod des großen Königs im nächsten Jahre war, abgesehen von den allgemeinen Verhältnissen Europas, auch für die brandenburgischen Staaten von unermesslichen Folgen. Ueber Georg Wilhelm erhielt nun bald wieder Schwarzenberg, der einige Zeit von den Geschäften entfernt worden war, größern Einfluß, als er je zuvor gehabt hatte, dieser zog ihn von Neuem in die frühere, für seine Staaten so verderbliche Politik hinein. Der Kurfürst trat nach der Schlacht von Nördlingen, welche die Schweden am 5. September 1634 verloren, und wodurch deren Macht gewaltig erschüttert wurde, dem am 26. Mai 1635 von Sachsens Kurfürsten Johann Georg mit Ferdinand 2. geschlossenen Frieden von Prag am 27. August bei; beide Fürsten gaben dadurch die evangelische Sache ihrerseits ganz auf.

Natürlich war es, daß die politischen Verhältnisse Brandenburgs zu Schweden nicht ohne Einfluß auf das Herzogthum Preußen bleiben konnten. Ferdinand 2. ermunterte die Polen beim Ablaufe des Stillstandes am 11. Juli 1635 zur Fortsetzung des Kampfes; er musste die Macht seiner Feinde, der Schweden, schwächen; dann war Hoffnung da, sie vielleicht gänzlich von deutschem Boden zu entfernen. Aber Schweden wäre gewiß dem Kriege nicht abgeneigt gewesen; es konnte eher in Preußen, als im Deutschen Reiche sich für sein Unglück zu entschädigen hoffen. Anders aber dachten Frankreich, England und die Niederlande; sie brauchten nothwendig Schwedens ungetheilte Macht auf deutschem Boden zur Bekämpfung der östereichisch-spanischen Waffen; sie förderten also die Friedensunterhandlungen zwischen Polen und Schweden gemeinschaftlich mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm. Auch im Herzogthum Preußen war man einem Kriege, der in so naher Aussicht stand, sehr abgeneigt; ja, die Stände baten 1633 den Kurfürsten um eine Assekuration, daß er keine fremden Kriegsvölker ins Land bringen werde. Um aber auf alle Fälle gefaßt zu sein, berief Georg Wilhelm 1635 einen Landtag: er wollte nämlich fünf Regimenter aus der Mark nach Preußen schicken und für diese Geldbewilligungen erhalten. Diese

fielen aber sehr gering aus, woran die Misstimmung und die Uneinigkeit, die zwischen dem Adel und den Städten herrschte, hauptsächlich schuldete. Unterdessen war der König von Polen selbst nach Preußen gekommen, um sich zu überzeugen, ob etwa bei einem Wiederbeginne der Feindseligkeiten von seiner Seite ein Angriff auf Pillau zweckmäßig sei; auch hatten Brandenburg und Schweden sich gegenseitig die sequestrirten Städte abgetreten, was dahin deutete, daß sie den Vertrag von 1629 nicht zu erneuern gedachten, ja, die letztere Macht rüstete sogar ein Heer von 20,000 Mann aus, welches mit dem Ablaufe des Waffenstillstandes nach Preußen übergeführt werden sollte. Aber der Stillstand wurde erneuert; ihn schlossen Graf d'Avaux von französischer, Sir George Douglas von englischer und Markgraf Sigismund von brandenburgischer Seite; für Polen arbeiteten der Kanzler Jakob Zadzik, Christoph Radziwill und Ernst von Dönhoff und für Schweden Graf Peter Brahe, Feldmarschall Hermann Wrangel und Johann Oxenstjerna, Sohn des Kanzlers. Im Stuhmsdorfer Vergleich — nach einem Dorfe in der Nähe von Stuhm genannt — wurde am 12. September der einst zu Altmark 1629 abgeschlossene Waffenstillstand für die nächsten sechsundzwanzig Jahre, also bis zum 11. Juli 1661, verlängert. Schweden gab durch denselben die im Herzogthume und in Polnisch-Preußen besetzten Orte ihren Landesherren zurück. Die polnischen und litauischen Stände verbürgten den Traktat; auch wollten sie den Herzogen von Preußen und Kurland, und den großen polnisch-preußischen Städten keine Schiffsrüstungen in ihren Staaten und Häfen gegen Schweden gestatten.

Durch diesen Vergleich kam Georg Wilhelm wieder in den völligen Besitz seines Herzogthums, doch er brauchte Geld, um drei Regimenter, die wohl mehr gegen die Schweden, als zum Schutze des Landes geworben waren, auszuzahlen und abzudanken; dann wollte er seine Vorschüsse, auch seine Geschenke an angesehene Vermittler zurück haben. Von einem Landtage, der im September 1635 zusammentrat, erhielt er nur weniges Geld; er suchte sich also das fehlende durch größere Seezölle, als sie je Schweden vor Memel und Pillau erhoben hatte, zu verschaffen.

In den widrigen Streitigkeiten des Kurfürsten mit seinen Ständen konnte er stets fester auftreten, was er seinen nähern Verbindungen mit dem Könige von Polen verdankte. Unter den Ständen selbst wurde die Spaltung zwischen dem Adel und den Städten immer größer. Der erstere, der alle Steuern den Städten aufzubürden suchte, schloß sich immer mehr dem Landesfürsten an; er fand an diesem, in dessen Umgebung er lebte, den er allein sah, eine Stütze, und in der vergrößerten Hofhaltung des kurfürstlichen Hauses und in der Vermehrung des stehenden Heeres eine gute Versorgung und allerlei Begünstigungen; wogegen der Bürger, auf sich selbst und seinen Erwerb gewiesen, der Landesherrschaft fremd wurde und in Folge der stärkeren Lasten, die ihm aufgebürdet wurden, allmählig

und beinahe allein die Oppositionspartei auf den Landtagen bildete; ja, es ging so weit, daß Fürst und Adel auf die Zustimmung der Städte zu den Gesetzen weiter keine Rücksicht nahmen, ihre Verwahrungen wenig achteten und sie noch, wo möglich, von den Berathungen auf den Landtagen auszuschließen suchten. Die Regimentsräthe, die mit dem Gouvernement und dem Adel einig waren, widerstrebten ebenfalls und gleichsam planmäßig dem Bürgerstande. So hatte Georg Wilhelm schon die kleinen Städte von Königsberg getrennt und in den letzten Jahren seiner Regierung mit Hilfe des Adels die Vorrechte dieser mächtigen Bürgerschaft beschränkt.

Am 20. März 1637 war in Stettin der alte Bogislaw 14. ohne Erben gestorben, und Brandenburgs altes Recht auf Pommern trat in Kraft. Obgleich der Kurfürst sofort ein Besitzergreifungs-Patent bekannt machte, auch am Anfange des Jahres 1638 vom Kaiser Ferdinand 3. die Belehnung erhielt, wofür er sich enger an die kaiserliche Partei anschloß: so behauptete sich der schwedische Feldmarschall Joh. Baner in Pommern, welches bei den Unterhandlungen, die in dem nächsten Jahre in Hamburg zwischen kaiserlichen und schwedischen Bevollmächtigten stattfanden, unter der Hand Schweden als einstweiliges Unterpfand für die Entschädigungen, auf die es Ansprüche machen könnte, angeboten wurde.

Georg Wilhelm, der am 1. December 1640 in Königsberg starb, hielt sich gewöhnlich, wenn er in Preußen war, auf dem Schlosse Neuhausen in der Nähe jener Stadt auf; an seinem Hofe waren Rohheiten und Trunkenheit einheimisch; auch liebte er die Jagd leidenschaftlich und bezahlte einst während der traurigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges einen Jagdhund mit siebentausend Thalern. Jeder, der ihn zum ersten Male in Neuhausen besuchte, musste zwei silberne Humpen, die in der Form einer Muskete und eines Pulverhorns geformt waren und zusammen 3¼ Quart Wein fassten, in einem Zuge austrinken; bestand er als tapferer Held diese Saufprobe, so wurde er gern gesehen und musste sich mit wenigen Worten in einem Buche verewigen; im entgegengesetzten Falle hatte er Neuhausen sofort zu verlassen. Einige Helden verewigten sich folgender Weise: „Vff Gnädigsten Ihre Churf. Durchlaucht anordnung und Befehl habe ich Vnten Benanter die mir von dem Hauptmann Christoff von Nettelhorst" — er führte den Namen Vollsäufer — „präsentirte Musquet und Pulverflasch zum Wilkom außgetrunken, da dan die zu stark geladene Musquet mir einen solchen stoß gegeben, daß ich in 4 Stunden nicht wiederumb aus dem Bette, darinnen ich gefallen, auffstehen können Zu wahren gezeugniß dessen habe ich meine Hand und nahmen hinter mier verlassen wollen. Zu Newheusen den 4. Januarii 1639. Albrecht v. Kalnein."

„Was bei Abendt Unglück
Ist alle Morgen mein Frühstück.
Bei Präsentirung der Musket und pulverflasche, so ich aus schuldigkeit ausgetrunken. Den 18. May 1640. Hans Ernst von Rippen."

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, von 1640—1688. Geboren am 16. Februar 1620 in Köln a. d. Spree, bekam Friedrich Wilhelm am Hofe seines Vaters nur einen nothdürftigen Unterricht; das Versäumte holte er später in Leyden, wo er sich seit 1634 aufhielt, durch fleißiges Studium und besonders durch die Kenntniß, die er sich vom Zustande der Niederlande, die sich damals schon eines unvergleichlichen innern Gedeihens erfreuten, und durch den Umgang mit unterrichteten Männern nach; in den Niederlanden machte er auch seine ersten Feldzüge an der Seite des tapfern Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, seines nachmaligen Schwiegervaters. Beim Tode seines Vaters befand sich der Kurprinz in Preußen. Als nun Friedrich Wilhelm seine Regierung antrat, fand er Preußen noch von den Leiden früherer Kriege erschöpft, die Marken dagegen glichen einer großen Wüste, deren Bevölkerung durch Hunger und Pest aufgerieben war; überall herrschte bittere Armuth, und jede Spur des Wohlstandes war verschwunden, dabei sah sich der Kurfürst selbst den Gewaltsamkeiten der kriegführenden Mächte jeden Augenblick preisgegeben. „Auf der einen Seite," bemerkte er, „habe ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiser; ich sitze zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen, ob sie mir das meinige lassen oder nehmen wollen." Zuerst musste er wieder Herr in der Mark werden und dann sich ein eigenes Heer schaffen, über das er frei verfügen konnte und das ihm eine gewisse Sicherheit gab; ohne ein Heer konnte er weder seine politischen Verhältnisse ordnen, noch seine Zwecke verfolgen. In den Marken regierte fast unabhängig Graf Schwarzenberg, auch waren die wenigen Regimenter, die in den Festungen lagen, zugleich dem Kaiser vereidet; der junge Kurfürst brachte es bald dahin, daß die Obersten ihre Regimenter auflöseten; und vom Grafen, der seine Macht zusammenbrechen sah, befreite ihn dessen Tod, der schon im März 1641 erfolgte. Binnen Kurzem verfügte der Kurfürst über 3000 Mann, die vom Obersten Konrad von Burgsdorff befehligt wurden; zu ihrer Unterhaltung bewilligten die märkischen Stände ein für allemal 150,000 Thaler.

Nun nicht mehr ganz vom Kaiser abhängig, näherte sich Friedrich Wilhelm Schweden. Er schloß mit dieser Macht am 24. Juli 1641 einen zweijährigen Waffenstillstand, der später stillschweigend bis zum Abschlusse des Westfälischen Friedens verlängert wurde. Nun räumten die schwedischen Truppen bis auf wenige feste Plätze die Marken, und diese blieben bis an das Ende des Krieges 1648 von allen Verheerungen und Drangsalen großentheils befreit. Durch diesen Stillstand hob der Kurfürst von seiner Seite zugleich den Prager Frieden auf, und entzog dem ganzen Nordosten Deutschlands dem kaiserlichen Einflusse. Wesentlich trug dieser Umstand dazu bei, dem langen Kriege endlich ein Ziel zu setzen. Im Westfälischen Frieden, der am 24. Oktober 1648 zu Münster und Osnabrück unterzeichnet wurde, gewann Friedrich Wilhelm Hinter-Pommern

mit dem Bisthume Kamin, dann das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt und Minden, die säkularisirt wurden. So ging Brandenburg aus dem Dreißigjährigen Kriege mit einem vergrößerten Besitze von 525 Quadratmeilen hervor, ohne eigentlich Eroberungen gemacht zu haben, lediglich durch glücklich geführte Unterhandlungen. Dem anhaltenden Bestreben des Kurfürsten verdankten die Reformirten im Deutschen Reiche alle Vortheile der Augsburgischen Konfessionsverwandten, auch daß sie künftig stets unter dem Ausdrucke: Augsburgische Konfessionsverwandte mitbegriffen sein sollten; somit waren sie als eine kirchliche Partei rechtlich anerkannt, was besonders für den Kurfürsten sehr wichtig war, da in seinen Staaten Lutheraner und Reformirte wohnten.

Mit den gedachten Erwerbungen war aber von Seiten Brandenburgs noch nicht Alles geschehen; es musste auch eine Politik verfolgen, welche die allgemeine Lage der Dinge von ihm forderte. Nun war im Westfälischen Frieden den Fürsten des Reichs die Landeshoheit und das Recht der Bündnisse zuerkannt worden, was in Verbindung mit der protestantischen Kirchenform vom Kurfürsten wesentlich behauptet werden musste. Sollte es im Reiche zwei entgegengesetzte religiöse Parteien geben, so mussten sie einander auch das Gleichgewicht halten können und jede fremde Hilfe ausgeschlossen werden. Wie groß war nun nicht der Vortheil für den deutschen Protestantismus, daß eine Macht entstand, die aus eigener Kraft sich vertheidigen konnte! Nach dem, wie sich damals die Verfassung des Deutschen Reichs gestaltet hatte, erlaubte diese ein selbständiges Auftreten unter beiden Gesichtspunkten, des Landesfürstenthums und der Religion, nur musste eine Macht da sein, die im Stande war, es durchzuführen. Diese Macht war Brandenburg.

Die Preußen, die Märker und Klever, die Friedrich Wilhelm beherrschte, waren fast durchweg norddeutschen Ursprunges und protestantischen Glaubens, aber, von einander geographisch geschieden, war unter ihnen kein Zusammenhang, auch lebten sie in provinciellen Ideen; dabei legten ihre Verfassungen ihren Fürsten große Fesseln an. Wollte Friedrich Wilhelm nun eine Stellung im Deutschen Reiche und in Europa einnehmen, so musste er vor Allem die Gewalt und die Vorrechte seiner Stände brechen, um ohne alle Einschränkung die Gesammtkraft seiner Unterthanen zu einem Ziele, Erhöhung der Staatsmacht, zu verwenden. Einen solchen Kampf durfte er nicht scheuen, es galt das Fürstenthum, wie es sich damals in Frankreich, Dänemark und Schweden gestaltete, auch in seinen Staaten durchzuführen; ihn trieb sogar die öffentliche Meinung des Jahrhunderts dazu an. Was ging aber auch mit ständischen Verfassungen verloren, deren Inhaber vor Allem stets nur an ihre Rechte und Vortheile dachten, und diese als ihr Vaterland betrachteten! Die damalige Civilisation ließ aus solchen ständischen Verfassungen keine, die ein allgemeines Interesse beseelte und die das Gesammtvaterland in allen Individuen und deren

Wohl anerkannten, herausschaffen. Der Kampf zur Erlangung der Souverainetät musste also im Herzogthume Preußen eröffnet werden, hier war er, wie vorauszusehen war, nicht nur am unvermeidlichsten, sondern auch am hartnäckigsten Die Souverainetät, die hier erlangt war, konnte der Kurfürst dann auf seine dem Deutschen Reiche angehörigen Länder übertragen. Aus den abgesonderten Provinzen wird ein Staat, der, neu im europäischen Staatensysteme, sich seinen Platz mit klug gehandhabten Waffen erobern, immer schlagfertig dastehen, Deutschland in zwei große Hälften spalten und das alte europäische Staatensystem verändern musste. Um sich in dieser Stellung zu behaupten, war ein stehendes Heer nöthig, das in immer steigender Zahl und Vervollkommnung in jeder Waffengattung erhalten werden musste, was aber ohne unbeschränkte Gewalt nicht hätte geschehen können; zu der bewaffneten Macht musste noch eine ihre Arme gleichmäßig über alle Theile des Staates ausdehnende Beamtenhierarchie kommen. Beide Stützen hatten wiederum in dem neuen Steuersysteme ihre Wurzeln, welches größere Ordnung in die Finanzverwaltung zu bringen, die Abgaben gleichmäßiger zu vertheilen und überall neue Erwerbsquellen dem gesteigerten Geldbedürfnisse zu eröffnen suchen musste.

Auf diesen Grundlagen: Souverainetät, bewaffnete Macht, Beamtenhierarchie und freie Verfügung über die Geldkräfte aller Unterthanen, baute also Friedrich Wilhelm die Macht des preußischen Staates; — er ist ihr Schöpfer geworden.

Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm sich bei dem Tode seines Vaters in Preußen befand. Hier herrschte unter den Ständen — der Landtag war gerade zusammen — heftiger Zwist und große Erbitterung; der Bürgerstand war gegen den Adel aufgebrachter, als je, der ihm immer größere Lasten auflegen, ihn aber auch mehr und mehr von den ständischen Berathschlagungen entfernen wollte. Der Kurfürst suchte jede Partei zu schonen, die Eintracht unter den Ständen herzustellen und die Bürgerschaft zu begütigen; denn die Zwietracht war ihm an der Erlangung der Belehnung, wobei ihm große Schwierigkeiten gemacht wurden, hinderlich, auch brauchte er höchst nöthig Geld; und vor der Belehnung lag die Regierung ganz in den Händen der Regimentsräthe. Dem Kurfürsten war die Verwaltung Preußens erst am 21. April 1641 vom polnischen Kommissarius von Dönhoff übergeben worden, nachdem er sich schriftlich verpflichtet hatte, den Lehnsverträgen durchaus zu genügen und vor der Belehnung selbst den Eid des Gehorsams im Herzogthume nicht zu verlangen. Der Landtag bewilligte ihm einige Abgaben, bei denen aber die Städte offenbar überlastet wurden; denn der Adel hatte es z. B. durchgesetzt, daß der Werth einer Hufe statt wie früher zu hundert Mark (22⅔ Thlr.) nun zu hundert Gulden (33⅓ Thlr.) veranschlagt werden sollte, von der dann ein Procent gesteuert wurde. Am 7. Oktober 1641 erhielt der Kurfürst die Belehnung in Warschau; er musste sich verpflichten, an Polen jährlich 30,000

Gulden und dem Könige selbst von den Seezöllen 100,000 Gulden zu zahlen; dann musste er versprechen, nur an Lutheraner — die Augsburgische Konfession wurde wieder für die allein herrschende im Lande erklärt — und Katholiken die Aemter des Landes zu vergeben und in Pillau und Memel Befehlshaber zu ernennen, die, wenn auch aus dem Adel des Herzogthums genommen, doch dem Könige genehm wären.

Dann wollte auch das theologische Gezänke nicht aufhören. Die königsberger Theologen verketzerten und verlästerten sich unter einander, besonders zogen sie gegen den Dr. Bergius, reformirten Hofprediger, los, der am 11. März 1642 dem verstorbenen Kurfürsten die Leichenpredigt gehalten hatte; sie glaubten, „nun sei das Ende der Welt und das Reich des Antichrists nicht mehr fern"; auch verweigerte das Land, aufgehetzt durch das stete Schimpfen auf die Reformirten, die zu den Kosten des kurfürstlichen Begräbnisses von den Ständen bewilligten Abgaben.

Seit der Belehnung dachte Friedrich Wilhelm nur daran, wie er in Preußen die Souverainetät erlangen könne, doch übereilen wollte er Nichts. Zuerst machte er den Versuch, die ständischen Versammlungen durch eine andere Form zum Vortheile der Landesherrschaft umzugestalten, und dadurch ihren Einfluß zu beschränken und zu hemmen. Er wusste, daß vielen Abgeordneten die Entfernung von ihren Wohnsitzen während der öftern langen Dauer der Landtage höchst unangenehm und zu kostspielig war; er berief daher nur auf kurze Zeit außerordentliche Zusammenkünfte, s. g. Konvokationstage, auf welchen dann auch nur die Gegenstände berathen werden durften, die im Ausschreiben angegeben waren. Weder Beschwerden, noch allgemeine Bewilligungen, die so oft die heftigsten Streitigkeiten veranlasst hatten, konnten dann mehr vorkommen. Anfangs waren die Stände mit der neuen Form zufrieden, als sie aber zur Regel werden sollte und als sie merkten, was dahinter stecke, auch daß keine Aussicht da wäre, je einen ordentlichen Landtag zusammenberufen zu sehen, drangen sie wiederholt auf einen solchen. Ebenso wenig brachten Unterhandlungen, die der Kurfürst mit den einzelnen Ständen führte, ein Ergebniß; diese fühlten wohl, daß sie nur in der Vereinigung stark wären und drangen 1647 und 1648 wiederholt auf ihre Zusammenrufung, von der aber die Regierung Nichts wissen wollte, besonders da sie sich auch gegen den Einmarsch von Truppen, die ohne ständische Zustimmung nicht ins Land kommen durften, erklärt hatten. Aber die ergiebigen Seezölle ließen Friedrich Wilhelm der ständischen Geldbewilligungen füglich entbehren, und reichten jene gerade nicht aus, so half er sich damit, daß einige ständische, der Regierung geneigte Abgeordnete eine Obligation über eine bestimmte Summe auf den ständischen Kredit ausstellen mussten, die dann durch die Regimentsräthe in die Kreise, deren Abgeordnete jene nicht unterzeichnet hatten, geschickt wurden, um die noch fehlenden Unterschriften, die nicht ausblieben, zu sammeln. So wurde die Opposition, die auf allge-

meinen Landtagen wohl hörbar geworden wäre und Anhänger gefunden hätte, unschädlich gemacht und verstummte.

In Polen war Wladyslaw 4. den 20. Mai 1648 gestorben; zu seinem Nachfolger wurde besonders durch die Bemühungen des Kurfürsten der Bruder des Verstorbenen, der Kardinal Johann Kazimir, gewählt, der in der Belehnungsurkunde vom 15. Februar 1649 die persönliche Ableistung des Lehnseides dem jedesmaligen Empfänger des Herzogthums Preußen erließ, sie durch Abgeordnete gestattete, auch den Reformirten die Ausübung ihres Gottesdienstes bewilligte. Die Angriffe, die Polen von Kosaken und Tataren auszustehen hatte, gaben dem Kurfürsten eine gute Gelegenheit, in seinen östlichen Staaten nach Kräften zu rüsten; für die einundzwanzig Kompagnien Kriegsvolk, die er ins Herzogthum brachte, verlangte er von einem außerordentlichen Landtag monatlich 16,740 Thaler. Allein die Stände erklärten, da ihnen der Gegenstand, der zur Berathung kommen solle, nicht vorher bekannt gemacht wäre, könnten sie auf Nichts eingehen; auch bemerkten sie, daß das Land im Falle der Noth sich ja selbst vertheidigen könne. Ein s. g. Konvokationstag mit der Anzeige des Gegenstandes der zur Berathung kommen sollte und der zum 21. Januar 1649 ausgeschrieben war, verlief sehr stürmisch. Zuerst beschwerten sich die Stände über die Gewaltthätigkeiten und Plünderungen, die sich sowohl Officiere als Soldaten erlaubten; sie meinten den Schaden, den sie erlitten, von den künftigen Bewilligungen abzuziehen, dagegen wollten sie von Geldbewilligungen Nichts wissen, also auch nicht darüber berathen. Sie verlangten einen ordentlichen Landtag, der seit 1641 nicht abgehalten sei, und baten Johann Kazimir, ihr Gesuch zu unterstützen; dabei unterließ es aber der Adel nicht, dem Kurfürsten zu bemerken, daß er die Rechte des Bürgerstandes nicht erweitern möge, woraus nur eine Zerrüttung des Ganzen entstehen müsste. Endlich halfen die Regimentsräthe; sie machten den Kurfürsten selbst darauf aufmerksam, wie er ohne einen Landtag von den Ständen Geld auftreiben könne; er solle nur Abgeordnete aus den vier Hauptämtern und wenigen Städten zusammenrufen, durch diese eine Art von Proposition aufsetzen lassen und diese in die Aemter schicken, jene würden dann die Eingesessenen zur Einwilligung und Zahlung anhalten.

So überwand der Kurfürst die Hindernisse, die sich ihm in der Unterhaltung einer stehenden Macht im Herzogthum entgegenstellten; er brachte die nöthigen Geldmittel auf, das Kriegsvolk selbst lieferte Deutschland, wo seit dem Westfälischen Frieden Söldner in Menge sich herumtrieben und leicht zu haben waren. Da nun der Stuhmsdorfer Vergleich keinen Frieden herbeigeführt hatte, so musste dem Kurfürsten Alles daran liegen, ihn zwischen Polen und Schweden zu erhalten; er suchte zu vermitteln und knüpfte deshalb in Lübeck 1652 Unterhandlungen an, die aber fruchtlos blieben. Ein Krieg stand somit in nicht ferner Aussicht. Denn in Schweden legte am 16. Juni 1654 Christine, die Tochter des großen

Gustav 2. Adolf, die Regierung nieder zu Gunsten ihres Vetters, des Grafen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrück, wogegen Johann Kazimir, ein Sohn des Wasa Sigismund 3., der anfänglich die Kronen von Schweden und Polen zusammengetragen hatte, eine Verwahrung einlegte. Für einen Fürsten, wie Karl 10. Gustav, dessen Residenz das Lager und dessen Familie das Heer war, bedurfte es weiter keiner Aufforderung, seine Recht auf den Thron mittelst eines Heeres seinem Gegner, dem König von Polen, zu beweisen, der noch dazu einem ohnmächtigen, von Parteien zerrissenen Reiche vorstand.

Das herzogliche Preußen befand sich gegenüber den beiden Gegnern in einer eigenthümlichen Lage; der Kurfürst wollte weder für Schweden, noch für Polen entschieden Partei nehmen, und zu einer bewaffneten Parteilosigkeit war er offenbar zu schwach; er wollte vor der Hand die Ereignisse abwarten und sich der Macht anschließen, die ihm die meisten Vortheile versprach.

Gleich nach seinem Regierungsantritte schickte Karl 10. Gustav den Grafen Schlippenbach an den Kurfürsten, um diesen für seine Pläne zu gewinnen, auch ihn zur Einräumung von Pillau und Memel zu bewegen, was dieser aber mit seiner Lehnspflicht gegen Polen unvereinbar fand. Erst sah sich Friedrich Wilhelm nach Hilfe bei Oesterreich, Frankreich, den Niederlanden und England um, auch mit Schweden wollte er Alles ausgleichen; dann rüstete er nach Kräften, um sich gegen eine völlige Unterdrückung zu sichern und sich zugleich dem Einflusse fremder Mächte — also auch Polens — zu entziehen. Beim Ausbruche des Krieges zwischen Polen und Schweden konnte Friedrich Wilhelm über 26,000 Mann verfügen, die zur Hälfte aus Fußvolk bestanden und jährlich gegen eine Million Thaler kosteten; um ihre Ausbildung erwarben sich nächst Friedrich Wilhelm die Generale Sparr und Derfflinger die größten Verdienste; Besoldung und Verpflegung waren geregelt, auch herrschte Ordnung und Mannszucht, damit weder Bürger, noch Bauer überlastet würde.

Die Vertheidigung des Herzogthums, deren Leitung dem General Grafen Waldeck übertragen worden war, sollte mit den Ständen, die der Kurfürst zum 18. December 1654 berufen hatte, besprochen werden. Sie zeigten sich sehr bereitwillig. Alle Ritterdienste wurden aufgeboten, auch sollten die Milizen gemustert und bis auf den Nothfall, dann müsse aber Jeder das Gewehr ergreifen, entlassen werden; durch die bewilligten Abgaben hoffte der Kurfürst 100,000 Thaler zu erhalten. Da diese aber nicht einkamen, so erhöhte er die Abgaben eigenmächtig, ohne die Stände zu befragen. Diese hatten ihrem Fürsten gerathen, einen ordentlichen Landtag einzuberufen, von dem er sich viel mehr versprechen könne; dann forderten sie die Anordnung von Buß- und Bettagen und die Entfernung eines Geistlichen, Namens Dreier, dessen Stelle durch einen orthodoxen lutherischen besetzt werden sollte; alsdann hofften sie mit dem allerhöchsten Gott gut

eingerichtet zu sein. So dachten die preußischen Stände weit weniger daran, sich kräftig zu rüsten, als durch lutherisches Eifern Gott zu versöhnen. Die Bußtage wurden angeordnet. Dreier aber nicht entfernt. Nun führte im September 1655 der Kurfürst selbst 8000 Mann nach Preußen, wo mit den einheimischen Rüstungen wohl eine Macht von 28,000 Mann vereinigt wurde; die Bewaffnung der letztern muß aber nicht im besten Zustande gewesen sein; denn die Regimentsräthe hatten im August berichtet: „unsere Armatur und Verfassung allhier ist an allen Enden mangelhaft, aller Mittel blos und mag kaum menschlichen Verstande nach solcher feindlicher Gewalt Blik sustiniren." Gleich darauf schloß Friedrich Wilhelm mit Genehmigung des Königs von Polen am 12. November 1655 zu Marienburg ein Schutzbündniß mit den Ständen von Polnisch-Preußen ab, dem jedoch die großen Städte Danzig und Elbing, trotz der Aufforderung ihres Königs, nicht beitraten; die Stände wollten 4000 Mann stellen, über die der Kurfürst den Befehl erhalten sollte, auch verpflichteten sie sich die brandenburgischen Besatzungen, die in einige Städte gelegt wurden, zu unterhalten. Ein anderes Bündniß dagegen mit Polen kam wegen des Dranges der Ereignisse und weil der polnische Reichstag seine Einwilligung verweigerte, nicht zu Stande, dem Kurfürsten sollte aber auch die Souveränetät im Herzogthume zugestanden werden; — unerwartet und ohne große Opfer hätte er dann seine höchsten Wünsche früh erreicht gesehen.

Indessen hatte der Krieg seinen Anfang genommen. General Wittenberg drang im Juli 1655 von Stettin aus mit 17,000 Mann durch die Neumark in Groß-Polen ein und besetzte Posen. Dem General folgte der König selbst; er vereinigte sich mit Wittenberg bei Konin und besetzte nun 34,000 Mann stark, am 30. August Warschau. Von da drang Karl 10. Gustav nach Krakau vor, welches einigen Widerstand leistete; Feigheit und Verrath hatten ihm fast ganz Polen unterworfen, Johann Kazimir selbst floh nach Schlesien. Das Großfürstenthum Litauen unterwarf sich, um gegen die Russen geschützt zu werden, freiwillig den Schweden; ihm folgte die Ukraine, das ganze polnische Heer war zum schwedischen Könige übergangen.

Der Kurfürst, besorgt, daß ihn der Sieger, der ihm gewiß die vortheilhaftesten Bedingungen zugestanden hätte, wäre er gleich am Anfange des Krieges in ein Bündniß mit ihm getreten, jetzt anders behandeln würde, suchte sich Karl 10. Gustav, der im Sommer 1655 alle Unterhandlungen gänzlich abgebrochen hatte, wieder zu nähern. Dieser war noch im Spätherbste von Krakau über Warschau nach Polnisch-Preußen aufgebrochen, um sich auch dieser Provinz zu bemächtigen; zugleich drang vom Großfürstenthum Litauen aus der General de la Gardie durch das Herzogthum, um sich mit dem Könige zu vereinigen; die mit de la Gardie verbundenen Polen hatten hier während ihres Durchmarsches arg genug gehauset. Ganz Polnisch-Preußen ergab sich den Schweden, nur Danzig

blieb seinem Könige treu. Nun konnte auch das Schicksal des Herzogthums nicht lange mehr zweifelhaft bleiben. Karl 10. Gustav drang durch das Ermland dahin vor, unbekümmert um die Versicherung, er, der Kurfürst, lebe ja mit ihm im Frieden, und um die Vorschläge, die ihm eine Parteilosigkeit verschaffen sollten. Am Ende des Jahres standen die Schweden bei Schippenbeil, von wo sie weiter nach Königsberg, wo sich der Kurfürst aufhielt, vordrangen. Ein Friede war nothwendig. Der König konnte — als Eroberer Polens sah er sich auch als den Oberlehnsherrn Preußens an — die Bedingungen stellen. Widerstand durfte er nicht erwarten; der Kurfürst, um dessen politisches Dasein es sich lediglich handelte, musste jede Bedingung annehmen, und so kam es am 17. Januar 1656 zum Königsberger Vertrag. Der Kurfürst bekannte sich als Vasall der Krone Schweden wegen des Herzogthums Preußen, weil ihn Polen schutzlos gelassen hatte; dann bekam er das Bisthum Ermland mit Ausnahme der Stadt Frauenburg als ein Mannlehn für sich und seine männliche Nachkommen; ferner dadurch in Justiz- und Besteuerungssachen freie Hand, daß keine Appellationen nach Schweden gehen durften und daß er in ökonomischen und dazu gehörigen Sachen von Niemanden gehindert werden sollte. Wahrscheinlich sind die letzten Punkte mit Bedacht vom Kurfürsten ausbedungen worden, um bei seinem letzten Ziel, dem Erstreben der Souveränetät, schon etwas fester im Herzogthume zu stehen. Außerdem wurden noch einige gegenseitige Hilfsleistungen festgesetzt, auch daß die schwedischen Truppen binnen vierundzwanzig Tagen das Herzogthum und das Bisthum räumen sollten. Durch den Aufenthalt der Schweden und Polen hatte übrigens Preußen sehr gelitten; Viehsterben, Hungersnoth und Seuchen stellten sich ein.

Beide Fürsten verlebten mehrere Tage unter Festlichkeiten in Bartenstein, da musste Karl 10. Gustav nach Polen aufbrechen; hier war Alles gegen die Schweden in Folge des Drucks, der von ihnen und den polnischen, in Schwedens Dienste stehenden Kriegern, ausgeübt wurde, im offenen Aufstande. Wenn auch der König siegreich bis Galizien vordrang, so nöthigten ihn doch große Verluste, nach Polnisch-Preußen zurückzukehren, wo er, aber vergebens, Danzig belagerte. Vorzugsweise richtete der König jetzt sein Augenmerk auf Friedrich Wilhelm, der doch nur gezwungen sich mit ihm verbunden hatte und von Ferdinand 3. und mehren Mächten unaufhörlich bearbeitet wurde, sich wieder mit Polen zu vereinigen. Aber der Kurfürst blieb nach dem Rathe Cromwells, sich durch die Verbindung mit dem protestantischen Schweden gegen den Deutschen Kaiser und gegen Polen zu schützen, dem Königsberger Vertrage treu, weil er fürchten musste, daß Johann Kazimir ihm das Ermland abnehmen könnte. Am liebsten wäre er wohl parteilos geblieben, um abzuwarten, wohin er sich ohne die geringste Gefahr und mit dem größten Vortheile wenden könne; keinem Theile wünschte er ein so entschiedenes Uebergewicht, daß er ihn unterdrücken

könne; doch auch umsonst wollte er seine Hilfe nicht hingeben. Bei den Unterhandlungen, die nun Schweden eines Bündnisses wegen mit ihm anknüpfte, gab Friedrich Wilhelm deutlich zu verstehen, daß mit der größern Gefahr, in die er sich Schwedens wegen setze, dieses auch größere Opfer bringen müsse; und es brachte sie. So kam am 15. Juni 1656 der Marienburger Vertrag zu Stande. Beide Mächte sagten sich gegenseitige Hilfe zu; für diese erhielt der Kurfürst die Wojewodschaften Posen, Kalisch, Lenczycz und Sieradz und das Ländchen Wielun, mit voller Souverainetät und ohne irgend ein Abhängigkeitsverhältniß; auch wurde die Lehnsverbindung, in die Preußen durch den Königsberger Vertrag zu Schweden gerathen war, dadurch beträchtlich gelockert und der kurfürstlichen Herrschaft weit mehr Sicherheit und Festigkeit gegeben; jene sollte weder in den Bereich des Deutschen Reiches gezogen, noch einseitig durch den Lehngerichtshof des Oberlehnsherrn entschieden, sondern gütlich durch Schiedsrichter geschlichtet werden. Wie sich diese günstigen Verhältnisse weiter vom Kurfürsten könnten ausbeuten lassen, sollte die Zeit lehren.

Während Friedrich Wilhelm seine auswärtigen Verhältnisse in Bezug auf das Herzogthum durch zwei Verträge sicherte, dachte er auch an die inneren seinen Ständen gegenüber. Zuerst machte er sein Heer vollzählig, dann berief er zum 18. März 1656 einen ordentlichen Landtag. In dem Ausschreiben forderte er, daß die Abgeordneten mit ausreichender Vollmacht erscheinen, sich nur mit den bestimmten Gegenständen beschäftigen und die Berathungen binnen drei Wochen beendigen sollten. Schon der Inhalt der verschiedenen Vollmachten zeigte deutlich, daß die alte Einigkeit dem Fürsten gegenüber einen Stoß erhalten hatte. Der Kurfürst theilte den Ständen mit, wie er zu Königsberg einen Vertrag mit Schweden abgeschlossen habe, ohne dessen Bedingungen zu erwähnen, verlangte aber kraft eines durch denselben erworbenen Rechts, daß die Akcise erhöhet werde, was die Stände auf ein Jahr, obgleich „zuwider ihren wohlhergebrachten Gewohnheiten" bewilligten. Wenn die Stände klagten, daß Preußen 20,000 Mann nicht mehr unterhalten könne, daß dessen Rechte und Freiheiten vielfältig verletzt wären, so geschah es nicht in dem hohen drohenden Tone, der ihnen sonst eigen war; ihre Vorstellungen waren mehr bittend. Auch dagegen, daß der Kurfürst vom 1. Juni an ohne ihre Zuziehung eine Hufen- und Vermögenssteuer ausschrieb, weil die bewilligten Abgaben zur Erhaltung des Heeres nicht hinreichten, machten sie keine Vorstellungen; er beruhigte sie durch eine Assekuration, daß aus dem gegenwärtigen Verfahren für die Zukunft keine Folgen gezogen werden sollten. Als sich nun Johann Kazimir bei den Ständen über den Abschluß des Marienburger Vertrags beschweren wollte, wagten es die Regimentsräthe nicht, jenen das Schreiben vorzulegen, sondern übergaben es dem Kurfürsten, der ihnen von nun aufs Strengste jeden Briefwechsel mit dem

ehemaligen Oberlehnsherrn untersagte; — so stark fühlte sich schon Friedrich Wilhelm seinem frühern Lehnsherrn gegenüber.

Gleich nach dem Abschlusse des Marienburger Vertrags erhielt Karl 10. Gustav die Nachricht, Warschau sei nach neunwöchentlicher Vertheidigung gefallen und das polnische Heer gegen Preußen im Anmarsche. Der schwedische König und der Kurfürst fassten nun bei einer persönlichen Zusammenkunft den Entschluß, gegen dasselbe aufzubrechen, Letzterer, um Preußen vor der Rache der Polen zu schützen, Ersterer, „um den Polen ihren Kompaß zu verrücken." Der Kurfürst vereinigte sich über Plonsk gegen Ende Juli glücklich mit dem schwedischen Heere, welches am Zusammenflusse der Narew und der Weichsel bei Nowydwor ein festes Lager bezogen hatte; von hier rückten beide Heere, ungefähr 30,000 Mann stark — die Brandenburger können auf 16,000 Mann angenommen werden — gegen Praga vor, wo mehr als 40,000 Polen in einer verschanzten Stellung standen, deren linker Flügel, Praga hinter sich, an die Weichsel lehnte, wogegen der rechte gegen Targowek zurückgebogen war. Vorher machten noch beide Fürsten und wahrscheinlich aufrichtig den Versuch, durch die französischen Gesandten d'Avancour und de Lumbres eine Vermittelung mit Polen herbeizuführen, worauf aber dessen König nicht einging; das Schwert musste also entscheiden. So kam es denn am 28., 29. und 30. Juli zu einer dreitägigen Schlacht gegenüber von Warschau, welche die vereinigten Heere gewannen. Am ersten Schlachttage drang der rechte Flügel, den die Schweden bildeten, zwischen der Weichsel und dem Walde von Brudno vor und eröffnete gegen die vor dem linken feindlichen Flügel befindlichen Schanzen ein starkes Feuer; der linke Flügel, die Brandenburger unter ihrem Kurfürsten, dagegen hatten nur kleine Vortheile errungen. Am folgenden Tage sahen die beiden Fürsten, daß der linke feindliche Flügel nur mit den größten Opfern zu überwinden sei; sie beschlossen daher, die rechte Flanke des Feindes, dessen schwächste Seite, anzugreifen; zuerst bemächtigte sich der Kurfürst einer Höhe vor Brudno, die er stark mit Fußvolk und Geschützen besetzte und die das vorliegende Terrain vollständig beherrschte, während hinter ihm weg die Schweden marschirten, doch unter beständigen Angriffen, welche die Polen theils auf diese, theils auf die Brandenburger richteten; die Schweden bildeten jetzt nach vollendeter Bewegung den linken Flügel und hatten Targowek hinter sich, die Brandenburger den rechten. Es war indessen Mittag geworden; bis zum Abende aber wurden beide Heere mehre Male angegriffen, doch schlugen sie die Feinde zurück. Am dritten Schlachttage griff zuerst der Kurfürst die Feinde an, warf sie und nahm die von ihrem Fußvolke verlassene Artillerie, worauf der linke feindliche Flügel die Flucht ergriff und über die Weichselbrücke Warschau zu erreichen suchte. Nun wurde auch der rechte angegriffen; er folgte bald dem linken und suchte sich ebenfalls über die Weichsel zu retten. In der Nacht räumten die Polen Warschau, welches am nächsten Tage die

Verbündeten besetzten. Die brandenburgischen Kriegsvölker, die mit großer Tapferkeit gefochten hatten, führten der Feldmarschall Graf Waldeck, und die Generale von Sparr, Freiherr von Derfflinger, von Kannenberg, von der Golz und von Görtzke.

Der König von Schweden wollte den Sieg benutzen und mit allen Kräften die Geschlagenen verfolgen, dazu war aber der Kurfürst nicht zu bewegen; denn ihm konnte die Vernichtung der polnischen Macht nicht gleichgültig sein. Er gab vor, daß er sich nicht zu weit von Preußen entfernen könne, es bleibe sonst schutzlos allen Einfällen, die von Litauen aus unternommen werden könnten, ausgesetzt. Durch keine Vorstellung ließ er sich bewegen, in die Plane Karl 10. Gustav einzugehen; aber er verdiene für die bei Warschau geleisteten Dienste wohl die Souverainetät über Preußen. Als der Kurfürst seinen Rückmarsch antrat, blieb der schwedische König allein zu schwach gegen die Polen und musste sich ebenfalls zurückziehen. Kaum war der Erstere in seinen Staaten angelangt, so erfuhr er auch schon, daß Gonsiewski, Unterfeldherr von Litauen, mit 20,000 Mann, meistentheils Tataren, sich von Podlachien aus denselben nähere. In den ersten Tagen des Oktober überschritt derselbe die preußischen Grenzen in der Nähe von Lyck. Die rasch zusammengezogenen brandenburgisch-schwedischen Truppen, welche die Generale Ridderskjelm, Graf Waldeck und Fürst Boguslaw Radziwill, ein Verwandter des großen Kurfürsten, befehligten und die kaum 10,000 Mann stark waren, wurden am 8. Oktober bei Prostken angegriffen und nach dem ausdauerndsten Widerstande großentheils zusammengehauen; der Rest derselben vereinigte sich bei Lötzen mit den im Anmarsche begriffenen Schweden unter den Generalen Steenbock und de la Gardie. Die Tataren stürzten sich nun in vielen Schaaren ins Land und verwüsteten es in wenigen Tagen auf die fürchterlichste Weise; sie mordeten Jung und Alt, raubten und plünderten, wo sie hinkamen und was sie fanden, und steckten Städte und Dörfer in Brand. Der ganze Landstrich südlich von Gilgenburg, Passenheim, Drengfurth, Insterburg und Goldapp glich einer Wüste und lag verödet; große Schaaren Gefangene schleppten sie an einander gebunden und an ihre Pferde geschnürt, in ihre Heimat; nur wenige von diesen sahen ihr Vaterland wieder, die meisten wurden nach der Türkei verkauft. Steenbock und Graf Waldeck drangen bald wieder vor und schlugen am 12. Oktober Gonsiewski bei Philippowo, schon auf litauischem Boden; Fürst Radziwill, der bei Prostken gefangen worden war, wurde von ihnen wieder befreit. Kaum hatten die Feinde das Herzogthum verlassen, so raffte eine fürchterliche Pest ihre Bewohner fort; zu ihr gesellten sich Viehseuchen, durch Mangel erzeugt, da so viele Städte und Dörfer niedergebrannt waren und die Aecker in den verheerten Gegenden im nächsten Jahre nicht einmal bestellt werden konnten. Um das Herzogthum gegen ähnliche Einfälle zu schützen, schlossen Abgeordnete des Kurfürsten mit Gonsiewski am 3. November einen Waffenstillstand

auf drei Monate ab, aber schon im Februar des nächsten Jahres fielen große Schaaren Litauer unter Sapieha in die östlichen Gegenden des Herzogthums wieder ein und hauseten ähnlich den Tataren.

Preußens Stände baten demüthig den Kurfürsten, sich mit Polen auszusöhnen. Johann Kazimir hatte nicht unwichtige Anerbieten gemacht, aber auch der schwedische König suchte durch den Grafen Schlippenbach das Bündniß zu erhalten. Diesem antwortete der Kurfürst, wenn er die vom Gegner gemachten Vorschläge nicht von der Hand weise, so geschehe es, weil er darauf rechne, daß ihn Schweden nie verlassen und ihm die Souverainetät über Preußen geben werde. Obgleich sich Karl 10. Gustav schwer entschließen mochte, auf die letzte Forderung einzugehen, auch mit der Drohung, er werde sein Heer aus dem Herzogthume ziehen und den Kurfürsten sich selbst überlassen, Nichts ausrichtete, mußte er sich doch mehr durch seine verzweifelte Lage — ihn bedrängten Polen, Russen, Dänen und Holländer — zum Vertrage von Labiau, der am 20. November 1656 abgeschlossen wurde, entschließen. Schweden bewilligte jetzt dem Kurfürsten die Souverainetät über Preußen und Ermland; beide Mächte, Schweden und Brandenburg, sind ewig verbündet; und erstere entsagt allem Antheil, den sie bisher an den preußischen Seezöllen gehabt. Der Labiauer Vertrag verwandelte mithin den Vasall Schwedens in einen bloßen Verbündeten dieser Macht.

Auch der westliche Theil des Herzogthums Preußen, das s. g. Oberland, hatte Ende 1656 und am Anfange 1657 durch den Krieg zu leiden; denn Johann Kazimir war die Weichsel abwärts gedrungen und hatte sich in Danzig geworfen; doch trieb ihn Karl 10. Gustav wieder nach Polen zurück, wo dieser sich — der Kurfürst hatte seine Truppen vom schwedischen Heere abgerufen, weil er Preußen schützen müsse — mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, vereinigte; aber Beiden wurde es sehr schwer, sich im Königreiche zu behaupten. Der schwedische König musste es bald verlassen, da ihm Dänemark den Krieg angekündigt hatte; er zog Ende Juni mit 6000 Mann, nachdem er starke Besatzungen in Thorn, Marienburg und Elbing zurückgelassen hatte, durch Pommern nach Holstein.

Dieser Krieg veränderte auf ein Mal die ganze Stellung des Kurfürsten, dessen Bemühungen, den schwedischen König mit Johann Kazimir und Frederik 3. von Dänemark auszusöhnen, vergebens gewesen waren. Der polnische König hatte eine bedeutende Hilfe an Kaiser Leopold 1. erhalten, der im Frühjahre 1657 ein Bündniß mit ihm abschloß; auch war es der Kaiser, der vorzugsweise Frederik 3. gegen Schweden aufgereizt hatte. Was blieb nun Friedrich Wilhelm anders übrig, als sich mit Polen zu vergleichen; denn daß sich dieses an ihm rächen würde, konnte er voraussetzen, und zum Widerstande fehlten die Kräfte. Wenn sich auch Polen zur Versöhnung geneigt zeigte, so machte es doch die Bedingung, daß der Kurfürst die Souverainetät über Preußen aufgebe. Doch davon

wollte dieser Nichts wissen, auch wieß er alle Vermittelungen des kaiserlichen Kabinets zurück, welches wohl sah, daß Brandenburg die Macht wäre, die an den Küsten der Ostsee Schweden das Gegengewicht halten konnte, und als es unter allen Umständen den Kurfürsten vom schwedischen Bündnisse getrennt wissen wollte, brachte es auch Johann Kazimir zum Nachgeben. So kam dann am 19. September 1657 der Traktat von Welau zu Stande. Der Kurfürst entsagt seiner Verbindung mit Schweden, wogegen ihm Polen gegen die Zurückgabe des Ermlandes die Souverainetät über das Herzogthum Preußen in dem Umfange, wie es früher polnisches Lehn gewesen war, verleiht; eine allgemeine Amnestie wird von beiden Theilen bewilligt, auch sollen alle Appellationen nach Polen aufhören. Noch an demselben Tage schlossen beide Mächte ein ewiges Bündniß zu ihrer gegenseitigen Unterstützung.

Der Welauer Traktat wurde bei einer persönlichen Zusammenkunft zwischen Friedrich Wilhelm und Johann Kazimir in Bromberg am 6. November feierlich bestätigt, was auch vom polnischen Reichstage am 30. August des nächsten Jahres geschah; der Kurfürst nannte sich von nun an: souverainer Herzog von Preußen. Durch eine gleichfalls in Bromberg abgeschlossene Uebereinkunft erhielt der Kurfürst aus Erkenntlichkeit für die Polen geleisteten und noch zu leistenden Dienste die beiden Herrschaften Lauenburg und Bütow als ein polnisches Lehn, doch mit Erlassung eines Huldigungseides; ferner sollte ihm aus gleichem Grunde für die mit Polen eingegangene Waffengemeinschaft Elbing mit seinem Gebiete, welches die Schweden noch im Besitze hatten, mit voller Hoheit übergeben werden, der Kurfürst musste sich aber verpflichten, es zu jeder Zeit gegen 400,000 Thaler an Polen zurückzugeben; zuletzt wurde ihm als Unterpfand für 120,000 Thaler Hilfsgelder, die er binnen drei Jahren von Polen erhalten sollte, die Starostei Draheim versprochen. *)

Während über den Welauer Traktat unterhandelt wurde, berief Friedrich Wilhelm die Stände auf den 24. September und verlangte von ihnen die Unterhaltung von 5000 Mann, die zum Schutze des Herzogthums nöthig waren; aber nur 2000 Mann konnten sie unterhalten und entschuldigten sich mit der großen Noth des Landes, das völlig verarmt sei. Hier hörten Pest und Viehsterben nicht mehr auf, Menschen und Angespann fehlten, die Aecker zu bestellen; von 117,270 bebauten Hufen wurden nur 20,000 bearbeitet, der Rest lag wüst; in vielen Gegenden

*) Die Starostei Draheim nahm der Kurfürst, da die Polen von ihrer Uebergabe Nichts wissen wollten, ohne Weiteres 1668 in Besitz, wozu er durch die Verpfändungsurkunde vollkommen befugt war. Wegen der Uebergabe Elbings, die die Polen unter allerlei nichtigen Vorwänden verweigerten, erhoben sich ebenfalls Mishelligkeiten, die erst 1698 durch den Sohn des großen Kurfürsten erledigt wurden.

gingen die Steuern kaum zur Hälfte ein. Der Futtermangel war so groß, daß selbst im kurfürstlichen Marstalle einige Pferde verhungerten. „Die Untersaaßen der Aemter," heißt es in einem Berichte der Regimentsräthe vom 1. Jahr 1658 „Adel und Niedere bitten selbst gar beweglich ihre Scheunen und Boden untersuchen zu lassen und was über das kümmerliche Brot und Unterhalt bei ihnen würde gefunden werden, herzunehmen." Dann beschwerten sich die Stände über die vielen Verletzungen ihrer Freiheiten und Privilegien, auch daß Juden und Mennoniten im Lande geduldet würden, was sie Alles als eine Strafe für ihre Sünden ansehen müssten; sie baten aber doch um Aufrechthaltung der ersteren. Auf den Vorschlag des Kurfürsten, einen Ausschuß aus einem kurfürstlichen, einem adeligen und einem städtischen Abgeordneten zu ernennen, der zugleich ermächtigt wäre, die nöthigen Auflagen im Namen der Stände zu bewilligen, wollten diese durchaus nicht eingehen. Dennoch wurden, obgleich selbst die Regimentsräthe dagegen waren, zu den bestehenden Auflagen noch neue ausgeschrieben und deren Eintreibung ernstlich befohlen; zugleich gab der Kurfürst den Ständen, um den allgemeinen Unwillen zu beschwichtigen, eine Verschreibung, daß Alles, was während des Krieges geschehen sei, den Freiheiten und Rechten des Landes nicht zum Nachtheile gereichen solle. Trotz dem erhöhete der Landtagsabschluß vom 23. Oktober wieder die Abgaben und forderte Getreidelieferungen für die Magazine. Wenn nun der Kurfürst dadurch deutlich zu erkennen gab, daß er von den Ständen kaum irgend einen erheblichen Widerstand erwartete, so suchte er seine Macht noch durch die am 15. Oktober geschehene Ernennung des Fürsten Boguslaw Radziwill zum Statthalter von Preußen zu erhöhen, was wesentlich dazu beitrug, die Macht der Regimentsräthe, die sich dem ständischen Einflusse doch nicht zu entziehen wussten, zu brechen; und gleich die erste Verfügung, die der Fürst erhielt — der Kurfürst war nach langer Abwesenheit von Berlin im Herbste 1657 dahin zurückgekehrt — wies ihn an, den Städten Königsberg die Zügel nicht zu sehr schießen zu lassen. Auch diese waren so gesunken, daß der Statthalter selbst den Vorschlag that, die 5000 Thaler, welche die Stadt ein für alle Male statt der Vermögensteuer von einem Procent anbot, anzunehmen, weil er glaubte, daß eine größere Summe nicht aufzutreiben sei. Das damalige Vermögen Königsbergs muss, darnach zu urtheilen, nicht einmal eine halbe Million ausgemacht haben. Aber der Kurfürst nahm wenig Rücksicht auf das Land und dessen Noth, er schickte noch mehr Truppen ins Herzogthum und verlangte neue Abgaben, obgleich Radziwill, der zur Milde und zur Schonung rieth, ihm die Unmöglichkeit vorstellte, jene zu ernähren und diese zu erheben. „Die Truppen, hieß es, wären zur Vertheidigung des Landes da, folglich müsse das Land sie auch unterhalten." Doch ist der Kurfürst mit den damaligen politischen Verhältnissen zu entschuldigen; er konnte die Waffen nicht aus der Hand legen, sondern musste gerüstet dastehen und jedes

Opfer vom Lande verlangen, in dem in den nächsten Jahren Pest und Seuchen Tausende von Menschen und das wenige Vieh, welches noch übrig geblieben war, fortrafften; die gänzlich verarmten Landleute zogen in Schaaren als Bettler nach Königsberg, um hier gegen den Hungertod geschützt zu werden; in einem amtlichen Berichte vom Juli 1659 heißt es: „Wir mögen nun bei diesem allen unsern Ueberschlag machen, wie wir wollen, so kommen wir an das letzte beedes vom Lande und der Soldateska, mit welches es nun schon dahin kommt, da die in ihrem Wehklagen unerhörten Unterthanen schon nicht mehr klagen, sondern viel das ihrige verlassen und mit dem Bettelstab sich nähren, andere von Hunger und unmenschlichen Speisen aufschwellen und hinsterben, einige aus Verzweiflung an sich selbst Hand anlegen, sich erhenken, ersäufen und was das Herzeleides mehr das Land anfüllet, daß der Soldat bei der schärfsten Execution nicht mehr nehmen kann, nunmehr selbst anfängt zu klagen.“ Uebrigens war es schon längst Gebrauch und Befehl, alle rückständigen Abgaben durch Soldaten eintreiben zu lassen.

Die allgemeine Misstimmung steigerte sich noch, als im Sommer 1568 Polen die Stände mit dem Inhalte des Welauer Traktats bekannt machte und zwei Bevollmächtigte ins herzogliche Preußen schickte, um sämmtliche Unterthanen von dem Polen früher geleisteten Eid loszusprechen. Der Kurfürst forderte nun die Huldigung als Souverain von den Ständen, aber von diesen vereinzelt, auch fürchtete er dieserhalb keinen Widerstand, weil er im Allgemeinen die Freiheiten des Landes, „doch nur in so weit sie diesen Pactis nicht zuwider wären“, bestätigt hatte; doch diese Klausel und die Art, wie er die Huldigung forderte, machte die Stände mistrauisch; sie baten, die Gesammtstände gleichzeitig zu versammeln, indem vormals alle Vergleiche, welche das ganze Land betroffen hätten, auch mit Bewilligung sämmtlicher Stände abgeschlossen wären. Unter diesen Umständen, wozu noch eigenmächtig ausgeschriebene Abgaben kommen, auch die Furcht, daß der Krieg leicht wieder Preußen berühren könne, hielt es der Kurfürst für das Angemessenste, von der Forderung des Huldigungseides vor der Hand abzustehen.

Noch waren die Verhandlungen über den Welauer Traktat nicht beendet, da machte der Kurfürst den König von Schweden, wahrscheinlich weil er auch Polen nicht traute, mit seiner schwierigen Lage bekannt; denn eine Annäherung an diese Macht wäre Pflicht gewesen; auch bot er sich zugleich als Friedensvermittler an. Dem Schreiben selbst war ein angeblicher Vertrag beigelegt, der am 22. August im Lager von Wierzbolowo zwischen polnischen und kurfürstlichen Abgeordneten abgeschlossen wäre und Schweden täuschen sollte. Seinem Inhalte nach sollte ein Waffenstillstand Alles in der bisherigen Lage lassen, nur die Brandenburgischen Truppen hätten Polen zu räumen. Karl 10. Gustav, der den Kurfürsten genau kannte, ahnte wohl den Betrug und machte ihm darüber harte Vorwürfe;

nichts desto weniger setzte doch Friedrich Wilhelm seine Verbindung mit ihm fort und versprach, Nichts gegen ihn zu unternehmen; „denn er müsse jetzt mit den Wölfen heulen und absichtlich mancherlei ausstreuen, den einen oder den andern zu befriedigen.“ Gewiß hatte der Kurfürst Alles von dem schwedischen Könige zu fürchten, gegen diesen musste er sich zu schützen suchen; dieser allein konnte ihm schaden, wogegen Polen keine Besorgnisse erregte. Er schloß zu dem Zwecke mit Frederik 3. am 10. November 1657 zu Kopenhagen ein Schutz- und Trutzbündniß, dem im nächsten Jahre, am 9. Februar, ein anderes zu Berlin mit Oesterreich folgte. Der schwedische König, der von Jütland aus über die beiden Belte, die im Februar zugefroren waren, in Seeland eingedrungen war, hatte seinen Gegner am 26. Februar 1658 zum Frieden von Roeskilde gezwungen, aber dennoch setzte er seine Rüstungen fort, die ebenso gut Polen als Preußen gelten konnten; einige Städte Polnisch-Preußens hatten überdies starke schwedische Besatzungen, die oft die westlichen Theile des Herzogthums heimsuchten. Alle Mühe, die der Kurfürst von Neuem verwandte, um Schweden und Polen zum Frieden zu bestimmen, scheiterten an dem starren Sinne Karl 10. Gustav, der im August zum zweiten Male Dänemark überfiel, weil es mit der Vollziehung des Friedens zögerte; jetzt wollte er es vernichten. Ein rascher Entschluß musste von den Verbündeten gefasst und den Dänen geholfen werden; ein Heer brach sofort zu ihrem Beistande auf. Die Brandenburgischen Truppen führte Friedrich Wilhelm selbst, die Oesterreicher Montecuccoli und Polen, die in Schwedisch-Pommern standen, Czarnecki; die Niederländer schickten eine Flotte in die Ostsee. Der Kurfürst eroberte die jütländische Halbinsel, doch nach Fünen konnte er aus Mangel einer Flotte — den kleinen Belt vertheidigte die schwedische — nicht übersetzen. Im Herbste 1659 verließ er die dänischen Staaten, um die Winterquartiere in Schwedisch-Pommern zu beziehen, auch um Stettin, welches von den Kaiserlichen belagert wurde, näher zu sein; ihm lag daran zu wissen, wer es besitzen werde. Zu gleicher Zeit belagerten Polen und Kaiserliche die in Polnisch-Preußen noch von den Schweden besetzt gehaltenen festen Städte.

Die Bemühungen Frankreichs, Englands und der Niederlande, die vergeblichen Versuche des schwedischen Königs, seine Gegner durch vereinzelte Friedensschlüsse zu gewinnen — denn Alle fürchteten ihn und die Drohungen Frankreichs, als Gewährsmann des Westfälischen Friedens, zu Gunsten Schwedens — und endlich die Erschöpfung der Streitenden selbst machten dem Kriege ein Ende. Die Verhandlungen, die im September 1659 in Danzig anfingen und im Kloster Oliva fortgesetzt wurden, führten zu einem Frieden, der trotz des am 6. Februar 1660 erfolgten Todes Karl 10. Gustav, am 10. Mai zum Abschlusse kam; von Brandenburgischer Seite arbeiteten an demselben die Geheimen Räthe von Hoverbeck, von Ostau und von Somnitz. Schweden erklärte die Verträge von Kö-

nigsberg, Marienburg und Labiau für vernichtet und erkannte dadurch stillschweigend den Welauer Traktat an, wogegen Polen den Inhalt dieses und des Bromberger Traktats, also auch die Souverainetät Preußens in allen seinen auswärtigen Beziehungen, bestätigte, anerkannte und bekräftigte. Eine allgemeine Amnestie ertheilten alle Mächte, auch wurden die Verkehrsverhältnisse auf ihren alten Stand zurückgeführt. Dieser Friedensschluß, der die Grundlagen der im siebenzehnten Jahrhundert eintretenden neuen völkerrechtlichen Gestaltung des Ostens und Nordens bildete, war für Brandenburg außerordentlich wichtig; denn Friedrich Wilhelm hatte durch Umsicht, Beharrlichkeit, List und Tapferkeit für seine östlichen Provinzen den Frieden und für sich selbst die allgemeine völkerrechtliche Anerkennung seiner herzoglichen Souverainetät erobert. Daß der Kurfürst nicht noch mehr gewann, z. B. den Besitz Stettins und der Odermündungen, das hatte er Frankreich zu verdanken, welches glaubte, Schwedens Macht gegen Oesterreich aufrecht erhalten zu müssen.

Auch in den letzten Jahren hatten sich die Noth und das allgemeine Elend im Herzogthume nicht gemindert, im Gegentheil noch vermehrt; die Staatskassen waren so leer, daß die Beamten nicht einmal bezahlt werden konnten, aller Handel lag darnieder und gewährte kein Einkommen, die Wenigen, die noch Etwas besaßen, mussten die Abgaben tragen und die Lieferungen aufbringen. Zur Ernährung der im Herzogthume stehenden kaiserlichen und polnischen Kriegsvölker sollten monatlich 15,000 Thaler Fleischgelder aufgebracht werden, außerdem wurde von Königsberg an Roggen, Gerste und Hafer, von jeder Getreideart tausend Last, verlangt. Alle Klagen beantwortete der Kurfürst dahin, daß Alles, was geschähe, nicht zum Nachtheile der Stände gereichen sollte, auch würde er sie sehr gern zusammenrufen, wenn er nur nicht die zu großen Kosten scheute. Königsberg verweigerte standhaft alle Abgaben und Lieferungen; doch der Kurfürst fand es jetzt angemessener, nicht zur Strenge gegen die Stadt zu schreiten, obgleich er seinen Statthalter versicherte, er habe wohl Mittel in Händen, Königsberg zu zwingen.

Zweites Buch.

Von dem Frieden von Oliva bis zur Erhebung des Herzogthums Preußen zum Königreiche von 1660—1701.

Der Friede von Oliva hatte der vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm durch die Welauer und Bromberger Verträge von Polen erworbenen Souverainetät über das Herzogthum Preußen Bestätigung und anerkannte Gewähr gegeben. Zugleich war ein langer Kampf beendet, und der ruhige Zustand, der nun eintrat, machte es dem Kurfürsten möglich, fortan eine Politik zu verfolgen, auf die nicht mehr jeden Augenblick fremdartige Rücksichten einwirken konnten, auch ein Staatswesen auszubilden, wie es durch das allgemeine Verhältniß geboten ward. Da musste aber Alles beseitigt werden, was diesen Plänen entgegenstand; die Verfassungen, die der höchsten Gewalt Fesseln anlegten, mussten gebrochen werden. Von diesen war die stärkste die des Herzogthums Preußen. Der Kanzler desselben konnte den Verordnungen des Landesherrn das Siegel verweigern; die Regimentsräthe verwalteten den Haushalt und die Domainen, und der Landtag, zu dem die Abgeordneten von ihren Kommittenten mit Vollmachten versehen wurden, entschied in allen wichtigen Angelegenheiten. Nachdem nun das wichtigste Hinderniß, das dem Landesherrn entgegenstand, die Einwirkung des Königs von Polen, beseitigt war, galt es als nächste Aufgabe, die äußere Souverainetät durch die innere zu vollenden. Letztere schien dem Kurfürsten so entschieden nothwendig zur Erreichung seiner höhern Staatszwecke, daß er zu ihrer Erlangung jeden nur irgend möglichen Weg einschlug und weder List, noch Gewalt verschmähte. Aber die Stände, die jeden dieser Schritte genau beobachteten, leisteten den kräftigsten Widerstand. Sie wussten recht gut, daß die bisherige Zweiherrschaft ihren großen ständischen Einfluß gesichert hatte und daß die fremde Oberherrlichkeit die festeste Stütze ihrer Freiheiten und Privilegien gewesen war; sie konnten voraussehen, daß ihr Landesherr, nachdem er gegen den äußeren Feind eine stets steigende Macht entwickelt hatte, im Innern nun jeden hemmenden Widerstand zu unterdrücken suchen werde, und daß das Herzogthum aufhören müsse, ein unabhängiger Bestandtheil seiner Staaten zu sein.

Der Friede brachte aber dem Herzogthum keine Erleichterung; die Soldaten blieben im Lande und mussten besoldet und verpflegt werden; wer die Akcise verweigerte, wurde strenge bestraft. Als der Landrath den Kurfürsten bat, die Lasten des Landes zu erleichtern und ihm dieser Schritt verwiesen wurde, war es vergebens, daß er sich auf das Recht, das ihm seit 1605 erlaubte, zusammenzukommen, und darauf berief, daß ihn noch obenein ein Amtseid verpflichte, über die Rechte des Fürsten und des Landes zu wachen; und als sich ihm die Regimentsräthe Ernst von Wallenrodt, Albert von Kalnein, Johann von Kospoth und Wolfgang von Kreytzen anschlossen und sich weigerten, ferner Abgaben für das Militair auszuschreiben, auch sich über den Befehl beschwerten, der erlaubte, daß die Dachpfannen von den Dächern in Ermangelung anderer Gegenstände abgepfändet werden konnten, — da kamen noch strengere Befehle zum Eintreiben von Lieferungen und Abgaben, die fortwährend ausgeschrieben wurden. Vergebens waren alle Bemühungen des Statthalters Radziwill, die Mächtigsten und dem Kurfürsten Geneigtesten unter den Ständen zur Beeidigung der Souverainetät zu bewegen, vergebens waren seine Versprechungen, seine Drohungen mit Entlassung aus den Aemtern; der Adel versammelte sich sehr zahlreich auf dem Altstädtischen Rathhause und die Städte Königsberg wollten Gesandte nach Warschau schicken. Dem Kurfürsten blieb zur Beruhigung des Landes und der Stände nichts Anderes übrig, als zum 28. Mai 1661 die allgemeinen Stände einzuberufen. Daß der Kurfürst die Wichtigkeit dieses Landtages fühlte, geht daraus hervor, daß er seinem ersten und erfahrensten Staatsmann, dem Oberpräsidenten und Geheimen Rath Otto von Schwerin, die Leitung desselben übertrug. Dieser forderte die Anerkennung der vertragsmäßig von Polen erworbenen Souverainetät; dann bemerkte er, wie es gar nicht in den Absichten des Kurfürsten liege, die ständischen Privilegien zu vernichten, aber da er sein stehendes Heer im bisherigen Umfange nicht vermindern könne, was die benachbarten Mächte verböten, so wolle er die Mittel haben, es zu unterhalten; sie — die Stände — möchten nun „wegen der nothwendigen Ausgaben einen solchen bestimmten Entschluß fassen, daß jeder künftig zu Hause bleiben und seine Wirthschaft abwarten könnte.“

Vollkommen verstanden die Stände diese Andeutungen: sie sollten das Steuerbewilligungsrecht, den eigentlichen Nerv der ständischen Macht, aus Händen geben; sie fühlten recht gut, warum es sich handele, wie der Kurfürst die Souverainetät verstehe, und meinten, sie wäre gleich mit willkürlicher Herrschaft; dann war es ihnen schon klar, daß ihrem Landesherrn kein erworbenes Recht und keine Freiheit mehr unantastbar war. Sie wollten sich daher noch nicht des Schutzes der Krone Polen begeben und ihren Eid noch nicht gelöst wissen, „dazu wären polnische Bevöllmächtigte nöthig; dort wollten sie klagen, wenn ihre Privilegien verletzt würden.“ Wenn Schwerin die Stände dadurch zu beruhigen suchte, daß ihre Privi-

legien trotz der Anerkennung der Souverainetät unangetastet bleiben würden, so wollte ihnen das nicht recht einleuchten. Und wenn nun im Allgemeinen der Widerwille im Lande gegen die Souverainetät nicht sehr groß war, was sich besonders in den kleinen Städten bemerkbar machte, in denen kurfürstliche Besatzungen standen, so gab es doch eine der Zahl nach geringe Partei, die zum Widerstande bereit war, sowohl unter dem Adel*) als auch in Königsberg, dem Heerde des damaligen Widerstandes. An der Spitze derselben standen ein General von Kalckstein, dessen Bruder, der Oberst Christian Ludwig auf Knauten, ein Buddenbrock, ein Schlieben und der Schöppenmeister Hieronymus Rhode. Aber gerade dieser Zwiespalt zwischen dem Adel und den großen und kleinen Städten, die ihre Sondervortheile verfolgten, die Leidenschaft, mit der die Opposition verfuhr, selbst das Nichtverschmähen unwürdiger Mittel, erleichterten dem Kurfürsten seinen Plan und ließen denselben gelingen.

Auf Veranlassung der beiden Kalckstein und der Städte Königsberg blieben aber die Stände bei ihrem Vorhaben, Abgeordnete nach Warschau zu schicken, und suchten diesen Schritt beim Kurfürsten zu rechtfertigen. Sie schrieben ihm, daß sie nicht damit einverstanden wären, wenn ihre Privilegien nach neuen Verträgen bestätigt würden, da weder er, noch die Krone Polen, welchen sich das Herzogthum freiwillig unterworfen hätte, ohne ihre — der Stände — Einwilligung Etwas zu verändern im Stande wären; sie hätten daher zu den Welauer und Bromberger Verträgen zugezogen werden müssen. Der Kurfürst bemerkte, wie er während des Krieges die Stände nicht zu den Verträgen habe zuziehen können, es aber jetzt thue; ferner sei eine Bestätigung ihrer Privilegien nicht nöthig, sie kämen ja nicht unter einen fremden Fürsten, sondern blieben bei ihrem Erbfürsten, nur mit dem Unterschiede, daß er jetzt die oberste Herrschaft mit der untern vereinige; von Polen, das sie nie habe schützen können, wären sie ihrer Pflicht entlassen; er rathe ihnen ab, Gesandte nach Warschau zu schicken; auch sei er nicht abgeneigt, ihre Privilegien zu bestätigen. Wenn nun die ständische Opposition wo möglich Polen in den Streit hineinziehen wollte, so dachte sie, daß es nach hergestelltem Frieden die ihm abgedrungene Oberherrlichkeit gern wieder an sich gerissen hätte. Als die Städte aber dennoch nach dem Vorschlage Rhode's Abgeordnete nach Warschau schicken wollten, untersagten es die Regimentsräthe am 17. März 1661 mit der Drohung, daß sie diesen Schritt als Hochverrath ansehen und ihn darnach behandeln würden. Die Regimentsräthe traten aus dem Grunde so dreist auf, weil die Städte nicht mehr ganz einig waren. Die kleinen erklärten sich gegen Königsberg und bestanden darauf, daß dieses nur mit Einer

*) Unter dem Adel erklärte sich zuerst öffentlich für die Anerkennung der Souverainetät ein Freiherr von Eulenburg.

Stimme bei allen ständischen Verhandlungen und Abstimmungen vertreten werden solle; ja, als im Oktober einer verheerenden Pest wegen der Landtag von Königsberg nach Bartenstein verlegt werden musste, wagten es die Regimentsräthe, den Bürgermeister Rhode und den General von Kalckstein von allen ständischen Berathungen auszuschließen. Viele Abgeordnete machten die Leiden des Landes schwankend; sie wollten schon dem Kurfürsten die Souverainetät zugestehen, wenn ihnen nur ihre Privilegien erhalten würden; andere wurden durch die Regimentsräthe gewonnen, selbst die Städte Königsberg riefen Rhode vom Landtage zurück, weil sich die Magistrate des Kneiphofs, der Altstadt und des Löbenichts, das Gericht im letztern Stadttheil und einige Gewerke für die Anerkennung der Souverainetät erklärt hatten. Rhode verlor von diesem Augenblick an bedeutend an Ansehen und wurde dem Kurfürsten weniger gefährlich; denn mit dem Verluste seiner Stellung auf dem Landtage wurde sein Widerstand zur Ungesetzlichkeit.

Endlich brachten es die Regimentsräthe dahin, daß die Stände, obgleich ihre Beschwerden über die Accise und die Militairlasten nicht abgethan waren, sich doch am 16. November zur Anerkennung der Souverainetät bereit erklärten, sobald ihr Landesherr eine ihm vorgelegte Assekuration unterzeichnen würde. Sie verlangten die Bestätigung aller ihrer Freiheiten und Privilegien, wie sie bis dahin wohl noch von keinem Fürsten gefordert worden war; denn die Assekuration enthielt eine Menge staatsrechtlicher Vorschriften, durch welche der Kurfürst in der gesammten Landesverwaltung so beschränkt worden wäre, daß er statt eines besiegten auswärtigen Oberherrn einen noch weit unbequemern einheimischen erhalten haben würde. Der Landesherr sollte z. B. ohne ständische Einwilligung keinen Krieg anfangen, kein Bündniß schließen und keine fremde Truppen ins Land bringen können, die der Krone Polen zu stellenden Hilfsvölker aus dem Ertrage seiner Domainen unterhalten und keine neuen Zölle und sonstige Abgaben einführen dürfen; dann sollte alle zwei Jahre wenigstens ein Landtag, auch ohne eine landesherrliche Erlaubniß, zusammentreten und bei einer Minderjährigkeit ihres Herzogs der König von Polen Vormund sein; endlich wären die Stände, im Fall ihre Rechte und Privilegien verletzt würden, so lange ihres Eides entbunden, bis diese wieder hergestellt sein.

Den Vorschlag, den Schwerin dem Könige machte, die Stände ganz zu beseitigen, hielt dieser für zu gewagt; er wollte lieber Etwas von seinen Ansprüchen aufgeben, Polen gewinnen und selbst nach Preußen kommen, um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Niemand befand sich aber in solcher Verlegenheit, wie die Regimentsräthe, als die Stände ihren Assekurations-Entwurf einreichten; sie hatten als die ersten kurfürstlichen Räthe das Interesse der Landesherrschaft zu vertreten, zugleich aber als die ersten unter den Ständen auch deren Rechte wahrzunehmen. Sie glaubten nun, das Beste wäre wohl, es mit keiner Partei zu verderben, und übersandten

dem Kurfürsten ein s. g. vereinigtes Bedenken — das begründete Gutachten der Gesammtstände — aber ohne den Assekurations-Entwurf und ohne ihr Gutachten, was sie pflichtschuldigst beifügen mussten. Das letztere forderte aber ausdrücklich der Kurfürst; er wolle ihre Ansicht kennen lernen, sie sollten einmal entschieden Partei ergreifen. Die Regimentsräthe, die dieses merkten, glaubten sich nun damit zu helfen, daß sie in der Mitte des December dem Kurfürsten die von ihnen an mehren Stellen im Ausdrucke gemilderte Assekuration zusandten; auch zeigten sie zugleich an, daß die Stände vor Ausfertigung der Assekuration Nichts unternehmen wollten.

Der Kurfürst dagegen ließ den Ständen unter dem Namen eines Landesrecesses den Entwurf einer neuen Verfassung vorlegen. Nach demselben wollte er ihnen ihre Privilegien — auch sollten sie die Mitaufsicht über die Steuern haben — nur in sofern bestätigen, als sie der durch den Welauer Vertrag erlangten Souverainetät nicht entgegen wären; diese betrachtete er wie eine unbeschränkte Herrschaft, nach welcher alles Andere sich richten müsse. Die Stände aber hielten ihre Privilegien für die Hauptsache, die durch keine Verträge leiden könnten; höchstens hätte der Kurfürst die Rechte erworben, die bisher der König von Polen besessen. Konnte er wohl mehr abtreten?

Bei diesem Widerspruch schien eine Ausgleichung unmöglich, täglich stieg die Erbitterung und der Mismuth höher. Die Stände weigerten sich jetzt, auf die neue Verfassung einzugehen, da sie lediglich der Souverainetät und der Landesbeschwerden wegen zusammenberufen worden wären, auch fehlten ihnen die Vollmachten; unmöglich könnten sie ja zum Nachtheile ihrer Nachkommen Rechte aufgeben, die sie von ihren Vorfahren erhalten hätten. Aber die Regimentsräthe glaubten, brächten sie die neue Verfassung zur Berathung auf den Landtag, so würden beide Theile soviel nachgeben, daß eine Vereinbarung zu Stande käme; sie selbst fürchteten, an Macht und Einkünften zu verlieren. Die sonst dem Kurfürsten ziemlich ergebenen Landräthe erklärten sich dagegen, weil der s. g. Landesreceß gegen die Landesordnung und von ausländischen Räthen verfasst und besiegelt wäre. Ein Versuch der Regimentsräthe, Rhode zu gewinnen, mislang; der stützte sich auf sein gutes Recht, welches ihm nicht genommen werden könne.

Nach einer kurzen Vertagung wurden dem Landtage am 12. Januar 1662 bei seinem Zusammentritte zwei Rescripte übergeben. Das erste befahl die Abhaltung eines allgemeinen Bettages, das andere hob die Akcise auf, um der Meinung Eingang zu verschaffen, die Abgaben würden aufhören, und ein drittes in Aussicht gestelltes würde dann die Entlassung des größten Theils des Heeres anzeigen. Hoffte nun der Kurfürst dadurch die Gemüther zu gewinnen, so verdarb er es wieder, indem er von den Ständen eine neue schnell beizutreibende Abgabe verlangte. Waren auch die Landräthe jetzt entschlossen, die neue Regierungsform zu berathen

— selbst ihre Einwendungen wollte Friedrich Wilhelm nicht ungnädig aufnehmen — so wollte der Adel sich darauf nicht einlassen; er verlangte die Loslassung seines Wortführers, des General von Kalckstein, weil man den Proceß gegen ihn gleichsam mit der Exekution angefangen habe. Viele Abgeordnete blieben ganz vom Landtage fort, weil sie glaubten, dann könnten die Verhandlungen nicht fortgesetzt werden; sie waren aber, wollten sie ihr Stimmrecht nicht verlieren, zurückzukehren gezwungen. Am widerspenstigsten zeigte sich Königsberg, wo Rhode die Absendung einer Deputation nach Warschau eifrigst betrieb und wo die Stimmung durch das Verfahren eines Obersten Bellecum täglich gereizter wurde. Dieser befehligte in einer 1656 zur Beschützung des Pregels erbauten Schanze, dem jetzigen Fort Friedrichsburg, und wollte sich, obgleich die Schanze auf kneiphöfischem Grunde angelegt war, alles Land zueignen, was innerhalb der Schußweite seiner Kanonen lag; dann baute er ein Haus, um in demselben den Bierschank zu treiben; auch ließ er auf Bürger feuern, die einen Soldaten, der Straßenraub getrieben hatte, verfolgten. Die Königsberger verlangten nun das Einreißen der Schanze; — denn der Kurfürst habe nicht nöthig, getreue Unterthanen durch eine Citadelle zu bändigen.

Gleich nach der Wiedereröffnung des Landtages hatten die beiden Ober-Stände — die Herrschaft und die Landräthe — und der Adel dem Kurfürsten auf drei Jahre eine Verbrauchssteuer, Accise genannt, die vorzugsweise die Städte traf, bewilligt. Diese beschwerten sich nun, daß es ungesetzlich wäre, wenn zwei Stände — denn gemeinschaftlich müssen die Abgaben bewilligt werden — ohne Zuziehung des dritten über eine Abgabe zu bestimmen hätten, zumal Königsberg nachwies, daß es mit 1,093,000 Mark im Vorschuß sei. Trotz dem befahl der Kurfürst am 24. März die Einführung der Accise für die nächsten drei Jahre, und so lange sollten auch keine anderen Abgaben erhoben werden. Als sich aber dennoch die Städte degegen sträubten und nur von einer Hufensteuer Etwas wissen wollten, die wieder vorzugsweise der Adel zu entrichten hatte, bediente sich der Kurfürst am 1. Juni des ihm aus landesherrlicher Hoheit zustehenden, aber veralteten Komplanations-Rechtes, d. h. er gab, wenn die Stände uneins waren, dem Stande das Uebergewicht, auf dessen Seite er trat. Dadurch, daß er sich für die Accise entschied, vernichtete er den Widerspruch der Stände und — vergrößerte noch obenein die Uneinigkeit unter diesen. Da die Accise in den nächsten drei Jahren 450,000 Thaler eintragen sollte, mussten auch die nothwendigen Bedürfnisse den Luxusartikeln gleich besteuert werden. Schon früher, unterm 11. April, hatte der Kurfürst sich auch scharf über die Beschwerden geäußert, die ihm die Stände vorgelegt hatten; er verwies den Städten ihren Verfolgungseifer und die Einsprache zu Gunsten einiger Verhafteten: in solchen Dingen wäre er allein dem höchsten Richter unterworfen, dem gegenüber er sein Gewissen schon rein zu erhalten wissen werde. Uebrigens versprach er bei

allen wichtigen, Preußen betreffenden Angelegenheiten, die Stände zu Rathe zu ziehen, den Handel zu befördern und das Landrecht durchsehen zu lassen.

Höchst erbittert über die Abweisung der meisten Beschwerden, wurden die Stände noch mehr gereizt, als die Regimentsräthe nur mündlich über diese unterhandeln wollten; die Städte Königsberg — die kleineren hatten die Akcise eingeführt — wandten sich auf Rhode's Rath an Johann Kazimir, den Gewährsmann ihrer Privilegien. Dieser versicherte am 30. Juni den Königsbergern seinen Schutz und erklärte zugleich, daß er nie die Absicht gehabt habe, in eine Schmälerung der preußischen Privilegien zu willigen, belobte noch besonders den Schöppenmeister Rhode und ermahnte ihn, sich durch Nichts in seinen Bestrebungen abschrecken zu lassen. Nun musste der jüngere Rhode in Warschau im Namen der Städte eine Vorstellung übergeben, die damit schloß, daß die Königsberger eher dem Teufel unterthänig werden, als länger unter dem bisherigen Drucke leben wollten. In Königsberg dachte man, sich an vergangene Zeiten erinnernd, an einen Bund mit Polen und entwarf bereits die Eidesformel, durch die sich Jeder zur Wiederherstellung der ehemaligen Verfassung verpflichten musste; doch so weit wollte die Masse der Bürger nicht gehen.

Vor allen Dingen kam es nun darauf an, die Einmischung des Königs von Polen zu beseitigen, die Gesandtschaft der Städte bloszustellen und sie von ihren Vollmachtgebern zu trennen; die Fäden, die zwischen Königsberg und Warschau liefen, mussten zerschnitten werden.

Sobald es also bekannt wurde, daß im Namen der preußischen Städte eine Vorstellung nach Warschau geschickt worden sei, verlangten die Regimentsräthe von den Magisträten zu Königsberg eine Erklärung über ihre Theilnahme; sie sagten sich von dieser förmlich los, was sie dann auch schriftlich erklären mussten. Diese Erklärung übergab von Hoverbeck, der brandenburgische Gesandte am polnischen Hof, am 1. Juli dem Könige, und Rhode stand nun als bloßer Privatmann da; ja, der schwache König versicherte noch obenein, er wisse von Allem, was von der städtischen Opposition geschehen sei, Nichts, und doch hatte er gerade an demselben Tage die angeführte Aufmunterung an die Königsberger erlassen. Doch die Auslieferung des jüngern Rhode verweigerte er. Später, am 20. Juli, verschaffte sich Hoverbeck noch eine Abmahnung vom Könige an die Preußen vor jeder Empörung, auch die Erklärung, daß er an den Verträgen von Welau und Bromberg fest halten werde.

Gerade durch diese Unsicherheit und Schwäche des polnischen Königs entsank der Opposition der Muth, und der Kurfürst glaubte, die Zeit sei da, einen entscheidenden Schritt zu wagen. Zuerst dachte er an die Verhaftung des ältern Rhode, des Hauptes der städtischen Opposition, und seiner Anhänger. Sie war schon mehre Male befohlen, aber da man einen Aufstand fürchtete, war sie weder von den Magisträten, noch von den Gerichten versucht worden. Dagegen zog die Stadt, als kurfürstliche

Truppen in ihre Nähe rückten, ihre Kanonen auf die Wälle. Als sich nun Friedrich Wilhelm entschloß, selbst nach Preußen zu gehen, ward seiner Familie dabei nicht wohl zu Muthe, sie empfahl ihn Gott und seinen Engeln, damit nichts Böses über ihn komme. Am 18. Oktober traf der Kurfürst in Königsberg ein.

Unterm 11. hatte dieser eine Assekuration ausfertigen lassen, in welcher er alle Landesprivilegien bestätigte; er wollte nichts Wichtiges, was auf die preußische Verfassung Bezug hätte, ohne Zuziehung der Stände abthun, sicherte die Rechte der Augsburgischen Konfession als der herrschenden Kirche und wollte alle Beschwerden, die noch nicht beseitigt wären, abstellen. Die Mäßigung, mit der Friedrich Wilhelm verfuhr, seine Nachgiebigkeit in unwesentlichen Punkten und seine Persönlichkeit machten, daß der Widerstand von Tage zu Tage schwächer wurde. Rhode musste nun noch gefangen und entfernt werden; es gelang. Unter dem Vorwande, einen Wagen-Transport durch Königsberg zu geleiten, rückte ein Oberst Hille mit hundert Reitern in die Straße, in der Rhode wohnte; der Transport musste sich festfahren. Kaum war es geschehen, so drang der Oberst in Rhode's Wohnung, der vom Fenster aus Alles ansah, nahm ihn gefangen und brachte ihn eiligst auf das Schloß, welches mit einigen tausend Bewaffneten besetzt war, und dessen Kanonen auf die Stadt gerichtet waren. Die Bürger, die absichtlich an diesem Tage zu einer Berathung auf ihren Rathhäusern versammelt worden waren, erfuhren daher nicht eher die Gefangennehmung Rhode's, als bis sie ausgeführt war. Des Hochverraths für überwiesen erklärt, blieb Rhode in enger Haft, aus der er im folgenden Jahre zu Wasser nach Kolberg, dann nach Küstrin und zuletzt nach Peitz gebracht wurde, wo er, in milder Haft gehalten und, trotzig jede Gnade zurückweisend, nur von der Gerechtigkeit seines Fürsten seine Loslassung erwartete; er starb im Jahre 1678. Nach einem Bericht der Regimentsräthe war Rhode ein Bankeruttirer, der seine zerrütteten Vermögensverhältnisse durch politische Ränke verbessern wollte.

Einige Tage nach Rhode's Verhaftung, am 8. November, wurden die tüchtigsten Schöffen und Bürger und mehre Zünfte der drei Städte Königsberg, welche bisher die Souverainetät nicht hatten anerkennen wollen, versammelt; ihnen stellte der Geheime Rath Friedrich von Jena ernst und versöhnlich vor, sie sollten nachgeben; denn von ihrem Landesherrn könnten sie Alles erwarten, was zum Besten ihrer Städte und ihrer Privilegien wäre. Die Versammelten baten sich acht Tage Bedenkzeit aus, um den Schein einer Ueberredung von sich abzuweisen; dann erkannten sie die Souverainetät an. Seitdem wurde, da die Hauptsache erledigt war, in gemäßigter Weise mit den Ständen über Form und Inhalt der Assekuration, die sie vom Kurfürsten verlangten, verhandelt. Sie bestanden wohl noch immer auf dem von ihnen vorgelegten Entwurf; allein ohne auf diesen Rücksicht zu nehmen, stellte Friedrich Wilhelm eine Assekuration am 24.

November aus, in welcher er nur in allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken die bestehenden Privilegien und Freiheiten des Landes bestätigte, den Ständen die unbeschränkte Uebung der lutherischen Religion zusicherte und zugleich versprach, die Souverainetät in dem Umfange zu üben, als es vom Könige von Polen geschehen sei; doch ohne gerade näher zu bestimmen, wie weit die Theilnahme der Stände an den Regierungsrechten gehe. Der Widerstand, den die Stände dieser Assekuration, die ihnen allerdings viel weniger zusicherte, als sie verlangt hatten, leisteten, verschaffte ihnen eine weit ausgedehntere, als der Kurfürst ursprünglich zu bewilligen geneigt war. In einer Deklaration setzte er Manches deutlicher auseinander, und suchte ihren Argwohn zu heben, indem er erklärte, daß er von treuen, gehorsamen Unterthanen, die nicht gewilligt wären, die Majestätsrechte an sich zu reißen, kein Mistrauen und keinen Widerspruch ferner erwartet habe. Da er zugleich in vielen anderen Punkten nachgab, so näherten sich beide Theile einander, und nach einem zweijährigen Streite kam endlich die Assekuration vom 12. März 1663 zu Stande, eine Abkunft, bei welcher fürstliche und ständische Rechte in eine Art von Gleichgewicht kamen. Zuerst erkannte der Kurfürst an, daß die Stände zu den Verhandlungen, die den Verträgen von Welau und Bromberg voran gegangen wären, hätten zugezogen werden müssen, was er bei ähnlichen Fällen künftig zu thun versprach; ihres bisherigen Eides sollten die Stände durch polnische Kommissarien entlassen werden, die Rechte des Königs und der Republik Polen, die auf ihn — den Kurfürsten — übergegangen wären, wolle er nur den Verträgen und der Landesverfassung gemäß gebrauchen. Dann bestätigte er den Ständen sämmtliche Rechte nnd Privilegien ohne Ausnahme, sicherte dadurch, daß er die Rechte der Reformirten als Augsburgischen Konfessionsverwandten bestätigte und die der Katholiken anerkannte, die Lutheraner gegen alle Gefährdung, versprach auch unparteiische Rechtspflege zu halten, wollte ohne der Stände Rath und Einwilligung wegen des Herzogthums Preußen keinen Krieg anfangen, „außerhalb in casibus necessitatis, als in welchen Wir und unsere Nachkommen unserer getreuen Ständen einrath und Bewilligung nicht erforbern können.“ Ohne Rath und Bewilligung der Stände sollten keine Steuern auferlegt und alle Beschwerden über öffentliche Angelegenheiten bei den Landtagen und bei der preußischen Regierung vorgebracht und vom Kurfürsten entschieden werdeu; alle sechs Jahre sollte ein Landtag zusammen berufen werden; bei jeder Thronveränderung sollte der Nachfolger einen allgemeinen Landtag ausschreiben, dann alle Beschwerden abstellen und die Freiheiten des Landes und dessen Verfassung zu halten versichern. *)

---

*) Den ersten Akt, den Friedrich Wilhelm am 7. Mai 1663 als souverainer Herzog aus höchster Vollkommenheit, Macht und Würde vollzog, war die Erhebung des Geheimen Sekretairs Fabian Kalau unter dem Namen vom Hofe in den Adelstand.

Schließlich bewilligte der Landtag dem Kurfürsten, der sich für dieses Mal des Komplanationsrechts begab, drei Jahre hintereinander jährlich 60,000 Thaler und Königsberg jährlich 33,333⅓ Thaler, wogegen er versprach, bei preußischen Angelegenheiten die preußische Regierung beständig zu Rathe zu ziehen, die zugleich das Recht erhielt, Strafen zu mildern und die Oberaufsicht über das Kammerwesen zu führen; zwölf Schiedsrichter, von denen jeder Theil sechs zu wählen hätte, sollten alle Streitigkeiten zwischen der Landesherrschaft und den Ständen, die auf den Landtagen nicht ausgeglichen werden könnten, entscheiden, einen dreizehnten wollten, um Stimmengleichheit zu hindern, beide Theile gemeinschaftlich ernennen; drei Kirchen sollten die Reformirten erhalten. Ferner wurde bestimmt, wie viele von ihnen bei den Gerichtshöfen und in der Verwaltung von Aemtern angestellt werden könnten; auch die Rechte der Katholiken wurden gesichert und die der Kölmer und Freien bestätigt.

Jetzt blieb nur noch die Bestätigung der Assekuration und des Landtagsabschiedes durch die Krone Polen übrig. Vor den polnischen Kommissarien, dem Unterkanzler Johann Leßczynski und Stephan Wyzdga, Bischof von Ermland, fand in Königsberg am 28. Oktober 1663 die Huldigung statt. Die Preußen erkannten eidlich den Kurfürsten als ihren einigen, wahren und unmittelbaren Oberherrn an und wollten sich durch Nichts, wie solches auch von Menschen erdacht werden möchte, von ihrem Eide abwendig machen lassen. Am folgenden Tage kehrte der Kurfürst in die Mark zurück.

Der 28. Oktober ist für die brandenburgischen und für die deutschen Angelegenheiten ein unendlich wichtiger Tag. Die mit Polen geschlossenen Verträge wurden nunmehr erst eine Wahrheit, und der Einfluß des erstern Reiches musste aufhören. Im Herzogthume selbst blickten Alle wehmüthig zurück und waren besorgt für die Zukunft. Den Adel beschlich die Reue, wenn er gedachte, was er verloren hatte und was seine Standesgenossen in Polen vermochten; die Geistlichkeit grollte, weil sie ihren frühern ungezügelten Verfolgungstrieb gehemmt fühlte; den Städten gefiel ihre eingezwängte Lage nicht. Die ganze Bevölkerung war niedergeschlagen und gebeugt; sie glaubte sich der landesherrlichen Willkür völlig preisgegeben und ihren Wohlstand und ihre Freiheit den kurfürstlichen Soldaten geopfert. Dabei aber übersah sie, was der Staat an Macht und Ansehen, der Einzelne an Sicherheit für seine Person und sein Eigenthum gewonnen hatte. Wenn die preußischen Stände im guten Glauben für ein ererbtes Recht mit Ehren im Kampfe untergingen, so vergaßen sie, daß der, welcher sie besiegte, für ein höheres Recht — das Recht des Lebens und der Zukunft — gegenüber einer in sich zerrütteten und morschen Körperschaft, einer dahin, sterbenden Vergangenheit kämpfte. Die jetzt eingetretene Vereinigung aller Kräfte zwang Viele, nur ihren Erinnerungen zu leben; aber indem sie zugleich Allen eine hoffnungs- und ruhmreiche Zukunft er-

öffnete, bildete sie in Wahrheit eine Brücke zur Krone. Doch mit dem, was der Kurfürst in Betreff der innern Souverainetät gewonnen hatte, war das noch nicht erreicht worden, was er erstrebte und was er seiner Lage nach für nothwendig hielt; von nun an verfuhr er als unumschränkter Herrscher und ohne Rücksicht auf die Rechte der Stände und die von ihm ertheilte Assekuration, ausgenommen wenn die Klugheit oder seine Lage das Gegentheil gebot. Einzelne Zuckungen, wie sie meistentheils nach einem Kampfe auf Leben und Tod vorkommen, blieben nicht aus.

Doch mit dem, was in Preußen gewonnen worden, war der preußisch-brandenburgische Staat noch nicht gestiftet. Er musste sich auf die eigene Kraft stützen; dazu waren zwei Hebel nothwendig: Soldaten und Geld; — ohne letzteres waren die ersten nicht zu unterhalten. Daran fehlte es zwar nicht, man musste nur dem Geldreichthum beizukommen wissen, der durch den auf ganz neue Grundlagen emporgeblühten Geldverkehr, gegenüber der Grundmacht, eine ganz andere Bedeutung erhalten hatte. Die Mittel mussten gefunden werden, ein stehendes Heer zu unterhalten, was aber bei dem Vorwalten landschaftlicher Begriffe ganz unausführbar gewesen wäre. Friedrich Wilhelm sagte den kurmärkischen Ständen, er habe nun einmal die Behauptung seines Landes und Staates in die Waffen gesetzt, er wolle und müsse in Kriegsbereitschaft bleiben, da von allen Seiten ihm Gefahr drohe; ohne Sicherheit des Landes sei an keine Wohlfahrt desselben zu denken. Wenn nun der Kurfürst im Herzogthum in dieser Beziehung einen bedeutenden Schritt gethan hatte, so musste auch in den anderen Landestheilen ein Gleiches geschehen, vorzugsweise mussten die Marken zur Bewilligung größerer Lasten herbeigezogen werden; es musste auch hier eine Umwandlung des bisherigen Steuerwesens vor sich gehen. Hatten die märkischen Stände bis zum Frieden von Oliva ihren Landesherren kräftig unterstützt, so glaubten sie doch, nach dem Frieden bedeutend erleichtert zu werden; allein sie irrten. Unter der Kontribution, die vorzüglich auf den städtischen Grundstücken lastete, litten die Städte so, daß ihr Untergang vor Augen lag; Friedrich Wilhelm machte ihnen daher den Vorschlag, die Kontribution in eine Akcise zu verwandeln, worauf die Städte 1667 bereitwilligst eingingen; nur die Ritterschaft widersprach. Da diese aber schon seit langer Zeit in finanzieller Hinsicht und nach einem festen Betrage von den Städten gesondert war, half ihr Widerspruch Nichts. Da nun die Akcise mehr einbrachte, als veranschlagt war, so war die Veranlassung da, sie auch in den anderen Provinzen einzuführen. Die Folge war eine vollkommene Umwandelung der märkischen Verfassung. Auf einem Konvokationstage 1683 forderten die Stände nicht mehr ein eigentliches Steuerbewilligungsrecht, sondern nur eine berathende Stimme bei der Einführung neuer Steuern. Daher behielt der Adel nur noch eine landschaftliche Bedeutung, und Gerechtsame hauptsächlich nur in Bezug auf seine eigenen Angelegenheiten; er sowohl, als die

Städte hatten von da an ihren alten gesetzlichen Einfluß auf die Gesammtheit der Staatsverwaltung verloren; dagegen gelangte die fürstliche Gewalt in unmittelbaren Besitz der allgemeinen Regierung, sie bekam einen verwaltenden, volksthümlich-wirthschaftlichen Charakter.

Im Herzogthum Preußen ging eine ähnliche politische Entwickelung vor sich.

Hier reichten die vom Lande bewilligten Abgaben selten aus, die Soldaten zu unterhalten, was zur Folge hatte, daß die Unterthanen von diesen aufs Härteste gedrückt, das Eigenthumsrecht vielfältig verletzt und da, wo der kurfürstliche Vortheil im Spiele war, selbst die Rechtshilfe zurückgewiesen wurde. Schon im August 1664 forderte der Kurfürst eine neue Abgabe, und da diese gewöhnlich von den Hufen ausgeschrieben wurde, so machte er den Vorschlag, behufs ihrer Erhebung eine Katastrirung derselben zu veranlassen; allein der Adel, der dann fürchtete, stärker herangezogen zu werden, wollte davon Nichts wissen, die Oberräthe *) dagegen, schlugen eine Verminderung des Heeres vor, als das einzige Mittel, einer Abgabenerhöhung zu entgehen. Friedrich Wilhelm meinte aber, die Einkünfte des Herzogthums müssten einmal dessen Ausgaben bestreiten und dazu helfe eine genaue Rechenlegung über jeden Zweig des landesherrlichen Einkommens, wodurch auch Ordnung und Bestimmtheit ins Finanzwesen kommen musste. Da nun mit dem 1. Juli 1666 die Akcise aufhörte, so war ein Landtag nothwendig, zumal der Kurfürst das zur Anwerbung und Unterhaltung von tausend Reitern nöthige Geld — 115,000 Thaler — verlangte; mit dessen Aufbringung sich die am 10. Februar 1666 versammelten Stände beschäftigen sollten. Sie bewilligten ein doppeltes Kopfgeld und empfahlen ihre Petita (Bitten), die sonst unter gleichen Umständen als Gravamina vorgebracht wurden. Von einem neuen Landtag, der bald darauf am 14. Mai eröffnet wurde, verlangte der Kurfürst 300,000 Gulden, auch empfahl er vorzugsweise die Beibehaltung der Akcise; sie wurde ihm auch für die beiden nächsten Jahre bewilligt. Wenn die Stände aber außerdem baten, die Landmiliz wiederherzustellen, so verriethen sie nur zu sehr ihre Furcht vor dem stehenden Heere, das sie als die Stütze ihres Landesherrn ansahen und das dessen Macht allein aufrecht erhalten könnte. Aber weil die Akcise zur Unterhaltung der Soldaten nicht hinreichte, so berief der Kurfürst zum 25. August 1667 die Stände schon wieder, um von ihnen außer jener jährlich noch 120,000 Thaler und an rückständigen Abgaben 66,000 Thaler zu erhalten; doch sollten sich die Stände auch dieses Mal wieder mit der Aufbringung dieser Summe allein

*) Die Regimentsräthe hatten bereits, da sie nicht mehr Majestätsrechte ausüben konnten und zu kurfürstlichen Beamten herabgedrückt worden, sehr an Macht und Ansehen verloren; die Benennung „Ober-Räthe“ wurde gewöhnlich und ihr Kollegium Regierung genannt.

besaßen; sie sollten also einen bedeutenden Theil ihrer Rechte aufgeben; sie sollten nicht mehr die Auflagen und wie sie am zweckmäßigsten zu erheben wären, feststellen, sondern nur dafür sorgen, daß die verlangten Summen zusammen kämen. Die Landtage mussten so in Förmlichkeiten ausarten.

Unter solchen Verhältnissen konnte die Unzufriedenheit und der Mismuth im Lande nicht ausbleiben, ihm fehlte nur der entschlossene Führer. Er fand sich in der Person des Christian Ludwig von Kalckstein, Amtshauptmanns von Oletzko und Obersten in polnischen Diensten. Schon seit 1661, als er wegen Mishandlungen kurfürstlicher Unterthanen aus seinem Amte Oletzko entfernt wurde, widersprach er kühn und erbittert dem verfassungswidrigen Verfahren des Kurfürsten, drohte auch öffentlich, seinen Landesherrn zu erschießen. Wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, verwandelte der Kurfürst diese Strafe in lebenswierige Gefangenschaft, aus der er auf Fürbitten der zweiten Gemahlin des Kurfürsten Sophie Dorothea entlassen wurde; er hatte Urfehde *) schwören mussen. Das Beispiel wirkte, die Ruhe wurde erhalten, der Kurfürst erhielt, was er verlangte, und schritt nun immer kühner vor. So machte er schon dem im Jahre 1668 berufenen Landtag den Vorschlag, ihm die Accise auf fünf oder sechs Jahre und mit freier Verfügung über ihren Ertrag, gleich zu bewilligen, um die Kosten der häufigen Zusammenkünfte zu ersparen; allein die Stände gingen darauf nicht ein, sondern bewilligten ihm nur die Accise für die beiden nächsten Jahre. Auch der Zwist zwischen den Städten und dem Adel war dem Kurfürsten günstig; beide schoben sich gern die Abgaben zu, die gerade dem andern am drückendsten waren und klagten sich dann gegenseitig an, nicht gemeinschaftlich zum Besten des Landes zu handeln. Friedrich Wilhelm kam nun selbst 1669 nach Preußen und berief zum 3. Mai die Stände, von denen er nicht nur zur Einlösung verpfändeter Domainen, zur Unterhaltung seiner Soldaten und zu den Gesandtschaften neue Abgaben, sondern auch die Fortdauer und Erhöhung der Accise auf so lange, als er ihre Erhebung für nöthig halten werde, forderte; zugleich versprach er die Abstellung aller Beschwerden. Ein allgemeiner Unwille war die Folge. Die Stände wollten von einer allgemeinen Bewilligung für die Soldaten Nichts wissen, auch waren sie der Ansicht, daß die bisherigen Abgaben zur Einlösung der Domainen genügen müssten; allein die Domainen, die eingelöset worden waren, wurden nicht, wie es verfassungsmäßig sein sollte, den Landständen zurückgegeben, sondern als Privatgut des Fürsten einer kurfürstlichen Kammer untergeordnet. Die Stände meinten, nur die schlechte Verwaltung der eingehenden Gelder

---

*) Ein eidliches Versprechen, sich wegen des gegen Jemand geführten Processes an Niemanden zu rächen.

lasse diese nicht ausreichen, daher würden auch die Beamten so schlecht bezahlt, dennoch erhielt Friedrich Wilhelm Das bewilligt, was er verlangt hatte.

Inzwischen machte ihm Kalckstein viel zu schaffen. Dieser war trotz seines Eides, sich ohne kurfürstliche Erlaubniß nicht von seinen Gütern zu entfernen, im März 1670 nach Polen gegangen, wo er am Hofe Michael Wisniowicki's, der am 19. Juni 1669 dem Könige Johann Kazimir *) gefolgt war, den jüngern Rhode, der in sein Vaterland nicht mehr zurückgekehrt war, und zugleich an ihm einen warmen Fürsprecher fand. Sobald der Kurfürst den Aufenthalt Kalcksteins erfahren hatte, verlangte er durch seinen Residenten am polnischen Hofe, Eusebius von Brandt, dessen Auslieferung, die Michael aber verweigerte. Kalckstein, erbittert auf den Kurfürsten, sprach schlecht von ihm und rühmte sich, es noch dahin zu bringen, daß dieser Preußen wieder als ein Lehn von Polen werde annehmen müssen. Friedrich Wilhelm forderte nun dessen Auslieferung als eines meineidigen Verräthers, zu welchem Zwecke Brandt die Proceßakten gegen Kalckstein abschriftlich erhielt, um Michael und die Senatoren mit dessen Verbrechen bekannt zu machen. Doch abermals verweigerte Michael die Auslieferung. Kalckstein wurde nun mit Rhode noch übermüthiger und rühmte sich öffentlich, er werde dem Kurfürsten viel zu schaffen machen; endlich aber musste er sich auf wiederholtes Verlangen Brandts vom Hofe entfernen. Allein als sich der Reichstag in Warschau versammelte, fand sich auch Kalckstein ein und übergab dem Könige und dem Reichstage, zugleich im Namen der preußischen Stände, seine Beschwerden gegen den Kurfürsten, in welchen er um die Befreiung von dem ihnen auferlegten Joche bat. Diese Schrift las nicht allein der Marschall der Landbotenkammer dieser vor, sondern gestattete auch, daß Kalckstein eine äußerst heftige Rede gegen seinen Landesherrn öffentlich ablesen konnte. Nun verlangte Brandt vom Könige, entweder solle er ihn verhören lassen, um zu erfahren, woher Kalckstein seine Vollmacht als Gesandter des Herzogthums Preußen habe, oder ihn ausliefern. Als die darüber abgefaßte Eingabe der Kronreferendarius auf Befehl des Königs eben dem Senate vorlesen wollte, wurde sie ihm von Kalckstein, hinter dem der Unterkanzler steckte, aus der Hand gerissen, während jener seinem Sekretair zurief, er solle Kalckstein eine Ohrfeige geben. Nun las dieser zuerst Brandts Eingabe, dann der Unterkanzler; Letzterer erklärte darauf, die Sache gehöre nicht vor den Reichstag, sondern vor das Gericht. Nach diesem Auftritte forderte im Oktober zum dritten Male Friedrich Wilhelm die Auslieferung Kalcksteins als dem Völkerrechte und den Verträgen gemäß; auch legte Brandt dem Könige eine Erklärung der preußischen Stände

*) Johann Kazimir, der letzte Wasa auf dem polnischen Throne, hatte 1668 die Krone niedergelegt; er starb drei Jahre darauf in Frankreich.

vor, daß es ihnen nie in den Sinn gekommen, dem Kalkstein solche Aufträge zu geben. Dieser wiederholte aber seine Angabe und wies eine von ihm erdichtete Bestätigung als Bevollmächtigter der preußischen Stände vor. Der König verweigerte nochmals seine Auslieferung, da Preußen während ihres Aufenthalts in Polen dieselben Rechte wie Eingeborene genössen, auch er Niemand ohne Urtheil und Recht gefangen setzen könne. Kalckstein schützten nicht allein die Großen des Reichs, ihn schützte auch die mächtige Geistlichkeit; denn er war zur katholischen Kirche übergetreten. Auf eine Auslieferung desselben war nicht mehr zu rechnen, das stand fest; da beschloß Brandt, sich seiner zu bemächtigen. Er bediente sich dazu eines Hauptmanns Montgomery, der, wie dies in Warschau üblich war, mit einigen dreißig Dragonern der Gesandtschaft beigegeben war. Kalckstein, der mit Brandt von Preußen her befreundet war, besuchte diesen öfter, was er dreist thun konnte, da er einen königlichen Schutzbrief erhalten hatte. Bei einem Besuche nun am 30. November wurde Kalckstein von dem Hauptmann und dessen Dragonern gebunden, geknebelt, in eine Tapete gewickelt und in einem verschlossenen Wagen aus Warschau und über die Grenze gebracht. Kaum war die Wegschleppung Kalcksteins in der Hauptstadt bekannt geworden, so fiel gleich der Verdacht auf Brandt; der wollte davon Nichts wissen, was ihm aber Niemand glaubte. Die Erbitterung gegen Brandt stieg täglich höher, und schon war der Befehl gegeben, ihn festzunehmen, als er sich noch rettete.

Auf das Verlangen Michaels, daß Kalckstein nach Warschau zurückgeschickt werde, wollte der Kurfürst nicht eingehen, auch leugnete er, Etwas davon zu wissen, wie er über die Grenze gebracht sei. Einer Gesandtschaft, die ihm mit dem genauen Hergang bekannt machen, auch Kalcksteins Auslieferung verlangen sollte, erwiederte er im höchsten Grade aufgebracht, die Polen sollten den Kalckstein zurück erhalten, aber geköpft; er habe die Abführung zwar nicht befohlen, werde aber die Thäter nicht strafen, weil sie recht gehandelt hätten. Doch bei ruhiger Ueberlegung fand es der Kurfürst besser, die Polen nicht zu sehr zu reizen; der Gesandte wurde also mit allerlei freundlichen Versicherungen und entschuldigenden Ableugnungen entlassen. Montgomery, öffentlich vorgeladen, bekam, nachdem er reichlich belohnt worden war, einen Wink, sich irgendwo zu verbergen, Brandt wurde nach Küstrin vor einem dort niedergesetzten Gerichte geladen, und als er nicht erschien, in contumaciam verbannt und zum Verluste seiner Güter — doch nur scheinbar — verurtheilt; nach zwei Jahren kehrte Brandt an den Hof zurück, wurde reichlich beschenkt und stieg zu den höchsten Würden empor.

Kalckstein war nach Memel gebracht worden, wo eine Untersuchung gegen ihn vom Ober-Burggrafen und dem Hofgerichte geführt wurde; da aber kein Ergebniß zum Vorschein kommen wollte, so erschien eine Kommission aus der Mark, die in Verbindung mit preußischen Richtern den

Proceß übernahm, was gegen die Landesgesetze war, da Kalckstein, als preußischer Edelmann, in Kriminalsachen nur vom Hof-Halsgerichte *) verurtheilt werden konnte. Die Kommissarien handelten nach einer besondern Vorschrift, machten mit der Tortur den Anfang und als, diese ein schuldiges Bekenntniß geliefert hatte, verurtheilten sie Kalckstein zum Tode, baten aber, ihn Zeitlebens in engem Gewahrsam zu halten, was zurückgewiesen wurde. Nun verurtheilte ein Theil der Kommission, der aus dem Ober-Burggrafen von Kalnein, dem Hofrichter von Kreytzen und den Hauptleuten von Lesgewang, von Wegner und von Schimmelpfennig bestand, Kalckstein als einen Eidbrüchigen, Fälscher und Hochverräther zum Tode mit dem Schwerte und zum Verluste seiner Güter. Gelassen ging Kalckstein zum Tode; er wurde am 8. November 1672 enthauptet. Seine Erben erhielten vom Nachfolger des großen Kurfürsten ihre Güter zurück.

Die offene Verletzung des Völkerrechts, die sich Brandt auf höhern Befehl erlaubte, kann durchaus nicht gebilligt werden, ebenso wenig das Leugnen und die Unwahrheiten seines Landesherrn, durch welche er Kalcksteins Entführung entschuldigen wollte. Was soll man aber über die richterlichen Komödien gegen Montgomery und Brandt sagen? Jedermann musste völlig davon überzeugt sein, daß Beide nur Werkzeuge des Kurfürsten gewesen waren. Kalcksteins Proceß wurde unregelmäßig geführt und das Urtheil ist, da seine Schuld auch auf einem gesetzmäßigen Wege hätte ermittelt werden können, ein Justizmord, mag Kalckstein auch noch so schuldig gewesen sein. Er handelte einmal strafbar, doch kann das Verfahren des Kurfürsten durchaus nicht vertheidigt werden, wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß das Herzogthum Preußen gern unter polnische Hoheit zurückgekehrt wäre und daß der größte Theil des Adels so dachte, wie Kalckstein handelte. Die Stände erklärten dem Kurfürsten offen, Kalcksteins Proceß sei verdreht worden; bestraft hätte er werden können aber ungesetzlich sei das Verfahren gegen ihn gewesen, ganz gegen das Verfahren, wie es nach den Landesgesetzen stattfinden sollte.

Während das geschah, schritt der Kurfürst immer dreister gegen die Stände vor.

Noch vor der Eröffnung des Landtages 1670 machten die Oberräthe oder die preußische Regierung den Kurfürsten darauf aufmerksam, daß die Stände für seine Kriegsvölker schwerlich besondere Abgaben bewilligen würden, um nicht die Nothwendigkeit ihrer Unterhaltung anzuerkennen; lieber würden sie ihm diese zum freien Gebrauch überlassen. Auch baten sie, die dem Lande ertheilten Assekurationen genauer zu halten und

---

*) Das Hof-Halsgericht, welches bald nach der Erlangung der Souverainetät errichtet wurde, urtheilte über alle Kriminalverbrechen, die im Herzogthume vorfielen. Jeder Verbrecher, der losgesprochen wurde, musste einen Eid leisten, daß er seine Lossprechung nicht durch Bestechung erhalten habe.

bei jeder streitigen Sache den gewöhnlichen Gang Rechtens einzuschlagen. Der Kurfürst forderte entweder die Fortdauer der Akcise oder die Aufbringung hinreichender Abgaben, um die Kriegsvölker zu unterhalten. *) Auf alle gerechten Beschwerden aber, ohne deren Abstellung die Stände keine Abgaben bewilligen wollten, erhielten diese keine zufriedenstellende Antwort. Nun verlangte sogar die kurfürstliche Kammer alle seit dem Jahre 1612 von den Oberräthen verpfändeten Domainen zurück, weil die Kontrakte darüber vom Landesherrn nicht unterzeichnet wären, während kein Gesetz ihre Verpfändung untersagt hatte und die Oberräthe rechtskräftig nach den Gesetzen des Landes alle Majestätsrechte ausüben konnten; ein neuer gewaltsamer Akt. Die Untersuchung über die Verpfändung wurde nun von fremden Kommissarien geführt, die wieder Alles nach eigenem Gutdünken entschieden und sogleich mit der Exekution bei der Hand waren. Umsonst war die Bitte der Stände, ihr Landesherr möge sich in Sachen seines Eigenthums den Gesetzen, wie der Privatmann, unterwerfen. Der Kurfürst blieb dabei, daß er nur die Kontrakte werde gelten lassen, die er selbst unterzeichnet habe, und was mit Bezugnahme auf seine Assekuration bemerkt sei, „so möchten sie diese nicht gegen die Wohlfahrt des Staates misdeuten und ihn zwingen, bis eine Abgabe bewilligt sei, das Nothwendige zu bestimmen.“ Sein Recht, die Unterthanen eigenmächtig zu besteuern, begründete er mit der Sophistik, daß die, welche keine gewöhnlichen Abgaben erlegen dürften, doch nicht von außerordentlichen befreit wären. Von nun an waren alle Bemühungen der Oberräthe und jede Bereitwilligkeit der Stände, den Forderungen ihres Landesherrn zu genügen, vergeblich; nach Willkür wollte der Kurfürst das Besteuerungsrecht üben.

Als dieser nun im März 1671, angeblich durch Noth gezwungen, unbewilligte Steuern erhob, sagten ihm die Stände, „wenn er sich eines vorgeschützten, aber ihnen unbekannten Nothfalles berechtigt halte, ihr Vermögen zu beschatzen, so hätten sie keinen freien Willen mehr, dann wären sie auch nicht mehr Herr ihres Eigenthums“ baten sie, er solle den Lauf der Rechtspflege nicht mehr durch Rescripte hindern, Niemanden widerrechtlich vor erfolgtem Urtheil aus seinem Besitze setzen, das Münzrecht nicht als Finanzunternehmung betreiben u. dgl. Vergebens waren die Stände in einigen Punkten nachgebend, vergebens die gemäßigten Vorschläge der Oberräthe, welche, ohne offenbare Ungerechtigkeit zu üben, nicht verweigert werden konnten; — der Kurfürst ließ sich auf Nichts ein. Als er nun im Mai 120,000 Thaler verlangte, die Stände sich sträubten, viele Mitglieder den Landtag verlassen wollten, weil ihre Vollmachten zur Bewilligung jener Summe ungenügend wären, wurde der Landtag zwar bis zum 24. Juni geschlossen; dann aber forderte der Kurfürst den Ab-

---

*) Damals erhielt das Militair eine Entschädigung für die Wohnung, die es sich selbst miethen musste; sie führte den Namen: Servis.

geordneten ihre Vollmachten und ihre Verhaltungsbefehle, die sie nur zur eigenen Notiz von ihren Kommittenten erhielten, versiegelt ab, und daß sie ohne weitere Verhandlungen seine Geldforderungen, die immer höher stiegen, bewilligen sollten. Vergebens bat die Regierung, er möge das Land wenigstens von dem Drucke seiner Kommissarien befreien und überall den Weg Rechtens einschlagen, was durch oberflächliche Versicherungen, daß er stets Gerechtigkeit geübt habe und üben werden, abgewiesen wurde.

Im September bewilligten die Stände die Akcise auf zwei folgende Jahre, da diese aber nicht zur Bestreitung der Ausgaben hinreichte, so wurden auf Befehl des Kurfürsten am 30. Oktober die bürgerlichen Grundeigenthümer, die Kölmer und Freien, einer unbewilligten Abgabe unterworfen, obgleich er am 7. September durch eine Assekuration sich verpflichtet hatte, in den nächsten beiden Jahren außer der Akcise keine anderen Abgaben zu fordern. Doch auch im Januar 1672 handelte Friedrich Wilhelm dagegen. Er erinnerte sich zwar, was er den Ständen zugesagt habe, ohne ihre Einwilligung keine Abgaben auszuschreiben; allein da es auf den Landtagen langsam hergehe, so verlange er sogleich die Werbekosten und den Unterhalt für 4000 Mann, die er den Polen gegen die Türken zur Hilfe schicken müsse. Der Statthalter, seit dem Tode Radziwills 1669, Herzog Ernst Boguslaw von Croy-Arschott und die Oberräthe sollten die nöthigen Abgaben ausschreiben, ohne daß dieses Verfahren dem Lande zu irgend einem Nachtheile gereichen sollte; ihr Ausschreiben wurde zugleich dem engern Ausschusse der Stände — so wurde jetzt der Landrath oder das Koncilium genannt — angezeigt, der diese in den Hintergrund drängen sollte. Doch die Regierung schützte Miswachs vor und verlangte die Zusammenberufung eines Landtags zum 18. Februar. Außer einem Kopfgelde verlangte der Kurfürst noch monatliche Kontributionen und für die Magazine Getreidelieferungen; alle Vorstellungen dagegen halfen Nichts, auf keine Noth des Landes wurde die geringste Rücksicht genommen. Aber kaum hatten die Stände das Geforderte bewilligt, so verlangte Friedrich Wilhelm im März eine Hufensteuer; denn er brauche für seine Kriegsvölker 263,900 Thaler, und obgleich er den Zustand seines Herzogthums kenne, „so könne er doch nicht für die Uebel büßen, welche die Vorsehung veranlaßt habe.“ Als er die bewilligte Summe zu gering fand, erklärte er kurz, er selbst werde das Fehlende ohne Weiteres ausschreiben. Kaum hatten die Stände ein doppeltes Kopfgeld zugesagt, da berief der Kurfürst sie auch schon wieder zum 10. November, sie bewilligten ihm abermals ein doppeltes Kopfgeld, außerdem noch 20,000 Thaler monatlich. Da aber die Landtage nur unnütze Berathungen, Verzögerungen und Kosten verursachten, so sollte die Regierung sofort monatliche Abgaben ausschreiben; kurz, der Kurfürst unterließ Nichts, um die Rechte der Stände auf bloße Förmlichkeiten herabzubringen, wozu ihn

großentheils die Kriege, in die er verwickelt war, und die bedeutende Kosten verursachten, zwangen.

Nach dem Frieden von Oliva griff Friedrich Wilhelm selbständig in die europäischen Verhältnisse ein; er verfolgte die Politik, die ihn im Schwedisch-Polnischen Kriege geleitet hatte, blieb im Bunde mit Kaiser und Reich, und mit Polen gegen Frankreich, Schweden und den Protektor von England. Das gute Vernehmen mit dem Erstern wurde durch das Bündniß vom 10. Mai 1666 gegen Jedermann, wer sie auch angreifen sollte, erneuert; denn der Kurfürst war gesonnen, sich auch ferner an Kaiser und Reich zu halten, und mit diesen sich den beiden ins letztere eingedrungenen Mächten, Frankreich und Schweden, zu widersetzen. Ludwig 14., dem Kardinal Mazarin ein starkes Reich hinterlassen hatte, suchte die deutschen und spanischen Habsburger, deren Macht bedeutend geschwächt war, zu überwältigen, sich zugleich zum Herrn des Rheinstromes und seiner Mündungen und damit zum Schiedsrichter Europa's aufzuwerfen. Erst wandte er sich gegen die spanischen Niederlande und gegen die Franche-Comté, die er nach dem Tode Philipp 4. von Spanien im Namen seiner Gemahlin kraft des s. g. Heimfallrechts, aber gegen alle frühere Verzichte und Verträge, in Anspruch nahm. Im Mai 1667 ließ er den Marschall Turenne mit 50,000 Mann in dieselbe einrücken. Gegen diese Gewaltthat brachte vorzugsweise Johann de Witt, der unter dem Titel: Rathspensionair die Staatsangelegenheiten der Vereinigten Niederlande leitete, am 23. Januar 1668 eine Verbindung dieser, Englands und Schwedens zu Stande, die Frankreich am 2. Mai zum Frieden von Aachen zwang; Frankreich erhielt von Spanien Flandern. Jetzt im Besitze von Niederlands Thoren war Ludwig 14. auf die Vernichtung der Generalstaaten bedacht; denn er konnte es nicht vergessen, daß eine so unansehnliche Macht es dennoch gewagt hatte, hindernd seinen Entwürfen, die ihm den Besitz des linken Rheinufers in Aussicht stellten, entgegenzutreten. Er brauchte drei Jahre, um die politischen und militairischen Rüstungen zu vollenden; die ersteren sollten die Generalstaaten von ihren Verbündeten trennen; sie gelangen. Frankreich schloß mit Schweden am 14. April 1672 auf drei Jahre ein Bündniß, durch welches sich dieses in seinen geheimen Artikeln gegen Hilfsgelder verpflichtete, die Feinde Frankreichs als die eigenen zu betrachten und jeden deutschen Reichsstand anzugreifen, der den Niederlanden zu Hilfe kommen werde; England verpflichtete sich ebenfalls vertragsmäßig, gemeinschaftlich mit Frankreich jene anzugreifen. Französische Diplomaten trieben sich jetzt an allen kleinen deutschen Höfen herum, französisches Gold fand hier bereitwillige Annahme; Bündnisse wurden geschlossen und die Parteilosigkeit verschachert; auch in Wien gab Leopold 1., überredet durch seinen bestochenen ersten Minister, den Fürsten Lobkowitz, schmachvoll die Vortheile Oesterreichs und Deutschlands hin.

In dieser Noth fanden die von der ganzen Welt verlassenen Vereinigten Niederlande einen treuen und uneigennützigen Bundesgenossen an dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der dem Golde, dem Antheil an der Beute und den Drohungen des französischen Königs unzugänglich geblieben war. Er rettete, als Feigheit, Bestechung und Verrath an der Tagesordnung waren, die Würde deutscher Reichsstandschaft und die Ehre des deutschen Namens. Als Ludwig 14. nun im Mai 1672 den Feldzug eröffnete und in kurzer Zeit den größten Theil der Niederlande eroberte, rettete sich der Rest, Holland und Amsterdam, nur durch die Durchstechung der Dämme und durch den Sturz der anti-oranischen Partei; — über den Leichen der Gebrüder de Witt wurde der jugendliche Prinz Wilhelm von Oranien zum Statthalter der Niederlande ernannt. Erst in der Noth erhielten die Niederlande Zusicherungen und Versprechungen von Seiten des Kaisers und Spaniens. Mit Brandenburg hatten sie am 9. Januar 1672 einen Vertrag abgeschlossen, der ihnen 20,000 Mann Hilfstruppen zusicherte; aber mit 26,000 Mann rückte am 8. August Friedrich Wilhelm ins Feld, die in Verbindung mit Kaiserlichen unter Montecuccoli gegen den Mittel-Rhein vordrangen. Letzterer hatte wegen der zweideutigen Haltung Leopold 1. den geheimen Befehl, sich jedem kräftigen Vorschreiten des Kurfürsten zu widersetzen, was diesen veranlasste, seine Truppen erst in seine westfälischen Besitzungen und als sich Turenne diesen näherte, aufs rechte Ufer der Weser zurückzuziehen. Ueberall aber erblickte Friedrich Wilhelm, selbst bei den Niederländern, große Schlaffheit, Feigheit und Verrath, er allein brachte Opfer und erlitt Verluste, was ihn auch bewog, auf das Anerbieten Ludwig 14., Frieden zu schließen, einzugehen. Beide schlossen im Dorfe Vossem, in der Nähe von Löwen, am 16. Juni 1673 einen Vertrag, durch welchen der Kurfürst seinem Bündnisse mit den Niederlanden entsagte, aber freie Hand behalten wollte, sofort die Waffen zu ergreifen, wenn von Seiten Frankreichs Angriffe auf die Sicherheit und den Frieden des Reichs unternommen würden. Doch der Abfall fast aller Verbündeten bis auf Schweden von Ludwig 14. und das Waffenglück seiner Gegner machten diesen endlich zum Frieden wohl geneigt, der aber nicht zu Stande kam; vielmehr gelang es den Niederländern, am 1. Juli 1674 zu Berlin ein Bündniß zwischen dem Kaiser, Spanien und dem Kurfürsten zu Stande zu bringen. Letzterer hielt sich dazu vollkommen berechtigt, weil die Franzosen im Frühling desselben Jahres die Pfalz grauenvoll verwüstet hatten, was doch ein Angriff auf den Frieden des Reichs war. Mit 20,000 Mann brach Friedrich Wilhelm gegen die Pfalz auf, um diese von den Franzosen zu befreien; er vereinigte sich am 15. Oktober in der Nähe von Straßburg mit Kaiserlichen und Reichstruppen unter Bournonville; aber Letzterer verhinderte durch den Befehl, sich allen entscheidenden Schritten des Kurfürsten im Felde zu widersetzen, jede kräftige Operation. Die Verbündeten mussten

das linke Rheinufer verlassen; die brandenburgischen Truppen bezogen ihre Winterquartiere im fränkischen Kreise.

Hier in Franken erhielt Friedrich Wilhelm die Nachricht, daß 13,700 Schweden gegen Ende December 1674 von Bremen und Pommern aus unter dem Feldmarschall Karl Gustav von Wrangel in die Mark Brandenburg eingefallen waren. Die schwedische Regierung wollte auf Grund des Bündnisses von 1672 den Kurfürsten dadurch von der Verbindung gegen Ludwig 14. abziehen; denn dieser wusste recht gut, daß Friedrich Wilhelm die Seele des ganzen Krieges gegen ihn war. Dieser begab sich im Mai 1675 nach dem Haag und verabredete hier mit Holland und Dänemark, Jeden, der Schweden unterstützen würde, anzugreifen. Nun erst, am 5. Juni, brachen 15,000 Brandenburger unter dem Kurfürsten selbst aus Franken gegen die Schweden auf; innerhalb drei Wochen standen sie an der Havel, und Friedrich Wilhelm erfocht an der Spitze von 5600 Reitern und mit 13 Geschützen über den Generallieutenant Waldemar von Wrangel, den Stiefbruder des Feldmarschalls, der 4000 Reiter und 7000 Mann zu Fuß stark war und 38 Geschütze hatte, am 28. Juni bei Fehrbellin einen glänzenden Sieg, der die Mark völlig von den Schweden befreite. Die Schlacht von Fehrbellin ist die erste große Schlacht, welche die Brandenburger allein gewannen. Jetzt dachte der Kurfürst daran, sich die schwedische, ihm so widerwärtige Nachbarschaft vom Halse zu schaffen. Im nächsten Jahre unterstützte ihn außer Dänemark, mit dem er am 25. September zu Dobberan ein Bündniß abgeschlossen hatte, ein kleines, zum Theil gemiethetes Geschwader, welches seine Unternehmungen zu Lande von der See her trefflich förderte. Stettin wurde von der schwedischen Besatzung und seiner muthigen Bürgerschaft sechs Monate lang aufs Tapferste und Ausdauerndste vertheidigt; es kapitulirte am 6. Januar 1678, und am Schlusse des Jahres war mit der Einnahme von Stralsund und Greifswalde Pommern den schwedischen Händen entrissen.

Während dieser Eroberungen war es der schlauen französischen Diplomatie gelungen, die Verbündeten auf dem Kongresse zu Nymwegen zu trennen. Die Niederlande, zu deren Schutze sich Alles bewaffnet hatte, fielen zuerst — im Juli 1678 — von ihren Freunden ab; dann folgte im September Spanien, endlich im November der Kaiser; England hatte schon früher seinen Frieden mit Ludwig 14. geschlossen. So blieben nur Frankreich und Schweden, und Brandenburg und Dänemark im Felde. Mitte November 1678 waren von Livland aus schwedische Schaaren in Preußen eingefallen; — dahin musste sich nun der Kurfürst wenden.

Im Herzogthume war zum März 1673 ein Landtag ausgeschrieben, der seinem Landesherrn die bestimmte Summe von 32,000 Thalern monatlich, aber nur nicht gewisse Abgaben, deren Ertrag unbestimmt sei, bewilligen sollte. Doch die Stände, nachdem sie zu drei verschiedenen Malen

in demselben Jahre zusammengekommen waren, verstanden sich nur zu einer erhöheten Akcise und einem doppelten Kopfgelde, denen der Kurfürst eigenmächtig in dem Landtagsabschiede vom 30. November einen Hufenschoß zufügte; wies er zugleich aber auch alle Beschwerden des Landes, als bereits erledigt, ab. Auch übersandte er den Ständen wiederholt Assekurationen, daß ihre Bewilligungen ihnen zu keinem Nachtheile gereichen sollten, obgleich ähnliche schon mehrere Male ausgestellt worden, und der Kurfürst selbst wenigen Werth auf diese setzte, aber das Gegentheil von seinen Unterthanen forderte. Den Hufenschoß selbst mittelst Militair-Exekutionen einzutreiben, war bei der Armuth des Landes, zumal es Miswachs erlitten hatte, ganz unmöglich, doch der Kurfürst wollte auf diese Abgabe nicht verzichten. Da er aber bald wieder Geld brauchte, so berief er die Stände zum 8. März 1674 zusammen, die nun gegen die Einziehung aller von ihnen nicht bewilligten Abgaben die heftigsten Beschwerden erhoben und rund heraus erklärten, sie hätten keinen Landtag gewünscht und um keinen gebeten; denn so lange er regiere, hätte er ihnen keine Erleichterungen, wohl aber vermehrte Lasten gebracht. Doch der Kurfürst kannte keine Nachgiebigkeit gegen die Stände, befahl sogar, gegen Königsberg exekutivisch zu verfahren. Die Bürgerschaft — ihr hatte die Exekution 20,000 Thaler gekostet — gab jetzt jeden Widerstand auf, zahlte alle Abgaben und außerdem noch 12,000 Thaler. Nun glaubte der Kurfürst, es dahin gebracht zu haben, daß die jedes Mal von ihm bestimmten Summen ohne Weiteres aufgebracht werden würden. Er forderte daher von einem auf den 15. August angesetzten Landtag für die drei nächsten Jahre jährlich 144,000 Thaler, und wenn die dazu bestimmten Abgaben nicht ausreichten, müsse eine Hufensteuer aushelfen; zugleich war der Kurfürst wieder mit der gewöhnlichen Assekuration bei der Hand. Im nächsten Jahre 1676, dessen Landtag am 15. Mai seinen Anfang nahm, forderte Friedrich Wilhelm schon wieder neue Abgaben — 20,000 Thaler Werbekosten und monatlich 24,000 Thaler — auch Getreidelieferungen für seine Magazine; die Art ihrer Erhebung überließ er den Ständen, doch sollten sie sich nur mit der Aufbringung der Abgaben beschäftigen und nichts Anderes vornehmen. Kaum dachten sie daran, sich zu beschweren, da befahl der Kurfürst sogleich die Ausschreibung seiner Forderungen nach den Hufen, und sollte dieser irgend ein Widerstand geleistet werden oder die Regierung irgend eine Lauheit zeigen, „so werde er ihnen einen Mann ins Land schicken, der die Sache schon durchsetzen solle." Die Regierung sollte fortan nicht mehr den Vermittler zwischen den Ständen und dem Fürsten machen, da Letzterer Alles gegen den ständischen Willen durchsetzen könne. Die Stände sahen, ihr Sträuben sei fruchtlos; sie bewilligten also die vom Kurfürsten ermäßigten Forderungen, die nur dann erhöhet werden sollten, wenn das Herzogthum selbst einem Angriffe ausgesetzt sei. Dieser Umstand trat bald ein. Der Kurfürst forderte daher schon von einem

Landtage im März 1677 neue Auflagen. Diese bewilligten die Stände und dachten auch an die Anordnung eines Landesaufgebots; da die Abgaben aber erst zum 1. Oktober fällig waren, so verlangte der Kurfürst von den noch zwei Mal in demselben Jahre einberufenen Ständen nicht allein einen kürzern Termin zu ihrer Erhebung, sondern auch noch größere Abgaben und Getreidelieferungen. Auch beschwerten sich die Stände über die kurfürstliche Kammer, der seit 1675 ein Kammermeister nebst einigen Rechnungsräthen vorstand und an die alle Abgaben abgeführt werden mussten, daß sie einen solchen Einfluß gewinne, daß die Macht der Regierung ganz zurücktreten müsse, da jene mit dieser in keiner Verbindung stehe. Als die Gefahr für Preußen immer größer wurde, schickte der Kurfürst schon im Februar 1678 Truppen ins Land, zu deren Unterhalt er monatlich 36,000 Thaler verlangte; von einem Aufgebote im Lande selbst — er traute dessen Bewohnern nicht — wollte er aber Nichts wissen, auch Nichts zu seinem Unterhalte beitragen; ihm allein komme es zu, mit seinen Soldaten das Land zu schützen. Die Stände, die am 24. Februar zusammenkamen, bewilligten die geforderten Abgaben; auch stellten sie zu ihrer Erhebung in jedem Amte einen Schoßeinnehmer an. Doch bald verlangte der Kurfürst mehr, im Juli eintausend Last Getreide und 20,000 Thaler monatlich, im August eine dreijährige Dauer der Akcise, jährlich ein vierfaches Kopfgeld und wenn die ersten Abgaben nicht ausreichten, noch eine Hufensteuer. Wie sehr das Land gelitten hatte, beweist der Umstand, daß Ein Kopfgeld nur 16,000 Thaler und die Akcise monatlich nur 6000 Thaler einbrachte. Später, als die Schweden sich den preußischen Grenzen und von der andern Seite die kurfürstlichen Truppen zu ihrem Schutze näherten, verlangte der Kurfürst noch die unentgeltliche Lieferung des Rauhfutters, Getreide und eine bedeutende Abgabe, welches Alles die Stände auch bewilligten.

Die Gefahr, in die sein Herzogthum Preußen von polnischer Seite gerathen war, ahnte der Kurfürst nicht; sie war ihm unbekannt geblieben. Johann 3. Sobieski, der nach Michaels Tode 1675 zum Könige von Polen gewählt worden war, bearbeiteten Ludwig 14. und Schweden unausgesetzt zu einem Bündnisse gegen Brandenburg; der polnische König versprach, den kurfürstlichen Truppen den Marsch von Pommern nach Preußen zu verwehren, und schloß am 11. Juni 1675 mit Ludwig 14. einen sehr geheim gehaltenen Vertrag *) ab, nach welchem er dem Kurfürsten das Herzogthum Preußen — es war ja polnisches Lehn gewesen — entreißen und ihm, sowie er mit den Türken seinen Frieden geschlossen haben würde, den Krieg erklären wolle. Doch die Schlacht von Fehrbellint mii ihren Folgen dämpfte die Kriegslust des polnischen Königs, besonders da der

*) Dieser Vertrag ist zuerst von Stenzel bekannt gemacht worden. Archiv für Geschichte und Literatur von Schlosser und Bercht. Bd. 5. Seite 322.

Kurfürst drohte, Großpolen anzugreifen, wenn Johann 3. zugäbe, daß die Schweden ins Herzogthum Preußen eindrängen. Aber die feindliche Gesinnung des Königs und der Großen zeigte sich bei jeder Veranlassung, und wenn der Kurfürst auch seine Anhänger hatte, die jenen das Gegengewicht hielten, so wurde Johann 3. durch sein Bündniß mit Frankreich und besonders durch seine Gemahlin, eine Französin aus dem Hause d'Arquien, zum Kriege gegen ihn aufgereizt; er ließ seinen Schwager, einen Marquis von Bethune, Truppen im königlichen Preußen werben, um den Brandenburgern den Uebergang über die Weichsel nach Preußen zu verwehren. Doch Johann 3. schwankte und erneuerte am 23. Mai 1677 die Verträge von Welau und Bromberg, wodurch der Kurfürst für den Augenblick gegen Polen gesichert ward und frei gegen die Schweden handeln konnte.

Um nun den Kurfürsten aus Pommern zu entfernen, sollten Schweden von Liwland aus ins Herzogthum Preußen einfallen; Johann 3. that dagegen Nichts, um diesen Einfall — der Weg ging durch Zamaiten — zu verhindern, was aber der litauische Kronfeldherr Pac gegen eine Geldsumme zu thun versprach, zwar nicht durchführen konnte; doch erschwerte er den Schweden den Marsch so viel als möglich. Mit 16,000 Mann und 30 Geschützen rückte Feldmarschall Heinrich Horn am 15. November 1678 ins Herzogthum ein, wohin er seiner Erklärung nach nicht als Feind kam, das Eigenthum zu schützen versprach, die Lieferung von Lebensmitteln befahl und jede Widersetzlichkeit strenge zu bestrafen drohte. Memel, welches dessen Kommandant Oberst von Dönhoff behauptete, ging in Flammen auf, als seine Vorstädte zur bessern Vertheidigung der Festung abgebrannt wurden. Horn lagerte dann am nördlichen Ufer der Ruß, eines Armes der Memel, die der Statthalter Herzog von Croy durch 3000 Landmilizen, die von den Obersten Hohendorf, Kanitz und von der Gröben befehligt wurden, vertheidigen ließ. Doch diese liefen bei den ersten Schüssen, *) als Horn über den Fluß gehen wollte, auseinander, der darauf die Schlösser von Tilsit und Ragnit, auch Insterburg eroberte.

Kaum hatte der Kurfürst die Nachricht von diesem Einfalle erhalten, so schickte er den General Görzke mit 3000 Mann, dem bald drei Regimenter folgten, nach Preußen, auch ließ er hier zwei Regimenter ausheben; denn er traute den Königsbergern nicht, deren er sich versichern musste. Görzke kam, obgleich die Wege schlecht waren, doch früher in Königsberg an, als die Schweden es besetzen konnten, obgleich diese, wie es Görzke aufgefangene Briefe bezeugten, von den Bewohnern dazu aufgefordert waren. Später folgten dem Generale noch 5500 Reiter, 3500 Mann

*) Der Kurfürst ließ später über mehre Officiere der Landmiliz Kriegsgerichte halten; ihre Obersten wurden freigesprochen, drei Oberstwachtmeister zum Gefängniß verurtheilt und zwei Officiere erschossen.

Fußvolk und 34 Geschütze nach, welche die Generale Derfflinger, Götze, Graf Promnitz und Schöning befehligten; diese Truppen hatten bei einer strengen Kälte den Weg von Küstrin bis an die Weichsel in neun Tagen zurückgelegt. Görzke, der unterdessen von Königsberg gegen Welau vorgerückt war, zog sich bei seiner Schwäche nach ersterer Stadt zurück und wollte eben nach Preußisch-Holland aufbrechen, um sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen, als ihm gemeldet wurde, Horn habe Insterburg verlassen; er beschloß, ihm zu folgen.

Friedrich Wilhelm selbst war im Januar seinem Heere nachgeeilt, welches an der Weichsel keinen Widerstand fand, da die 3000 Mann unter Bethune, weil sie keinen Sold erhalten hatten, auseinandergelaufen waren. In Marienwerder sammelte er seine Truppen, und um ihren Marsch rascher zu fördern, ließ er eine Menge Schlitten zusammenbringen, die seine Truppen über Preußisch-Mark und Preußisch-Holland nach Heiligenbeil führten, von wo sie die sieben Meilen nach Königsberg, welches sie am 26. Januar erreichten, über das Eis des Frischen Haffes zurücklegten. Görzke hatte zugleich den Befehl erhalten, Horn nicht aus den Augen zu lassen, unter dessen Truppen in Folge des Ueberflusses an Lebensmitteln und Meth böse Krankheiten ausgebrochen waren und die nur noch 8000 Kampffähige zählten; auch schlugen die litauischen Bauern jeden Schweden todt, der umherstreifte. Kaum hörte der Kurfürst, Horn gehe nach Tilsit zurück, so ließ er zwölfhundert Schlitten aus dem Samlande zusammenbringen und sein Heer am 27. Januar nach Labiau fahren, während Görzke mit 4000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk, die von ebenso vielen Reitern auf die Pferde genommen wurden, die Schweden aufhalten sollte, damit der Kurfürst ihre Rückzugsstraße gewinnen könne. Horn hatte sich indeß bei Tilsit gesammelt, doch nach einem Reitergefechte, welches ihm der Oberst Treffenfeld, der den Vortrab Görzke's führte, am 30. Januar bei dem Dorfe Splitter lieferte, räumte er Tilsit, um über Heidekrug und Memel seinen Rückzug fortzusetzen. Friedrich Wilhelm hatte unterdessen von Labiau auf Schlitten über das Kurische Haff Gilge, und von hier am 30. Januar Kukerneese erreicht, wo er die ersten Nachrichten von dem Gefechte seines Obersten Treffenfeld erhielt; sogleich beschloß er, nach Heidekrug zu marschiren, um den Schweden die Straße nach Memel zu verlegen. Zugleich mit ihm erschien am 31. auch in dessen Nähe Horn, dessen Nachtrab Görzke heftig drängte. Bei der Unmöglichkeit über Heidekrug durchzudringen, wendete sich Horn rechts nach Koadjuten, um durch amaiten Livland zu erreichen; sein Heer war nur noch 3000 Mann stark, der Rest war todt oder gefangen. Jetzt musste Horn ohne Magazine, in erschöpftem Zustande und bei einer grimmigen Kälte durch das unwirthliche Samaiten, dessen Bewohner jeden Schweden erschlugen, den sie vereinzelt antrafen, seinen Rückzug fortsetzen. Sowie der Kurfürst die Richtung desselben über Koadjuten erfahren hatte, glaubte er, Horn noch zuvorkom-

men zu können; er brach also auf Schlitten von Heidekrug nach Samaiten auf, doch überzeugte er sich im Städtchen Gordom von der Unausführbarkeit seines Planes und kehrte um. General Schöning und Oberst Dewitz verfolgten die Schweden bis Bausk an der Grenze Kurlands; der litauische Kronfeldherr Pac schadete ihnen auch nach besten Kräften. Mit 1500 Mann erreichte Horn Riga.

So war das Herzogthum Preußen gerettet und die Anschläge der Schweden, Franzosen und Polen vernichtet.

In den westlichen Staaten des Kurfürsten war der Krieg von den Franzosen fortgesetzt worden; denn Unterhandlungen behufs eines Friedens hatten sich zerschlagen; doch bei den Fortschritten der Franzosen, die Minden und die Weser bedrohten, gab Friedrich Wilhelm, als er sich von seinen Freunden und Verbündeten verlassen sah, endlich allen Widerstand auf und schloß mit Frankreich am 29. Juni 1679 den Frieden von Saint-Germain en Laye. Er erhielt seine von den Franzosen besetzt gehaltenen Länder zurück, musste aber auch den Schweden Alles herausgeben, doch mit Ausnahme des Theils von Pommern auf dem rechten Ufer der Oder, den er durch den Westfälischen Frieden erworben hatte, der ihm aber durch Schwedens Uebermuth im Stettiner Grenzvergleiche von 1653 abgedrungen worden war. So hatte Ludwig 14. einen Verbündeten, der so gedemüthigt war, daß er für sich Nichts hätte thun können, vom Untergange gerettet.

Bereichert durch bittere Erfahrungen, entsagte der große Kurfürst seit dieser Zeit seiner kriegerischen Politik.

Im Herzogthume mussten die Truppen, die dort nach dem glücklichen Feldzuge noch einige Monate zurückbleiben sollten, von dem Lande verpflegt und besoldet werden; die Stände bewilligten daher aus Furcht vor der Drohung des Kurfürsten — er werde, käme nicht so viel zusammen, als er brauche, unbewilligte Abgaben ausschreiben — die dazu nöthigen Gelder. Doch von der Akcise wollten sie Nichts wissen, weil diese leicht durch eine ununterbrochene Fortdauer zur festen Abgabe werden könne, und sie noch mmer der Hoffnung lebten, einst völlige Steuerfreiheit zu erhalten. Der Kurfürst hingegen wollte die Akcise, weil mit der Nothwendigkeit stehender Heere auch stehende Abgaben nöthig wären. Im nächsten Jahre 1680 wagte er es schon, durch sein Kriegskommissariat, *) an dessen Spitze der General Graf Dönhoff stand, Abgaben, welche die Stände nicht bewilligt hatten, auszuschreiben; sein Befehl war also Gesetz geworden; — denn der Kurfürst müsse, so hieß es, seine Soldaten erhalten, und nur, wenn die

*) Das Kriegskommissariat gab bereits dem Militair Anweisungen, Abgaben aus den Gegenden zu erheben, in dem es seine Standquartiere hatte; der Betrag dieser Anweisung musste bezahlt werden, wenn die Bewohner sich nicht ihrer exekutivischen Beitreibung aussetzen wollten.

Stände in dieser Beziehung genügten, würde er nicht mehr unbewilligte Abgaben einfordern. Nun schrieben die Stände selbst die Abgaben aus, die das Kriegskommissariat gefordert hatte, obgleich sie dadurch wenig erreichten; denn der Kurfürst hatte schon angesagt, daß, wenn jene Abgaben zur Erhaltung der Soldaten nicht ausreichend sein sollten, noch andere ausgeschrieben werden müssten. Es geschah, obgleich die Militair-Befehlshaber selbst Zeugniß darüber ausstellten, daß durch die strengste Exekution Nichts mehr beizutreiben sei; nichts destoweniger bewilligten die Stände das Geforderte, nur gegen die Anstellung von Schoßeinnehmern die der vielen Unterschleife wegen, die bei der Einnahme durch die Landkasten entstanden, nothwendig wurden, erklärten sie sich; sie glaubten, feste Einnehmer mit Gehalt würden die Abgaben selbst stehend machen. Ungeachtet dieser Bewilligungen wurden 1681 und 1682 fortwährend vermehrte Abgaben gefordert, und um einen Theil der Stände williger zu machen, befreite der Kurfürst den Adel und die Städte Königsberg von der Pflicht, Einquartierung aufzunehmen, die den kleinen Städten und den Bauern blieb; er erreichte seinen Zweck. Dann führte er noch das Stempelpapier ein, was die Stände annahmen; denn er versprach, daß die Summe, die sein Verbrauch einbrächte, von den von ihm monatlich geforderten Abgaben abgezogen werden könne. Daß die hohen Abgaben weder der Adel, noch die Bauern mehr tragen konnten, wurde nicht berücksichtigt; der Kurfürst brauchte Geld für seine Soldaten, und wenn er auch Regimenter aus dem Herzogthume nahm, so musste es doch die Löhnung für diese aufbringen und nachsenden. Stets verwies es der Kurfürst der Regierung, wenn sie ihm mit Klagen über Mißwachs und Viehsterben kam, „er müsse sein Etat conserviren und könne sein Militair nicht reduciren." Miswachs, Viehsterben, Feuerschaden und Hagelschlag verschafften keinen Erlaß, selbst die immer zahlreicher werdenden wüsten Hufen wurden besteuert; durch Exekution war in der Regel Nichts mehr beizutreiben. Selten konnte das abgepfändete Vieh verkauft werden, die Bauern wurden Diebe und Mörder oder flüchteten nach Polen. Im August 1684 hörte die Einrichtung mit den Landkasten — wenn sich gleich ein Schatten desselben noch lange erhielt — auf, da besoldete Schoßeinnehmer angestellt wurden; auch verwandelte der Kurfürst alle heimgefallenen Lehen in Domainen. Fortwährend stiegen seine Forderungen. So verlangte er im Mai 1685 trotz des erschöpften Zustandes des Landes monatlich 30,000 Thaler; die bäuerlichen Wirthe blieben allein mit 20,000 Thalern im Rückstande, und zwölftausend Hufen lagen unangebaut. Der Adel war aber dieses Mal zu Allem bereit und bewilligte gern das Geforderte, weil der Kurfürst mit seiner Kommission drohte, die alle Güter-Privilegien durchsehen und die Hufen vermessen sollte. Im Jahre 1686 wurden die Chargengefälle eingeführt, wodurch alle Adelsdiplome, Titel, Privilegien, kurz Gnadensachen jeder Art einer gewissen Taxe unterworfen wurden; jede

Bedienung sollte künftighin nur beim Kurfürsten gesucht werden können. Im letzten Jahre seines Lebens setzte er es durch, daß die kleinen Städte ihm eine beständige Akcise nach festen Sätzen bewilligten; ihre Einnahme sollte nicht mehr an den Landkasten, sondern am Schlusse jedes Monats auf die Anweisung des Kriegskommissariats ausgezahlt werden. Den Adel ebenfalls einer stehenden Abgabe zu unterwerfen, gelang noch nicht; dazu sollte dem Kurfürsten die bereits angeführte Kommission verhelfen. Wenn nun die Akcise dem Kurfürsten eine stehende Einnahme verschaffte, die ihn von ständischen Bewilligungen fortan nicht mehr so abhängig machte, so wurde ihm gegen das Ende der Regierung die allmählige Vernichtung des ständischen Besteuerungsrechts wohl dadurch sehr erleichtert, daß zwischen dem Adel und den Städten lange schon Mistrauen und vielfache Zwietracht herrschte; der erstere fand immer mehr Gelegenheit, im stehenden Heere ein Unterkommen zu suchen, was ihn fester an den Landesfürsten knüpfte.

Nach dem Frieden von Oliva und nach der Erringung der Souverainetät im Herzogthum Preußen war es des Kurfürsten fester Wille, in seinen Staaten dem wüsten Treiben, dem pfäffischen Hochmuthe und dem steten Lästern vnd Schimpfen der Geistlichkeit, welches vorzugsweise gegen die Reformirten gerichtet war, entschieden entgegenzutreten. Unterm 2. Juni 1662 erließ er ein Edikt gegen das Eifern, Gezänk und Disputiren auf den Kanzeln; auch musste jeder Geistliche bei seiner Anstellung einen Revers darüber ausstellen, daß ihm das landesherrliche Verbot mitgetheilt sei und daß er sich nach demselben richten wolle. Den bereits angestellten Geistlichen gab er aber zu verstehen, sie würden im Falle des Ungehorsams aus dem Amte entfernt werden. Doch die Wirkung dieses Edikts war geringe, das Streiten und Schimpfen war zu sehr eingerissen; Jeder der zum Frieden rieth, wurde als Heuchler, Synkretist oder Religionsmenger verdächtigt, so daß der Kurfürst sich genöthigt sah, am 16. September 1664 das Edikt zu verschärfen. Nun mussten auch alle bereits angestellten Geistlichen bei Strafe der Entlassung von ihrem Amte den geforderten Revers ausstellen. Das Edikt wurde kräftig gehandhabt und damit der Geist des Widerstandes im Ganzen gebrochen; er tauchte nur noch hie und da vereinzelt auf. Im Herzogthume gewannen mit dem Jahre 1663 die Reformirten einen rechtlichen Schutz, und als in der nächsten Zeit mehre erledigte Stellen bei der Königsberger theologischen Fakultät mit gemäßigten Männern wiederbesetzt worden waren, verlor auch das eifrige Lutherthum seine eigentliche Kraft. Wenn in Preußen die Stände das Eifern und die Lieblosigkeit der Geistlichen unterstützten, so wies er jene, z. B. 1670, strenge in ihre Grenzen, als sie gegen die Synkretisten *) oder die s. g. ketzerischen Sekten Einziehung des Vermögens

*) Der helmstädtische Professor Calixtus machte den Versuch, die getrennten christlichen Glaubensparteien zu vereinigen; denn nach seiner Behauptung wären alle

und Leibes- und Lebensstrafen verlangten. Auch nahm sich der Kurfürst der Mennoniten, der Unitarier oder Socinianer — sie leugneten die Dreieinigkeit und waren daher den Lutheranern und Reformirten gleich verhasst — an, die sich von Polen aus ins Herzogthum verbreitet hatten; er schrieb, als diese von der verfolgungssüchtigen Rechtgläubigkeit stets angegriffen und in ihrem Eigenthum und in ihrem Glauben bedroht wurden: „Ich befinde Unrecht zu sein, daß man die Leute, wann sie sich still verhalten, das nicht gönnen will. Man soll suchen, sie mit Glimpf zurecht zubringen, und nicht auf solche Art.“ Auch die Juden, die keinen gesetzlichen Schutz in seinen Staaten hatten, duldete der Kurfürst, und schon 1670 wohnten jüdische Familien in Memel; wenn sie später 1679 auf Ansuchen der Stände zwar des Landes verwiesen und bei ihrer Rückkehr vogelfrei waren, so blieben sie doch im Herzogthume. Die erste Synagoge erbauten sie 1680 in Königsberg; von ihren Waaren mussten sie bei ihrer Einführung vier Procent mehr, als die Christen entrichten. Seit dem Tode Karl 2. von England und nach dem Erlöschen der protestantischen Dynastie in Kur-Pfalz sah sich Friedrich Wilhelm als den geborenen Schutzherrn der deutschen Protestanten, als das Haupt der Reformirten in ganz Europa an; denn gerade in den letzten Jahren seiner Regierung häuften sich die Bedrückungen und Verfolgungen gegen Protestanten in vielen Reichen. Nun hatte der Kurfürst oft Gelegenheit, sich für diese zu verwenden; hiebei unterstützte ihn trefflich sein langes, ruhmvolles Leben, durch das er allen Völkern bekannt geworden war. Er nahm sich der Reformirten in Frankreich, der Waldenser in den Thälern Piemonts, der Protestanten in Schlesien, der Dissidenten in Polen an, selbst der Katholiken Liwlands, die vom lutherischen König von Schweden hart behandelt wurden. Er sprach ein kräftiges Wort für die aller ihrer Rechte beraubten Reformirten zum stolzen Ludwig 14., als dieser, bearbeitet von der Maintenon, seiner Buhlerin, von seinem harten und unbeugsamen Minister Louvois, und jesuitischen Beichtvätern, das Edikt von Nantes *) am 18. Oktober 1685 aufhob. Der Kurfürst nahm Alle — gegen 50,000 Familien verließen damals Frankreich — die sich in seinen Staaten niederlassen wollten, durch das Edikt von Potsdam vom 9. November 1685 auf und gewährte ihnen Rechte, Freiheiten und Vergünstigungen mancherlei Art. Seine Gesandten versah er mit Geld und Vorschriften, um für den Unterhalt, das Weiterschaffen und die angemessene Ansiedelung dieser

christlichen Gemeinen im Grunde des Glaubens mit einander einig, weil sie sämmtlich die ältesten kirchlichen Symbole angenommen hätten; daher sein Beiname Synkretist von συγκρητίζειν (mengen).

*) Durch dasselbe hatte Heinrich 4. im Jahre 1598 freiwillig den französischen Reformirten Freiheit des Kultus, freie Aeußerung der Gedanken, Zulassung zu allen Aemtern und Würden, und Rechtssicherheit gegeben.

Flüchtlinge zu sorgen. Sie brachten in die Länder, in denen sie sich niederließen — in den Staaten des Kurfürsten waren gewiß 20,000 Personen, Refugiés genannt, angesiedelt worden — Künste, Gewerbe, Wohlstand, Vermögen, kriegerische Kenntnisse, gesellige Bildung und eine freundlichere Gestaltung des ganzen Lebens. Auch im Herzogthume ließen sich viele Flüchtlinge nieder, die Stände aber machten denselben Schwierigkeiten wegen des Indigenats- und Bürgerrechts; auch zeigte sich hier bei dem eingewurzelten Hasse gegen alle Andersgläubigen wenig Theilnahme gegen diese unglücklich Verfolgten. Von ihnen lernten die Bewohner Preußens den Tabak, die Chokolade und den Kaffee kennen; die Französische Straße Königsbergs verdankt ihnen ihr Entstehen.

Besondere Sorgfalt verwendete der Kurfürst auch auf die Beförderung und Erweiterung des Seehandels, vorzüglich in den letzten Jahren seiner Regierung; er gedachte des lebhaften Verkehrs, den einst die Hansa an den Ufern der Ostsee getrieben und wie mächtig diese in die politischen Verhältnisse der Ostseeländer eingegriffen hatte. Keineswegs verkannte Friedrich Wilhelm die Wichtigkeit Stettins, er machte während der Unterhandlungen, die dem Westfälischen Frieden vorangingen, und nach dem Siege von Fehrbellin vergebens die größten Anstrengungen, diese Stadt zu erhalten. Nun sollte Königsberg mit seinem Hafen Pillau Stettins Stelle ersetzen. Vergebens suchte er von Spanien die Insel Trinidad und von Frankreich St. Vincent oder St. Croix zu erwerben, damit seine Häfen sich an dem Handel mit westindischen Produkten betheiligen könnten. Nun wollte der Kurfürst selbst Niederlassungen gründen und bestimmte zur Anlage derselben die gold- und sklavenreiche Küste von Guinea; ein holländischer Schiffskapitain Blonk befehligte die 1681 dahin bestimmte Unternehmung; ihm folgte im nächsten Jahre der Major Otto von der Gröben, um den Befehl in der dort angelegten Niederlassung Groß Friedrichsburg zu führen. Eine Afrikanische Gesellschaft, die nun in Königsberg gegründet wurde, kam 1684 mit der gesammten brandenburgischen Seemacht, die der Kurfürst — sie war zehn Schiffe von zwanzig bis vierzig Kanonen stark — 1686 für eine Million Thaler von Raulé kaufte, nach Emden. Doch die Niederlassungen an der Küste Guinea's und der Handel dahin wollten nicht recht gedeihen; jene kosteten viel und brachten wenig ein, so daß der Kurfürst mit Recht bemerken konnte, jeder Dukaten, den er aus dem erhaltenen afrikanischen Goldstaube schlagen lasse, koste ihn zwei. Der Enkel des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm 1., verkaufte 1720 diese Niederlassungen den Holländern für eine geringe Summe.

Friedrich Wilhelm hinterließ ein stehendes Heer — der fünfte Theil bestand aus Reiterei — von 24,000 Mann. Es war geworben; nur Sold, aber nicht Vaterlandsliebe kannten dessen Mannschaften; das Heer war übrigens kriegerisch, weil tüchtige Führer es gebildet und in die Schlachten geführt hatten. Wenn die Soldaten von ihrem Landesherrn

begünstigt wurden, sich über den Civilbeamten und über den Bürger und Bauer erhoben, so lag dieses in dem Gedanken des großen Kurfürsten, den auch seine Nachfolger erbten, daß der preußische Staat sich auf ein starkes Heer stützen müsse. Eine Folge war, daß die Soldaten ihre Wichtigkeit kannten und Alle, außer dem Fürsten, als sich untergeordnet betrachteten. Strenge Mannszucht erhielt die Disciplin, für die durch angemessene Reglements gesorgt wurde; noch vor seinem Tode musste der Kurfürst gegen das bereits eingerissene Prügeln, mit dem selbst die geringsten Vergehen bestraft wurden, einschreiten. Was Friedrich Wilhelm für eine geregelte Finanzwirthschaft, ohne die das Heer nicht unterhalten werden konnte, gethan hat, wissen wir. Seine Einkünfte betrugen am Ende seiner Regierung etwa drittehalb Millionen Thaler, von diesen wurden für das Militair allein über eine Million, für den Hofstaat über 220,000 Thaler (die Jägerei kostete 54,000 Thaler), und der Rest für die Civil- und Justizbeamten ausgegeben.

Neunundsechszig Jahr alt starb am 29. April 1688 der große Kurfürst an der Wassersucht. Er hatte sich zwei Male verheirathet; zum ersten Male mit der Prinzessin Luise Henriette von Oranien, die von mütterlicher Seite aus dem französischen Hause Coligny stammte und die 1667 starb, dann mit der Wittwe eines Herzogs von Lüneburg-Zelle, Sophie Dorothea, geborne Prinzessin von Holstein-Glücksburg, die vielfach die letzten Lebensjahre des Kurfürsten verbitterte.

Wenn Friedrich Wilhelm auch die Bahn der alten deutschen Territorialfürsten nicht verließ, so war er doch glücklich, seinen Staat bis zu eigener Bedeutung erhoben zu haben. Er pflanzte dessen Landschaften einen lebendigen Geist, die Triebe eines Staates, ein und ist der Gründer der altpreußischen Monarchie. Von ihm rühren die Einrichtungen her, welche den Fortgang zugleich der Macht und der allgemeinen Wohlfahrt begründeten. Die Gewalt, die er hinterließ, enthielt für seine Nachkommen zugleich eine unbeschreibliche Aufforderung zur Anstrengung und Arbeit.

Bei dem Tode des Kurfürsten erhielt der brandenburgisch-preußische Staat 2046 Quadratmeilen mit ungefähr 1,600,000 Einwohnern; seine Erwerbungen umfassten gegen 600 Quadratmeilen.

F r i e d r i c h 3. v o n 1688 — 1701. Er war der dritte Sohn — zwei ältere Brüder waren gestorben — des großen Kurfürsten aus dessen erster Ehe und am 11. Juni 1657 zu Labiau, wohin sich die Kurfürstin einer Pest wegen von Königsberg geflüchtet hatte, geboren. Des Prinzen Erziehung war dem geheimen Rath Otto von Schwerin, einem höchst gebildeten, durch langjährige Staatsdienste geprüften und streng rechtschaffenen, religiösen Mann übergeben worden, unter dessen Aufsicht sie der vielseitig gebildete und talentvolle Licentiat Eberhard von Danckelmann leitete, der sich auch des Prinzen, der sich mannichfache Kenntnisse erwarb, bei den vielen Kabalen der Stiefmutter sorgsam annahm und ihn

so fester an sich knüpfte. Nun blieb Friedrich 3. wohl der Politik seines Vaters durch ein Anschließen an Oesterreich und in der Unterstützung des Protestantismus, die sich gleich Anfangs in der lebhaften Theilnahme für die Entwürfe Wilhelms von Oranien auf den englischen Thron und für die französischen Flüchtlinge zeigte, treu; nie, bei allen verwickelten Staatsverhältnissen, gab er jene Grundsätze gänzlich auf; doch glaubte er, sie noch durch einen vergrößerten Glanz, mit dem er sich umgeben müsse, fördern zu können. Denn schon als Prinz zeigte Friedrich 3. viele Neigung zu einem eiteln Wesen, Hang zur Freigebigkeit, Wohlgefallen an feierlichen Förmlichkeiten und ein Streben nach äußerem Glanze: Erbärmlichkeiten, die sich während seines Lebens ungeschwächt erhielten.

Nicht allein die auswärtigen, überhaupt alle Angelegenheiten des Staates, leitete Danckelmann, den schon der Vater gehoben und den der Sohn am 20. Mai 1688 zum Wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsrath und 1695 zum Ober-Präsidenten mit dem Range vor dem Feldmarschall ernannte. Er suchte das gute Vernehmen mit Oesterreich zu erhalten und erneuerte nach und nach die älteren Bündnisse mit den Generalstaaten, mit Dänemark, Schweden, Sachsen und Hannover. Zuerst unterstützte Friedrich 3. Wilhelm von Oranien mit 6000 Mann, die Holland sicherten, als er seinen Schwiegervater, den katholischen Jakob 2., vom englischen Thron jagte; dann waffnete er sich, als Ludwig 14. sich fortwährend bemühte, deutsche Fürsten zu gewinnen, um die eigene Macht auf Kosten Deutschlands zu erweitern und dieses so zu spalten, daß es sich seinen ehrgeizigen Absichten nicht widersetzen könne, auch die Wahl Fürstenbergs auf den kurfürstlichen Stuhl von Köln mit den Waffen aufrecht erhalten wollte und deshalb im September 1688 dem Reiche den Krieg ankündigte — trotz aller Versuche der Franzosen, ihn zu sich hinüber zuziehen, für dasselbe und trieb zugleich viele deutsche Reichsstände zu Rüstungen. Bald standen 20,000 Brandenburger unter den Generalen von Schöning und von Barfus am Rhein, wohin auch der Kurfürst selbst ging. Doch vernachlässigt von Leopold 1., der lieber die Türken bekriegte, litt das Reich ungemein, so daß die Stände allen Eifer am Kriege verloren, der in den letzten Jahren überaus schläfrig geführt wurde und den der Friede von Ryswik, einem Schlosse in der Nähe des Haags, endete; er wurde am 20. September 1697 von Frankreich mit Spanien, England und Holland und am 30. Oktober mit dem Kaiser und dem Reiche abgeschlossen. Dem letztern bot Ludwig 14. günstige Bedingungen, um bei dem bald zu erwartenden Tode Karl 2. von Spanien freie Hand zu behalten. Friedrich 3. gewann Nichts; denn nur der Friede von Saint-Germain en Laye wurde zu Ryswik von Neuem bestätigt. Auch in dem Kriege Leopold 1. mit den Türken kämpften brandenburgische Truppen sie zeichneten sich überall aus. Ueberhaupt ist der Ruhm des brandenburgischen Kriegsheeres unter der Regierung Friedrich 3. in stetem Steigen

gewesen; denn es gab kein wichtiges Ereigniß seiner Zeit, an dem es nicht einen sehr wirksamen Antheil genommen hätte.

Ein zum 10. Oktober 1688 von Friedrich 3. im Herzogthum Preußen einberufener Landtag sollte die Forterhebung der seinem Vater bewilligten Abgaben gutheißen. Die Stände zeigten sich zu einer allgemeinen Hufensteuer bereit, wogegen in den Städten die Akcise aufhören sollte. Man suchte nämlich dem Kurfürsten vorzustellen, diese bringe weniger ein, als die Abgaben, welche die Städte zu leisten verpflichtet wären; — es war ein Versuch der Stände, mit dem neuen Landesherrn zugleich zur alten Verfassung zurückzukommen. Doch der Kurfürst ging darauf nicht ein; denn er brauche das Geld zum Kriege, den er in Deutschland führen müsse. Als derselbe aber im April 1689 von den Ständen verlangte, sie sollten Abgeordnete nach Berlin senden — er könne des Krieges wegen nicht selbst nach Preußen kommen, wie er es versprochen — um sich mit ihm wegen der Landesbeschwerden und der Abgaben zu einigen, fanden sie es doch bedenklich, ihre ganze ständische Gewalt wenigen Personen anzuvertrauen; denn leicht könne eine ständische Deputation die Stände selbst ersetzen. Auf wiederholtes Andringen erklärten diese, wenn der Kurfürst die reine Lehre erhalten, unter ihnen keinen Zwiespalt erregen, das Kriegskommissariat abschaffen und den Landkasten wieder einrichten wolle, so würden sie ihm eine allgemeine Akcise bewilligen, im Gegentheil wollten sie von allen Abgaben verschont bleiben. Doch die Stände waren nicht immer einig; die Städte erklärten sich gegen mehre Landesbeschwerden, was die Ober-Stände diesen nicht einräumen wollten. Bei diesem Streite und bei dem Widerspruche, ob die eine oder die andere Abgabe einzuführen sei, bedauerte es der Kurfürst sehr, daß er nicht eine bestimmte monatliche Summe gefordert hatte; denn in den ersten vier Monaten des Jahres 1689 waren die Ausgaben um 52,000 Thaler größer, als die Einnahmen. Er that es noch und verlangte nun bis zum Jahresschlusse 27,460 Thaler und Hart- und Rauhfutter für seine Reiterei. Nun gab es neuen Streit; die Stände wollten das Geld durch eine Hufensteuer, die Kriegskammer wollte es durch eine Akcise aufbringen; letztere glaubte dann, diese zur stehenden Abgabe machen zu können, und als Marienwerder, Rastenburg, Schippenbeil und Friedland um ihre Beibehaltung baten, gebot Friedrich 3. im August ihre Einführung. Doch sie brachte nicht soviel ein, als die Kriegskammer auf die Städte anwies, die sich nun zur Ergänzung des Fehlenden besonders zu besteuern hatten, was auch die Bauern und Kölmer thun mussten. Nun hielt es der Kurfürst fürs Beste, selbst nach Preußen zu gehen; er berief zum 13. Januar 1690 die Stände — aus jedem Amte sollte aber nur ein Abgeordneter erscheinen — und verlangte von ihnen monatlich 24,000 Thaler. Mit großem Gefolge — der jedesmalige Wechsel des Angespanns erforderte tausend Pferde — kam der Kurfürst nach Königsberg, wo unter großen Festlichkeiten, Lustbarkeiten

und feierlichen Aufzügen die Stände am 23. Mai ihm huldigten *) und allen seinen Forderungen nachgaben. Doch über die Aufbringung der Gelder wurden sie wieder uneins, was den Adel so erbitterte, daß ein Mitglied desselben, General Truchseß zu Waldburg, die städtischen Abgeordneten durch Soldaten gewaltsam aus ihrem Berathungszimmer treiben ließ. Der Kurfürst bestätigte auch den Ständen durch die Assekuration vom 17. Mai — der die vom Jahre 1663 zu Grunde gelegt war — alle Landesrechte, Privilegien und Freiheiten; dann suchte er die eingebrachten Beschwerden, unter ihnen auch die, daß der Salzhandel nicht zum Monopol ausarten möge, soviel als möglich abzuthun; doch von einem Aufgeben der Akcise und von einem Aufheben des Kriegskommissariats wollte er Nichts wissen.

Die Kriege und der jährlich steigende Luxus am Hofe veranlaßte den Kurfürsten, 1691 von den Ständen 200,000 Thaler zu fordern; doch zu einer bestimmten Summe wollten sich diese nicht verstehen, sondern bewilligten nur Abgaben zur Erhebung. Aber von nun an steigerte Friedrich 3. jährlich seine Forderungen. So verlangte er im nächsten Jahre von den kleinen Städten die Akcise, von Königsberg 35,000 und von den übrigen Ständen 250,000 Thaler jährlich; und wenn sich auch der Kurfürst damit zufrieden erklärte, wenn ihm weniger geboten wurde, so wollte er von Resten Nichts wissen — die sollten durch eine Hufensteuer aufgebracht werden — ebenso wenig von einer Abgabenerlassung bei Unglücksfällen; über diese bemerkte der Geheime Rath von Fuchs: „daß, wenn es Gott gefallen sollte, das Land um seiner Sünde willen zu strafen, doch unmöglich der Kurfürst dabei leiden könne.“ Zu diesen Summen sollte 1693 noch eine außerordentliche Steuer kommen, welche die Stände aber mit dem Bemerken ablehnten, daß das Herzogthum zu gar keinen stehenden Abgaben verpflichtet sei, folglich jede bewilligte Steuer schon eine außerordentliche sei. Die Jahre 1694, 1695 und 1696 brachten wieder erhöhete Geldforderungen, auch wurden unbewilligte Abgaben ausgeschrieben; denn der Kurfürst drohete, daß er, wenn die Stände nicht einig wären, von der Komplanation Gebrauch machen werde. Unter so manchen Streitigkeiten über die Aufbringung der Abgaben, erlangte der Kurfürst gerade dadurch Alles, daß er in den Landtags-Propositionen stets viele Versicherungen von Gnade, Liebe und Vertrauen einmengte; er machte auch gar keine bestimmten Forderungen mehr, sondern überließ die Abgaben den Ständen, was gute Früchte trug; denn es schien, als ob der Kurfürst ihnen dadurch wieder das Recht freier Bewilligung einräume. Nur den am 17. Juni

*) Der Hof brauchte wöchentlich 12 Hirsche, 12 Rehe, 12 Wildschweine, 6 Ochsen, 24 Achtel Butter, 36 Scheffel Mehl, 150 Scheffel Brotkorn, 480 Hühner, 80 Kälber, 24 Schock Eier, 200 Haselhühner, 120 Birkhühner, 104 Tonnen Bier, 6 Oxhoft Rheinwein u. s. w.

1696 erfolgten Tod Johann 3. Sobieski und den darauf folgenden unruhigen Zustand Polens benutzte der Kurfürst zu bedeutenden Forderungen für die nächsten Jahre, und wenn die Stände auch Alles bewilligten, so reichte es doch nicht aus. Besonders waren die Bedürfnisse des Hofes schwer zu befriedigen; es wurden daher neue Auflagen ausfindig gemacht, die Magazingelder — ein bedeutender Zoll vom verschifften Getreide — und eine Abgabe von den Branntweinsblasen, auch wurde die Domainenpacht gesteigert. Eine Verringerung der Münze um sieben Procent brachte aber eine solche Aufregung hervor, daß die Annahme des neuen Geldes bei Strafe des Staupenschlages und der Landesverweisung geboten werden musste. Wenn nun nicht geleugnet werden kann, daß die Verschwendung und die Neigung Friedrich 3. zur Pracht und großen Feierlichkeiten Künste und Wissenschaften wesentlich förderten, so verdankten diese ihre Ausbildung überhaupt nur der Sucht, es in Allem soviel als möglich Ludwig 14. gleich zu thun, während die wissenschaftliche Bildung sich hauptsächlich auf französische Sprache und Literatur beschränkte, welche unter den höheren Ständen nach und nach als Mode überhand nahm; am wenigsten wurde an die geeignete Ausbildung des Volkes gedacht, an Stadt- und Dorfschulen und Lehrerseminare, wie höchst nothwendig sie auch waren. Eine Menge Gelehrte, Maler, Baumeister und Künstler aller Art kamen, besonders da sie mit an Verschwendung reichender Freigebigkeit belohnt wurden, in die brandenburgischen Staaten. Diese Männer fanden außer an dem Kurfürsten eine besondere Stütze an seiner schönen und geistreichen Gemahlin Sophie Charlotte, einer geborenen Prinzessin von Hannover und an dem Freiherrn von Danckelmann. Erstere besaß selbst gelehrte Kenntnisse und war mit keinem Zweige der Literatur ganz unbekannt; ganz das Gegentheil ihres Gemahls, liebte sie am wenigsten die lästige Etikette des Hofes, bespöttelte die vielen Förmlichkeiten und setzte sich über diese weg; vor Allem zog sie es vor, sich im Kreise gelehrter Männer zu unterhalten. Sie war eine große Freundin und Kennerin der Musik, sang selbst vortrefflich und komponirte kunstgemäß, doch irgend einen Einfluß auf die Staatsregierung und Verwaltung scheint sie nicht besessen zu haben. Danckelmann war ebenfalls Kenner der Künste und Wissenschaften und schätzte sie; er hatte einen sehr großen Antheil an der wichtigen Stiftung der Universität Halle, die ihr kaiserliches Privilegium am 19. Oktober 1693 erhielt.

Bei der großen Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit Danckelmanns, in dessen Händen die ganze Verwaltung lag, musste er viele Feinde finden, die sein durchgreifendes Verfahren und seine Rauheit noch vermehrte; dann nahm er zu wenig Rücksicht auf die Schwächen des Kurfürsten und konnte den Hofmeisterton nicht ablegen; auch hatte er mit der Habsucht der Hofleute zu kämpfen, die sich auf die vorwaltenden Neigungen ihres Herrn stützten und von Sparsamkeit und einem geordneten Staatshaushalt Nichts

wissen wollten. Daher verbanden sich bald Alle zum Sturze Danckelmanns; man machte den eiteln schwachen Fürsten, an dessen Hofe ein faktioses Wesen herrschte, welches bereits den Staat und alle Kollegien durchdrang, aufmerksam, daß nicht er, sondern Jener regiere; am thätigsten zeigte sich der kurfürstliche Oberstallmeister von Kolb, ein geborener Pfälzer, ein liebenswürdiger gewandter Hofmann, der jeder Neigung seines Herrn Vorschub that und jede Art von Aufwand begünstigte. Er war aus den Diensten des Pfalzgrafen von Simmern 1689 in die des damaligen Kurprinzen, der ihn früher schon liebgewonnen hatte, gekommen. Als nun Danckelmann sah, daß er die Gunst seines Fürsten verloren hatte, bat er am 27. November 1697 um seinen Abschied, den er auch in schmeichelhaften Ausdrücken erhielt; bald aber, am 10. December, wurde er verhaftet, zuerst nach Spandau und dann nach Peitz gebracht; auch wurde sein Vermögen eingezogen. Um einen Proceß gegen ihn zu begründen, mussten allerhand unwahre, boshafte und niedrige, ja, selbst lächerliche Beschuldigungen vorgesucht werden. *) Erst Friedrich Wilhelm 1. übte halbe Gerechtigkeit gegen den so hart behandelten Mann, setzte ihn völlig in Freiheit, mehr aber in der Hoffnung, von ihm wichtige Aufschlüsse über die Finanzen des Staates zu erhalten; doch seine Güter erhielt Danckelmann nicht zurück.

Nun nahm der 1699 vom Kaiser unter dem Namen von Wartenberg in den Reichsgrafenstand erhobene Kolb die erste Stelle am Hofe, in der Regierung und Verwaltung ein; er schonte die Schwäche seines Herrn, schmeichelte dessen Lieblingsneigungen und ward ihm dadurch täglich unentbehrlicher. Als Alles vermögender Günstling war er zugleich Ober-Kämmerer, Oberster Staatsminister, Ober-Stallmeister, General-Oekonomie-Direktor, Ober-Hauptmann aller Schatullenämter, General-Erb-Postmeister, Ober-Marschall von Preußen, Kanzler vom Orden des Schwarzen Adlers und Protektor aller königlichen Akademien, und bezog von diesen Aemtern einen jährlichen Gehalt von 123,000 Thalern. Durch ein besonderes Dekret vom 25. Oktober 1699 machte Friedrich 3. seinen Günstling unverantwortlich für alle Versäumnisse und Nachlässigkeiten in der Verwaltung und für alle Unordnungen in den Rechnungen des Staatsguts; die Unterbeamten allein sollten dafür aufkommen. Wenn früher der Hof des Kurfürsten den anderen Höfen in Ränken und Schlichen gleich gestanden hatte, so übertraf er mit Wartenbergs Erhebung bald alle in Kabalen und Schurkenstreichen; jeder rechtliche Mann mußte fortan schweigen. Dabei bleibt es aber doch merkwürdig, daß die öffentlichen Angele-

*) Gegen die sechs Brüder Danckelmanns, die ansehnliche Stellen bekleideten und die man auch gern gestürzt hätte, konnte Nichts vorgebracht werden; sie blieben sämmtlich in ihren Aemtern.

genheiten im Ganzen ihren früheren Gang gingen und daß das Ansehen, die äußere Macht und der Glanz des Staates noch vermehrt wurden.

Die Thronveränderung in Polen, wo Johann 3. Sobieski den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, der deshalb zur katholischen Kirche übertrat, zum Nachfolger hatte, benutzte Friedrich 3., um die von seinem Vater überkommenen Rechte auf Elbing jetzt geltend zu machen. Diese Stadt mit ihrem Gebiete hatte der Letztere durch eine in Bromberg am 6. November 1657 abgeschlossene Konvention als Erkenntlichkeit für die mit Polen gegen Schweden eingegangene Waffengemeinschaft pfandweise mit voller Hoheit erhalten, doch sollte sie erst den Schweden genommen werden; zugleich hatte sich Brandenburg verpflichtet, das abgetretene Gebiet gegen 400,000 Thaler wieder an die Krone Polen zurückzugeben. Doch Elbing behielten die Polen, als die Schweden es übergaben; sie brauchten allerlei nichtige Vorwände, um dem großen Kurfürsten unter irgend einem Scheine des Rechts die Stadt vorzuenthalten und vergebens waren alle seine Bemühungen dagegen. Kaum hatte Friedrich 3. die Regierung angetreten, so erneuerte er die Ansprüche auf Elbing, aber so lange Johann 3. lebte, war an ihre Ausgleichung nicht zu denken; nur von den befreundeten Verhältnissen des Kurfürsten mit dem neuen Könige von Polen waren sie zu erwarten. Wahrscheinlich verabredeten beide Fürsten auf einer im Juni 1698 in Johannisburg abgehaltenen Zusammenkunft, zu der die Jagd Veranlassung geben mußte, das Nähere über die zu ergreifenden Maßregeln. General von Brandt mußte sich mit 1100 Mann in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober Elbing nähern; als er aber seinen Anschlag vereitelt sah, forderte er die Stadt auf, so lange brandenburgische Besatzung aufzunehmen, bis der Pfandschilling von Seiten Polens erlegt sei. Elbing verwahrte sich dagegen, rüstete und schickte zugleich Abgeordnete, doch ohne Erfolg, an den Kurfürsten, an den Hof und an die Großen Polens und an die Städte Danzig und Thorn, während Brandt immer mehr Truppen herbeizog. Eine Aufforderung sich zu ergeben, wies die Stadt ab; König August 2. ermunterte sie sogar, obgleich er gewiß mit dem Kurfürsten einverstanden war, sich aufs Tapferste zu wehren, und versprach Hilfe. Als aber Brandt ernstliche Anstalten traf, sich Elbings zu bemächtigen, Alles zu einem Bombardement in Bereitschaft setzte, und die Stadt auf keine Unterstützung rechnen konnte, nahm sie, da der Kurfürst ihre Privilegien, Freiheiten und Rechte aufrecht zu erhalten versprach und sie nur so lange besetzt halten wollte, bis die Pfandsumme bezahlt sei, brandenburgische Truppen auf. Darüber entstand in Polen eine gewaltige Aufregung, und ein allgemeines Aufgebot erging durch das ganze Land. Da aber der Kurfürst fest erklärte, er werde die Stadt räumen, sowie die Pfandsumme bezahlt sei, einigten beide Theile sich dahin, daß Leopold 1. den Streit vermitteln sollte. Durch den Vertrag vom 12. December 1699 verpflichtete sich Polen, in einer bestimmten Frist 300,000 Thaler — 100,000 Thaler

hatte der Kurfürst von der Pfandsumme fallen lassen — zu zahlen und als Pfand für diese Summe mehre Kleinodien des Kronschatzes dem Kurfürsten zu überliefern; würde die Zahlungsfrist nicht eingehalten werden, so sollte derselbe das Gebiet von Elbing in Besitz nehmen können. Am 1. Februar 1700 räumten die brandenburgischen Truppen die Stadt. Was vorauszusehen war, geschah; Polen konnte die Geldsumme nicht zahlen, und Friedrich 3. setzte sich — es gab noch manche Verwickelungen — aber erst im Jahre 1703 in den Besitz des Elbingschen Stadtgebiets, welches nie mehr an Polen zurückkam.

Die königliche Würde für sich und sein Haus zu erhalten, kann man als die Lebensaufgabe Friedrich 3. betrachten. Nächst der Vorliebe für Pracht, äußern Glanz und lächerliche Eitelkeit kam das Gefühl, daß er Land und Leute besitze, die wohl ein Königreich abgeben könnten, dazu eine Kriegsmacht, wie sie mancher König nicht habe; auch gedachte er, was sein großer Vater geleistet hatte; gezieme ihm daher nicht die Krone? Mit Bestimmtheit ergriff der Kurfürst den Gedanken, die königliche Würde und zwar auf das ihm zugehörige Herzogthum Preußen zu gründen, zuerst im Jahre 1693; damals mußte sein Gesandter am kaiserlichen Hofe — nur der Deutsche Kaiser hatte das Recht, die königliche Würde zu ertheilen — einen förmlichen Antrag dahin stellen. Allein er konnte Nichts ausrichten. Später spornte ihn die Erhebung des sächsischen Hauses auf den polnischen und die Aussichten des nahe verwandten hannoverschen auf den englischen Thron, vielleicht selbst die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, zur Erneuerung seines Planes; auch bot sich ihm durch die Verwickelungen, die das Erlöschen der spanischen Habsburger herbeiführen könnte, eine vortrefliche Gelegenheit dar, sein kriegerisches Heer Leopold 1. zu Diensten zu stellen; als Gegenleistung hoffte er, die Anerkennung seiner königlichen Würde; doch vorher noch, das sah er wohl, musste Alles in Ordnung gebracht sein. Denn Wilhelm 3. von England, dem Alles an der Erhaltung des Gleichgewichts unter den europäischen Mächten lag, und der daher weder an Oesterreich, noch an Frankreich die ganze spanische Erbschaft kommen lassen wollte, arbeitete in Verbindung mit den Holländern an einer Theilung des Nachlasses Karl 2. und gewann Ludwig 14. für den Plan. Nun schlossen England, Frankreich und Holland am 25. März 1700 einen Vertrag dahin ab, daß Spanien nebst dessen Kolonien und Belgien Karl, der zweite Sohn Leopold 1., erhalten sollte; würde dieser aber jemals Deutscher Kaiser, so sollte der Antheil desselben an entfernte Verwandte fallen; Frankreich dagegen sollte die spanisch-italienischen Besitzungen erhalten. Doch in Wien nahm man diesen Vertrag sogar mit Abscheu auf. Diesen Augenblick benutzte Friedrich 3., der über 30,000 Mann verfügen konnte, und erbot sich, mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache, und zwar gegen die drei Mächte zu machen, wenn er ihm die königliche Würde ertheile. Friedrich 3. wandte sich deshalb eigenhändig an

den Beichtvater des Kaisers, den Pater Baron von Lüdinghausen-Wolff,*) der wesentlich und auf eine höchst uneigennützige Weise dazu beitrug, diese Angelegenheit zu fördern; die Hauptsache aber that ohne Zweifel die politische Lage der Dinge. Denn mit der Nachricht von dem am 1. November 1700 in Madrid erfolgten Tode Karl 2. kam zugleich die nach Wien, daß dieser in seinem Testamente den Enkel Ludwig 14., den Herzog Philipp von Anjou, zum Erben der gesammten spanischen Monarchie eingesetzt habe, und schon am 16. desselben Monats wurde der geheime Kronvertrag zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten abgeschlossen. Letzterer ward des Kaisers Bundesgenosse, der dagegen erklärte, wenn der Kurfürst sich wegen seines Herzogthums Preußen zum Könige krönen und ausrufen lassen wolle, so werde der Kaiser und sein Sohn auf erhaltene Anzeige ihn unverzögert in- und außerhalb des Reichs für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen. Man sieht, die Befugniß, sich die Krone aufzusetzen, leitete der Kurfürst nur von seiner eigenen Macht her; es durfte im Vertrag kein Wort einfließen, das mehr als eine Beistimmung und Einwilligung des Kaisers angedeutet hätte. Zur Beruhigung Polens hatte Friedrich 3. schon im Sommer 1700 eine amtliche Erklärung ausgestellt, daß die Annahme der Königswürde seine Verhältnisse zu diesem Reiche nicht ändern würde; er nannte sich daher auch König in und nicht von Preußen, weil Polnisch-Preußen ihm nicht gehörte. Unterm 16. December machte nun Friedrich 3. in seiner Eigenschaft als souverainer Herr Preußens das Staatsgrundgesetz über die Annahme der Königswürde in Preußen bekannt, welches nun als Manifest an alle Staaten Europa's versandt wurde.

Sogleich wurden alle Anstalten getroffen, um die Krönung in Königsberg mit der größten Pracht zu begehen. Am 17. December brachen Friedrich 3., dessen Gemahlin und der Hof von Berlin dahin auf; das Gefolge und der Troß, der mitgeschleppt wurde, war so groß, daß die ganze Reisegesellschaft nur in vier Abtheilungen weiter geschafft werden konnte, weil dazu außer den vielen königlichen Pferden noch 30,000 Vorspannpferde nöthig waren; der Kurfürst kam am 29. December in Königsberg an. Er selbst, in Gemeinschaft eines kleinen Zirkels, ordnete hauptsächlich alle Krönungsfeierlichkeiten. Am 15. Januar 1701 verkündeten Herolde, es sei durch die allweise Vorsehung dahin gediehen, daß das bisherige souveraine Herzogthum Preußen zu einem Königreiche aufgerichtet und dessen Souverain Friedrich König in Preußen geworden. Am 17.

*) Daß eine Verwechselung des vom Kurfürsten an den Kaiser geschriebenen Briefes, der nachher in die Hände des Paters gerathen sein soll, stattgefunden habe, ist nach Ranke (Neun Bücher Preußischer Geschichte, Bd. 1. Seite 106) unbegründet; die richtigen Chiffern liegen den Depeschen bei.

stiftete König Friedrich I. den Schwarzen Adlerorden, und am folgenden Tage fand die Krönung statt. Die Reichsinsignien und Kleinodien, als Krone, Schwert, Scepter, Apfel, Siegel und Banner, waren, sowie die Kleidung des Königs und der Königin überaus kostbar und verschwenderisch mit Edelsteinen und Diamanten besetzt. Der König setzte sich eigenhändig die Krone auf's Haupt, nahm dann das Scepter in die Hand und setzte der Königin die Krone auf. Dann gingen Beide, hinten nach alle Hof- und Staatsbeamte, die Stände und Zünfte in die Schloßkirche, wo die Bischöfe Bernhard von Sanden und Benjamin Ursinus — sie waren nur behufs der Krönung zu dieser Würde ernannt worden *) — den König und die Königin salbten, wodurch der Erstere kund geben wollte, daß er die königliche Würde nicht durch die Salbung erlange, sondern daß er sie allein von Gott dem Herrn annehme. Die vier Oberräthe — Landhofmeister von Perbandt, Ober-Burggraf von Rauschke, Kanzler von Kreytzen und Ober-Marschall von Wallenrodt — wurden gleichzeitig zu Staatsministern ernannt, indem fortan die Oberräthe als Kollegium das „Preußische Ministerium" bildeten, einzeln aber wie früher als Präsidenten den hohen Landes-Kollegien dieser Provinz vorstehen sollten. **) Unaufgefordert, gewiß um seine Unterthanen über seine neue Stellung als König zu beruhigen, ertheilte derselbe unterm 12. Januar den Ständen Preußens auch eine Assekuration ihrer Privilegien und Freiheiten, die sich auf die vom Jahre 1663 gründete. Was gewöhnlich mit Krönungen verbunden ist — Amnestie, Auswerfen von Denkmünzen, Adelsernennungen, große Schmausereien, Feuerwerke, Gottesdienst u. s. w. — fehlte auch dieses Mal nicht. Sechs Millionen Thaler sind für den vielen unnützen Pomp verschwendet worden. Am 8. März verließ Friedrich I. Königsberg und hielt dann am 6. Mai noch einen überaus prächtigen Einzug in Berlin.

Obgleich die neue Würde nur auf Preußen gegründet war, so umfaßten doch Titel und Rang alle Provinzen, die Friedrich I. angehörten; sie wurden gleichsam durch den gemeinsamen Namen aus der Reihe der anderen deutschen Länder herausgerissen und zu einer besondern Einheit — dem preußischen Staat — zusammengefasst, wie sorgfältig auch sonst noch das Verhältniß zum Reiche aufrecht erhalten wurde. Denn es bildete sich neben der provinciellen Eigenthümlichkeit nach und nach das Allgemeine aus, nämlich das immer stärker werdende Selbstgefühl, einem großen

---

*) Später, am Ende des Jahres 1702, erhielten diese beiden Geistlichen die bischöfliche Würde auf Lebenszeit und ansehnliche Einkünfte.

**) Als das Staats-Ministerium sich 1803 auflösete, blieben die Würden eines Land-Hofmeisters, Ober-Burggrafen, Kanzlers und Ober-Marschalls als Hofämter für den eingesessenen Adel bestehen.

Staate anzugehören. Bald erkannten die meisten Höfe die neue Königswürde an. So England und Holland, als sie auf die Seite Oesterreichs traten, nachdem Ludwig 14. die gesammte spanische Erbschaft für seinen Enkel angenommen und den früher abgeschlossenen Theilungsvertrag fallen gelassen hatte. Diesen folgten dann nach und nach die anderen Mächte, zuletzt Spanien und Frankreich, aber erst am Schlusse des Spanischen Erbfolgekrieges. Als der päpstliche Nuntius, Kardinal Albani, bei der Wahl Karl 3. von Spanien zum Deutschen Kaiser gegen die preußische Königswürde sich verwahren wollte, unterließ er es auf die Drohung des preußischen Gesandten Christoph von Dohna; dieser hatte auch eine von Friedrich 1. vollzogene Vollmacht erhalten, durch welche er den General von Arnim, der die in Ober-Italien fechtenden preußischen Truppen befehligte, ermächtigen konnte, sofort in den Kirchenstaat einzurücken, im Fall eine Verwahrung von Seiten des Papstes Klemens 11. gegen seine Königswürde erscheinen sollte; nun stellte der Kardinal in Abrede, daß er es habe thun wollen.

Unter der Regierung des letzten Kurfürsten wurden der Große und Kleine Friedrichsgraben angelegt, durch welche eine gerade Verbindung aus der Memel und Gilge mittelst der Deime und des Pregels und mit Vermeidung der unsichern Fahrt über das Kurische Haff nach Königsberg hergestellt wurde. Nach der Karte unseres Vaterlandes, die Henneberger 1576 herausgegeben hat, war die schöne und fruchtbare Niederung, welche von der Memel und ihren beiden Ausflüssen Ruß und Gilge durchströmt wird, am Ende des sechszehnten Jahrhunderts noch eine menschenleere, mit sumpfigen Wäldern und unzugänglichen Brüchen angefüllte Wildniß. Allmählig wurden diese Gegenden urbar gemacht und bebaut; aus den Schutzdämmen, womit die ersten Anbauer ihre Grundstücke vor den zerstörenden Eisgängen zu sichern suchten, sind die jetzigen Dämme entstanden, die erst 1752 zusammengereihet wurden. Um nun den vielfältigen Beschwerden, daß die Fahrt mit Strusen, Witinen und Holzflößen auf der in vielen engen Krümmungen fließenden Gilge, dem schwächern Arm der Memel, höchst beschwerlich sei, abzuhelfen, schlugen 1582 preußische und polnische Abgeordnete ihre Geradelegung vor. Die Städte Königsberg übernahmen die 260,000 Mark betragenden Kosten, und so entstand in den Jahren 1613 bis 1616 die Neue Gilge, wodurch ein bisher sechs Meilen langer Wasserweg auf anderthalb Meilen (3200 Ruthen) abgekürzt wurde. Wenn nun auch die Gilge einen Theil des beschwerlichen Weges hob, so blieb doch die unsichere Fahrt über das Kurische Haff; jährlich erneuerten sich auf demselben die Unglücksfälle. Es kam nun darauf an, das Haff ganz zu vermeiden, was durch einen Graben, der die Nemonin, einen Nebenarm der Gilge, mit der Deime verband, zu erreichen war; man erinnerte sich zugleich, daß Aehnliches unter dem Hochmeister Küchmeister von

Sternberg (von 1414 — 1422) ausgeführt werden sollte. Der große Kurfürst selbst durchritt 1641 die Gegend zwischen der Deime und der Nemonin, um sich mit der Richtung des Grabens, den der Orden einst angefangen hatte, bekannt zu machen; doch dessen Ausführung auf Kosten der bei dieser Handelsstraße betheiligten Mächte Preußen und Polen fand während der Unterhandlungen große Schwierigkeiten. Da trat Friedrich Wilhelm mit seinem tüchtigen Baumeister, dem Obersten Philipp von Chieze, einem Piemontesen, und mit einem gewissen Karl von Rheden über die Ziehung eines solchen Grabens in Unterhandlungen und schloß auch 1671 einen Vergleich ab; doch der Tod Chize's 1673 unterbrach das Werk. Dieser hatte schon früher für unternommene Entwässerungsarbeiten an der untern Gilge in derselben Gegend dreihundert Hufen Forstland und Wildniß mit adeligen Freiheiten erhalten, aus denen die Rautenburgischen Güter entstanden sind, die durch eine Großtochter der ersten Besitzerin Luise Katharina, geborne von Rauter*), die in erster Ehe mit Chieze und in zweiter mit einem Grafen Truchseß zu Waldburg vermählt war, 1744 an die Familie Kayserlingk kamen, in deren Besitz sie noch sind. Gleich nach dem Tode ihres zweiten Mannes übernahm die Wittwe den Bau zweier Kanäle aus der Gilge in die Deime, und da sie noch im Besitze der Kontrakte war, die ihr erster Gemahl Chieze abgeschlossen hatte, so einigte sie sich Behufs der Durchführung derselben mit Friedrich 3. am 4. Juni 1689; denn eine Art von Vorarbeit oder Nivellement — man zog einen anderthalb Ruthen breiten und zwölf Fuß tiefen Graben in ganzer Länge aus der Nemonin bis in die Deime — die der damalige Burggraf von Kukerneese, Joh. Stawinski, ausführte, hatte der Erwartung vollkommen entsprochen. Die Gräfin grub die Kanäle aus der Gilge in die Deine auf ihre Gefahr und Kosten, wofür sie den Zoll von allen Fahrzeugen und Holzflößen erhielt, die durch dieselben gehen würden; auch verpflichtete sie sich, die Kanäle für 60,000 Thaler an den Staat abzutreten. Sie bestehen aus zwei abgesonderten Theilen, dem Großen und dem Kleinen Friedrichsgraben, so genannt nach Friedrich 3., an dessen Geburtstag, dem 11. Juni, die Arbeit 1689 angefangen und unter gleichem Datum 1697 vollendet dastand. Der letztere Kanal, auch Greitußk, Litauisch die Schnelle, wegen der starken Strömung genannt, verbindet die Gilge mit der Nemonin durch einen geradern Weg und ist eine Meile lang; wogegen der erstere, drei Meilen lang, die Nemonin mit der Deime verbindet; beide Kanäle sind einfache Gräben, die weder Schleusen, noch andere künstliche Werke haben. Am 24. April 1710 gin-

---

*) Von dem Familiennamen Rauter haben die Rautenburgischen Güter ihre Benennung erhalten; sie wurden 1787 von Friedrich Wilhelm 2. zum von Kayserlingkschen Fideikommiß bestimmt und zur Grafschaft erhoben.

gen sie als Eigenthum an den Staat für 67,000 Thaler über; der Zoll hatte während der ersten zehn Jahre durchschnittlich etwas über 9500 Thaler jährlich eingetragen. Da im Laufe der Zeit die Gilge immer flacher wurde, wodurch das Weiterschaffen von Handelsgütern auf der Memel nach Königsberg gänzlich stocken konnte, wurde 1778 der Gilge- oder Jägerischken-Kanal gezogen, der, 250 Ruthen lang, den Abfluß der Memel nach der Gilge bei ihrer Theilung so regelte, daß dem stärkern Arm, der Ruß, Wasser entzogen und der Gilge zugeführt wurde.

Vierter Abschnitt.

Preußen unter königlicher Herrschaft bis zum Frieden von Tilsit von 1701–1807.

Erstes Buch.

Preußen unter Friedrich 1. und Friedrich Wilhelm 1. von 1701-1740.

Friedrich 1. von 1701 — 1713. Während der dreizehn Jahre, die Friedrich 1. noch als König den preußischen Staat regierte, lagen Europa's Staaten über die spanische Erbschaft und gegen Karl 12. von Schweden stets in Kriegen. Preußen litt bei denselben unmittelbar sehr wenig; der Spanische Erbfolgekrieg berührte nicht einmal seine Grenzen, und streng bewahrte während des Nordischen Krieges der König seine Parteilosigkeit; es trug nur die Lasten, die von einem Kriege unzertrennlich sind.

Kaum hatte Ludwig 14. erfahren, daß Karl 2. zu Gunsten seines Enkels Philipp von Anjou ein Testament hinterlassen habe, so nahm er dasselbe an, wohl mit aus dem Grunde, weil doch ein Krieg über dessen Nachlaß ausgebrochen wäre und er ihn lieber um die Erbschaft, als um einen Theil zu führen gesonnen war. Spanien und die Befehlshaber in den spanischen Nebenländern Neapel, Sicilien, Mailand und die katholischen Niederlande erkannten Philipp 5. als König an. Aber auch Leopold 1. forderte das Erbe Karl 5., weil dessen Sohn Philipp 2. die spanische Dynastie und der Bruder Ferdinand 1. die österreichische gegründet, und er selbst eine spanische Prinzessin zur Frau hatte, deren Erbrecht ausdrücklich vorbehalten war; er erklärte seinen zweiten Sohn Karl als „Dritten" dieses Namens zum Könige von Spanien und dessen Nebenländern und war entschlossen, es bis zum Kriege kommen zu lassen, der dann auch 1701 zugleich in Ober-Italien und im Westen des Deutschen Reichs begann.

Des Kaisers Verbündete waren vorzugsweise Wilhelm 3. von England und Friedrich 1. von Preußen, denen sich die Vereinigten Niederlande, Dänemark und die kleineren deutschen Reichsfürsten entweder aus richtiger Politik, oder durch Vortheile bewogen, angeschlossen hatten. Preußische Truppen — 1709 fochten 23,000 Mann in den spanischen Niederlanden und 8000 in Ober-Italien — unterstützten Leopold 1. und dessen Nachfolger Joseph 1., und überall, in Ober-Italien, an der Donau und in den belgischen Provinzen, bewiesen sie sich aufs Unerschrockenste und Tapferste; von den großen Generalen Prinz Eugen von Savoyen und Marlborough erhielten sie das ehrenvollste Zeugniß. Sie fochten bei Höchstädt (13. Aug. 1704), Turin (17. Sept. 1706), Ramillies (23. Mai 1706), Oudenarde (11. Juni 1708), Malplaquet (17. Sept. 1709) und bei vielen berühmten Belagerungen. Unter ihren Generalen zeichneten sich vor Allen Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, dann Graf Lottum, von der Heyde, von Natzmer, von Derfflinger der Sohn und von Finckenstein aus. Aber mit dem Sturze der Whigs in England 1710 und dem am 17. April 1711 erfolgten Ableben Kaiser Joseph 1. — er hatte seit dem Mai 1705 nach dem Tode seines Vaters Leopold 1. regiert — dem der Bruder, der spanische König Karl 3. folgte, und der auf diese Weise die spanische und die österreichische Monarchie wieder vereinigt hätte, verlor der Krieg zu Gunsten Habsburgs für England seine Wichtigkeit; denn für die Herstellung einer Macht, wie sie Karl 5. einst besessen hatte, war der Krieg nicht unternommen worden. England schlug einen Friedenskongreß vor, der zu Utrecht am 29. Januar 1712 eröffnet wurde; auf ihm sollte an einer allgemeinen Beendigung des Krieges gegen Frankreich gearbeitet werden. Doch Friedrich 1. erlebte den Abschluß des Friedens nicht mehr; zwar hatte er die Sache der Verbündeten mit großer Anstrengung verfochten, aber dabei die eigene wenig gefördert, woran wohl vorzugsweise die Art und Weise schuldete, wie die neue Krone ihre Truppen verwendete. Sie waren auf dem großen Kriegsschauplatze zerstreut und konnten daher weder im Kriege, noch beim Friedenswerke den Nachdruck geben, den eine zusammengehaltene Macht verschaffen kann; Friedrich sah sich daher auch bei den Unterhandlungen so in der Form, als in der Sache vernachläßigt.

Um mit einem ansehnlichen Heere gleich beim Anfange des Spanischen Erbfolgekrieges gerüstet dazustehen, hatte Friedrich 1. seine 20,000 Mann auf 40,000 gebracht; dann errichtete er lediglich zum Schutze der Grenze eine Landmiliz, die aus allen waffenfähigen Mannschaften vom 18. bis zum 40. Jahre bestehen sollte; sie musste jeden Sonntag Kriegsübungen halten, was den Geistlichen nicht gefiel, welche meinten, der Sonntag gehöre nicht dem Könige, sondern dem lieben Gott. Da nun jährlich die Verluste zu ersetzen waren, auch neue Regimenter gegen Hilfsgelder errichtet werden mussten, so reichten die Werbungen dazu nicht hin; es

wurde daher am 11. März 1704 befohlen, daß jeder Schäfer, der zwei Knechte habe, einen davon zum Soldaten abgeben müsse; jeder Müller, Erb- und Freischulze und jeder Krüger sollte einen, und zehn Meister in jeder Stadt und drei auf dem Lande ebenfalls einen Rekruten stellen. Wenn nun der König fortwährend neue Hilfsgelderverträge mit benachbarten Mächten zur Stellung einer größern Truppenzahl abschloß, so gereichten sie wohl nicht zum Vortheile des Staates, verschafften aber Geld, was immer fehlte; war auch gleichviel, wo es hergenommen wurde; widerlich ist aber das Schachern um höhere Summen, die Beitreibung von Rückständen und selbst das Verlangen eines Aufgeldes für bedungene Geldsorten. Fühlte sich auch von Zeit zu Zeit der König gekränkt und beleidigt, und gebot er dann seinen Truppen Halt zu machen — denn Friedich 1. wusste recht gut, daß seine braven und tapfern Schaaren den Verbündeten unentbehrlich waren — so kamen Prinz Eugen und Marlborough — Letzterer schämte sich nicht unter den Hofbeamten des Königs zu erscheinen und diesen dadurch ganz glücklich zu machen, daß er ihm die Serviette reichte — [nach Berlin, und schmeichelten dem eitlen Manne, der dann Alles vergaß.

Wenden wir uns nun zu den Nordischen Angelegenheiten. In Schweden war 1697 Karl 12. seinem gleichnamigen Vater auf den Thron gefolgt; er zählte funfzehn Jahre, und dieses jugendliche Alter wollten seine Nachbaren gerade benutzen, um ihn seiner außerhalb Schweden gelegenen Provinzen — Ingermannland, Karelien, Estland, Liwland, den größten Theil von Pommern mit Stettin und Stralsund, den Hafen Wismar und die Herzogthümer Bremen und Verden — zu berauben, was sie um so leichter auszuführen hofften, als die großen Mächte Europa's wegen der Erbschaft Karl 2. von Spanien völlig gespannt gegen einander waren. Peter 1., Zar von Rußland, strebte nach den Häfen des Finnischen Meerbusens; vermittelst ihrer wollte er sein Reich auf dem Seewege mit dem übrigen Europa in eine nähere Verbindung bringen. August 2., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, dem weder Ehre und Treue, noch Eide heilig waren, der allein den gemeinsten Vergnügungen nachging und mit unerhörter Frechheit den Schweiß seiner Bürger und Bauern verjubelte, war lüstern nach dem Besitze Liwlands und Estlands; dabei wollte er gern seine sächsischen Truppen in Polen behalten und mit ihrer Hilfe hier eine erbliche Herrschaft gründen. Frederik 4. von Dänemark, der dritte Nachbar Schwedens, ebenso liederlich und verschwenderisch wie August 2., wollte den Herzog von Holstein-Gottorp, den Schwager des jungen Königs von Schweden, unterdrücken und diesem — Karl 12. — die Provinzen entreißen, die früher zum dänischen Reiche gehört hatten. Trotz ihres so verschiedenen Charakters hielten diese Fürsten enge zusammen; — denn es galt, seinen Nachbaren zu berauben. Sie schlossen in den Jahren 1698 und 1699 in Berlin, unter Baron Patkuls, eines liwländischen Edelmanns,

der gegen Karl 11. Gewaltmaßregeln sich aufgelehnt und deshalb sein Vaterland hatte verlassen müssen, und des dortigen sächsischen Gesandten, des Feldmarschalls von Flemming Beihilfe, gemeinsame Bündnisse gegen Schweden. Ohne Weiteres wollten sie mit diesem Reiche brechen und es angreifen; vergebens waren aber ihre Bemühungen, den damaligen Kurfürsten Friedrich 3. in ihren Bund zu ziehen, obgleich er mit den Verbündeten, namentlich mit dem Zar Peter, der ihn mehre Male in seinen Staaten besucht hatte, im besten Vernehmen war; — er stand durch ein gegenseitiges Vertheidigungsbündniß, welches 1686 geschlossen und zu verschiedenen Malen erneuert worden war, mit Schweden in Verbindung; dann wollte er seine Streitkräfte zusammenhalten, um sie anderweitig verwenden zu können. Karl 12. kam nun zwar der Angriff höchst unerwartet, doch rüstete er eiligst und gelobte zugleich, seine Feinde so lange zu bekriegen, bis er sie gänzlich gedemüthigt hätte; er hielt Wort. Aber da er weder Staatsmann, noch Feldherr war, sondern nur braver Soldat und Abenteurer, so musste er seinen Feinden unterliegen. Zuerst nöthigte der schwedische König Dänemark am 18. August 1700 zum Frieden von Travendahl; dann schiffte er nach Riga über, zwang August 2., die Belagerung dieser Stadt aufzuheben, und zog darauf gegen den Zar Peter 1., dessen Heer er am 30. November bei Narwa gänzlich schlug. Nun wandte sich der Sieger nach Polen, dessen König am 9. März 1701 ein neues Bündniß mit Peter 1. abgeschlossen hatte; er rückte durch das Großfürstenthum Litauen vor, was Friedrich 1. veranlasste, Truppen nach Preußen zu schicken. Denn nachdem Karl 12. das sächsisch-polnische Heer bei Klissow (9. Juli 1702) und bei Pultusk (1. Mai 1703) geschlagen hatte, belagerte er Thorn, welches sich nach tapferer Gegenwehr am 1. Oktober ergeben musste, und zwang Elbing zu der bedeutenden Kriegssteuer von 260,000 Thalern und zur Herausgabe seiner sämmtlichen Kriegsvorräthe. Den Winter 170¾ brachte das schwedische Heer in den reichen Werdern von Polnisch-Preußen und im Ermlande zu; Karl 12. konnte seine 17,000 Mann Fußvolk und 13,500 Reiter hier gut ernähren, außerdem bildete er noch neue Regimenter; in Heilsberg lag vom December 1703 bis zum Juni 1704 das schwedische Hauptquartier. Zum Schutze Preußens hatte Friedrich 1. am 11. August 1703 einen Parteilosigkeitsvertrag mit Karl 12. abgeschlossen, vorher noch mit ihm am 29. Juli im Haag unter Vermittelung Englands und der Niederlande das bestehende Bündniß erneuert; denn diesen Mächten lag es besonders daran, den Frieden unter den Nordischen Mächten herzustellen. Nichts fürchteten sie so sehr, als daß der siegreiche Karl 12., aber auch der zu Allem fähige August 2., von Ludwig 14. gewonnen werden könne, was dann dem Kriege gegen ihn eine ganz andere Wendung geben musste. Doch Karl 12. dachte nur an Rache, welche die treffen sollte, die ihn unrechtmäßig angegriffen hätten. Wären aber Preußens auswärtige Angelegenheiten damals von einem staatsklugen

Minister geleitet worden; wären seine Streitkräfte, anstatt sie anderen Mächten — abgesehen von den Verpflichtungen gegen Oesterreich — gegen Hilfsgelder, die leicht vergeudet wurden, hinzugeben, zur vortheilhaften Anordnung der nordischen Angelegenheiten verwendet worden: so wäre es mit der Macht, zu der es sich neigte, der Schiedsrichter des Nordens gewesen, und große Vortheile hätten nicht ausbleiben können. Karl 12. jagte sich unterdessen mit August 2. in Polen, welches im Innern zerrütteter, als je war, so lange herum, bis sich hier eine Partei gegen den Letztern gebildet hatte. Als nun dieser keinen andern Ausweg sah, bot er Karl 12. eine Theilung Polens an, die abgeschlagen wurde, was aber eine große Menge Polen so erbitterte, daß sie sich in Warschau konföderirten und den Thron ihres Reiches für erledigt erklärten. Der schwedische König und dessen Anhang wählten nun am 12. Juli 1704 den Stanislaw Leßczynski, Wojewod von Posen, zum Könige; er wurde überall da anerkannt, wo schwedische Truppen standen, auch von dem damals so mächtigen Danzig.

Vergebens waren noch immer alle Bemühungen Peter 1. und August 2., Preußen in ihr Bündniß zu ziehen; es war noch zu sehr ins Interesse der gegen Frankreich verbündeten Mächte verwickelt. Selbst als Karl 12. — er sah kein anderes Mittel, mit August 2. fertig zu werden — in Sachsen einfiel, gelang es nicht. An der Spitze von 22,000 Mann drang dieser am 1. September 1706 und ohne weitere Anfrage über Herrnstadt in Schlesien ein, weil der Kaiser sächsischen Truppen ebenfalls den Durchzug gestattet hatte; hier empfingen Karl 12. die von der kaiserlichen Regierung arg gedrückten Protestanten mit großem Jubel, und unter ihren Segenswünschen setzte er seinen Marsch nach der Lausitz fort. Noch in demselben Monat, am 24., wurde August 2. zum Frieden von Alt-Ranstädt, einem Dorfe unweit Leipzig, gezwungen. Doch August 2. hatte im Voraus beschlossen, ihn nicht zu halten; er wollte nur die Schweden baldigst aus seinen Erblanden entfernt sehen. Während des Aufenthalts des schwedischen Königs in Sachsen bewarben sich sowohl Ludwig 14. als die gegen ihn Verbündeten um dessen Freundschaft; aber durch den Einfluß, den die letzteren auf den Grafen Piper, der bei Karl 12. viel galt, erlangten, gewannen sie ihn für sich. Die Folge war, daß Friedrich 1. nun den Stanislaw Leßczynski als König von Polen anerkannte und mit Karl 12. am 16. August 1707 zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Länder ein Bündniß abschloß. Gerade ein Jahr lag das schwedische Heer in Sachsen, von wo es, 44,000 Mann stark, am 1. September nach Polen aufbrach, von hier drang es später ins südliche Rußland ein und wurde am 28. Juni 1709 bei Pultawa gänzlich geschlagen; mit wenigen Begleitern flüchtete Karl 12. auf türkisches Gebiet. Kaum hatte August 2. dessen Niederlage erfahren, so setzte er sich wieder in den Besitz Polens, Frederik 4. von Dänemark erklärte Schweden den Krieg, und Rußland, Polen-Sachsen und Dänemark, verbündeten sich von Neuem.

Nun lag es den gegen Ludwig 14. Verbündeten daran, daß Preußen seine Truppen des Krieges wegen, der nun wieder mit Schweden erneuert wurde, nicht von den ihrigen abrufe; doch es war zu tief in den Krieg gegen Frankreich verwickelt, um entscheidend im Osten aufzutreten; — es konnte hier nur unterhandeln. Zum Schutze des nördlichen Deutschlands, eigentlich, aber um die schwedischen Provinzen diesseits der Ostsee zu sichern und jeden Krieg von ihnen zu entfernen, damit er sich nicht von da weiter verbreiten könne, schlossen Joseph 1., England, die Niederlande und Friedrich 1. einen Vertrag im Haag am 4. Mai 1710, den aber Karl 12., was man von ihm auch erwarten durfte, nicht annahm. Den nordischen Verbündeten war die Verblendung des schwedischen Königs sehr willkommen, weil sie nun im Rechte waren, wenn sie dessen deutsche Provinzen angriffen, und da der Tod Joseph 1. und der Sturz der Whigs in England das gesammte Verhältniß der gegen Frankreich Verbündeten änderte, so willigten Karl 6., Joseph 1. Nachfolger, England und die Niederlande unter der Hand in die Vertreibung der Schweden aus Nord-Deutschland.

Damit wurde auch die Lage Friedrich 1. schwieriger. Er konnte Schweden nicht schützen, musste vielmehr zusehen, daß Andere dessen deutsche Provinzen, die ihm so günstig lagen, zu gewinnen suchten, musste sich den Durchzug sächsischer und russischer Truppen gefallen lassen, die in Gemeinschaft mit dänischen Stralsund, Stettin, Bremen und Wismar theils einschlossen, theils belagerten. Denn Frederik 4., August 2. und Peter 1. hatten sich am 26. September 1711 über eine Theilung der schwedisch-deutschen Besitzungen geeinigt; aber alle ihre Versuche, den König von Preußen zum Beitritte zu bewegen, blieben fruchtlos, selbst als ihn Peter 1. persönlich dazu in Berlin überreden wollte; er hielt sich parteilos, so lange er lebte.

Jährlich steigerten sich die Geldbedürfnisse des Staates, die Kriege verschlangen große Summen, da die Hilfsgelder selten ausreichten, die im Felde befindlichen Truppen, die stets vermehrt werden mussten, zu unterhalten; größere noch brauchte der lockere und verschwenderische Hof; denn Friedrich 1. beschäftigten unabläßig Feste und Feierlichkeiten, Pracht und Aufwand, für welche Erbärmlichkeiten er aber auch seltene Talente zeigte. *) Er fühlte sich nur glücklich, wenn er in vollständigem Ornate auf seinem Thron sitzen konnte, umgeben von seinen Stiefbrüdern, den Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, **) den Rittern seines Ordens, seinen Kam-

---

*) Die Königin Sophie Charlotte sagte auf ihrem Sterbebette zu einer Hofdame: „Beklagen Sie mich nicht, ich verschaffe durch meinen Tod dem König den Anblick eines Leichenbegängnisses und gebe ihm zugleich eine Gelegenheit, alle Pracht zu entfalten.“ Und die Leichenfeier kostete dann auch 200,000 Thaler.

**) Sie starben 1788 aus.

merherrn mit dem goldenen Schlüssel, den Mitgliedern seines Geheimen Staatsraths und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Heeres; ringsum standen dann die Schweizer-Garden, die in weißen Atlas mit goldenen Spitzen gekleidet waren. Mit dem Hofe theilten habsüchtige Günstlinge mit ihren Kreaturen und ein seinem Glanze dienender Adel, der noch vor Kurzem selbständig und trotzig dastand, jetzt aber der Gnade seines Herrn harrte *), den Schweiß des Volkes, welches damals auf einer Stufe stand, auf der es träumend und gaffend dergleichen fürstlichen Prunk bewunderte, dessen Beschreibung es allein zu lesen bekam und von dem die wenigen Zeitungen voll waren. Sowie Ludwig 14. seinen Hof eingerichtet hatte, diente er dem preußischen zum Muster; die steifste und strengste Etikette durfte nie überschritten werden. Im Jahre 1706 kostete der königliche Hofstaat ungefähr 450,000 Thaler, außerdem erhielt die königliche Schatulle noch 55,000, der Kronprinz 38,000 und die andern Prinzen 60,000 Thaler. Was nur irgend zum erstern gehörte, Garderobe und Stall, Küche, Keller, Bäckerei, Silberkammer, musste Ueberfluß zeigen. Obgleich der König von Natur zu geschlechtlichen Ausschweifungen nicht geneigt war, auch sehr auf die Sittlichkeit am Hofe hielt, so musste er doch eine öffentlich erklärte Maitresse haben; denn er glaubte, daß eine Maitresse einen nothwendigen Theil eines königlichen Hofes ausmache; Ludwig 14. hatte ja deren genug. Zur Maitresse wurde die Gräfin Kolb von Wartenberg erhoben; sie war die Tochter eines Weinschenken und Wittwe eines ehemaligen Kammerdieners, die der Graf geheirathet hatte, ein eitles und hochfahrendes Weib. Nun bestand aber das harmlose Verhältniß der Wartenberg zum Könige darin, daß die Gräfin in der Dämmerung während des Winters in einigen Zimmern, während des Sommers in einem kleinen Garten des Schloßes eine Stunde lang mit dem Könige auf- und abgehen musste. Sophie Charlotte belachte und bespöttelte diese königliche Grille und rächte sich nur dadurch an der Gräfin, daß sie diese in den Augen des Hofes verlegen zu machen suchte, was der geistreichen Frau stets gelingen musste. Konnte es daher wohl auffallen, wenn der Schatz bei einer solchen Wirthschaft immer leer blieb? Auch ließ er sich durch zahlreiche, oft übel ersonnene und drückende Finanzmaßregeln nicht so rasch füllen, als er ausgeleert wurde.

*) Als einst Friedrich 1. den Generallieutenant und Staatsminister Reichsgrafen Christoph Dohna mit einem Stocke, als wenn er scherzen wollte, aber so berührte, daß der vollendete Hofmann doch darüber empfindlich wurde, besann er sich bald eines andern; er bat den König fußfällig, ihm lieber alle seine hohen Würden zu nehmen, als sich in seinen Scherzen irgend zu beschränken. Und eine solche elende Kriecherei prägte der Herr Graf seinen Kindern zur Belehrung und Nachahmung ein; kann man sich nun darüber wundern, wenn die Fürsten Ideen von unbeschränkter Macht erhielten, durch welche sie sich dem lieben Gott fast gleich stellen.

Noch im Jahre der Huldigung, im November, verlangte Friedrich I. unter einem Schwall hochtönender Worte von den preußischen Ständen nicht allein die bereits bewilligten Abgaben, sondern auch noch ihre bedeutende Erhöhung, und zwar gleich auf drei Jahre. Nachdem die Stände den königlichen Forderungen genügt hatten, erhielten sie unterm 30. März 1702 eine Assekuration, daß ihre Bewilligungen ihnen zu keinem Schaden gereichen sollten. Damals brachte das eigentliche Preußen an Einkünften aus den Domainen und Forsten, aus der Grundsteuer, den Zöllen, dem Bernstein-Regal und dem Stempelpapier etwas über 500,000 Thaler ein; die Höhe der von den Ständen ausgeschriebenen Abgaben ist nicht bekannt. Aber als ein im November 1703 zusammengetretener Landtag dem Könige nicht allein die laufenden Abgaben, sondern auch noch ihre Erhöhung nicht sogleich bewilligen wollte, so befahl er, die Stände nicht eher zu entlassen, als bis sie Alles zugestanden hätten. Er bemerkte denselben, wenn er jetzt nur in Allem 240,000 Thaler fordere, während Preußen in manchen Jahren unter der Regierung seines Vaters über 400,000 Thaler aufgebracht habe, so möchten sie bedenken, daß seine im Lande stehenden Regimenter — in Polnisch-Preußen hielten die Schweden gerade Winterquartiere — ihn allein 480,000 Thaler kosteten. Bald erklärte er auch aufs Bestimmteste, daß der Landkasten — er nahm noch die Abgaben ein, die von den Ständen zu bestimmten Zwecken ausgeschrieben wurden — aufgehoben und die Kosten für das Militair ohne Weiteres gefordert werden würden; auch ließ er auf Staatskosten die Akcise in Königsberg verwalten, was so lange von der Stadt selbst geschehen war, die davon nur eine bestimmte Summe abzahlte und den Rest zu ihrem Vortheil verwendete. Die Stände bewilligten nun bei der Drohung des Königs, daß er im Weigerungsfalle andere Maßregeln ergreifen werde, für die nächsten Jahre die erhöheten Steuern. Bei den stets leeren Staatskassen wurde keine Einnahme, so gering sie auch war, verschmäht; so kam man auch darauf, den Handel mit Schweinsborsten zum Alleinhandel zu machen. Vermittelst eines Privilegiums vom 4. September 1708 erhielt ein Steuer- und Kammerrath Creutz die Erlaubniß auf sechs Jahre, alle Borsten von zahmen und Wildschweinen aufzukaufen, und das Edikt selbst enthielt die umfassendsten Vorschriften, wie die Borsten, ja, die Schweine selbst zur bessern Erhaltung der erstern zu behandeln wären. Endlich fand sich auch in Berlin ein verschmitzter und gewandter italienischer Abenteurer, Dominico Caetano Graf de Ruggiero, ein, der Gold machen wollte. Der König und die beiden einflußreichsten Männer am Hofe, Wartenberg und Wartensleben, glaubten es; auch legte er bald als ein fertiger Taschenkünstler Proben dieser Kunst ab. Als er aber 50,000 Thaler Vorschuß verlangte und diese nicht bekam — denn wer Gold machen könne, brauche kein Geld — entfloh er. Er wurde zurückgeholt, und obgleich der König von mehren Höfen vor diesem Betrüger gewarnt

wurde, achtete er doch diese Warnung nicht; der Abenteurer erhielt sogar den Rang als Generalmajor. Noch zu drei verschiedenen Malen suchte der Graf zu entfliehen, wurde aber stets zurückgebracht; da überzeugte man sich endlich, daß er ein Betrüger sei. Ruggiero wurde in einem Kleide mit Flittergold verziert im September 1709 aufgeknüpft. Kein Wunder, daß man endlich unter den drückendsten Finanzverhältnissen darauf kam, aus den Domainen, wenn sie nur anders verwaltet würden, einen weit größern Ertrag herauszuschaffen. Schon im Jahre 1700 schlug ein früherer Beamter der kurmärkischen Kammer, Luben von Wulffen, vor, die Domainen, die auf Zeitpacht ausgethan wurden, an Bauern und Kossäten zu eigener Bewirthschaftung für einen jährlichen Erbzins zu überlassen. Dabei glaubte er nicht allein einen höhern reinen Ertrag aus ihnen zu erzielen, sondern wollte auch die von den Aemtern abhängigen Bauern von den harten Schaarwerksdiensten befreien, zu denen sie den Pächtern verpflichtet waren. Die Sache fand Beifall. Eine Kommission sollte diesen Plan durchführen und mit den Domainen der Altmark 1703 den Anfang machen. Da nun die Erbpacht einen bedeutenden Mehrertrag einbrachte, sollte sie auch in den anderen Theilen des Staates eingeführt werden; was hauptsächlich der General-Domainen-Direktor Graf Wittgenstein betrieb, der zugleich Oberhofmarschall war und die Ueberschüsse, welche jetzt die Domainen lieferten, nothwendig für die Verschwendungen des Hofes brauchte. Später schlossen sich aber alle Gegner Lubens dem Kronprinzen an, der das jetzige Verfahren mit den Domainen als eine Veräußerung ansah, die er nicht dulden dürfe. Es zeigte sich bald, daß die Erbpacht theils zu hoch gewesen, theils eine schlechte Wahl unter den Unternehmern getroffen war; die Erfolge, so erfreulich sie auch am Anfange gewesen waren, blieben bald hinter den Erwartungen zurück. Nun wurde das ganze Erbpachtssystem aufgegeben, Luben wurde entfernt, Graf Wittgenstein nach Spandau geschickt, auch der allmächtige Wartenberg gestürzt; — damals ahndete man an den vornehmsten Urhebern jede mislungene Unternehmung. Die Domainen Preußens, die fortan auf Zeitpacht ausgethan wurden, standen von nun an unter der Aufsicht der königlichen Kammer zu Königsberg, an deren Spitze ein Ober-Präsident stand; auch verwaltete diese Kammer seit 1712 die gesammten Finanzen der Provinz. Unter ihr besorgten in den Aemtern die Hauptleute die Ausschreibungen der Hufen-, Kopf- und Tranksteuer und des Horn- und Klauenschosses, die dann von besondern Schoßeinnehmern erhoben wurden; wogegen die königlichen Rescripte über die Abgaben von der Kriegskanzlei ausgefertigt wurden. Das Recht, die Abgaben nur durch ständische Bewilligung zu erhalten, hatte hiedurch sein Ende erreicht; die Landtage selbst wurden immer seltener; theils verlangte Friedrich I. von ihnen keine höheren Abgaben, theils fürchtete er Widerspruch, oder Günstlinge scheuten die Beschwerden, die aus diesen Zusammenkünften hervorgehen könnten. Ohne

Widerstand gingen die Abgaben ein; Vorstellungen gegen ihre Erhebungen wurden entwede rnicht angenommen; oder, wenn sie einkamen, weiter nicht beachtet. Auch die Akcise stand von nun an unter der Aufsicht eines königlichen Akcise-Direktors, den Städten selbst wurde ihre Erhebung ganz genommen. Um diese Zeit vergab Friedrich 1. die Amtshauptmannstellen Preußens an Generale, die ihre Titel führten und ihr Einkommen als eine Pension ansahen. Dann bleibt die Verordnung vom 23. Februar 1702 merkwürdig, die allen Pfarrern auf dem Lande strenge verbietet, Krüge (Bierschenken) zu halten; denn wenige Jahre vorher hatte eine Kirchenvisitation ergeben, daß viele Geistliche den Trunk so liebten, daß sie selbst ihre Amtspflichten nicht erfüllen konnten.

Nichts brachte aber Preußen, welches sich von der harten Regierung des großen Kurfürsten gerade erholt hatte, so herunter, als eine Pest, die seit dem Jahre 1704 sechszehn Jahre lang fast alle Länder Europa's verheerte; sie soll im Lazarethe von Pinczow, wohin die Verwundeten vom Schlachtfelde von Klissow gebracht worden waren, ausgebrochen sein. Die Krankheit selbst fing mit einem Erbrechen an, das von Frost, Rückenschmerzen, Kopfweh und Hitze begleitet war; stetes Warmhalten und schweißtreibende Mittel waren sehr zweckmäßig, und wenn sich dann ein Hervortreten der Bubonen und Karbunkeln zeigte, wnrde der Kranke bald gesund. In den folgenden Jahren verbreitete sich die Pest rasch von Pinczow aus über alle Provinzen des von bürgerlichen Kriegen heimgesuchten Polens und drang in dem Jahre 1708 auch in Polnisch-Preußen ein. Mit dem Ende December 1704 erließ das preußische Ministerium Vorschriften zu einer genauern Aufsicht über Reisende, ordnete auch eine Besetzung der Landesgrenzen an, die im Jahre 1708 bedeutend verschärft wurde. Niemand sollte über die Grenze gelassen werden, der nicht eine vollständige Quarantaine überstanden hätte; dann wurde befohlen, die Wälder zu verhauen, die Brücken abzuwerfen und Tag und Nacht alle Zugänge zu den Städten und Dörfern zu bewachen. Bräche aber dennoch die Pest aus, so sollten die von ihr ergriffenen Ortschaften durch tiefe Gräben abgesperrt, aller Verkehr aufgehoben und Jeder, der dagegen handelte, erschossen werden. Vor den Eingängen verpesteter Ortschaften sollten Märkte zur Versorgung derselben mit den nothwendigsten Lebensmitteln und Arzeneien errichtet und diese von Soldaten oder Landmilizen bewacht werden; zur Warnung, daß Niemand auf Schleichwegen einen andern Verkehr suchn sollte, standen Galgen neben den Schlagbäumen. Hörte aber in einem angesteckten Orte die Pest auf, so sollten die verpesteten Häuser niedergebrannt und die Einwohner unter Hütten verpflegt werden. Der Erfolg zeigte aber bald, daß durch alle diese strengen Absperrungsmittel die Pest nicht von ihrem Eindringen abgehalten werden konnte; sie brach im November 1708 in der Stadt Hohenstein und in dem Dorfe Bialutten aus, wo sie jedoch bald wieder aufhörte; allein im folgenden Sommer

zeigte sie sich im Samlande, in Memel und längs dem Memelstrome, und in der Gegend von Marienwerder und Mohrungen; im September brach sie dann auch in Königsberg aus und verbreitete sich allmählig über das ganze Land. Vor den Thoren Königsbergs waren Pesthäuser errichtet, bei denen Aerzte und Prediger, die stets wachsleinene mit Essig besprengte Mäntel trugen, angestellt waren und jeden ihrer Schritte durch eine Glocke dem Begegnenden anzeigten. Diese Pesthäuser waren bald mit Kranken so überladen, daß die Angesteckten auch in ihren Häusern behandelt werden mussten. Wenn die Nacht eintrat, wurden zuerst die Verstorbenen durch Pestträger aus den Häusern zur Beerdigung herausgeholt, in große Gruben geworfen und schichtweise mit Kalk bestreut; dann wurden die übrigen Bewohner mit Lebensmitteln und Arzeneien versehen. Nur bei Tage durften die gesunden Bewohner ihren Beschäftigungen nachgehen. Waren in einem Hause alle Bewohner ausgestorben, so wurde es vernagelt; die Genesenen durften aber erst nach sechs Wochen ihre Geschäfte besorgen und mussten ein schwarzes Kreuz auf dem Aermel tragen, um vor zu großer Annäherung zu warnen. Rasch nahm die Pest nach ihrem Eintritte zu; in den ersten Wochen des Oktober starben über sechshundert Menschen, und in gleicher Stärke dauerte die Sterblichkeit über acht Wochen *) Nun wurde Königsberg durch einen doppelten Kordon abgesperrt, so daß nur vor den Thoren ein sehr dürftiger Handel mit Lebensmitteln getrieben werden konnte; in der Stadt selbst fürchtete man mehr den Hunger als die Pest, und die Absperrung erregte vielen Mismuth; sie wurde auch bald wieder auf die dringende Vorstellungen ihrer Bewohner vom Könige aufgehoben. Während acht Monaten waren in Königsberg 9827 Menschen oder ein starkes Sechstel der damaligen Bevölkerung gestorben, worunter ungefähr die Hälfte an der Pest; daß diese nicht weniger heilbar als andere Krankheiten gewesen ist, beweist der Umstand, daß unter hundert Kranken zweiundsiebenzig an der Pest gelitten hatten. Es herrschten aber in dem Jahre 1709 außerordentlich viele Krankheiten; denn der Winter 170⁸/₉ war so ungewöhnlich anhaltend und strenge gewesen, daß noch im Mai die Ostsee mit Schlitten befahren werden konnte. In Folge des harten Winters hatten die Wintersaaten bedeutend gelitten, sie mussten fast alle umgepflügt werden, woraus eine große Hungersnoth im Lande entstand, die dann bösartige Ruhrkrankheiten und Viehseuchen in ihrem Gefolge hatte. Weit stärker, als Königsberg hatten die kleinen Städte und das Land gelitten; hier fehlten fast überall Aerzte und Arzeneien; erst als die Pest so ziemlich in Königsberg erloschen war, wurden Aerzte, Ar-

*) Das Sanitätskollegium berichtete unterm 4. November 1709 dem Könige über die Ursachen der Verbreitung der Pest, daß die meisten Prediger unmoralische Menschen und die Pestärzte medicastri et emperici wären, wozu denn noch die schlechte Policei und Justiz komme.

zeneien und Lebensmittel von hier aus durch das Land vertheilt, der Staat selbst trat mit 250,000 Thalern, eine für die damalige Zeit sehr große Summe, ins Mittel. Vorzüglich Litauen hatte gelitten; in den Aemtern Insterburg, Oletzko und Angerburg starben ganze Dörfer aus, die reichsten Getreidefelder konnten aus Mangel an Arbeitern nicht abgeerndtet werden, ja, als diese sich trotz aller Aufforderungen zur Hilfeleistung bei der Erndte nicht einfinden wollten, musste ihnen diese ganz versprochen werden, damit sie nur nicht ganz verloren gehe. Während des fast zweijährigen Wüthens der Pest starben im Lande 235,836 Menschen, und da die Anzahl der gewöhnlichen Todesfälle damals ungefähr sechszehntausend jährlich betrug: so raffte sie mit den anderen Krankheiten fast 200,000 Menschen weg. Preußen, dessen Einwohnerzahl 1708 noch nicht über 600,000 Seelen gestiegen war, verlor also ein volles Drittheil seiner Bevölkerung. Vertheilt man aber die Zahl der Gestorbenen nach den speciellen Listen, so verlor Litauen über drei Viertel seiner Bewohner; es stand durch diesen Verlust gleichsam entvölkert da. Um diesem Theile Preußens besonders aufzuhelfen, wurden Einwanderer gern aufgenommen; es fanden sich wohl Schweizer, Pfälzer und Franzosen ein, sie reichten aber nicht hin, den großen Verlust auch nur einigermaßen zu ersetzen. Das größte Uebel aber, welches die Pest mit sich gebracht hatte, war die Auflösung aller Bande der bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft; die Rohheit trat ungescheut hervor; Kinder verließen ihre pestkranken Eltern und diese ihre Kinder; krankes Gesinde wurde auf die Straße gestoßen, wo es unter freiem Himmel den Tod fand. Der tägliche Anblick des Todes und des Schreckens verscheuchte bald alle Furcht vor der Pest; Jeder dachte nur daran, die letzten Tage seines Lebens um jeden Preis noch lustig zu genießen. Selbst die verhängten Todesstrafen bewirkten nur eine Vermehrung des Elends und der abscheulichsten Ausschweifungen.

Ein Versuch, den 1702 mehre hohe Staatsbeamte, Feldmarschall Barfus, Hofmarschall von der Wense und die Grafen Dönhoff, Lottum und Dohna machten, den Grafen Wartenberg, den Liebling des Königs, zu stürzen, gelang nicht; sie wurden im Gegentheil vom Hofe auf ihre Güter geschickt. Der Günstling stand nun fester, als je; er ließ es aber seine erste Sorge sein, sich jetzt mit Männern zu umgeben, die von ihm alleinabhingen. So zog er einen Alexander von Wartensleben aus kaiserliche in preußische Dienste, der noch obenein vom Könige zum Feldmarschall ernannt und vom Kaiser in den Grafenstand erhoben wurde; er stand dem ganzen Kriegswesen und ein Graf Wittgenstein den Finanz- und Kammergeschäften vor. Der Volkswitz nannte diese drei Männer, deren Namen mit dem Buchstaben W anfingen: die drei großen W(eh) des Landes. Die auswärtigen Geschäfte wurden vom Geheimen Rath von Ilgen, einem in jeder Hinsicht ausgezeichneten Manne, der sich auch von allen Ränken jener entfernt hielt, geleitet. Doch die Gegner Wartenbergs ruheten

nicht; sie wurden dreister, als der König sich über seine neue Vermählung recht unglücklich fühlte. Sophie Charlotte war nämlich am 1. Februar 1705 gestorben, und am 28. November 1708 hatte Friedrich I. die junge Wittwe eines Herzogs von Meklenburg-Güstrow, Sophie Luise geheirathet, die als fanatische Lutheranerin die Reformirten hasste und ihrem Gemahl beweisen wollte, daß die letzteren nicht selig werden könnten. Der König musste endlich, um Ruhe gegen die zelotische Umgebung seiner Gemahlin zu erhalten, ihren Beichtvater Porsch und den sonst achtbaren Francke aus Halle aus Berlin verbannen. Alle Unzufriedenen sammelten sich um den Kronprinzen, dem die ganze Regierungs- und Verwaltungsweise seines Vaters sehr zuwider und der besonders gegen den Grafen Wittgenstein sehr aufgebracht war. Dieser wurde zuerst, angeblich wegen Unterschlagung von Geldern, am 27. December 1710 festgenommen und nach Spandau abgeführt; bald musste er die Staaten des Königs verlassen. Der Kronprinz hatte sich eines Kammerherrn von Kameke bedient, um den König, bei dem er viel galt, mit der Wirthschaft des Grafen bekannt zu machen. Wie dieser entfernt war, drang man in den König, auch Wartenberg zu entlassen, und so schwer es ihm wurde, diesem Verlangen zu willfahren, so gab er doch endlich nach; er entließ ihn mit einem Jahrgelde von 20,000 Thalern. Das Vermögen des Grafen schätzte man auf mehre Millionen Thaler, die Frau allein soll für eine halbe Million Diamanten nach Frankfurt a. Main, wo sie ihren Wohnsitz nehmen mussten, mitgenommen haben. Nach dem Sturze dieser Männer wollte der König keinen ersten Minister mehr haben; er selbst wollte dessen Stelle ausfüllen. Das Amt des Oberkammerherrn versah von Kameke, doch ohne Titel, Rang und Einkünfte seines Vorgängers. Gern hätte der König den Grafen Wartenberg wieder zurückgenommen, aber der blieb weislich von einem Schauplatze fern, der ihm, wie vielen Andern, bald nur zu gefährlich geworden wäre; nicht lange darauf, im März 1712, starb er in Frankfurt a. Main. Ihm folgte binnen Jahresfrist der König selbst am 25. Februar 1713, fünfundfunfzig Jahr alt. Seinem Nachfolger

Friedrich Wilhelm I. von 1713 — 1740 hinterließ er einen völlig erschöpften Staat.

Von früher Jugend an zeigte der gesunde und kräftige Prinz — er war geboren am 4. August 1688 — den starren, durchgreifenden Eigenwillen und die leidenschaftliche Heftigkeit, welche ihm immer geblieben sind; ebenso frühe prägten sich auch seine entschiedene Vorliebe für die Einzelheiten des Kamaschendienstes, der Parade und des Exerzierplatzes — im sechszehnten Jahre befehligte der Prinz schon ein Regiment — sein Anhäufen von Geldsummen, seine große Abneigung gegen jede wissenschaftliche Bildung und sein Widerwillen gegen alle äußere Pracht und gegen jeden Schein und jede Heuchelei aus; er zeigte eine unermüdliche, nur auf das Nützliche und Praktische gerichtete Thätigkeit und gefühllose Härte und große Roh-

heit. Des Prinzen erstem tüchtigen Lehrer Cramer folgte der Franzose Rebeur, ein völliger Pedant, der ihn vorzüglich mit der Erklärung der Genesis des alten Testaments quälte, sowie Bischof Ursinus mit einer ermüdenden und abgeschmackten Frömmigkeit. Dieser hatte für ihn einen Katechismus aufgesetzt, der 357 Fragen enthielt und deren Antworten mit 778 Bibelstellen belegt sind. So lernte er trotz dem, daß seine Oberhofmeister weitläuftige Vorschriften über seinen Unterricht erhielten, äußerst wenig; er besaß nicht einmal oberflächliche wissenschaftliche Kenntnisse, sprach und schrieb weder französisch, noch seine Muttersprache gut.

Kaum hatte der König das Sterbebett seines Vaters verlassen, so forderte er vom Oberhofmeister den Etat des königlichen Hofstaates und strich ihn völlig durch; das Heer von Kammerherren, Lakaien, Pagen, Heiducken und Läufer hatte seine Rolle ausgespielt. Er befreite durch ihre Verabschiedung sein Volk von der Nothwendigkeit, diese Müßiggänger zu ernähren, die noch obenein die königlichen Küchen und Keller benutzt und bestohlen hatten. Dann sah er alle Besoldungs- und Pensionslisten durch, verminderte oder strich ohne Schonung und ohne Ansehen der Person, wodurch er ihren Betrag von 276,000 auf 55,000 Thaler herabsetzte. Der geräuschvolle Hof wurde plötzlich einsam und still; die größte Sparsamkeit und Einfachheit, Wachtparaden und Heerschau traten an die Stelle der Verschwendung, der Pracht und der glänzenden Feste; am Hofe sah man fortan nur die verschiedenen Uniformen des preußischen Heeres. „Saget dem Fürsten von Anhalt,“ heißt es im ersten Briefe, den der König nach seiner Thronbesteigung geschrieben hat, „daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten.“ Diese Worte zeigten zugleich die Richtungen an, die seine Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch nehmen würden. Von einer Einwirkung der Stände auf seine Regierung konnte daher auch nicht mehr die Rede sein, ihre Gewalt war gebrochen; sie waren fortan ohne alle Bedeutung.

Von den politischen Händeln, dem Spanischen Erbfolgestreit und den Nordischen Angelegenheiten, die Friedrich 1. seinem Sohne hinterlassen hatte, wurde der erstere bald beendigt. Nachdem es zwischen den kaiserlichen und preußischen Gesandten am 2. April 1713 zu einem geheimen Vertrag gekommen war, durch welchen Preußen für Schuldforderungen, welche es an die alte nun ausgestorbene spanische Dynastie geltend machte, das spanische Quartier Ober-Geldern — es enthielt etwa 50,000 Einwohner — erhalten hatte, waren für den König von Preußen alle Hindernisse hinweggeräumt, und er schloß, wie England und die Vereinigten Niederlande, am 11. April seinen Frieden mit Frankreich auf die Grundlagen des Westfälischen ab; durch einen besondern Artikel erkannten Frankreich und Spanien die königliche Würde in Preußen an. Für die großen

Opfer, die Friedrich 1. den Verbündeten geleistet hatte, war die Erwerbung Ober-Gelderns ein schwacher Ersatz. Friedrich Wilhelm 1. ließ nur noch das gesetzmäßige Reichskontingent, 6000 Mann, am Rhein, da der Kaiser den Krieg gegen Ludwig 14. fortführte, den am 6. März 1714 der Friede zu Rastatt und mit dem Deutschen Reiche der zu Baden am 7. September beendete. Oesterreich erwarb durch denselben die ehemaligen spanischen Nebenländer, die katholischen Niederlande, Neapel, Sardinien und Mailand; auch wurde die ewige Trennung der Kronen Frankreichs und Spaniens festgesetzt. Fortan nahmen nur noch die Nordischen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelm 1. in ungetheilten Anspruch.

Wir wissen, daß Karl 12. die seinen deutschen Provinzen gewährleistete Parteilosigkeit verworfen hatte; sie standen nun den Verbündeten offen. Der schwedische König verlangte nun von Friedrich Wilhelm 1., daß er ihm laut des Friedens von Alt-Ranstädt Pommern schützen solle, vergebens hatte er es von dem verstorbenen König gefordert. Von der andern Seite drangen dagegen die Verbündeten, besonders Zar Peter 1., darauf, daß er sich mit ihnen vereinige und Theil an der Beute, die sich ihm so bequem darbiete, nehme. Obgleich der König nach dem Abschlusse des Utrechter Friedens über seine ganze Heeresmacht, die er auch schon verstärkt hatte, gebieten konnte, so wollte er doch nicht aus den traurigen Verhältnissen Schwedens Vortheile ziehen; vielleicht lag ihm Alles daran, den Krieg von seinen Staaten entfernt zu halten und für die schwedischen eine Parteilosigkeit zu bewirken. Doch bald zeigte sich ihm eine Gelegenheit, selbstthätig einzugreifen. Der muthmaßliche Erbe von Schweden, Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, wandte sich, als er in seinen Staaten vom Könige von Dänemark angegriffen wurde, an Preußen, dessen König nicht abgeneigt war, zu helfen, aber bemerkte, er habe einen Dorn im Fuße vom Westfälischen Frieden her, den man ihm ausziehen müsse; damit meinte er die alten Rechte seines Hauses auf Pommern. Die beiden holsteinischen Minister Graf Görtz und von Bassewitz machten ihm den Antrag, die pommerschen Festungen gemeinschaftlich mit preußischen und holsteinischen Truppen zu besetzen, was wie der Anfang einer Besitznahme sei. Wirklich kam am 3. Juli 1713 ein Vertrag zu Berlin zu Stande, nach welchem Stettin und Wismar von Holstein und Preußen gemeinschaftlich besetzt, überhaupt Schwedisch-Pommern vor feindlichen Anfällen geschützt, auch das Haus Holstein-Gottorp in allen seinen Besitzungen vollständig erhalten werden sollte. So wurde jenes Vor-Pommern, das der große Kurfürst nicht erwerben konnte, dem Enkel desselben von ganz entgegengesetzten Seiten — den nordischen Verbündeten und einem Verwandten der Krone Schweden — angeboten. Aber General Meyerfeldt, Kommandant von Stettin, wollte von dem Vertrag Nichts wissen,

der doch bei der Uneinigkeit der Verbündeten die deutschen Provinzen Schwedens gerettet hätte; er gab Stettin nicht heraus, was auch Karl 12. vollkommen billigte. Friedrich Wilhelm 1. neigte sich jetzt auf die Seite der Gegner Schwedens; 24,000 Russen belagerten unter dem Fürsten Menschikow und mit Hilfe sächsischer Artillerie Stettin, welches sich nach einer ruhmvollen Vertheidigung, doch mit der Bedingung, daß es von preußischen und holsteinischen Truppen besetzt werde, am 4. Oktober ergab. Der König ging nun nach Schwedt und schloß hier am 6. mit dem russischen General und mit Flemming einen Vertrag, durch welchen ihm Stettin gegen Erstattung von 400,000 Thalern Belagerungskosten, an Rußland und Sachsen zahlbar, und der Strich von Pommern bis an die Peene in der Form einer Sequestration anvertraut wurde; wogegen die Verbündeten und der König von Preußen versprachen, keine weiteren Feindseligkeiten weder gegen, noch von Pommern aus, zu gestatten. Bekomme Letzterer sein Geld zurück, so sollte er auch Stettin räumen, welches nun am 7. Oktober von preußischen und holsteinischen Truppen besetzt wurde.

Aber der starre und zu wenig staatskluge Karl 12. verwarf den Vertrag und entschied das Schicksal der deutschen Provinzen Schwedens. Friedrich Wilhelm 1. schloß nun am 12. Juni 1714 einen geheimen Vertrag mit dem Zar ab, durch welchen dieser ihm den Besitz Stettins und des dazu gehörenden Distrikts gewährleistete; er rüstete jetzt sehr thätig.

Unerwartet, Ende November, traf aber Karl 12. aus der Türkei in Stralsund ein; auch zeigte er gleich, daß er noch der Alte war. Er dachte nur an politische Verbindungen, an Geld und Soldaten; doch waren England und Frankreich zu keiner wesentlichen Theilnahme zu bringen; ebenso brachten die Unterhandlungen, die ihm Friedrich Wilhelm 1. anbieten ließ, keinen genügenden Erfolg. Daher entschied sich dieser endlich zum Kriege. Konnte Preußen wohl einen nur auf Eroberungen berechneten Kriegsstaat länger neben sich dulden? Am 17. Juli 1715 standen 50,000 Mann — 24,000 Preußen, 8000 Sachsen und 18,000 Dänen — vor Stralsund, welches Karl 12. mit 14,000 Mann vertheidigte; unter Friedrich Wilhelm 1. befehligte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Nach einer ruhmvollen Vertheidigung verließ Karl 12. am 25. December Stralsund und schiffte nach Schweden über; am folgenden Tage ergab sich die Festung. Vorher noch, am 11. November, hatte Peter 1. sich mit Dänemark, Hannover — dessen Kurfürst am 12. August 1714 als Georg 1. den englischen Thron bestiegen hatte und dem von Seiten Dänemarks, Bremen und Verden überlassen waren — und Preußen gegen Schweden verbündet. Doch mit dem Verschwinden der schwedischen Macht vom deutschen Boden lockerte sich auch das Band der Verbündeten; denn Preußen hatte Stettin und die Odermündungen, Hannover Bremen und Verden erhalten, August 2. beschäftigten die Unruhen Polens, nur Dänemark und Rußland wollten

noch mehr erobern. Nach dem unerwarteten Tode Karl 12. am 11. December 1718 vor Friedrichshall *) kam es denn auch bald zu Friedensschlüssen, durch welche Schweden aus der Reihe der europäischen Hauptmächte ausschied und sein Uebergewicht diesseit der Ostsee auf immer verlor. Am 21. Januar 1720 ward der Vertrag unterzeichnet, durch welchen Ulrike Eleonore, Schwester und Nachfolgerin Karl 12., und die Krone Schweden Stettin, den Distrikt zwischen der Oder und Peene, die Inseln Usedom und Wollin und die drei Ausflüsse der Oder auf ewig an Preußen abtrat, wogegen dieses zwei Millionen Thaler an Schweden zahlte; Peter 1. behielt die die von ihm eroberten Ostseeprovinzen, Hannover bekam Bremen und Verden, und Dänemark, welches das spätere Schwedisch-Pommern und die Insel Rügen herausgab, das Herzogthum Schleswig, welches aber die Königin von Schweden dieser Macht nicht verbürgen wollte; es gehörte ja ihrem Neffen. England und Frankreich leisteten nun die von Dänemark geforderte Bürgschaft.

So war denn der Norden Europa's auf Kosten Schwedens und des Herzogs von Holstein beruhigt. Friedrich Wilhelm 1. Erwerbungen waren für seinen Staat von unberechenbarem Vortheil, er kam in den Besitz der Oder-Mündungen und des für den Handel so wohl gelegenen und wichtigen Stettin; überhaupt gab der, wenn auch nur um 81 Quadratmeilen vergrößerte Besitz der mit dem preußischen Staate vereinigten Landschaften diesem allmählig das Ansehen einer Macht, deren Grundlage eigentlich doch die Länder, die an der Elbe und an der Oder lagen, bildeten. In diesen lag die territoriale Unabhängigkeit eines deutschen Fürstenthums auf das Schärfste ausgeprägt, und die Zeit musste lehren, ob diese norddeutsche Selbständigkeit sowohl zu Kaiser und Reich, als zu den europäischen Mächten, stark genug sein würde, eine entsprechende selbständige Politik zu verfolgen und sich selbständig zu behaupten. Wem verdankt sie aber diese Erhebung? Wahrlich nur dem Protestantismus. Musste nicht der protestantische Name dadurch zu neuem Ansehen gelangen? Auch folgte Friedrich Wilhelm 1. den Grundsätzen seiner beiden Vorfahren; er nahm sich überall — bei ihm war es auch mehr Gewissenssache — der Evangelischen an und trat, wenn nur irgend möglich, an ihre Spitze. Leider konnte er in der bekannten Thorner Tragödie, die im Jahre 1724 von den Jesuiten angezettelt war,

---

*) Daß die schwedische Aristokratie Karl 12. aus der Welt schaffen ließ, leidet nach dem, wie sie diesen Mord benutzte, keinen Zweifel. Den König erschoß der Oberstlieutenant Magnus Stjernroos, das Mordgewehr lud eigenhändig in den Laufgräben der General Cronstedt. Ersterer soll 500 Dukaten für den glücklichen Schuß erhalten haben; Letzterm wurden 4000 Thaler aus der Kriegskasse gezahlt, welche die hohen Officiere am Tage nach dem Morde unter sich theilten. Lundblad, Geschichte Karl des Zwölften. Hamburg. 1840. 2. Theil. Seite 562 — 581.

wenig ausrichten; der polnische, völlig katholische Reichstag war ganz in den Händen jener Väter.

Fortan regierte Friedrich Wilhelm 1. seine Staaten in Frieden; denn den Antheil, den er in den späteren Jahren seines Lebens an dem Reichskriege gegen Frankreich nahm, war unbedeutend und gefahrlos; desto mehr war er aber in die politischen Händel verwickelt, welche seine Zeit bewegten.

In sehr bestimmten Grundzügen hatten die beiden großen Kriege am Anfange des 18. Jahrhunderts, der Spanische Erbfolgekrieg und der Nordische, die Verhältnisse Oesterreichs, Englands, Frankreichs und Rußlands festgestellt; eine fünfte Macht, die preußische, trat damals in ihre Reihe als eine selbständige europäische. Leider aber zeichnete sich jene Zeit, fast ein halbes Jahrhundert, durch eine solche Wandelbarkeit in den politischen Verhältnissen aus, wie sie bis dahin noch nicht in Europa gesehen worden war. Dauernde Staats- und Familieninteressen bestimmten nicht mehr die Politik seiner größeren Staaten, augenblickliche Interessen gingen diesen vor, die Politik wechselte oft plötzlich nach den Launen und Leidenschaften der Fürsten, ihrer Minister, Günstlinge oder Maitressen; nirgends zeigte sich einiges Vertrauen. Preußen selbst spielte bei diesen politischen Wirren — also mit seinem Eintritte in die große europäische Politik — eine schwache Rolle; denn Friedrich Wilhelm 1. kannte hier den Boden nicht genau, ihm fehlten der hinweisende Scharfblick und die richtige Würdigung aller Verhältnisse und so wusste er auch seine 70,000 Soldaten und seinen gefüllten Schatz nicht zum Vortheile Preußens zu verwenden.

Kaiser Karl 6. gesammte politische Thätigkeit verfolgte nur einen Zweck: er wollte den Verfall seiner österreichischen Erblande und seines Hauses dadurch vorbeugen, daß die ersteren in Ermangelung männlicher Nachkommen ungetheilt auch auf seine weiblichen, doch nach dem Rechte der Erstgeburt, übergehen sollten. Durch ein Hausgesetz, Pragmatische Sanktion genannt, welches von 1720 bis 1724 alle seine Erblande annahmen, wurde Maria Theresia, Karl 6. älteste Tochter, zur Erbin derselben erklärt. Nun kam es vor Allem darauf an, ob dieses Hausgesetz durch Verträge mit den europäischen Mächten auch befestigt werden könne; denn zur Handhabung des kräftigsten Mittels, durch welches auch ohne diese Verträge die Erblande zusammengehalten wären, und welches Prinz Eugen vorschlug — 150,000 Mann und einen gefüllten Schatz in steter Bereitschaft zu halten — gehörte ein anderer Mann, als der Kaiser war. Zuerst gewährleistete Philipp 5. von Spanien durch das Bündniß vom 30. April 1725 die Erbfolgeordnung; ihn bestimmte dazu der Aerger, als seine Tochter, die zur Gemahlin Ludwig 15. ausersehen war, von diesem zurückgeschickt wurde. Besorgt über diese Verbindung, suchten England und Frankreich sich Preußen zu nähern; erstere Macht unterstützte die Königin Sophie Dorothea, die dann leichter eine Doppelheirath ihrer Kinder mit denen ihres Bruders, des nachmaligen Georg 2., durchzusetzen hoffte; der

Minister Ilgen war ebenfalls, aber aus Staatsgründen, für einen Anschluß an jene Mächte. So kam denn das Bündniß von Hannover am 3. September 1725 zu Stande, durch welches diese drei Mächte einander, wie ihre Besitzungen, so auch ihre Rechte gegenseitig und gegen Jedermann auf funfzehn Jahre verbürgten; auch galt es, sich den kaiserlichen Erbfolge-Entwürfen entgegenzusetzen. Außerdem versprachen Frankreich und England, daß Preußens Rechte auf Jülich und Berg nach dem Abgange des Hauses Pfalz-Neuburg nicht geschmälert werden sollten. So trat also Friedrich Wilhelm 1., nachdem er zwölf Jahre in unverbrüchlicher Treue seinem kaiserlichen Oberhaupte gedient hatte, diesem entschieden entgegen.

Bald erfuhr man in Wien den Abschluß dieses Bundes, der gerade durch die Theilnahme Preußens für die kaiserlichen Erbländer, kam es einst zum Kriege, gefährlich genug werden konnte; Oesterreich bot daher Alles auf, um Friedrich Wilhelm 1. vom Bunde wieder abzuziehen, was auch in kurzer Zeit gelang, da er zu gut kaiserlich gesinnt war, auch stets an seinen Schatz und seine lieben blauen Kinder, wie er seine Soldaten nannte, dachte; wie konnte er auch beide in einem Kriege opfern. Der General von Seckendorf, den der König gut kannte und sehr schätzte — er hatte ihm oft genug Riesen für seine Garde verschafft — übrigens ein verschlagener und abgefeimter Mann, wurde nach Berlin geschickt, wo er an dem Lieblinge des Königs, dem mit allen Schwächen seines Herrn vertrauten General von Grumbckow, der noch obenein in Oesterreichs Solde stand, eine gute Stütze hatte. Seckendorf körnte den König mit der jülichschen Erbschaft, suchte ihn durch das Versprechen eines Ersatzes für diese zu beruhigen, hetzte ihn gegen seinen Schwiegervater, König Georg 1., auf und brachte so am 12. Oktober 1726 den Vertrag von Wusterhausen zum Abschlusse, in welchem Preußen die Pragmatische Sanktion anerkannte und sich mit leeren Versprechungen über die jülich-bergische Erbschaft abfinden ließ. Da dieser Vertrag keine schließliche Verabredung, sondern erst die Grundlage zu einer solchen bildete, so folgte ihm am 23. December 1728 der Geheime Traktat von Berlin. Nochmals verbürgte der König die Pragmatische Sanktion, wogegen der Kaiser erklärte, daß er die Rechte Preußens nach dem Abgange des Pfalz-Neuburgschen Hauses ohne männliche Erben kräftig sichern wolle. Nichts, als höchst unbestimmte Zusicherungen für die Zukunft hatte Friedrich Wilhelm 1. für das Aufgeben des hannöverschen Bundes vom Kaiser erhalten; eigentlich auf die schändlichste Weise von demselben betrogen, war er doch seelenvergnügt darüber, daß er aus der für ihn einzig richtigen politischen Verbindung mit England und Frankreich herausgekommen war. Die nächste Folge war, daß Friedrich Wilhelm 1. in die widerwärtigsten Irrungen mit seinen nächsten Verwandten und mit der eigenen Familie gerieth. Gern wollte die Königin ihre älteste Tochter Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales, dem ältesten Sohne ihres Bruders Georg 2. (Georg 1. war im Juni 1727 gestorben), und ihren

Sohn, den nachmaligen Friedrich den Großen, mit dessen Schwester Amalie vermählen, aber seit dem Abfalle von dem hannöverschen Bündnisse wollte der König von dieser Wechselheirath Nichts mehr wissen. Aus den Klätschereien und Aufhetzungen, die von den Umgebungen des königlichen Ehepaares herkamen, entstanden in der Familie die ärgsten, rohesten und widerlichsten Auftritte. Friedrich Wilhelm 1. zeigte sich jetzt, gereizt, in schauerlicher Zorneswuth, als einen brutalen Haustyrannen, dessen Betragen jeder Bildung Hohn sprach; er behandelte seine ältesten Kinder nach den gültigsten Zeugnissen bei allen Gelegenheiten wie ein roher Bauer, prügelte sie, wie sie in seine Nähe kamen, spie in ihr Essen und schimpfte auf die gemeinste Weise.

England, das sich jetzt von Preußen getrennt sah, dachte nur daran, sich wieder Oesterreich zu nähern, was ihm auch durch den Vertrag von Wien vom 16. März 1731 gelang; es erkannte die österreichische Erbfolgeordnung an. Nun beschloß man in Wien, da man Englands oder vielmehr Hannovers versichert war, die Erbfolgeordnung vom Deutschen Reiche verbürgen zu lassen, wozu der König von Preußen immer gerathen hatte, und dessen Bemühungen hatte es Karl 6. vorzugsweise zu verdanken, daß sie trotz des Widerspruchs der drei Kurfürsten von Sachsen, Bayern und der Pfalz am 3. Februar 1732 zu einem Reichsgesetze erhoben wurde.

Von der politischen Unfähigkeit Friedrich Wilhelm 1. geben die polnischen Erbfolgestreitigkeiten wieder einen unwiderleglichen Beweis.

Lange schon hatten sich die drei Nachbaren Polens, Oesterreich, Rußland und Preußen, damit beschäftigt, in jenem Lande keine Gewalt aufkommen zu lassen, von der eine kräftige Regierung zu besorgen wäre. Bereits 1726 verabredeten Rußland und Preußen, nur einen Piasten — also einen Eingeborenen, einen großen Magnaten etwa — auf August 2. folgen zu lassen, wogegen Oesterreich den geistig ganz unbedeutenden Infanten Emanuel von Portugal vorschlug, obgleich es gern einen Bruch mit Sachsen vermieden hätte, weil dieses die Pragmatische Sanktion noch nicht anerkannt hatte; dieses mit Oesterreich nahe verwandt, gedachte einst seine Rechte auf einen Theil der Erbschaft Karl 6. geltend zu machen. Endlich einigten sich die drei Mächte am 13. Dezember 1732 durch den s. g. Löwenwoldischen Vertrag — so genannnt nach dem Unterhändler Rußlands, dem Oberstallmeister Graf Löwenwolde — dahin, nicht allein den Stanislaw Leszczynski, Schwiegervater Ludwig 15., sondern auch jeden anderen französischen Bewerber vom polnischen Throne auszuschließen, vielmehr sich, was wohl nicht ernstlich gemeint war, für den Infanten Emanuel zu entscheiden; Preußen sicherte man das Herzogthum Kurland für August Wilhelm, den zweiten Sohn des Königs, zu. Die Abschließenden wollten durch diesen Vertrag, der aber weder von Oesterreich, noch von Rußland je genehmigt worden ist, August 2. Sohn von der Nachfolge in Polen ausschließen, der daran dachte, die Republik zu stürzen und sie für sein Haus in eine erb-

liche Monarchie zu verwandeln; ja, August 2. bot sogar den drei Mächten Theile von Polen an, wenn sie ihm bei diesem Plane helfen wollten. Bald darauf, in der Nacht zum 1. Februar 1733, starb August 2. in Warschau.

Sofort nahm Frankreich Partei für den Stanislaw Leßczynski, der einen starken Anhang in Polen hatte. Rußland erklärte aber gleich, es sähe dessen Wahl als eine Kriegserklärung gegen sich an, während Oesterreich besorgte, durch die Erhebung des Stanislaw würde der französische Einfluß in Polen so mächtig werden, daß es bei dem zu erwartenden Kampfe über die Erbfolge von großer Entscheidung wäre. Beide Mächte neigten sich jetzt zu dem Sohne August 2., dem gleichnamigen und unschädlichen Kurprinzen von Sachsen, hin, der ebenfalls seinen Anhang in Polen hatte und der nur unterstützt zu werden brauchte; auch hoffte Oesterreich, was ihm unstreitig das Wichtigste war, dann seine Erbfolgeordnung von Sachsen anerkannt zu sehen und einen Feind weniger zu haben. Was sollte nun Preußen machen? Bestieg August den polnischen Thron, so blieb er immer ein mächtiger Nachbar, und doch entschloß sich Friedrich Wilhelm 1., ihn anzuerkennen, wenn er nur seine Ansprüche auf Jülich-Berg und auf Kurland sichern wolle, was Sachsen aber verweigerte; denn ihm waren Oesterreich und Rußland sicher; er schloß auch mit ersterer Macht am 16. Juli 1733 ein Bündniß, Oesterreich sah jene Erbfolgeordnung gewährleistet, wogegen es Augusts Gelangung auf den polnischen Thron zusicherte. Der russische Hof trat dem Bündnisse bei, da der Kurfürst versprach, ihm in seinen Absichten auf Kurland nicht entgegen zu sein. Beide Mächte gaben hiemit den portugiesischen Infanten auf, und durch Eingreifen in Polens Thronbesetzung war auch sogleich in jenem Lande aufs Neue die herkömmliche Anarchie da. Ein Theil des Adels folgte ihren Winken, Bestechungen und Drohungen; der bei weitem zahlreichere Theil, von französischem Einflusse und alter Vorliebe geleitet, erklärte sich für Stanislaw, der auch am 12. September auf dem Wahlfelde zum Könige ausgerufen wurde; er selbst war insgeheim und verkleidet im Königreiche angekommen. Seine Gegner wählten dagegen unter dem Schutze russischer Truppen, die unter Lacy gegen Warschau heranrückten, am 3. Oktober den Kurfürsten von Sachsen als August 3. zum Könige. Stanislaw mußte nach Danzig flüchten.

Der König von Preußen fühlte sich beleidigt; denn er war wieder betrogen worden, auch konnte er auf keine Vortheile mehr rechnen, wollte er auch auf Augusts Seite treten. Er wandte sich also mehr und mehr dem Stanislaw zu, was der französische Gesandte in Berlin de la Chétardie, auf jede Weise förderte; doch hatte er nicht Einfluß genug, um Friedrich Wilhelm 1. dahin zu bringen, daß er sich für Frankreich erklärte, als Ludwig 15. im Oktober 1733 in Gemeinschaft mit Spanien und Sardinien dem Kaiser den Krieg ankündigte; denn dem Könige fehlten zu einem festen Entschlusse Einsicht, Willen und der rechte politische Muth. Als nun

aber der Krieg ausbrach, näherte er sich von freien Stücken dem Wiener Hofe und bot diesem mit wahrhaft belächelnswerther Einfalt dreißig bis vierzigtausend Mann an, während er sich nur Berg durch eine vorläufige Besitznahme sichern wollte. Karl 6. nahm die Hilfe nicht an, war vielmehr mit den vertragsmäßigen 10,000 Mann zufrieden, doch wollte er alles Mögliche dazu beitragen, daß dem Könige Berg nicht entgehen sollte, sobald es erledigt werde; — man sieht, der Kaiser wollte den König von Preußen nicht als Verbündeten, Gleichstehenden behandeln, sondern als Reichsstand. Verzweifelt brach Friedrich Wilhelm 1. bei der Antwort des Kaisers in die Klagen aus, es wäre besser, kein Heer zu haben; — hatte er es doch nur zum Paradiren; ihn erfreuten die langen Gestalten seiner Soldaten.

Die Franzosen besetzten Lothringen und Bar, um sie nie wieder herauszugeben, auch machten sie Fortschritte am Rhein und in Ober-Italien. Erst im Sommer 1734 brachte der Kaiser zwei Heere ins Feld, von denen das am Rhein von dem Prinzen Eugen von Savoyen befehligt wurde, dem sich 10,000 Mann Preußen unter General von Röder anschlossen. Der alte Eugen war nicht mehr der Mann, der er einst gewesen; er befehligte ein nach deutscher Weise schlecht zusammengesetztes und ausgerüstetes Heer, in dem allein die Preußen sich aufs Vortheilhafteste auszeichneten, dessen König und Kronprinz ebenfalls anwesend waren. Nennenswerthes ist weder von diesem, noch von dem Feldzuge des nächsten Jahres, an dem russische Hilfsvölker theilnehmen sollten, zu melden; die Franzosen, die Berwick und Coigny führten, blieben stets im Vortheile, auch in Ober-Italien.

König Stanislaw war in Danzig, welches 20,000 bewaffnete Bürger und Soldaten gegen 36;000 Russen, die unter Münnich im Februar 1734 heranzogen, vertheidigten; in Polen selbst hatten die Russen allenthalben die Oberhand. Ungern sah Friedrich Wilhelm 1. diese in der Nähe seiner Staaten; gern hätte er die Belagerung Danzigs verhindert, welches, heftig bedrängt, sich in seinen Schutz geben wollte. Der König war dadurch, daß er zu keinem entscheidenden Entschlusse kommen konnte, in eine sehr nachtheilige Lage gerathen. Noch wurden ihm von beiden Seiten unaufhörlich Anträge gemacht. Stanislaw und die Zarina Anna boten ihm das jetzige Westpreußen an; für seine rheinischen Landschaften fürchtete er, wenn er sich den Franzosen, für Preußen, wenn er sich den Russen näherte; endlich meinte er auch, wer sich mit Niemanden verbinde und sich geschlossen halte, der fahre am Besten. Der König that es, fuhr aber gerade am schlechtesten.

Unterdessen vertheidigte sich Danzig hartnäckig. Ein französisches Geschwader erschien im Mai auf seiner Rhede, doch die schwache Hilfe, die es brachte, konnte die bedrängte Stadt nicht entsetzen; das kleine Korps musste sich am 21. Juni ergeben, einige Tage später folgte Weichselmünde, die Stadt selbst am 9. Juli; sie huldigte August 3. und zahlte eine starke

Kriegssteuer. Stanislaw war verkleidet nach Königsberg gekommen, wo er als Gast lebte. Seine Auslieferung verweigerte der König von Preußen standhaft, trotz der Vortheile, die ihm geboten wurden, auch als der russische Gesandte Löwenwolde sie ertrotzen wollte. Aber auch jetzt konnte Friedrich Wilhelm 1. noch zu keinem Entschlusse kommen; er liebte die Franzosen nicht, hatte aber Mitleiden für Stanislaw; er haßte August 3. und war auf Rußland erbittert; er war unzufrieden mit Karl 6. und wollte dem, was er patriotische deutsche Gesinnungen nannte, treu bleiben; endlich entwirrten sich die verwickelten Angelegenheiten ohne ihn, und ihm ward nicht der geringste Dank.

Kardinal Fleury, Ludwig 15. Minister, unterhandelte seit dem Frühjahre 1735 heimlich mit dem österreichischen Hofe, und schloß am 3. Oktober zu Wien die Friedenspräliminarien ab. Stanislaw entsagt der polnischen Krone, behält den Königstitel und bekommt die zum Deutschen Reiche gehörigen Herzogthümer Lothringen und Bar auf Lebenszeit; sie fallen nach seinem Tode an Frankreich. Ihr bisheriger Besitzer, Franz Stephan, der künftige Gemahl der ältesten Tochter Karl 6., Maria Theresia, wird für seinen Verlust mit dem Großherzogthume Toscana entschädigt, welches der spanische Infant Don Carlos mit Parma und Piacenza abtritt, der dagegen vom Kaiser Neapel und Sicilien erhält. Frankreich erkannte August 3. als König von Polen an und in Gemeinschaft mit Spanien auch die Pragmatische Sanktion. Friedrich Wilhelm 1., den jetzt Niemand mehr brauchte — er stand politisch allein — wurde aufs Rücksichtsloseste vom Kaiser behandelt; er theilte ihm nicht einmal die Friedenspräliminarien mit, auch machte er ihm keine Anzeige von der Vermählung des Lothringers mit seiner Tochter. Das war der Dank, daß der König von allen europäischen Fürsten am meisten zur Anerkennung der Pragmatischen Sanktion beigetragen hatte; zu spät fühlte er Reue. In dieser Stimmung hat der König, indem er auf seinen Sohn zeigte, die prophetischen Worte gesagt: „Da steht Einer, der mich einmal rächen wird!"

Bald sah der Kaiser sein Unrecht, Friedrich Wilhelm 1. so schnöde behandelt zu haben. Verwickelt in einen Krieg mit den Türken, bat er ihn um zwanzig Bataillone und zwei Millionen Thaler; mit vielen Vorwürfen wurde ihm Beides abgeschlagen. Wenn aber der König seine Ansprüche auf Jülich-Berg im Wege der Unterhandlung mit dem Hause Pfalz zu ordnen hoffte, so blieb diese ohne Erfolg, auch der Versuch, den Kaiser für sich zu gewinnen. Nun glaubte Friedrich Wilhelm 1., stürbe der Kurfürst von der Pfalz, so bliebe ihm nichts Anderes übrig, als mit den Waffen in der Hand sich Bergs oder vielleicht auch Jülichs zu bemächtigen. Dagegen schlossen Oesterreich und Frankreich im Oktober 1738 einen Vertrag, vermöge dessen die jülich-bergischen Länder auf den Fall des Aussterbens des Hauses Pfalz, der Linie Pfalz-Sulzbach einstweilen übergeben und gegen Preußen gewährleistet werden sollten. So hob der

Kaiser die Bestimmungen des Geheimen Berliner Vertrags vom Jahre 1728 auf. Preußen war nun auch nicht mehr an die Gewährleistung der Pragmatischen Sanktion gebunden; denn jener Vertrag bestimmte, wenn einer von beiden Theilen gegen denselben handeln sollte, so sei der andere auch nicht mehr an denselben gebunden. Preußen und Frankreich näherten sich jetzt gegenseitig; erstere Macht wollte doch nicht ohne Rückhalt in der politischen Welt bleiben; da aber Friedrich Wilhelm I. früher, als der Kurfürst von der Pfalz und als Karl 6. starb, so konnte er keine Früchte mehr von der neuen Verbindung erndten. Von seinem Sohne sollte eine völlige politische Umwandelung herbeigeführt werden, was der alte König wohl geahnt hat; denn gegen seine Vertrauten ließ er sich vernehmen, man wisse nicht, was in dem Fritz Alles liege.

Wie ordnete Friedrich Wilhelm I. das Innere seiner Staaten? Gerade darin fand sein Nachfolger die Möglichkeit einer weitern Entwickelung ihrer äußern Macht, was er selbst stets dankbar anerkannt hat.

Unausgesetzt und stets unverdrossen vermehrte Friedrich Wilhelm I. von dem ersten Tage seiner Regierung an sein Heer und suchte die Geldmittel herbeizuschaffen, um es zu unterhalten; eine andere Thätigkeit kannte er nicht. Und wenn nun auch der König die Grundlage zur Größe des preußischen Staates, die vom Großvater und vom Vater herrührten, bereits gelegt fand, sie auch nicht vergessen worden war, so ist er doch der eigentliche Schöpfer seiner Finanzen und seiner Heeresmacht.

Nicht im Mindesten bezweifelte der König, daß er der unumschränkte Herr aller seiner Unterthanen sei, die ihm denn auch nach Gottes Ordnung schuldig wären, in seinem Heere zu dienen. Es zählte im Jahre 1715 45,000 Mann, worunter 10,000 Reiter, sechs Jahre später 51,000 Mann, 1729 bereits 69,800 Mann, und 1739 bestand es aus 83,000 Mann (18,500 Reiter und 64,500 Mann Fußvolk). Schon in den ersten Monaten seiner Regierung hatte Friedrich Wilhelm I. die Verpflegung, Kleidung und Unterbringung seines Heeres umgestaltet; ebenso dessen Ergänzung und Vermehrung, die theils durch Werbung im eigenen Lande, theils durch gewaltsame Wegnahme der jungen dienstfähigen Mannschaft geschehen sollte. Wenn nun viele junge Leute ins Ausland flüchteten und als Deserteurs angesehen und bestraft wurden, so wollte die Zusicherung wenig dagegen helfen, daß fortan nur liederliche Bürger, Bauern und Dienstboten zum Kriegsdienst gezwungen werden sollten. Was nun die eigenen Staaten, sollten sie nicht entvölkert werden, nicht liefern konnten, wurde aus dem Auslande herbeigeschafft. Es gab fast kein Land in Europa, in dem sich nicht preußische Werber umhertrieben, die jeden Menschen, der nur gesunde Knochen hatte, gleichviel ob er ein ehrlicher Kerl, Vagabunde oder für den Galgen reif war, zum Dienste gegen einen Geldbetrag — Hand-

geld — anwarben *), wobei es vorzugsweise auf große Leute abgesehen war. Man nimmt an, daß während der Regierung Friedrich Wilhelm I. mehr als zwölf Millionen Thaler auf diese Weise ins Ausland gegangen seien. Die Werber misbrauchten aber das Recht, welches ihnen die freiwillige Werbung gestattete; sie suchten durch alle möglichen Ränke und selbst durch Gewaltthätigkeiten sich Soldaten zu verschaffen, ja, sie verleiteten sogar fremde Truppen zum Meineide und zur Desertion, wodurch der König in Streitigkeiten mit allen seinen Nachbaren verwickelt wurde, die dann die Werber aus dem Lande jagten oder so lange einsteckten, bis die gewaltsam Weggeschleppten oder Angeworbenen zurückgegeben waren. Nach lang gewachsenen Leuten, besonders für das Leibregiment, wurde ganz Europa durchsucht; ihre Herbeischaffung lag dem Könige so am Herzen, daß sie zur höchsten Leidenschaft sich steigerte und alle verständige Grenzen überschritt. Ja, um dieses Regiment stets mehr und mehr durch Riesen vollzählig zu machen, sparte der fast geizige König keine Summen; er gab unbedenklich Tausende von Thalern **) weg, um einen recht langen Kerl, der damals gewöhnliche Ausdruck für einen Soldaten, für dasselbe zu erhalten; diese langen Kerle hatten aber auch die Ehre, nicht in Uniform, sondern im Armensünder-Kleide Gassen zu laufen. Der König drückte sich über diese Affenliebe in seiner Art so aus: „Jeder Mensch hat seinen Narren, ich habe den Soldatennarren.“ Nun erhielt Jeder, der im Leibregiment diente, je nach seiner Größe, zu seinem Monatssolde vier bis zwanzig Thaler Zulage; er konnte ein Gewerbe treiben, Bier- und Weinhäuser halten, bekam Güter, Grundstücke, Titel und Kanonikate geschenkt, gute Heirathen wurden gefördert, der König vertrat Pathenstelle bei seinen Kindern, ja, um seine langen Soldaten stets bei guter Gesundheit zu erhalten, gestattete er nur wenigen den Genuß des Branntweins. Jährlich nahm er bei den Musterungen aus den Regimentern große und schöne Leute, ersetzte ihren Inhabern aber auch die Werbekosten reichlich; schlecht ging es aber dem Inhaber, wenn das Regiment auch noch so gut ausgebildet war, der keine lange Rekruten gestellen konnte; er wurde zurückgesetzt oder gar verabschiedet. Nun war eine förmliche Jagd auf jeden großen Menschen die natürliche Folge, wobei weder auf Stand, Verhältnisse, noch Beschäftigung irgend

*) Das Regiment Prinz Franz von Braunschweig hatte im Mai 1756 eine Stärke von 1854 Mann; unter diesen befanden sich 493 Landeskinder, 887 Deutsche aus allen Gegenden des Reichs, 153 Oesterreicher, Böhmen und Ungarn, 131 Polen, 25 Dänen, 25 Holländer, 14 Schweden, dann Russen, Engländer, Irländer, Italiener und Schweizer.

**) Joh. Große kostete über 5000 Thaler, ebenso viel Andr. Capra; der Irländer James Kirkland wurde für 9000 Thaler herbeigeschafft, maß aber auch 6 Fuß 11 Zoll, — der Flügelmann Hohmann sogar 8 Fuß 3 Zoll; er war aus unserem Vaterlande. Das Leibregiment kostete jährlich 202,000 Thaler, während ein gewöhnliches Regiment zu Fuß nur 72,000 Thaler kostete.

eine Rücksicht genommen wurde. Weder die Nichtvollziehung seiner Befehle, noch ein gegebenes Wort achtete der König; er beugte das Recht und schenkte Gunst und Aemter fort, bewilligte den fremden Mächten allerlei Vortheile, wenn er nur Riesen, besonders für sein Regiment, bekommen konnte, die ihm dann auch von allen Seiten zugeschickt wurden und mit welchen die Kabinete mehr ausrichteten, als mit Gründen. Zuletzt ging es so weit, daß der König kleine Leute nicht einmal leiden mochte; Edelleute, die sich zum Dienste meldeten, aber klein waren, jagte er wohl weg.*) Um endlich aber den häufigen Beschwerden über die Werbungen ein Ende zu machen und zugleich die Kriegspflichtigkeit seiner Unterthanen zu ordnen, richtete Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1733 das Kantonsystem ein. Die Feuerstellen des Landes wurden nach ihrer Zahl kantonweise unter die Regimenter — jedes Regiment Fußvolk erhielt fünftausend und jedes Regiment Reiterei achtzehnhundert Feuerstellen angewiesen — vertheilt, um aus ihren Bewohnern die erforderlichen Ersatzmannschaften zu nehmen, in so fern diese nicht durch besondere Ausnahmen davon befreit oder für die bürgerlichen Gewerbe oder den Landbau unentbehrlich wären. Ausgenommen waren einzige Söhne oder die, welche des Vaters ländliche Wirthschaft übernehmen wollten, Söhne von Geistlichen oder königlichen Beamten, Alle, welche ein Vermögen von sechstausend Thalern nachweisen konnten, dann ansässige Leute. Obgleich bei den Aushebungen Räthe von Provinzialkollegien zugegen sein mußten, so verübten die Inhaber von Regimentern die größten Eigenmächtigkeiten und Erpressungen, sie brandschatzten förmlich die Eltern der jungen Mannschaft, verkauften die Erlaubniß zum Heirathen u. s. w., und wenn auch der König hin und wieder solche Eigenmächtigkeiten bestrafte, so blieben die Uebel doch; Niemand wagte es, sich solchen mächtigen Männern, wie damals die Generale waren, zu widersetzen.

Die Ausgehobenen und Geworbenen mussten nun ausgebildet werden. Hierbei war die Uebung im Marschiren und im raschen Feuern die Hauptsache, was die allgemeine Einführung des Gleichschrittes und der eisernen Ladestöcke wesentlich förderten; oder wie der König — nach ihm war Fürst Leopold von Anhalt-Dessau der größte Exerziermeister des preußischen Heeres — sich ausdrückte: geschwinde laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl in das Feuer sehen, Alles in tiefster Stille. Regelmäßig wurden

*) Einen Offizier, der von Paris zurückkehrte, fragte der König, wie er die französische Königsfamilie gefunden habe? „Ach", antwortete dieser, „es ist lauter kleines Zeug für das dritte Glied, keiner misst über 5 Fuß!" — Als der Thurm der Petrikirche in Berlin kurz vor seiner Vollendung einstürzte und dem Könige dieses als ein großes Unglück, welches sich in Berlin ereignet habe, gemeldet wurde, blieb derselbe sehr gelassen und antwortete: „ich dachte Wunder, was es wäre, und glaubte schon, der Flügelmann von Glasenapp wäre todt!"

jährlich mehre Regimenter zusammengezogen, über die der König dann Heerschau hielt; Montirung und Waffen, Pferde und Zeug, kurz Alles wurde dann genau besehen; er wollte sich überzeugen, ob den Soldaten Nichts entzogen werde. Strenge wurde jede Nachläßigkeit und jede Untreue bestraft, doch Vieles übersehen, wenn nur lange Rekruten hinreichend da waren. Die preußischen Regimenter exercirten mit unübertrefflicher Genauigkeit und erregten die Bewunderung aller Kriegsverständigen, die sie zu sehen bekamen. Aber alle diese Wunder bewirkten allein die Korporalstöcke; für jedes noch so geringe Versehen wurde der Soldat sogleich gut abgeprügelt, so daß endlich kein Exerciren ohne unmenschliches Prügeln mehr denkbar war. Merkwürdig bleibt es immer, daß die Reiterei, wenn auch die Pferde und Waffen tüchtig waren, im eigentlichen Sinne in den Uebungen sehr vernachläßigt wurde. Man behauptet, daß Fürst Leopold die Schuld davon trage, da er selbst ein schlechter Reiter war. Die Führer des Heeres in den verschiedenen Rangklassen — ihre tägliche Beschäftigung bestand in der Einübung der Neueingestellten und in der Vervollkommnung der Eingeübten — waren zum größten Theile eingeborene Edelleute; von einem gebildeten Officierkorps konnte damals keine Rede sein; denn der König und Fürst Leopold waren diesem Musterbilder. Als im Ersten Schlesischen Kriege befohlen wurde, in Kolonnen zu marschiren, fragten sich im Vertrauen die ehrlichen, aber einfachen Junker aus der Mark und Pommern: „Wat es denn nu Kolunnige?“ beruhigten sich aber damit: „Eh wat! Ick folge op min Voddermann, wo deh hinmarschört, ick och!“ Alle Ernennungen in seinem Officierkorps behielt sich der König allein vor; Konduitenlisten mussten bezeugen, wie sich Jeder Jahr für Jahr führte und seine Schuldigkeit thue. Ueberaus strenge war auch die Kriegszucht, die schärfsten bis zur Grausamkeit gesteigerten Strafen mussten sie aufrecht erhalten, was wohl bei den Bestandtheilen des Heeres, das zum Theil aus dem Gesindel aller Länder Europa's zusammengesetzt war, auch nicht Anders sein konnte. Wer sich mit Worten oder Raisonniren dem Ober- oder Unterofficier widersetzte, musste dreißig Mal Gassen laufen; wer den Degen zog, wurde erschossen; ebenso stand der Tod auf alle übrige Vergehen, selbst auf gewaltsamen Einbruch oder Diebstahl. Nichts war so häufig im preußischen Heere, als die Desertion; Strenge richtete dagegen wenig aus. In der Garnison wurden alle Mannschaften so genau, als möglich beaufsichtigt; Niemand durfte ohne Erlaubniß seiner Vorgesetzten die Thore passiren; jeder Soldat der sich außerhalb derselben zeigte, war einmal Deserteur, musste eingefangen und dem Regimente abgeliefert werden. Desertirte nun aber ein Soldat, so mussten die Sturmglocken geläutet, Bürger und Bauern aufsitzen und alle Päße besetzt werden; wer den Deserteur einbrachte, erhielt 12 Thaler *). Die Beamten, Bürger und

*) Verfasser dieses erinnert sich noch aus seiner Jugend, daß, wenn aus der Gar-

Bauern, die bei solchen Gelegenheiten ihre Schuldigkeit nicht thaten, wurden mit einhundert Thalern bis einhundert Dukaten bestraft; wer nun gar einem Deserteur noch weiter half, konnte, ohne daß der König das Urtheil zu bestätigen brauchte, aufgeknüpft werden. Verließ ein Regiment seine Garnison, so mussten während des Marsches vom Wirthe und dessen Gesinde die Einquartierten bewacht und noch obenein alle Wege und Päffe des Nachtquartiers besetzt werden, damit nur Keiner entlaufen könne; entlief aber dennoch ein Soldat, so musste die Ortschaft dem Regimente denselben ersetzen, auch konnte der kommandirende Officier deren Obrigkeit auf den bloßen Verdacht der Nachläßigkeit verhaften und als Arrestanten mitschleppen oder zur weiteren Bestrafung abliefern. Der Gemeine eines Fußregiments erhielt damals an Sold monatlich zwei, der Reiter bis drei Thaler; Brot wurde nicht gereicht. Für die von den Soldaten hinterlassenen Waisen sorgte der König durch die Errichtung des großen potsdamischen Waisenhauses.

Bald nach seinem Regierungsantritte hatte Friedrich Wilhelm 1. die Akcise und die Kontribution in den Städten und auf dem Lande dem Kriegskommissariat und die Domainen dem General-Finanz-Direktorium übergeben. Zwischen beiden Behörden gab es aber trotz der bestimmten Begrenzung ihres Geschäftskreises unausgesetzt Zwistigkeiten. Da beschloß der König, die beiden Behörden zu vereinigen, damit eine größere Einheit und eine genauere Ordnung in der Finanzverwaltung vorherrsche. Der Plan dazu ist von ihm allein entworfen worden, wenn auch der erste Gedanke dem Fürsten Leopold angehören soll. Mit dem 19. Jannar 1723 trat nun das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorium — schlechtweg General-Direktorium genannt — in Berlin ins Leben; seine Räthe gelobten: „Sr. Majestät Nutzen und Bestes, vornehmlich die Vermehrung seiner Einkünfte und die Conservation seiner Unterthanen nach allen ihren Kräften zu befördern." Durch diese Behörde gewann man im Mittelpunkte des Staates eine Anschauung seiner allgemeinen Bedürfnisse und der Mittel, sie zu erledigen; auch wurde es möglich, den Staatshaushalt systematisch zu ordnen. Zum Präsidenten des General-Direktoriums ernannte der König sich selbst, er ist auch dessen wirklicher Präsident gewesen. Zu gleicher Zeit wurden in allen Provinzen Kriegs- und Domainen-Kammern ange-

---

nisen Tilsits ein Dragoner desertirte, dann zwei Schüsse aus einer Kanone, die an der Memel stand, abgefeuert wurden; ließ sich noch ein dritter Schuß hören, worauf wir Jungen aufpassten, so hatte der Dragoner auch sein Pferd mitgenommen. Mussten berüchtigte Diebe oder Deserteure aus dem Regimente Gassen laufen, so gingen die Lehrer der unteren Klassen der damaligen Provinzialschule mit den Schülern auf den Exekutionsplatz und wir halfen die große Zahl der Zuschauer noch vermehren. Von dem Empörenden solcher Strafen hörten wir von unseren Lehrern Nichts, wohl aber: „das geschah den Kerlen recht und war ganz dienlich", — dann folgten noch einige Ermahnungen.

ordnet, welche alle Amtsgeschäfte des Generaldirektoriums erhielten und unter ihm standen. Da aber die Abgaben, die von den Bewohnern des platten Landes entrichtet wurden, in den verschiedenen Provinzen sehr ungleich waren, so suchte der König sie zu vereinfachen, was auch gelang.

Als Friedrich Wilhelm 1. am 10. September 1714 die Huldigung der Stände Preußens in Königsberg einnehmen wollte, erklärte er sogleich, daß alle Krönungsfeierlichkeiten als überflüssig ausfallen sollten. Schüchtern brachte die Regierung den vor der Huldigung abzuhaltenden Landtag — ihn sicherte die Assekuration von 1690 zu — in Anregung; der König verlangte aber, daß er sich aller Beschwerden enthalte, die Bedürfnisse des Landes nur als Wünsche an ihn gelangen lassen, seine Entscheidung als Gnade annehmen und in Betreff der Abgaben keine Verminderung gefordert werden dürfe. Als aber dennoch die Stände dem Könige eine Menge Beschwerden einreichten, stellte dieser ihnen am 11. September eine Interims-Assekuration aus, in welcher er versicherte, daß ihre Beschwerden später — jetzt mangele gerade die Zeit — abgestellt, auch ihre Privilegien bestätigt werden sollen. Die Stände wurden aber nie mehr zusammenberufen; sie konnten daher die Sache beim Könige nicht mehr in Anregung bringen; sie erhielten also keine eigentliche Assekuration ihrer Landesprivilegien. Die Abgaben wurden forterhoben, ohne daß die Stände dagegen Etwas einzuwenden hatten; die, welche das platte Land zahlte, beruheten auf früheren landständischen Bewilligungen. Es waren folgende: Hufenschoß — er wurde mit 20 Silbergroschen von der Hufe ohne Rücksicht ihrer Beschaffenheit gezahlt; Kopfschoß — ihn entrichteten alle Bewohner vom zwölften Lebensjahre ab mit zehn Silbergroschen für den Kopf; Horn- und Klauenschoß — er wurde im Betrage von einem bis zehn Silbergroschen von den verschiedenen Viehharten erhoben; Mastgeld — es betrug für jeden zum eigenen Haushalte gemästeten Ochsen viertehalb Silbergroschen; Trankstener — sie wurde für jeden Scheffel Malz mit drei und einem Viertel Silbergroschen und vom Branntweinschrote mit zwei Silbergroschen berechnet. Nur allein der Hufenschoß brachte eine bestimmte Einnahme; die anderen Abgaben aber mussten des steten Zu- und Abganges wegen jährlich entweder neu ausgeschrieben werden, oder sie hingen von dem Verbrauche des Bieres oder des Branntweins ab. Die königlichen Kassen blieben daher steten Schwankungen unterworfen, die einen so guten Wirth, wie der König war, nicht zufrieden stellen konnten. Er beschloß daher schon 1714 die Vereinfachung aller Abgaben, wodurch ihm auch eine feste Summe jährlich zu Theil werden musste. Der König sprach mit von Münchow, dem Präsidenten der in Königsberg befindlichen preußischen Kammer — damals gab es eine litauische und eine preußische Kammer, erstere wurde später nach Gumbinnen verlegt — wie er es wohl damit anzufangen habe. Dieser empfahl ihm den Präsidenten beider Kammern, Grafen Truchseß zu Waldburg, der als Eingeborener die Verhältnisse des Landes genau kenne und

wohl den besten Rath zu geben wissen werde. Dieser reichte schon am 1. Oktober seine Vorschläge ein, und schlug vor, die genannten Abgaben in eine feste Abgabe, mittelst Katastrirung aller ländlichen Grundstücke mit Ausnahme der Domainen, zu verwandeln; sie wurden durch das General-Hufen-Schoß-Patent vom 26. Dezember 1716 genehmigt, und Truchseß zu Waldberg ging sofort an die Arbeit, die auch Ende des Jahres 1719 im Umfange des damaligen Königreichs Preußen vollendet wurde. Der Adel widerstrebte gewaltig, er wusste recht gut, daß mit der Einführung einer Landeskontribution sein ständisches Bewilligungsrecht aufhören werde; — dieses suchte er zu retten; vergebens wollte sich der König mit einer runden Summe von 250,000 Thalern jährlich zufrieden geben. An der Spitze des Adels stellte sich ein Feldmarschall Graf Dohna, der in einer unterm 31. Januar 1717 eingereichten Denkschrift die Einführung des Generalhufenschosses als „landesverderblich und höchst bedenklich vor S. K. M. Interesse und unnützerweise kostspielig" schilderte. Der König bemerkte eigenhändig unter der Eingabe des Grafen, die französisch abgefasst war und mit den Worten schloß: „tout le pays sera ruiné!" Diese wiederholend: „Tout le pays sera ruiné? Nihil Kredo. aber das Kredo daß die Junkers ihre Autorität Nie pos volam wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souveraineté wie einen Rocher von Bronce." Der Souverainetät wegen wurde auch kein Landtag einberufen und dessen Zustimmung zum Generalhufenschoß gefordert. Im Jahre 1723 bestätigte der König die angefertigten Fund- und Lagerbücher mit dem Bemerken, daß sie so unverändert sein und bleiben sollten, wie das Evangelium. Der Staat gewann durch die Einführung des Generalhufenschosses ein Mehr von 132,000 Thalern gegen die höchste Jahres-Einnahme aus dem Zeitraume von 1700 bis 1714; sie betrug seitdem 290,700 $^1/_3$ Thaler; mehr als 35,000 Hufen wurden als steuerpflichtig ermittelt. Der Adel zahlte von der Hufe 2 $^5/_8$ Thlr., der Kölmer 3 $^1/_6$ Thlr. und der Bauer 2 $^4/_5$ Thlr. durchschnittlich. Die Bewohner des platten Landes, die weniger als eine Hufe besaßen, zahlten die herkömmliche Kopf- und Hornsteuer.

Auch allodificirte der König sämmtliche Lehen, d. h. er verwandelte die Lehngüter — eine solche Beschaffenheit hatten sämmtliche Besitzungen des Adels — in Erbgüter. Der Staat hatte von der Lehnsqualifikation der adeligen Güter sehr wenig, selbst ihr Heimfall nützte dem Lehnsherrn nicht, da er die Güter wieder verleihen musste; ihre Eigenthümer konnten nicht die geringste Verfügung über ihre Besitzungen vornehmen, ohne eine Erlaubniß dazu, die sich die Lehnskanzlei theuer bezahlen ließ, — und welchen Verlust traf nicht beim Heimfall die hinterbliebenen Frauen und Töchter? Sie wurden nahrungslos aus ihren Besitzungen getrieben. Wurde den Besitzern dagegen freie Hand über ihre Güter gelassen, so gewannen ihre Familien nicht allein bedeutend, sondern auch der Anbau und der Reichthum des Landes. Umsonst wollte der König aber nicht seine Vortheile,

die in der Lehnwaare, in den Konsensgebühren und im Heimfall bestanden, aufgeben; er wollte für die Allodifikation und für die Leistung des Roßdienstes von dem Lehen eine jährliche Abgabe; er unterhandelte mit den Ständen; denn eine so tief in die Privatrechte eingreifende Neuerung konnte der König einfach nicht anbefehlen. Zuerst, 1717 und 1718, einigte sich derselbe mit dem Adel der Marken, der für die Allodifikation seiner Güter und für jedes von diesen zu stellende Ritterpferd vierzig Thaler jährlich zahlte; auch wurden alle dortigen Schulzen- und Bauernlehen ebenfalls gegen einen dem Staate zu entrichtenden Kanon für Erbgüter erklärt. Der Adel des Herzogthums Magdeburg dagegen wollte sich diesen Anordnungen nicht unterwerfen; er ließ Jahre lang den Lehnskanon exekutivisch beitreiben, verklagte auch Friedrich Wilhelm 1. beim Reichhofsrathe; doch am Ende unterwarf er sich. Am längsten aber widerstand der Adel im Königreich Preußen; er erhielt erst am 18. Dezember 1732 die Assekuration rücksichtlich der Verwandelung der Lehen in Erbgüter. Hier sowohl, wie in den anderen Provinzen waren die Lehen ausgenommen, die auf zwei Augen standen (d. h. welche nach dem Tode eines Einzigen noch Lehnberechtigten an den Staat zurückfielen) oder auf welche der König bereits eine Anwartschaft gegeben hatte. Der Widerstand, den die Ritterschaft leistete, obgleich die Allodifikation ihr überaus vortheilhaft war, lag ganz in ihrem Geiste; sie wollte theils ihre Steuerfreiheit erhalten, theils war sie an ein so eigenmächtiges Verfahren und solche gewaltsame Maßregeln von Seiten ihres Landesherrn noch nicht gewöhnt. An Allodifikations-Zins und für die Aufhebung der Verpflichtung zur Stellung eines Lehnspferdes empfing der Staat von den adeligen und kölmischen Grundbesitzern des Königreichs Preußen jährlich 21,000 Thaler.

Bisher hatten die Kölmer und königlichen Bauern die Reiterei ins Haus nehmen und verpflegen müssen, von welcher Last der Adel und dessen Bauern befreit waren. Diese musste aber bei der Vermehrung der Reiterei immer größer werden, so daß sieben und drei Viertel Hufen endlich einen Reiter zu unterhalten hatten. Der König verlegte nun 1720 die Reiterei in die Städte, wogegen er den Landmann zur Zahlung von Fouragegeldern und eines Servises verpflichtete; mit ersteren sollte der Ankauf von Fourage bestritten und der letztere den Soldaten als Entschädigung für die freien Quartiere, die sie bisher auf dem Lande gehabt hatten, gezahlt werden; erstere brachten damals jährlich 33,100 und letzterer 28,000 Thaler ein.

Auch die Akcise*), welche in den Städten die Grundsteuer ersetzte, erhielt 1721 eine ganz neue Einrichtung. Der Staat selbst stellte die Ren-

---

*) Bei dem Widerstande, den die Einführung der Akcise in den westlichen Provinzen fand, erließ Friedrich Wilhelm 1. am 28. August 1716 ein Edikt, welches mit

banten an, verordnete besondere Kontrolleure und führte auch die Thor-Akcise ein. Noch in demselben Jahre wurde auch die Tranksteuer in den kleinen Städten, und seit 1739 nicht mehr als eine besondere Abgabe, sondern mit der Akcise zugleich erhoben; in Königsberg betrug sie durchschnittlich 20,000 Thaler.

Um dem Salze, welches die Salzwerke von Halle lieferten, einen besseren Absatz zu geben, erklärte Friedrich Wilhelm I. durch das Edikt vom 10. Juni 1722 den Salzhandel für ein Monopol der königlichen Regierung. Der Verkauf des ausländischen Salzes wurde bei Galgen- oder zehnjähriger Festungsstrafe verboten. Da sich aber der Absatz des königlichen Salzes trotz der angedrohten Strafen nicht bedeutend vermehren wollte, so musste laut Edikt vom Jahre 1729 jede Familie für sich und ihren Viehstand jährlich ein gewisses Maß Salz, welches in einem Buche verzeichnet war, aus den königlichen Magazinen nehmen; wer dagegen handelte, sollte das erste Mal vierzig, das zweite Mal hundert Hiebe mit einem zusammengedrehten Stricke bekommen, beim dritten Male aber aufgeknüpft werden.

Dann hatte Friedrich Wilhelm I. noch eine s. g. Rekruten-Kasse. Unter dem großen Kurfürsten und dessen Sohn mussten nämlich alle Beamten beim Antritte ihres Amtes einen Beitrag, den vierten Theil ihres Gehaltes, in die s. g. Marine-Kasse — sie diente zur Unterstützung der afrikanischen Handelsgesellschaft — zahlen, worauf der Nachfolger strenge hielt. Mit deren Einnahme aber bestritt er die Kosten seines Leibregiments, weil er keine Seemacht weiter halten wollte. Da aber die einkommenden Gelder dazu nicht ausreichten, so wurden alle Strafgelder, besonders von Sachen, die noch nicht zur gerichtlichen Untersuchung gekommen waren**); dann alle Sporteln von Anstellungspatenten, Titeln und Standeserhöhungen, ganz besonders aber der Ertrag vom Verkaufe der Verwaltungsstellen, mit Ausnahme der Rendanturen, ihr zugewiesen. Da nun der König das Rang- und Titelwesen, wie die Etikette, aufs Tiefste verachtete, und diese Verachtung oft genug in Rescripten und auf andere Weise zu erkennen gab, so trägt er keine Schuld, wenn seine Unterthanen thöricht genug waren und sich für einige hundert Thaler allerlei Titel, wie sie sie nur führen wollten, kauften; — es war die damalige Zeit aber eine titelsüchtige Zeit; sie brachte daher auch der Rekrutenkasse vieles Geld ein. Ja, man konnte sich auch durch eine bestimmte Summe, die man an diese

---

den Worten anfängt: „Ich declarire hiemit, daß alle die, die gegen die Accise gesprochen, geschrieben, absonderlich gegen votiret, vor Schelme, Hundsfötter, Ignoranten, Ben-Hasen, Tag-Diebe, unnütze Brodfressers halte u. s. w."

**) Als die verwittwete Minister von Knyphausen vom spätern Feldmarschall von Schwerin schwanger wurde, musste sie auf Befehl des Königs 12,000 Thaler Strafe zahlen.

Kasse zahlte, Stellen kaufen, die noch nicht einmal erledigt waren. So wurde eine Sackträgerstelle, die monatlich nicht mehr als zehn Thaler eintrug, mit sechshundert, eine Zöllnerstelle, die monatlich sieben Thaler brachte, mit achthundert Thalern bezahlt. Wenn Jemand auf eine Stelle besondere Ansprüche zu haben glaubte, aber nicht soviel für dieselbe bot, als ein Anderer, so entschied der König, dem Alles, was diese Kasse betraf, vorgelegt werden musste, dahin: „Wer das Plus zahlt!“

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte der König den Domainen. Wir wissen, daß er die unter der vorigen Regierung angeordnete Erbpacht vorzugsweise stürzen half; er führte überall die Zeitpacht auf sechs Jahre ein und erhob im Jahre 1713 die Domainen zu einem Fideikommisse für die königliche Familie. Zu ihrer zweckmäßigen Bewirthschaftung traf er alle bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Anordnungen und sah unmittelbar, was er schaffte und wirkte; denn für den Betrieb der Landwirthschaft hatte er nicht weniger Gaben, als für den militairischen Dienst; daher ersetzte auch seine eigene Aufsicht die aller Behörden. So brachten die Domainen mit der Zeit einen immer höhern Ertrag, der am Ende der Regierung Friedrich Wilhelm 1. 2,600,000 Thaler betrug. Auch hob der König 1717 die persönliche Leibeigenschaft der Bauern im Königreich Preußen auf, an deren Stelle die immer noch sehr drückende s. g. Erbunterthänigkeit trat; seine Domainenbauern erhielten ihre Güter erblich, doch schränkte er in der guten Absicht, daß der Ackerbau nicht verlieren möge, ihre und ihrer Kinder persönliche Freiheit ein, so daß die Letzteren sogar dem Dienstzwange unterworfen blieben. Doch unter diesen Verhältnissen und weil die Bauern wie Jochthiere behandelt wurden, und von Edelleuten und Beamten, sowie im Regimente von Unterofficieren und Officieren Prügel bekamen, konnte weder der Ackerbau, noch Wohlstand und Sittlichkeit unter ihnen Fortschritte machen.

Wenn am Anfange der Regierung Friedrich Wilhelm 1. die Einkünfte nur drittehalb Millionen Thaler einbrachten, so waren sie am Ende derselben auf 7,371,000 Thaler gestiegen; von diesen flossen über vier Millionen in die Kriegskasse und 3,360,000 Thaler in die Domainenkasse; erstere erhielt aber einen Zuschuß, so daß auf das Kriegswesen 5,977,400 Thaler verwendet wurden. Dann fand der Nachfolger einen Schatz von 8,700,000 Thalern, trotz dem, daß der König über vierzehn Millionen für den Wiederanbau seiner Länder, zum Ankauf von Krongütern und kostbaren Silbergeräthen verwendet hatte. Die Oekonomie ist des Königs starke Seite, d. h. die Oekonomie im Kleinen ohne großartige Ideen, aber gerade für die damaligen Zustände des Königreichs recht brauchbar, und in einer Zeit, in welcher durch Sparsamkeit mehr zu erreichen war, als durch gewagte Versuche mancher Art. Fügen wir zur näheren Kenntniß, wie der König seine staatswirthschaftliche Aufgabe zu lösen suchte, noch Einiges bei.

Zur Hebung des Gewerbes in seinen Staaten setzte er an die Stelle

des Aufwandes für den Hof die Bedürfnisse seines Heeres, die durchaus aus einheimischen Stoffen beschafft werden mussten. Er ging dabei von dem Grundsatze aus, daß die Menge des klingenden Geldes reich mache; alle Aufmerksamkeit müsse also dahin gerichtet sein, so viel Geld als möglich aus dem Auslande zu ziehen, dahin aber so wenig als möglich zu schicken; also Alles, was im Lande verfertigt oder ganz entbehrt werden könne, dürfe aus dem Auslande nicht bezogen werden; — das nannte er den Stein der Weisen finden. Am meisten beschäftigten ihn die sehr herabgekommenen Wollenmanufakturen. Um sie zu heben, verbot er bei sehr harter Strafe die Ausfuhr der Wolle und mit der Einfuhr zugleich das Verarbeiten und Tragen fremder Tuche und aller Baumwollenwaaren. Alle Schwierigkeiten, die sich diesem Plane entgegenstellten, wurden glücklich überwunden; er antwortete auf die Beschwerden, das Heil des Ganzen gehe dem Nutzen des Einzelnen alle Male vor; — auch kannte er die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen. Durch das mit vielen Kosten durchgeführte Heranziehen geschickter Weber gelang es auch, zugleich feine und wohlfeile Tuche zu erzielen, und um sich gegen schlechte Arbeit zu sichern, wurden die Gewerbe scharf beaufsichtigt. Die größte Wollenmanufaktur, das s. g. Lagerhaus in Berlin, beschäftigte allein tausende von fleißigen Händen. Auch andere Kulturgegenstände und Gewerbe erfreuten sich seiner Aufmerksamkeit: der Tabacksbau, die Lederbereitung, die Kupfer- und Messingarbeiten, kurz, er unterstützte jedes Gewerbe und den Handel seiner Staaten, wodurch auch die Städte wesentlich gewannen und bedeutend an Einwohnerzahl zunahmen.

Unendlich viel that der König auch in anderer Beziehung für die Städte, die wüsten Bauernhöfe und Feldmarken. Wenn sich seine Sorgfalt auch auf alle Provinzen erstreckte, so hat vorzugsweise Preußen ihm das Meiste zu verdanken; — aber hier that auch Hilfe vor Allem Noth. Noch 1721 lagen 60,000 Hufen wüste. Unausgesetzt wurden Kolonisten dahingezogen, besonders nach dem östlichen Theile Preußens, Litauen; aus dem Magdeburgischen, aus der Neumark, aus der Gegend von Kulm und Graudenz — aus der letztern wanderten im Oktober 1713 viele Mennoniten *) in die Niederung von Tilsit — aus Schwaben, Franken und Niedersachsen; er bewilligte den Anziehenden Freijahre für alle Leistungen, gab ihnen die nöthigen Vorschüsse, erbaute Kirchen, schenkte Handwerkern unentgeltlich das Bürger- und Meisterrecht in den Städten und Plätze zum Anbau. Doch diese Kolonisten, obgleich bis zum Jahre 1728 in den Städten und Dörfern Preußens 17,300 aufgenommen waren, reichten nicht hin für das entvölkerte Land, zumal viele abzogen, was zwar

*) Sie wurden zwar im Februar 1732 bei Karrenstrafe vertrieben, späterhin aber im Stillen geduldet; erst am 14. August 1740 wurde ihr Dasein in den preußischen Staaten gesetzlich gesichert.

bei Strafe des Galgens verpönt wurde, dennoch aber nicht aufhören wollte; viele Auswanderer bestanden aus Abenteurern, die keine Lust zum Arbeiten hatten, zumal der Boden verwildert war, einen großen Aufwand von Kosten und Geduld verlangte und in den ersten Jahren nur einen geringen Ertrag lieferte; vielen war das Klima ungewohnt, es passte nicht zu der gewohnten Lebensweise, Krankheiten und Mismuth rissen ein. Der Litauer spottete der Neuangekommenen, sah sie, die so viele Unterstützungen erhielten, mit scheelen Augen an und war ihnen weder guter Rathgeber, noch treuer Nachbar. Wenn der König nach Preußen kam, welches er oft sah, erließ er den Kolonisten rückständige Abgaben und suchte sie durch allerlei Wohlthaten zu gewinnen; er verlegte die litauische Kriegs- und Domainenkammer nach Gumbinnen und errichtete das Hofgericht (später Ober-Landesgericht) in Insterburg; alle Beamte, die Kolonisten übervortheilt hatten, wurden ihrer Aemter entsetzt oder mit Festungsarrest bestraft. Am übelsten kam ein Kriegsrath von Schlubuth weg, der mehr als zehntausend Thaler königlicher Gelder, die für Kolonisten bestimmt waren, zu eigenen Zwecken verwendet hatte. Zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt — übrigens konnte er auch die Summe wiedererstatten — antwortete er dem erzürnten König, als dieser ihm Vorwürfe und mit dem Galgen drohete, daß es nicht Manier sei, einen preußischen Edelmann aufzuhängen und daß er das Geld herausgeben werde, was der König aber mit den Worten abwies: „Ich will Dein schelmisches Geld nicht!" worauf er ihn ohne Weiteres vor dem Zimmer, in welchem die Kammer in Königsberg ihre Sitzungen hielt, an einem Galgen aufknüpfen ließ. Trotz aller Mühe, die sich Friedrich Wilhelm I. unausgesetzt gab, Preußens wüste Felder durch Kolonisten zu bevölkern, wäre er doch damit zu keinem glücklichen Erfolge gekommen, hätte ihm nicht das Glück die Hand geboten; — Glaubensdruck führte ihm fleißige Einwanderer zu.

Im Erzstifte Salzburg hatte die Reformation Luthers gleich nach seinem Auftreten viele Anhänger gefunden, die trotz aller Verfolgungen jederzeit ihren religiösen Ansichten treu geblieben waren, obgleich sie sich äußerlich zur katholischen Kirche hielten. Aber dem 1727 gewählten Erzbischofe Freiherrn von Firmian lag Nichts mehr am Herzen, als der katholischen Religion in seinem Erzbisthum auch Die zuzuführen, die in ihrem Glauben verdächtig waren. Je mehr die heimlichen Lutheraner ihm Widerstand leisteten, desto erbitterter wurde der Kirchenfürst; er und seine fanatischen Geistlichen unterließen kein Mittel, jene zur katholischen Kirche zurückzuführen. Eine Untersuchung ergab, daß mehr als 20,000 Personen sich als Augsburgische Religionsverwandte bekannten; sie klagten bei dem Reichstage, wo die evangelischen Gesandten sich fortwährend ihrer annahmen, es auch durchsetzten, daß der Erzbischof laut den Bestimmungen des Westfälischen Friedens, der die Auswanderung gegen Religionsdruck gestattete, ein Patent darüber im Oktober 1731 bekannt machen musste.

Sofort befahl er auch bei strenger Strafe die Auswanderung. Schon in der Mitte November kamen Abgeordnete aus Salzburg nach Berlin zum Könige und baten um Schutz für ihre Glaubensgenossen; nachdem sie durch zwei Konsistorialräthe geprüft und als Lutheraner erkannt worden waren, sagte ihnen der König Aufnahme in seinem Lande zu, was auch am 2. Februar 1732 öffentlich bekannt gemacht wurde. Zugleich bewilligte er den Auswanderern Reisekosten. Nun musste der Erzbischof die Lutheraner als künftige preußische Unterthanen ungekränkt ziehen lassen, von denen nach und nach 15,500 — von diesen kommen 9579 auf Litauen — ins Königreich Preußen einwanderten. Knechte und Mägde blieben, was sie gewesen; Hausleute und Tagelöhner erhielten auf den Domainen Gärtnerstellen; Bauern bekamen Güter von ein bis zwei Hufen; die, welche Vermögen mitbrachten, konnten sich auf dem Lande oder in den Städten ankaufen; auch sorgte der König, daß den Auswanderern das ihnen in ihrer Heimat vorenthaltene Vermögen nachgeliefert wurde, was über drei Million Gulden betrug. An harte Arbeit und mühsamen Fleiß im gebirgigen Vaterlande gewöhnt, waren die Einwanderer ausdauernd, dabei nüchtern und sparsam; sie wurden bald wohlhabend, den Litauern Lehrer und Muster in der Landwirthschaft, die der König nach seiner Weise noch durch das s. g. Prügelmandat vom 4. August 1738 zu fördern suchte, nach welchem er das Prügeln und Durchpeitschen der Gutsleute bei Schaarwerksdiensten in seinen Staaten verbot, doch mit Ausnahme Preußens, „weil das Volk daselbst sehr faul, gottlos und ungehorsam sei.“ „Die Erde ist wieder angebaut,“ schrieb der Kronprinz an Voltaire aus Insterburg 1739, „das Land bevölkert; wir haben mehr Städte, als jemals früher, der Handel kommt in Blüthe; der König hat es weder an eigener Mühe, noch an dem, was Andere antreiben kann, fehlen lassen; keinen Aufwand hat er gespart: Hunderttausende denkender Wesen verdanken ihm ihr Dasein oder ihr Glück.“ Friedrich Wilhelm 1. baute aber auch sechs neue Städte, dreihundertzweiunddreißig Dörfer — die theils wieder bevölkert, theils neu angelegt wurden — vierundzwanzig Wassermühlen, neunundvierzig Domainen und eilf Kirchen. Ueber sechs Millionen Thaler wurden auf Preußen verwendet. Fürst Leopold von Dessau erwarb auch eine bedeutende Strecke wüster Ländereien, die er mit Kolonisten von der mittern Elbe her besetzte; sie machen die jetzigen s. g. Fürstlich Dessauischen Güter Norkitten und Bubainen aus.

Zur vollständigen Schilderung der Regierung Friedrich Wilhelm 1. bleibt uns noch die Rechtspflege und das wissenschaftliche Leben Preußens, sowie das häusliche des Königs, übrig.

Von Natur rechtlichen Sinnes, wollte der König, daß Jedem gleichmäßig sein Recht, und zwar so schnell, als möglich werde. Sein einfacher Verstand begriff die Verwickelungen vieler Rechtsangelegenheiten und des damit zusammenhängenden Processes nicht, und da er immer überzeugt

war, daß er Recht habe, so verfuhr er auch stets ohne alle Scheu. Doch wenn er den Rechtsgang nach seiner Art abkürzte, dann sieht man den Nutzen der Form wohl ein. Nun hatte aber die Art der königlichen Rechtspflege etwas Türkisches; denn Eigenthum und Leben aller Unterthanen waren ohne alle schützende Form dem gesunden Verstande eines nach Bauernart urtheilenden Königs preisgegeben; wie oft wartete er nicht einmal den Spruch des Gerichtshofes ab, sondern verfügte das Todesurtheil durch die einfache Bemerkung: „soll hangen.“ Dem Könige mussten alle Urtheile in Kriminalsachen vorgelegt werden, er verordnete dann, was ihm einfiel; nie milderte er die Strafen, nie nahm er auf Gesetze und Menschlichkeit Rücksicht; geschah es dennoch, so war der Verurtheilte ein langgewachsener Mann, der einen guten Soldaten abgab; auch sind alle seine Gesetze mit Blut geschrieben, stets ist in ihnen die Rede vom Galgen, von Köpfen und Rädern, vom Staupenschlag, vom Pranger, von der Brandmarkung und der Landesverweisung. An den Worten der Schrift: „wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden,“ hielt er als an Gottes Wort fest; daher bestrafte er auch alle Duellanten ohne Erbarmen mit dem Tode; überdies wollte er die strenge, soldatische Zucht im ganzen Lande handhaben. Hart wurden Raub, Dieberei, Betrug und Veruntreuung bestraft; Hausdiebe wurden an einen Galgen vor der Thüre des Bestohlenen gehängt. Rasch musste jedes Urtheil vollzogen werden; daher kosteten des Königs übereilte Befehle nicht selten unschuldigen Menschen Gut, Ehre und Leben. Als der Kommandant von Berlin dem Könige angezeigt hatte, daß die Maurergesellen beim Bau der Peterskirche einen Krawall gemacht hatten, befahl derselbe: „Du sollst den Rädelsführer hängen lassen, ehe ich komme.“ Da aber die königliche Handschraft schwer zu entziffern war, so las der General von Glasenapp: „Du sollst den Rädel früher hängen lassen, ehe ich komme.“ Nimand aber kannte einen Mann, Namens Rädel. Da fiel es dem General ein, daß ein ehemaliger Officier so heiße; dieser wurde herbei geholt, mit dem königlichen Befehl bekannt gemacht, auch ein Prediger gerufen, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Glücklicherweise kam ein Kabinetsrath zum General, der die Handschrift des Königs richtig entzifferte. Wie war aber der Rädelsführer unter den Gesellen herauszufinden? Der Kommandant wusste sich zu helfen, besah Alle and da er Einen unter ihnen fand, der rothe Haare hatte, so musste Der an den Galgen. Auch war der König gegen die Urtheile der Kriminalgerichte sehr mistrauisch; er glaubte immer, daß sie mehr nach dem Ansehen der Person, als nach der Größe des Verbrechens urtheilten. Als einst der Flügelmann des Tönhoffschen Regiments wegen eines gewaltsamen Einbruchs zum Galgen verurtheilt war, stellte der General dem Könige vor, wie ungerecht das Kriminalgericht verfahren; denn neulich habe es einen Kriegsrath, der 30,000 Thaler gestohlen, sogar freigesprochen. Sogleich wurden der Direktor und

die Räthe des Gerichts zum Könige beschieden; dieser empfing sie auf seinem gewöhnlichen hölzernen Stuhle sitzend mit dem Stocke in der Hand. Erst sprach er mit vieler Gelassenheit von der Ursache ihrer Vorladung, allein bald gerieth er in Zorn. „Ihr Schurken, warum habt ihr so erkannt?“ fragte er, und sogleich schlug er dem Direktor mit dem Stocke einige Zähne ein und prügelte herzhaft unter die anderen, die sogleich die Flucht ergriffen. Auch hatte der König eine schlechte Meinung von den Justizbeamten, obgleich er einen Mann wie Samuel von Cocceji hervorzog; — er glaubte, gerade die Dümmsten unter seinen Beamten wären für die Justiz gut. Als einst der Sohn des Kanzlers von Hymmen um eine Anstellung bei der Finanzverwaltung bat, schrieb Friedrich Wilhelm I. eigenhändig: „sollen examiniren, ob er Verstandt und guhten Kop hat hat er das soll er in Kur Marck Kris Dom Kamer zu führen sind und soll da vleisich habilitiren ist es ein Dumer Teuffel soll ihn in die Klev Regi. Raht machen dazu ist er gutt genug.“ Die Justizbehörden in den westlichen Provinzen führten damals den Namen Regierungen. Einen gemeinen Dragoner, Namens Wagner, der einst Rektor gewesen, aber wegen schlechter Streiche fortgejagt worden war, machte er zum General-Fiskal in Berlin; mehre Male aber, wenn der König nicht recht zufrieden mit ihm war, wurde er geschlossen auf die Hauptwache gebracht. Hängen, Rädern, aufs Radflechten, Kneifen mit glühenden Zangen, Zungeausschneiden — als Strafe für Gotteslästerungen — und Staupenschlag gab es wöchentlich in Berlin zu sehen; die Verbrechen der Hingerichteten wurden damals fast allein gedruckt, und diese allein las das Volk; auch vertraten diese grausenhaften Hinrichtungen gleichsam die Stelle der Volksfeste.

Wie die Justiz verwaltete Friedrich Wilhelm I. auch die Policei. Die Strafen für policeiliche Vergehen waren hart; übte er sie zufällig selbst, was oft geschah, so gab es entweder höchsteigenhändige Prügel mit dem spanischen Rohre, oder der König schickte den Unglücklichen ins Zuchthaus oder ins „infame Loch,“ wie er es nannte. Jedermann zitterte, der den König aus der Ferne kommen sah; die Straßen wurden dann bald leer; Jeder suchte sich den Blicken desselben zu entziehen, wenn es irgend möglich war, oder ergriff die Flucht, was nicht immer half; der König befahl, daß ihm nachgesetzt werde; wer nun nicht so glücklich war, sich auf irgend eine Art zu rechtfertigen, selbst durch eine Lüge, kam ohne Prügel selten fort, wurde auf einige Wochen ins Zuchthaus gesteckt oder zu anderen Strafen — Reiten auf einem hölzernen Esel, Ausstellung an den Pranger, Tragen des spanischen Mantels, Schubkarren bei einem öffentlichen Bau — verurtheilt. Durch Generalstreifzüge oder s. g. Landesvisitationen wurde das liederliche Gesindel aus den Schenken und Herbergen aufgegriffen und in die Zuchthäuser abgeführt; allein es half wenig, bald waren jene wieder voll. Die Verordnung, daß an Sonntagen die Wirthshäuser um 9 Uhr Abends

geschlossen sein sollten, hob der König bald, so fromm er war, auf — weil sie seinen Einkünften schadete.

Durch Erziehung und einfache gesunde Natur war Friedrich Wilhelm I. dem Glauben der Kirche, wie ihm derselbe eingeprägt worden war und wie er ihn aufgefasst hatte, eifrig ergeben; er glaubte, was ihm die Geistlichen von Gott, Engel, Teufel, Himmel und Hölle nach der überlieferten Dogmatik beigebracht hatten, ja, die Furcht vor dem Teufel war nicht geringer, als die Liebe zu Gott. Weniger kann auch die Verbindung von Barbarei und Frömmigkeit beim Könige auffallen, wenn ihn die beiden frommen Männer in Halle, Francke und Lange, darüber lobten, daß er den Philosophen Wolf — auch die Generale von Natzmer und von Löben sollen dem Könige vorgestellt haben, daß nach den Lehren dieses Mannes ein Deserteur nicht rechtmäßig gestraft werden dürfe — wie einen Räuber bei Strafe des Stranges aus dem Lande jagte. Er selbst beobachtete den Gottesdienst mit den Formen und Formeln der tiefsten äußerlichen Frömmigkeit genau und hielt zugleich strenge darauf, daß es auch von seiner Familie, seinen Beamten, Officieren und Soldaten geschah. Vor der Theologie hatte Friedrich Wilhelm I. noch einige Achtung, obgleich seinem einfachen Verstande alle theologischen und philosophischen Spitzfindigkeiten widerstrebten. Er ließ im Königreiche Preußen durch angestellte untadelhafte Inspektoren die gesammte Amtsverwaltung und den Lebenswandel aller Geistlichen und Schullehrer scharf bewachen und strenge Aufsicht über sie führen, ebenso über das gesammte Kirchen- und Schulvermögen. Der König bestimmte auch, daß alle Kinder sowohl im Sommer, als im Winter die Schule besuchen sollten, besonders da er sich persönlich davon überzeugt hatte, daß der gemeine Mann in Litauen außerordentlich roh war. Hier sollten auch einhundertdreißig Schulen eingerichtet werden, was jedoch schlecht ausgeführt wurde, weil der König weder Vorspann und Diäten, noch Postfreiheit geben wollte; auch setzten sich dagegen die Behörden, die alle Schulbeiträge als eine neue Auflage betrachteten; dann konnte der Armuth wegen das bestimmte Schulgeld nicht aufgebracht werden. Nach zwanzig Jahren kamen die ersten Schulen zu Stande. Auch wurde durch den Oberhofprediger Quandt 1734 eine deutsche und 1735 eine litauische Bibelausgabe besorgt. Die Bibel muß damals in Litauen noch sehr selten gewesen sein; denn bei einer Visitation fanden sich zwei Prediger, die keine besaßen, ja, kaum oder gar nicht einmal darin gelesen hatten; der eine war seinem achtzigjährigen Vater zugeordnet; wahrscheinlich hatte der alte Herr auch keine Bibel in seinen Händen gehabt. Quandt besorgte in Gemeinschaft mit dem Geistlichen Rogall auch ein wohlfeiles Gesangbuch; dann wurden zur Bildung von Geistlichen und Schullehrern 1718 ein deutsches und 1728 ein litauisches und polnisches Seminar errichtet.

Friedrich Wilhelm I. war das Bild deutscher Derbheit, Rohheit, Gemeinheit, aber auch zugleich deutscher Ehrlichkeit, Kraft und gesunden Sinnes, wie sie jene Zeiten aufstellte. Dem damaligen Bürgerstande war der König eine erfreuliche Erscheinung; der fand an ihm einen kräftigen Monarchen, der keine Maitressen hielt, keinem allmächtigen Minister unterworfen war, keinen Hofstaat mit Günstlingen, Kammerherren, Junkern, Moden und Narrheiten, keine Hofpoesie und Hofwissenschaft kannte; an dessen Hofe keine Saufhelden lebten oder große Liederlichkeit an der Tagesordnung war, der weder Sänger und Tänzer, noch Geiger mit schwerem Gelde bezahlte; der deutsch mit seiner Familie und seinen Umgebungen sprach, während sonst und bis auf den heutigen Tag an allen Höfen französisch geplappert wird; der alles französische Wissen und alle Ziererei und Nachäfferei französischen Wesens tief verachtete. Aber es fehlte auch jede Bildung, von einem wissenschaftlichen Leben und Streben war keine Rede; wenn Etwas dafür geschah, sollte es einen unmittelbaren Nutzen haben. Des Königs nächste Umgebungen, denen allein er Vertrauen schenkte, verachteten, wie er selbst, jede wissenschaftliche Bildung und alle Gelehrsamkeit, die kurzweg Blackscheißerei genannt wurde, sowie die Gelehrten mit den Spitznamen Blackscheißer, Tintenklecksér, Schmierer und Pedanten beehrt wurden. Dem Könige zunächst stand der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der noch jetzt im Munde des Volkes unter dem Namen „der alte Schwerenöther" (nach seinem beliebten Fluchworte) und „der alte Schnurrbart" lebt; ein rauher, strenger Kriegsmann, äußerst einfach, in Grobheit und Rohheit dem gemeinen Soldaten völlig gleich und daher von ihm geliebt, ohne alle wissenschaftliche Bildung, doch voll tüchtiger Einsicht in das Wesen des Kriegshandwerks und tapfer und besonnen im Felde; seinen Unterthanen, die er wie eine willenlose Viehheerde ansah und behandelte, ein grausamer und tyrannischer Despot, der den Wohlstand seines ganzen Ländchens vernichtete; ihm so ziemlich gleich waren alle Officiere, die den König umgaben. Sie glaubten, jede wissenschaftliche Bildung sei für gehorsame Unterthanen überflüssig, ja nachtheilig; es sei hinreichend, wenn einige nur ihren Namen schreiben könnten, andere es bis zum Rechnen gebracht hätten. Wenn man des Königs Haß gegen alle und jede Wissenschaft entschuldigen will, so kann man es allenfalls damit, daß die Gelehrten und das Wissen der damaligen Zeit dem Leben ganz fremd geworden waren. Nur Weniges wurde damals geschrieben, und dieses entging einer strengen Censur nicht; Alles: Regierung, Policei und Censur, vereinigte sich gegen deutsche Bildung. Wie verderblich mussten diese wirken, wie mussten sie den Unterthanen sklavisch und den Beamten despotisch machen! Aber damals fiel es auch keinem Unterthanen ein, gegen die Obrigkeit, wie man sagt, eine Meinung zu haben. Schauspieler duldete der König nicht, am wenigsten französische oder italienische, die sich damals an allen Höfen umhertrieben; Seiltänzer, Taschenkünstler, gewöhn-

liche Possenreißer fanden allein Gnade und konnten Messen und Jahrmärkte besuchen. Die einzige Kunst, die sich noch einiger Nachsicht von Seiten des Königs erfreute, war die Malerei, wahrscheinlich weil er sie selbst, besonders dann, wenn ihn das Podagra von aller Thätigkeit entfernt hielt, trieb. Wahrlich, traurig sah es damals im preußischen Staate aus; keine andere Stimme wurde laut, als das Kommandowort auf dem Exercierplatze; — es fehlte wenig, und aus unserm Vaterlande wäre eine asiatische Despotie geworden. Doch der Kern im Könige war ehrlich deutsch und durch das Christenthum veredelt, und so konnte sich ein rechtliches und selbst väterliches Verhältniß zwischen Fürst und Unterthanen bilden, welches den Druck milderte und vor einem traurigen Schicksale bewahrte.

König Friedrich Wilhelm I. Privatleben zeigt uns das Bild einer wohlhabenden Bürgerhaushaltung jener Zeit; es wurden derbe Speisen, gute Hausmannskost, aufgetragen, viel und guter Wein getrunken. Die Jagd liebte er sehr; in einundzwanzig Jahren hatte der König eigenhändig allein im wusterhauser Jagdrevier 25,066 Rebhühner, 1455 Fasanen und 1145 Hasen geschossen; war er in Preußen, so hielt er sich gern der Jagd wegen, die damals noch eine sehr reichliche Beute lieferte, in Neuhausen bei Königsberg auf. Er leerte auch, als er am 9. September 1714 zum ersten Male dieses Jagdschloß besuchte, die bekannte Muskete und Pulverflasche, die er aber nicht mit Wein, sondern mit Bier füllen ließ, und zeichnete sich auch mit seinem Gefolge in das Stammbuch ein. Auch legte der König um Potsdam und Wusterhausen einen s. g. Parforcegarten an, der mehre deutsche Meilen im Umfange hatte. Die Abende verbrachte Friedrich Wilhelm I., da weder Koncerte, noch Schauspiele gegeben wurden, im s. g. Tabakskollegium, welches in der Regel von fünf bis neun Uhr dauerte. Die Gesellschaft saß auf hölzernen Stühlen — anderer bediente sich der König nie — trank Bier, rauchte Tabak — wer nicht rauchte, wie Fürst Leopold, musste wenigstens eine Pfeife in den Mund nehmen — und zündete die Pfeife nach holländischer Weise mit einer Torfkohle an; die Bewirthung war diesem ganz angemessen; jeder Gast griff nach Belieben zu. Die Unterhaltung wurde, wie der König sie liebte, ganz zwanglos geführt; hier sprach er über seine Entwürfe, über alle Staats- und Familienangelegenheiten und schüttete sein bewegtes Herz aus; dann wurden Schnurren vorgetragen, es wurde gescherzt, gespaßt, geneckt, aufgezogen und gelacht, aber Niemand durfte, da der König sehr mistrauisch war, heimlich mit seinem Nachbarn sprechen. Dem Könige waren seine sehr einfachen und ehrlichen Officiere die liebsten Gesellschafter im Tabakskollegium, zu dem auch durchreisende Gelehrte und Abenteurer aller Art eingeladen wurden; Ehrenmitglied war der Schullehrer aus Wusterhausen, vor dem der König eine ganz besondere Achtung hatte, weil er einst der aus der Schule heimkehrenden Jugend vergeblich befohlen

hatte, zu rufen: „Unser Schulmeister ist ein Esel!“ denn die Jungen meinten, der Schulmeister hätte ihnen mehr zu befehlen, als der König. Auch spielte der König Tokadille, aber ohne Einsatz, mit dem General von Flanß, der es, trotz dem, daß er nur Plattdeutsch sprechen konnte, bis zum Feldmarschall gebracht hatte. Da aber die sonst braven Officiere wenig weg hatten, so stockte oft die Unterhaltung, was den König bewog, die besten der damals erscheinenden Zeitungen für seine Gesellschaft zu halten. Da trat aber wieder ein anderer Uebelstand ein: das Tabakskollegium verstand oft den Inhalt der Zeitungen nicht; Unwissenheit schändete keinen; ein Mann war also nothwendig, der sie vorlas und erläuterte. Da fand sich ein gewisser Paul Jakob Gundling, Verfasser vieler gelehrten historischen Schriften, ein gemeiner, aufgeblasener, aber dabei gutmüthiger Mann; der wurde zum „Hofrathe und Zeitungsreferenten“ ernannt und erhielt freien Tisch und freien Keller am königlichen Hofe. Bald fassten der König und seine Umgebung eine gewisse Achtung vor der Gelehrsamkeit dieses Mannes, und sie gewannen ihn bald lieb; Gundling bekam die Titel Kammer-, Kriegs-, Geheimer-, Oberappellations- und Kammergerichtsrath mit der Freiheit, allen Sitzungen dieser Kollegien beizuwohnen. Das machte ihn aber ungemein stolz; er hielt sich für eine wichtige Person, und um ihn lächerlich zu machen, wurde er zum Oberceremonienmeister, Kammerherrn und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt, auch in den Freiherrnstand erhoben. Gundling hatte sich aber nach und nach dem Trunke so ergeben, daß der König und seine Officiere mit ihm die allerfadesten, plumpsten, ja pöbelhaftesten Späße trieben, so daß man sich bald daran gewöhnte, ihn als Hofnarren anzusehen. Um aber das Vergnügen zu vergrößern, kamen jene darauf, noch einen oder den andern Gelehrten ins Tabakskollegium aufzunehmen; denn sie wollten auch gelehrte Streite anhören. Solche Gelehrte waren die Professoren David Faßmann und Hackemann, ein gewisser Kornemann und ein Doktor Bartholdi; Hackemann wurde wegen Betrügereien ausgepeitscht, und die beiden letzten mussten ins Tollhaus gebracht werden. Faßmann aber hatte sich dem Trunke bald sehr ergeben; er und Gundling stritten sich weidlich herum, schimpften sich aus, prügelten sich oder fassten sich zum großen Ergötzen der Anwesenden, die sich bei solchen Auftritten todtlachen wollten, in die Haare. Bei einem solchen Kampfe zog einst Faßmann Gundling die Beinkleider ab und setzte ihn mit dem blanken Hintern auf eine glühende Kohlenpfanne; vier Wochen lang konnte er nicht sitzen. Gundling erlag endlich im April dem Trunke; sein Magen war geborsten. Er wurde in ein Weinfaß gelegt und feierlich begraben, begleitet vom Könige, von der Generalität und vielen Officieren, von den Kabinetsräthen, Kammerdienern, Küchen- und Kellerbedienten, sowie von der potsdamschen Schuljugend. Auf dem Weinfasse las man folgende Inschrift:

„Grundling hat nun ausgesoffen,
Und forthin nichts mehr zu hoffen,
Von dem Wein in diesem Faß;
Auch beim Abschied schmerzt ihm das.
Darum war es sein letzter Wille,
Daß ja doch in aller Stille,
Sein mit Wein gemästeter Bauch,
Käme in eben diesen Schlauch,
Daraus er sich unverdrossen,
Oft die Nase hat begossen.
Sage, Leser! wenn du's liest,
Ob das nicht ein Schweinpelz ist."

Nun blieb Faßmann allein, konnte es aber nicht lange aushalten; schon im nächsten Jahre entfloh er. Diesem folgte als Hofnarr ein gewisser Graben zum Stein, der dem Könige auch Märchen vor dem Einschlafen erzählen musste; auch dieser Mensch wurde Präsident der Akademie. Dann besaß der König auch einen s. g. Jagdnarren in der Person eines gewissen Rossig, eines Menschen, der in allen europäischen Heeren gedient, aber von allen desertirt war, oder, wie man es nannte, den Galgenzirkel durchgemacht hatte. Der verständigste unter den gelehrten lustigen Räthen des Tabakskollegiums war Magister Morgenstern, der 1736 eingeführt wurde, sich aber trotz dem alle rohen Späße und albernen Witze gefallen lassen musste; er wurde auch zum Vice-Kanzler der Universität Frankfurt an der Oder ernannt, wo er mit dem berühmten Joh. Jak. Moser darüber, daß alle Gelehrte Narren seien, disputiren sollte. Moser aber konnte dazu nicht gebracht werden, obgleich der König ihn durch einen Unterofficier herbeiholen ließ.

Bei Friedrich Wilhelm I. Tode am 31. Mai 1740 hatte der preußische Staat einen Flächeninhalt von 2175 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 2,240,000 Einwohnern.

Zweites Buch.

Preußen unter Friedrich 2., dem Großen, von 1740—1786.

Friedrich 2., der Große, von 1740—1786. In seinem siebenten Lebensjahre wurde Friedrich — er war geboren am 24. Januar 1712 — militairischen Händen übergeben; ein General Graf Finckenstein und ein Oberst von Kalckstein waren seine Oberhofmeister. Der Vater machte in Bezug auf des Prinzen wissenschaftliche Ausbildung nur geringe Forderungen, wollte, daß er nur nothdürftig unterrichtet werde, damit durch die Wissenschaften nicht etwa die Regententugenden Eintrag litten. „Absonderlich haben sie", die beiden Hofmeister, „sich beide äußerst angelegen sein zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte, und die einzige Glorie in demselben suchte." Damals war, was die Erziehung betrifft, eine ermüdende und abgeschmackte Frömmigkeit an der Tagesordnung, die denn auch dem Prinzen eingeprägt werden musste; genau war vorgeschrieben, wie oft alle Tage und wie lange gebetet, gesungen, die Bibel oder der Katechismus gelesen werden sollte; auch die Kirche musste der junge Prinz regelmäßig besuchen. Die Folge davon war, daß dieser bei seinen außerordentlichen Fähigkeiten bald einen großen Widerwillen gegen den damaligen Religionsunterricht fasste, so daß, als er im funfzehnten Jahre eingesegnet werden sollte, er nach dem Urtheile der beiden Hofmeister in einem achtmonatlichen Unterricht noch wenig gelernt hatte, worauf der König die Religionsstunden noch vermehren ließ. Das machte den König traurig, der auch stets darüber aufgebracht war, daß der Kronprinz keine große Fortschritte im Reiten, Fechten und Exerciren machen wollte, ja, er verzweifelte schon, daß er ein guter Soldat werden würde. Wie konnte aber auch der Prinz an dem geistlosen Links! Rechts! des Exercirplatzes irgend Geschmack finden? Ebenso wenig war der König zufrieden, daß der Prinz — er bekam jährlich nur einige hundert Thaler Taschengeld — bei seiner Neigung zum Wohlleben und Glanze Schulden machte: der König meinte, er wäre ein Verschwender. Für ganz überflüssig hielt derselbe auch

jede wissenschaftliche Beschäftigung, die der Prinz aus eigenem Antriebe liebte; ihm war auch das Blasen der Flöte eine unnütze Beschäftigung, die nur die Zeit wegnahm. Traurig sagte der König: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet.“ So kam es denn, daß der rohe, heftige und strenge König seinen Sohn schon von früher Kindheit an nicht recht leiden mochte und ihn bei allen Gelegenheiten prügelte; denn was den Sohn anzog, stieß den Vater ab; was dieser achtete, schätzte jener gering; auch musste die rohe Begegnung, die dem Prinzen widerfuhr, diesen noch widerspenstiger gegen den Vater machen; er schloß sich desto enger an seine treffliche Mutter an.

Je älter nun der Kronprinz wurde, desto trüber gestalteten sich die Verhältnisse. Die Klätschereien und unberufenen Angebereien nahmen zu; der Prinz sei den Soldaten abgeneigt, verschwende Geld und Aehnliches. Auch fand der König bei seiner strengsittlichen Ansicht das Leben seines Sohnes höchst strafbar. Denn als Friedrich Wilhelm 1. im Januar 1728 den liederlichen Dresdener Hof besuchte, führte August 2. dem Kronprinzen, als er sah, daß sich dieser in die schöne und geistreiche Orzelska, zugleich des Königs Tochter und Maitresse, verliebt hatte, noch andere Schönheiten zu. Von nun an nahm eine wüste Zeit in Friedrichs Herzen Platz: er gab sich ganz wildem Umgange mit liederlichen Weibern hin; seine Gefährten in diesen Ausschweifungen waren die beiden Officiere von Katte und von Kait. Täglich ward daher das Verhältniß zwischen Vater und Sohn widerlicher; Ersterer prügelte mit Stöcken und Fäusten den Kronprinzen und dessen ältere Schwester Wilhelmine, die mit dem Bruder ein Herz und eine Seele war, so oft er sie sah; ja, diese Mishandlungen gingen so weit, daß der Kronprinz den Gedanken fasste, sich denselben durch eine Flucht ins Ausland zu entziehen. Nun mehrten noch die Heirathsangelegenheiten — die Königin wollte ihre Kinder mit denen ihres Bruders Georg 2. vermählen, wogegen der König und die österreichische Partei an seinem Hofe arbeiteten — die häuslichen Zwistigkeiten. Während eines Besuches, den der König an einigen süddeutschen Höfen machen wollte, sollte die Flucht vor sich gehen; doch da der Vater ohne Zweifel sichere Nachrichten von diesem Plane hatte, wurde auf den Prinzen aufgepasst. Als er am 5. August 1730 vom Dorfe Steinfurt, unweit Sinzheim, vorerst nach Straßburg entfliehen wollte, wurde das Vorhaben entdeckt; der König ließ nun den Sohn zu Schiffe nach Wesel bringen. Hier fragte er ihn drohend, warum er habe desertiren wollen. „Weil sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sklaven behandelt haben!“ „Ihr seid also Nichts, als ein feiger Deserteur ohne Ehre“ sagte der König. „Ich habe so viel Ehre als Sie“, erwiderte der Kronprinz, „und nur das gethan, was sie mir hundert Male gesagt haben, Sie würden es in meiner Stelle thun!“ Diese Antwort brachte den König in die äußerste Wuth, er zog den Degen, um den Sohn zu durchbohren; doch der General von der Mosel warf sich

augenblicklich zwischen Beide und verhinderte noch den Mord; der König ließ den Sohn abführen. Er behandelte, als er erfuhr, daß Katte und Kait mit dem Sohne in Verbindung ständen, die ganze Angelegenheit als eine Desertionssache, über die nach den Kriegsartikeln gesprochen werden müsse. Der Kronprinz wurde am 31. August aus dem Heere gestoßen und am 9. September nach Küstrin gebracht, wo sofort die Verhöre begannen. Des Prinzen Aussagen stimmten mit denen Katte's überein, der gefangen gesetzt war; Kait war entflohen. In Küstrin wurde der Kronprinz mit großer Strenge, völlig wie ein Staatsgefangener, behandelt. Nur drei Male während des Tages durfte die Thüre seines Zimmers geöffnet werden, und niemals länger als eine Minute offen bleiben; Niemand durfte bei Lebensstrafe mit dem Kronprinzen sprechen, dem Tinte und Feder, sogar die Flöte entzogen wurden; die Bibel und einige Andachtsbücher durfte er lesen. Groß war im Lande die Theilnahme für den freundlichen, liebenswürdigen Prinzen, dessen Unbesonnenheiten man um so leichter entschuldigte, als Jeder die harte Strenge des Vaters, den Alle fürchteten, empfand. Der Kronprinz fand mitleidige Herzen, welche trotz aller Gefahr es wagten, ihm sehr geheim zu seiner Erholung die fehlenden Mittel herbeizuschaffen.

Nach dem Schlusse der Untersuchung setzte der König ein Kriegsgericht nieder, welches über den Kronprinzen und Katte urtheilen sollte. Die wackeren Männer aber, die das Kriegsgericht bildeten, verweigerten trotz der wiederholten königlichen Befehle, in Betreff des Kronprinzen irgend ein Urtheil zu fällen, und wollten es nur über Katte thun. Endlich, nachdem auch mehrere Höfe für den Kronprinzen sich verwendet hatten, gab der König nach und war entschlossen, ihn zu begnadigen. Das Kriegsgericht verurtheilte Katte zur Ausstoßung aus dem Heere und lebenslänglicher Festungsstrafe; doch der König verwarf den Spruch, und Katte wurde am 6. November in Küstrin vor dem Zimmer des Kronprinzen hingerichtet. Die Begnadigung des Kronprinzen bestand darin, daß er Stadtarrest erhielt und unter der Aufsicht des Kammerpräsidenten von Münchow als jüngster Rath bei der Kriegs- und Domainenkammer arbeiten sollte; später konnte er frei in der Festung umhergehen, erhielt ein Haus in der Stadt und monatlich 221 Thaler zu seinen Ausgaben.

Doch dem thätigen Geiste des Kronprinzen war diese eingeschränkte Lebensweise bald äußerst zuwider, und er wendete Alles an, um sich ihr sobald, als möglich zu entziehen; doch nur durch seinen Vater konnte sie geändert werden, diesen musste er zu gewinnen suchen. Der König hatte indessen auch für ihn, nachdem alle Entwürfe der Königin zur Verheirathung ihrer beiden ältesten Kinder fehlgeschlagen waren, eine Frau gewählt; es war die sechszehnjährige Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, die ihm der Vater mit den Worten: „Sie ist nicht häßlich und nicht schön und ein gottesfürchtiges Mensch" schilderte. Der Kronprinz willigte in die

Heirath*); sie schien ihm die leichteste Art, sich die Freiheit zu verschaffen. Zum ersten Male, einige Tage nach der Hochzeit seiner von ihm sehr geliebten Schwester Wilhelmine, erhielt er die Erlaubniß, Küstrin zu verlassen; doch bald musste er wieder dahin zurück. Er erhielt jetzt monatlich fünfhundert Thaler, musste aber fleißig auf der Kammer arbeiten und seinem Vater genaue Berichte über die um Küstrin liegenden Domainen abstatten.

Am 10. Februar 1732 bekam endlich der Kronprinz seine volle Freiheit, wurde Oberst und Inhaber eines Infanterie-Regiments, hielt es aber doch fürs Räthlichste, in Neu-Ruppin, wo sein Regiment stand, seinen ferneren Aufenthalt zu nehmen; auch konnte er hier weniger von seinem Vater beobachtet werden. In dessen Nähe kaufte sich der Kronprinz 1734 die Rheinsbergischen Güter, wo er ein schönes Schloß erbaute, sich ganz seinen wissenschaftlichen Studien hingab und mit kenntniß- und geistreichen Freunden ungezwungen verkehrte; von hier aus knüpfte Friedrich einen Briefwechsel mit berühmten Gelehrten und Dichtern an, und schrieb sein erstes Werk, eine Widerlegung des „Fürsten" Macchiavells, dessen Herausgabe Voltaire 1739 in Holland besorgte.

Die ersten Schritte, die Friedrich, der Zweite seines Namens, nach seiner Thronbesteigung that, zeigten hinreichend, daß er einen andern Weg, als der seines Vaters war, gehen werde. Er sagte zu den versammelten Ministern, bisher habe man zwischen den Interessen des Königs und des Landes einen Unterschied gemacht, und sein Vater habe Gründe gehabt, das zuzugeben; er denke aber, daß das Interesse des Landes auch sein eigenes wäre, daß er kein Interesse haben könne, welches nicht zugleich das des Landes wäre; sollten sich beide mit einander nicht vertragen, so solle der Vortheil des Landes den Vorzug haben. Doch in Staatssachen folgte der König immer nur seinen Ansichten und ließ sich dabei durch Nichts abhalten. Auch nahm die lächerliche Spielerei mit der Riesengarde ein Ende, und die Jagdreviere, die sein Vater geschaffen hatte, wurden dem Ackerbau wiedergegeben; dann schaffte er die Folter ab und bahnte dadurch zugleich den ersten Weg zu einer wesentlichen Umgestaltung des Kriminalverfahrens an. Dem Ausspruche der verschiedenen Bekenntnisse, die allein seligmachende Lehre zu besitzen, setzte sich der König dadurch entgegen, daß er erklärte, alle Religionen seien zu dulden, keine solle der Andern Abbruch thun oder über sie ein Uebergewicht erhalten. Von unberechenbarer Wichtigkeit sind diese Gedanken für Deutschland und die Welt geworden.

Am 16. Juli 1740 reichten die zu dem herkömmlichen Landtage, welcher der jedesmaligen Huldigung voranging, versammelten preußischen Stände in Königsberg dem Könige das Gesuch ein, sie mit einer völligen aller-

---

*) Sie wurde am 12. Juni 1733 gefeiert; Friedrich zeigte sich eben nicht schonend gegen seine junge Gemahlin, ließ seine Abneigung sie vielfach fühlen und trennte sich nach seiner Thronbesteigung gänzlich von ihr.

gnädigsten Assekuration ihrer Freiheiten und Privilegien, wie sie vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm oder von Friedrich 1. abgegeben war, zu beglücken. Der König stellte nun am 20. September den Ständen eine Deklaration aus, welche wörtlich mit der seines Vaters übereinstimmte, die jene aber nur als ein theures Unterpfand einer bald folgenden vollständigen Assekuration annehmen wollten. Allein diese erfolgte nicht, und da Friedrich 2. keinen Landtag mehr in Preußen zusammenrief, so konnte diese Angelegenheit auch nicht weiter zur Sprache gebracht werden. Eine Krönung fand nicht statt; so hatte es auch sein Vater gehalten.

Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm 1. sich in den letzten Tagen seiner Regierung Frankreich genähert hatte, um vermittelst dieser Macht seine Ansprüche auf Jülich und Berg durchzuführen. Sein Nachfolger setzte diese Verbindung fort, da auf Oesterreich nicht zu rechnen war, wie eine Anfrage am Wiener Hofe in dieser Beziehung ihn belehrte. Aber auch Friedrich 2. sah bald, daß ihn Frankreich nicht unterstützen werde; denn es stand mit Oesterreich in Verbindung, und so war er entschlossen, bei der vorauszusehenden Erledigung der Jülich-Bergischen Erbschaft sich ohne Rücksicht auf den kaiserlichen und französischen Hof selbst Recht zu verschaffen. Da trat aber ein Ereigniß ein, welches dem Geiste und der Thätigkeit des Königs eine ganz andere Richtung zeigte; er gab vor der Hand seine Ansprüche auf die Länder am Rhein ganz auf, damit er auf Frankreich rechnen könne.

Kaiser Karl 6. starb am 20. Oktober 1740 und hinterließ nach den Bestimmungen der Pragmatischen Sanktion seine Staaten seiner ältesten am 13. Mai 1717 geborenen Tochter Maria Theresia, die mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen vermählt war. Mit ihm, dem Kaiser, erlosch der Mannsstamm des Habsburgischen Hauses; ein Fall trat ein, auf den alle Staaten schon längst ihre Blicke gerichtet hatten. Der König erblaßte, als er am 28. Oktober den Tod Karl 6. in Rheinsberg vernahm; es war, als fühle er, daß sein Schicksal ihn rufe. Sogleich stand der Entschluß bei ihm fest, sich Schlesiens zu bemächtigen; auch nicht einen Augenblick hat er über seine Absicht gezweifelt oder Jemand zur Rathe gezogen. Nur darüber, ob seine Mittel zur Erreichung seines Planes hinreichend wären, besprach er sich schon am folgenden Tage mit den beiden Vertrautesten unter seinen Beamten, dem Minister von Podewils und dem Feldmarschall Grafen Schwerin. Obgleich diese Männer mit dem Könige nicht ganz übereinstimmten, so waren sie doch allemal dafür, daß Preußen sich vor allen Dingen in den Besitz von Schlesien setze.

Um aber vor den Augen der Welt mit einem Anscheine des Rechts, und nicht als Eroberer dazustehen, suchte der König von Preußen alte Ansprüche auf einen Theil Schlesiens hervor; sie sollten das Recht zur Eroberung dieser schönen Provinz begründen. Am aufrichtigsten spricht sich derselbe aber in der „Geschichte meiner Zeit" aus; da heißt es: „Friedrich 1. hatte,

als er Preußen zum Königreiche erhob, einen Keim des Ehrtriebes in seine Nachkommenschaft gelegt, der früher oder später Früchte tragen musste. Die preußische Monarchie, die er seinen Nachfolgern hinterlassen hatte, war, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art von Zwitter, die mehr nach dem Kurfürstenthume, als nach dem Königreiche schlug. Es war rühmlich, dies Wesen zu entscheiden, und dieses Gefühl war unstreitig eines von denen, welche den König in den großen Unternehmnungen bestärkten, zu denen so viele Beweggründe ihn einluden.“ Dazu kommt noch die Liebe zum Ruhme, die den König nach seinen eigenen Geständnissen zum Kriege trieb. Er schrieb im December 1740 aus Schlesien an Voltaire: „Das sind meine Beschäftigungen, welche ich gern einem Andern überlassen möchte, wenn dieses Fantom, genannt Ruhm, mir nicht zu oft erschiene. In Wahrheit, das ist meine große Thorheit, von welcher man sich schwer losmacht, wenn man einmal davon besessen ist.“ An seinen Freund Jordan im März 1741: „Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, und endlich ein geheimer Instinkt haben mich der sanften Ruhe, die ich genoß, entrissen, und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt.“ Hiezu kommt noch das gespannte und seit einem Jahre halb feindselige Verhältniß, worin Preußen zu Oesterreich stand. Friedrich Wilhelm 1. hatte einst die Pragmatische Sanktion gegen die Gegenforderung, ihn in den Besitz der Jülich-Bergischen Erbschaft zu setzen, gewährleistet; sie wurde ihm auch bewilligt; aber Oesterreich hielt nicht sein Wort; es verfügte über den einstweiligen Besitz anders. Sofort stellten sich auch die Folgen ein; denn Niemand wird behaupten, daß eine Macht an einen Vertrag gebunden bleiben müsse, wenn die andere, mit der sie denselben eingegangen ist, von ihm aus irgend welchen Gründen abweicht.

Sehen wir, welches die Ansprüche waren, die Friedrich 2. auf einen Theil Schlesiens geltend machen zu können glaubte.

Das Herzogthum Jägerndorf war 1523 durch Kauf an Georg, aus der fränkischen Linie der Markgrafen von Brandenburg und Bruder des ersten Herzogs von Preußen, gekommen; als nun dessen Sohn Georg Friedrich kinderlos starb, nahm Kurfürst Joachim Friedrich 1603 Jägerndorf in Besitz, überließ es aber seinem jüngern Sohne Johann Georg, der als Anhänger Friedrich 5. von der Pfalz, den auch die schlesischen Stände als ihren König anerkannten, in die Reichsacht gethan, durch Kaiser Ferdinand 2. Spruch 1622 sein Besitzthum verlor. Vergebens forderte Kur Brandenburg, welches als unschuldig doch sein Erbrecht nicht verlieren konnte, sein Eigenthum zurück, Oesterreich wollte dasselbe nicht herausgeben, erkannte aber an, daß es dem Hause Brandenburg eine Entschädigung schuldig sei, und bot Geld. Nun hatten aber auch die Kurfürsten von Brandenburg in Folge einer Erbverbrüderung, die 1537 von Friedrich 2., Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau mit Joachim 2. abgeschlossen war, Ansprüche

auf diese Herzogthümer, als 1675 der Mannsstamm ihrer Fürsten erlosch; aber Kaiser Leopold 1. wollte von einem Anfalle dieser Länder an Brandenburg Nichts wissen, bot aber auch eine Geldentschädigung. Herzog Friedrich 2. konnte mit vollem Rechte die Erbverbrüderung abschließen; seine Vorfahren hatten von den Jagellonen in Polen, die zugleich oberste Herzoge von Schlesien waren, das ausdrückliche Privilegium erhalten: „ihre Lande mit sämmtlichem Einkommen durch Testament oder auf dem Todbette zu vergeben, wie sie und ihre Erben am besten zu Rathe werden würden.“ Gegen die Erbverbrüderung erhob sich aber König Ferdinand 1. von Böhmen und vernichtete 1546 dieselbe durch ein förmliches Rechtsverfahren, auf welches sich auch dessen Nachfolger beriefen. Endlich einigte sich Oesterreich mit dem großen Kurfürsten 1686 dahin, daß dieser gegen die Abtretung des im Fürstenthume Glogau gelegenenen schwiebuser Kreises auf die vier schlesischen Fürstenthümer verzichtete. Doch war dieser Vertrag keineswegs aufrichtig gemeint. Denn noch ehe sein Gesandter, Baron Freytag von Gödens, ihn abschloß, hatte er den Kurprinzen, den nachherigen Kurfürsten Friedrich 3., durch eine elende Kabale — man brachte ihm bei, seine Stiefmutter werde zu Gunsten ihrer Kinder den Vater zu testamentarischen Bestimmungen verleiten, die ihm nachtheilig seien und gegen die er nur einen Rückhalt am Kaiser habe — vermocht, daß dieser ohne Wissen des Vaters sich verpflichtete, den schwiebuser Kreis später wieder herauszugeben. Kaum war daher Friedrich 3. zur Regierung gekommen, so verlangte Oesterreich die Herausgabe des Kreises, die auch am 10. Januar 1695 erfolgte; doch überließ der Kurfürst, der nun erst einsah, daß er hintergangen sei, es seinen Nachfolgern, ihr Recht zu seiner Zeit geltend zu machen, — damit lebten denn nun alle alten Ansprüche wieder auf.

Aber Ansprüche, die hundert und mehr Jahre alt sind, können schwerlich, selbst wenn sie urkundlich begründet sind, nach dem Verlauf einer so langen Zeit einen Krieg begründen; denn sonst würde der politische Zustand Europa's stets unsicher bleiben und um rechtliche Gründe, seine Nachbaren zu berauben, dürfte wohl keine Macht verlegen sein; — allein sie geben in den Augen der großen Masse — kein Fürst will Eroberer sein — doch scheinbar begründete Ursachen ab, jeden Krieg als einen gerechten erscheinen zu lassen, besonders zu einer Zeit, in der die Völker noch keine politische Stimme haben.

Die anderen Mächte, die Ansprüche auf die Erbschaft Karl 6. machten, waren zunächst Spanien und Bayern. Ersteres wollte das ganze Erbe, ohne irgend einen Schein des Rechts für sich zu haben, eigentlich aber nur die österreichisch-italienischen Provinzen, die ihm ehemals unterworfen gewesen waren. Bayern dagegen, welches nie die Pragmatische Sanktion anerkannt hatte, nahm vorzugsweise, aber auch ohne begründete Rechte, Oesterreich, Böhmen und Tyrol in Anspruch; doch der gutmüthige, schwache und von Pfaffen und Jesuiten geleitete Kurfürst Karl Albert hatte weder Geld, noch

Soldaten und konnte die letzteren nur durch erbettelte Hilfsgelder, die ihm Frankreich zahlte, auf die Beine bringen; ohne dessen Unterstützung wäre er gewiß ruhig geblieben; schwerlich hatte er die Zuneigung der Bewohner der Provinzen, die er erobern wollte.

Friedrich 2. hielt es nun für nothwendig, noch vor dem völligen Eintritte des Winters Schlesien zu besetzen. Er war überzeugt, daß nur durch Unterhandlungen und Gewalt Etwas zu erreichen wäre; denn durch erstere allein war einmal Nichts zu erhalten, wie die letzten Erfahrungen bewiesen, doch blieben sie nicht unversucht. Am 16. December 1740 überschritten 30,000 Preußen, an ihrer Spitze der König, die schlesische Grenze; sie fanden nur Widerstand vor den Festungen Glogau, Breslau — mit welchem ein Parteilosigkeitsvertrag abgeschlossen wurde — Brieg und Neiße, die sich so lange zu halten hofften, bis ein Heer versammelt wäre, sie zu entsetzen, und den Gegner aus dem Lande zu jagen. In wenigen Wochen war Schlesien in preußischen Händen; Feldmarschall Schwerin deckte es dann in einer Aufstellung bei Jägerndorf gegen die Macht, die sich in Mähren sammelte. Außerordentlich erleichterte die Besitzergreifung Schlesiens ihre protestantische Bevölkerung, die, überaus zahlreich im Jahrhundert der Reformation vorhanden, seit dem Dreißigjährigen Kriege von ihren katholischen Landesherren hart bedrängt worden war und ihre politischen Rechte und ihre Kirchen verloren hatte. Noch immer war der Katholicismus im Zunehmen, da hielt ihn Friedrich 2. auf; er war der Rächer und Retter der Protestanten; aber auch die Katholiken schützte er.

Wäre es aber nicht besser gewesen, wenn der König von Preußen gleich bis Wien vorgedrungen wäre — was er konnte, wie er es selbst sagt — und dort den Frieden geboten hätte? Maria Theresia war nicht im Stande, den preußischen Waffen einen irgend erheblichen Widerstand entgegenzustellen.

Noch ehe das preußische Heer in Schlesien einrückte, hatte Friedrich 2. seinen Oberhofmarschall Grafen Gotter nach Wien geschickt, um ganz Schlesien zu fordern, dafür aber Maria Theresia seine Hilfe anzubieten. Gotter erhielt eine wegwerfende Antwort. Aber wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft schreckte die Nachricht von dem unerwarteten Einmarsche des Königs in Schlesien den Wiener Hof auf, und es wurde sofort beschlossen, der Gewalt vor Allem Gewalt entgegenzusetzen. Jener Hof setzte ein unbedingtes Vertrauen auf die enge Verbindung, die er mit Frankreich geschlossen hatte, doch der Kardinal Fleury behauptete jetzt, daß Frankreich nur der Pragmatischen Sanktion beigetreten sei unbeschadet der Rechte eines Dritten. Unter diesen verstand Fleury nicht allein den Bayerischen, sondern auch den Spanischen Hof; auch ließ er schon im December in München erklären, daß er den Kurfürsten Karl Albert in der Erwerbung der deutschen Kaiserkrone unterstützen werde, um die auch für den Gemahl der Maria Theresia geworben wurde. Einige Wochen später ließ

Fleury Friedrich 2. wissen, daß Frankreich nicht die mindeste Eifersucht über eine Vergrößerung der preußischen Macht durch Schlesien habe, vielmehr seinem Unternehmen einen glücklichen Ausgang wünsche, zugleich auch den Entwurf zu einem Bündnisse vorlegen.

Ende Februar 1741 sah Friedrich 2. — er hatte einige Wochen in Berlin zugebracht — wieder sein Heer; er dachte jetzt daran, die Festungen — am 8. März wurde Glogau mit Sturm genommen — zu erobern und Schlesiens Grenzen durch eine Aufstellung zwischen Neustadt und Jägerndorf zu sichern. Unter ihrem Schutze wollte er zugleich Neiße belagern. Um diese Zeit hatte auch der Wiener Hof ein ansehnliches Heer in Mähren versammelt; Feldmarschall Graf Neipperg befehligte es, der den jungen Fürsten zu Apoll und den Musen zurückzujagen drohete. Unerwartet brach Neipperg am 4. April über Zuckmantel in Ober-Schlesien ein, erreichte am folgenden Tage Neiße, und am linken Ufer des Flusses gleichen Namens abwärts marschirend, über Grottkau die Dörfer Mollwitz, Grüningen und Hünern, in deren Nähe er mit seinem Heere lagerte. Friedrich 2. marschirte ebenfalls, sowie er das Vordringen Neippergs erfahren hatte, rasch am rechten Ufer der Neiße abwärts, um bei Michelau und Löwen über diesen Fluß zu gehen und seine Verbindung mit Nieder-Schlesien und den Marken herzustellen. Da aber bis zum 9. weder Neipperg genaue Nachrichten vom preußischen Heere, noch Friedrich 2. vom österreichischen hatte, so lagen den Bewegungen Beider eigentlich keine strategischen Absichten zu Grunde. Neipperg kannte daher die Vortheile nicht, die er durch seinen Marsch gewonnen, und daß er Friedrich 2. von seinen Verbindungen abgeschnitten hatte; gewann er nun noch eine Schlacht, so kam dieser in die gefährlichste Lage. Aber der König erhielt zuerst, als er am 10. mit seinem Heere von Pogarell aufbrach, die sichere Kunde von der Anwesenheit des österreichischen Heeres in den vor ihm liegenden Dörfern und übersah die ganze Gefahr, in der er sich befand, und aus der ihn nur eine siegreiche Schlacht retten konnte. Er ließ den Marsch fortsetzen und stellte in der Nähe der noch in ihren Dörfern ruhig liegenden Oesterreicher sein Heer in Schlachtordnung. Nach damaliger Weise bildeten das Fußvolk und die Reiterei zwei Treffen; letztere auf den beiden Flügeln des erstern. Beide Gegner waren gleich stark, ungefähr 19,000 Mann, doch waren die Oesterreicher bedeutend an Reiterei überlegen; auch gewannen sie durch die damalige manöverartige Langsamkeit Zeit, um sich vor dem Dorfe Mollwitz in Schlachtordnung aufzustellen.

Den Angriff eröffnete die österreichische Reiterei des linken Flügels dadurch, daß sie die ihr gegenüberstehende preußische überflügelte und gänzlich über den Haufen warf; die floh hinter dem eigenen Fußvolk weg feldein, dieses aber schlug wiederholte Angriffe auf seine rechte Flanke ab.

In dem Getümmel, das dieses Gefecht herbeiführte, drang Schwerin in den König, das Schlachtfeld zu verlassen und seine Person zu sichern; ungern folgte er dem Rathe und ritt in gestrecktem Galopp nach Oppeln. Nun ließ Schwerin das Fußvolk vorrücken, dessen rasches Feuern vorzüglich die Gegner in Verwunderung setzte, die sich keines ähnlichen — es soll, sagt ein österreichischer Bericht, wie ein stetes Donnerwetter zu hören gewesen sein — erinnern konnten; sie wollten bald nicht mehr vorwärts und fingen an zu wanken. Da ging Schwerin zum Angriffe über, der auch die Schlacht entschied. Es war sieben Uhr Abends, und fünf heiße Stunden hatte der Kampf gedauert; auf dem Schlachtfelde brachten die Preußen die Nacht zu. Nächst der Einsicht und Tapferkeit Schwerins gebührt dem preußischen Fußvolke — die beharrlichen Uebungen Friedrich Wilhelm 1. und des alten Dessauers im Marschiren und Feuern trugen jetzt ihre Früchte — hauptsächlich die Ehre des Tages.

Wir verließen den König auf dem Ritt vom Schlachtfelde nach Oppeln. Doch hier musste er wieder umkehren, da er es vom Feinde besetzt fand. In Löwen erfuhr er den Sieg Schwerins, und seine Verbindungen mit den abwärts liegenden Ländern waren hergestellt. Friedrich 2. sprach nie von diesem Ritt; er fühlte wohl das Unrecht, sein Heer in der Stunde der Gefahr verlassen zu haben; von diesem Tage an konnte auch Schwerin sich nicht mehr des frühern Vertrauens seines Königs erfreuen, der ihm stets grollte.

England, welches entschieden die Pragmatische Sanktion aufrecht erhalten wollte, versuchte, Oesterreich und Preußen auszusöhnen. Sachsen, welches seine Ansprüche auf die Erbfolge nicht geltend machte, schwankte zwischen Oesterreich und Preußen; der herzensgute, aber für alle Regierungsgeschäfte ganz unbrauchbare August 3. wurde von seinem erbärmlichen Günstling, dem Grafen Brühl, der Sachsen als ein Landgut und die braven Sachsen als seine Leibeigenen ansah, völlig beherrscht. Es war im Werke, daß zugleich mit Neippergs Vorrücken Hannoveraner nnd Sachsen die preußischen Länder angreifen sollten. Um diesem Anfall zu begegnen, ließ Friedrich 2. Anfangs April bei Brandenburg unter dem alten Fürsten von Dessau ein Heer zusammenziehen. Doch der König fand jetzt an Frankreich einen Verbündeten. Marschall Belle-Isle traf Ende April im Lager bei Mollwitz ein, um einen schon im Januar dem Könige vorgelegten Vertrag jetzt zum Abschlusse zu bringen; aber dieser wollte noch ein Mal einen gütlichen Weg mit Oesterreich versuchen, wozu auch der englische Gesandte, Lord Hyndford, das Seinige beitrug; der Wiener Hof lehnte jedoch das Anerbieten ab. Nun erst schloß Friedrich 2. am 5. Juni mit Frankreich den Traktat von Breslau; er versprach Karl Albert seine Stimme bei der Kaiserwahl und entsagte den Ansprüchen auf Jülich und Berg, wenn ihm von Oesterreich Nieder-Schlesien mit Breslau abgetreten würde; Frankreich verpflichtete sich, 30,000 Mann nach

Bayern marschiren zu lassen und ein Heer gegen Hannover am Nieder-Rhein aufzustellen.

In der Zeit hatte sich Brieg am 4. Mai ergeben, und da am 10. August der Vertrag mit Breslau ablief, wurde auch dieses von preußischen Truppen besetzt.

Noch vor dem Abschlusse des Traktats von Breslau hatte Marschall Belle-Isle am 22. Mai 1741 mit Karl Albert zu Nymphenburg verabredet — Preußen trat am 5. Juli diesem bei — daß Frankreich seine Ansprüche auf Maria Theresia's Erbschaft und seine Erwählung zum Deutschen Kaiser unterstützen wolle, wenn er sich verpflichte, als Kaiser, die Provinzen und Städte des Deutschen Reichs, welche die Franzosen besetzen würden, nie zurück zu fordern. So war ein Kurfürst von Bayern, der ohne Hilfe der Franzosen sich nicht einmal regen konnte, bereit, dem alten Feinde seines Vaterlandes einen Theil desselben aus Vergrößerungssucht preiszugeben — und ein König von Preußen hieß es gut.

Nun war auch August 3. bereit, seine Ansprüche geltend zu machen; ein jesuitischer Kardinal hatte ihm alle Gewissenszweifel, die er noch empfand, ausreden müssen; Graf Brühl gedachte mit leichter Mühe Mähren und Oberschlesien zu erwerben.

So brach denn der Oesterreichische Erbfolgekrieg aus; in Deutschland kämpften gegen Maria Theresia Frankreich, Bayern und Sachsen; in Ober-Italien Spanien. Man glaubte in Frankreich, das Haus Habsburg-Lothringen müsse untergehen, und es werde zufrieden sein, einen Theil seiner Erbstaaten zu behalten.

Maria Theresia konnte allen diesen Feinden nur ein Heer entgegensetzen, welches gegen den König von Preußen im Felde stand; es war noch Nichts geschehen zu seiner Vermehrung oder zur Sicherung der außerdeutschen Länder Oesterreichs. Die Königin hatte an England den einzigen Rückhalt; diese Macht wiederholte stets mit größerm Nachdruck, sie möge ein wenig der Nothwendigkeit nachgeben und Preußen zu gewinnen suchen — wahrlich die härteste Zumuthung, die Maria Theresia gemacht werden konnte; — aber es blieb das einzige Mittel, sich zu retten. Die ersten Vorschläge, die Robinson, der englische Minister am Wiener Hofe, dem Könige überbrachte, wurden zwar abgewiesen, als er aber gedachte, was Frankreich im Deutschen Reiche gewinnen könne, entschloß er sich, mit Oesterreich in Unterhandlungen zu treten; obgleich er recht gut wusste daß er Nichts ohne die Waffen von jener Macht erreichen würde. Es kam aber doch am 9. Oktober zu Klein-Schnellendorf eine Verabredung zu Stande: man wollte den Feldzug und die Belagerung von Neiße nur zum Schein fortsetzen, damit Neipperg sein Heer gegen die anderen Feinde Maria Theresia's führen könne; diese trat ganz Nieder-Schlesien und Neiße mit vollkommener Souverainetät an Friedrich 2. ab. Aber Alles sollte noch ein Geheimniß bleiben.

Maria Theresia hatte um diese Zeit alle Anstalten getroffen, ein starkes Heer auf die Beine zu bringen, wobei sie besonders von Ungarn unterstützt wurde. Die junge, schöne Königin und ihr Unglück erregten den kriegerischen Geist seines Adels, er gab bedeutende Beiträge an Mannschaften und Geld, doch ohne daß er Gegenforderungen bewilligt erhielt, geschah es nicht; sie kosteten viel; wichtige Zugeständnisse mussten gemacht werden. Maria Theresia musste den ungarischen Ständen — d. h. dem Adel — nicht allein die Herstellung der alten Verfassung, wie sie vor der Herrschaft des Hauses Habsburg bestanden hatte, sondern auch für den Adel Freiheit, Entlastung seines Grundes und Bodens von allen Leistungen und vollkommene Gewalt über seine Bauern bewilligen. Während Franzosen, Bayern und Sachsen Böhmen eroberten und am 26. November sogar Prag erstürmten, jagte ein österreichisches Heer die Bayern aus Oesterreich und eroberte Karl Alberts Erblande.

In dieser Bedrängniß wandte sich Karl Albert an den König von Preußen, mit dem er am 4. November ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß abschloß. Friedrich 2. war gegen den Wiener Hof, der die Verabredung in Klein-Schnellendorf nicht geheim gehalten hatte, aufgebracht; denn er zweifelte nicht, daß ihre Bekanntmachung ihn nur mit seinen Verbündeten entzweien sollte. Er fühlte sich also von jeder weiteren Verpflichtung frei. Außerdem aber fürchtete der König aus dem Gange, den die Dinge genommen hatten, eine Gefahr, die ihn antrieb, aufs Neue in dieselben einzugreifen; dann war ja auch noch kein Friede geschlossen, es wurde nicht einmal über denselben unterhandelt. Die österreichischen Waffen hatten einen bedeutenden Erfolg gehabt. Friedrich 2. ließ daher sein Heer im December von Ober-Schlesien aus in Mähren einrücken; er selbst wollte sich an die Spitze eines Bundesheeres — der in Böhmen befindlichen Sachsen und Franzosen — stellen, Bayern retten und die politischen Verhältnisse zu seinem Vortheile wenden.

Am 30. Januar 1742 finden wir Friedrich 2. in Olmütz; nach seiner Vereinigung mit den Sachsen war er in Mähren 30,000 Mann stark. Doch die Sachsen blieben nicht lange einig mit dem Könige von Preußen; ebenso wenig war mit den in Böhmen anwesenden Franzosen Etwas anzufangen. Damals fasste Friedrich 2. den Entschluß, niemals wieder die Anführung von Truppen, denen er nicht allein zu befehlen habe, zu übernehmen. Dann hatte er sich auch überzeugt, daß es am Besten wäre, wenn er allein an den Frieden und an seine Sicherheit denke, und zugleich gab er den Gedanken auf, für seine Verbündeten zu sorgen. Eine Folge der Uneinigkeit im Felde war, daß der König sich nach Böhmen zurückzog, wo er am 17. April bei Chrudim lagerte; die Regimenter, die der alte Fürst von Dessau bei Brandenburg zusammengezogen hatte, schlossen sich ihm an.

In Wien hatte man beschlossen, aus Mähren nach Prag vorzubringen, um dadurch die Preußen von den Franzosen und Sachsen zu trennen und Böhmen zu befreien. Sowie nun Prinz Karl von Lothringen über Saar, Chotieborz und Czaslau in der Richtung gegen Prag vorrückte, beschloß Friedrich 2., die Absicht seines Gegners erkennend, sich ihm bei Kuttenberg vorzulegen. Er brach am 15. Mai auf. Am folgenden Tage rückten die beiden Gegner auf Kuttenberg, also auf denselben Punkt los, die Oesterreicher von Süden nach Norden, die Preußen von Osten nach Westen; wo ihre Wege sich berührten, musste es zur Schlacht kommen. Die Ersteren erreichten am 16. Czaslau, und die Letzteren Chotusitz. Prinz Karl vermuthete, die Preußen hätten in den Dörfern um Kuttenberg, eine halbe Meile westlich von Chotusitz, Quartiere genommen, und wollte sie in den frühesten Morgenstunden des folgenden Tages überraschen. Schon am Abende des 16. setzten sich die Oesterreicher in Bewegung; sie fanden die Preußen in einem Lager, waren aber sogleich entschlossen, sie anzugreifen.

Friedrich 2. hatte davon keine Ahnung; sowie ihm aber der Anmarsch seiner Gegner gemeldet wurde, stellte er sein Heer zu beiden Seiten des Dorfes Chotusitz in zwei Treffen in Schlachtordnung, auf beide Flügel die Reiterei. Die des rechten Flügels eröffnete die Schlacht mit einem Angriffe auf die gegnerische, erlangte keine Vortheile und kehrte in ihre erste Aufstellung zurück; dagegen wurde die Reiterei des linken Flügels von der feindlichen über den Haufen geworfen, die nun ihre Angriffe, unterstützt vom österreichischen Fußvolke, gegen das preußische fortsetzte, es aus Chotusitz warf und dieses Dorf eroberte. Da entschied Friedrich 2. durch eine geschickte Bewegung, die den talentvollen Feldherrn bekundete, die Schlacht: er ließ seinen rechten Flügel eine halbe Linksschwenkung machen, wodurch er sich in die linke Flanke des Gegners warf. Prinz Karl befahl den Rückzug; die Preußen folgten nicht über das Schlachtfeld hinaus.

Diese Schlacht bahnte bald den Weg zu neuen Unterhandlungen. Graf Podewils und Lord Hyndford, den Maria Theresia mit Vollmachten versehen hatte, unterzeichneten am 11. Juni in Breslau die Präliminarien; Oesterreich trat an Preußen ganz Nieder- und Ober-Schlesien — mit Ausnahme des jetzigen Oesterreichisch-Schlesiens — nebst der Grafschaft Glatz, 641 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner enthaltend, ab. Die Präliminarien wurden durch den in Berlin am 28. Juli abgeschlossenen Frieden bekräftigt; er endigte den Ersten Schlesischen Krieg. Friedrich 2. dachte nicht weiter an seine Verbündeten von denen er auch keine Hilfe zu erwarten hatte; es fehlte gegenseitiges Vertrauen. Diese erste Erwerbung wollte der König, wie er sich ausdrückt, durch ein zahlreiches Heer, welches er um 18,000 Mann vermehrte, einen guten Schatz und mehre Festungen stützen; dann gewährte er in

Schlesien beiderlei Religionsverwandten gleichen Schutz. Der Druck, unter dem die Evangelischen gelebt hatten, hörte auf; alle Ehrenstellen und Aemter wurden ohne Rücksicht auf das Bekenntniß vertheilt; alle Misbräuche in der Verwaltung abgestellt und gute Ordnung eingeführt.

Maria Theresia richtete nun alle ihre Kräfte gegen Frankreich und Bayern. Die Ersteren mußten Prag Ende December 1742 verlassen, auch Bayern war gänzlich in österreichische Hände gerathen. Dann verbanden sich Oesterreich, England und Sardinien durch den Wormser Traktat vom 13. September 1743 enger mit einander; die letzteren verbürgten zugleich Maria Theresia die Pragmatische Sanktion, so wie sie das Reich 1732 angenommen hatte; aber Preußen mußte dadurch beunruhigt werden; denn im Traktate ward des Breslauer Friedens nicht erwähnt. War es Friedrich 2. wohl zu verdenken, daß er Allem, was in Deutschland und Italien vorging, große Aufmerksamkeit schenkte; musste er nicht voraussetzen, daß Maria Theresia die erste Gelegenheit, die sich ihr darbieten würde, benutzen werde, um ihm Schlesien wieder zu entreißen, besonders da die englisch-österreichischen Waffen glückliche Fortschritte machten? Dazu kam noch, daß am 20. December Sachsen und Oesterreich durch Englands Vermittelung einen Traktat schlossen. Sachsen sicherte ebenfalls, ohne den Breslauer Vertrag anzunehmen, Oesterreich die Pragmatische Sanktion.

Wenn nun auch durch diese politischen Verbindungen gerade ein Krieg gegen Preußen noch nicht verabredet war, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Vorbereitungen dazu getroffen wurden. Friedrich 2. fühlte zuerst, daß Karl 7. wieder aufgeholfen werden müsse; doch dies ließ sich nur dadurch erreichen, wenn Frankreich sich mit ihm verbündete. Er kam dieser Macht aus freien Stücken entgegen, und schon am 5. Juni 1744 wurde ein Traktat zu Paris unterzeichnet. Frankreich sollte mit einem Heere Hannover bedrohen und Preußen in Böhmen einfallen; Karl 7. wollte man zum König von Böhmen erheben und Preußen einige Kreise dieses Landes und ganz Ober-Schlesien überlassen. Friedrich 2. meinte es gewiß nicht ernstlich, wenn er sich verpflichtete, Maria Theresia Böhmen zu entreißen; sein Zweck bei diesem Traktat war, Frankreichs Bürgschaft für Schlesien und Glatz zu erhalten.

Gerade um diese Zeit machten die österreichischen Waffen gegen die Franzosen immer größere Fortschritte, die aufgehalten wurden, als 80,000 Preußen von Sachsen und Schlesien her am 15. August 1744 in Böhmen einrückten. Wenn Friedrich 2. seinen Marsch durch Sachsen nahm, so glaubte er dies dadurch zu rechtfertigen, daß er den Krieg zu Gunsten Kaiser Karl 7. unternahm. Am 3. September stand das preußische Heer vereinigt vor Prag, dessen 12,000 Mann starke Besatzung sich am 16. kriegsgefangen ergab. Nun breitete sich das Heer im südlichen Böhmen aus, um den Verbündeten so genähert zu stehen, daß ein allgemeines Zusammenwirken unter ihnen für den nächsten Feldzug vorbereitet werden könne.

Denn der König rechnete darauf, daß die Oesterreicher vom Rhein her Böhmen zu Hilfe eilen würden, was dann die Franzosen und Bayern veranlassen müsse, ihnen zu folgen. Eine Verbindung wäre dann unter den Gegnern Maria Theresia's am leichtesten im südlichen Böhmen zu bewerkstelligen gewesen; — Friedrich 2. verband seine kriegerischen Bewegungen genau mit seinen politischen Beziehungen.

Doch der König von Preußen sah sich von seinen Verbündeten verlassen; er hatte das ganze Gewicht der österreichischen Waffen auf sich gezogen; denn die Franzosen verfolgten ihre Gegner nicht lebhaft genug; auch unterblieb die Aufstellung eines Heeres gegen Hannover. Zu seinen Feinden gesellte sich nun noch der Sächsische Hof, der, erbittert gegen den König von Preußen, dem er alles Mislingen seiner Vergrößerungspläne zuschrieb, in immer engere Verbindungen mit Oesterreich trat; er glaubte, von diesem Theile von Nieder-Schlesien zur bessern Verbindung mit Polen zu erwerben. Ueber Adorf rückten 20,000 Sachsen in Böhmen ein, um sich mit den Oesterreichern unter dem Prinzen Karl zu vereinigen; dieser hatte sich am 2. Oktober bei Mirotitz in der Nähe von Pisek mit den in Böhmen vorhandenen Truppen vereinigt. Sowie der Prinz am 5. bei Kosteletz über die Moldau gegangen war, verließ Friedrich 2. die oberen Gegenden Böhmens, um nicht von Prag und der Elbe abgeschnitten zu werden und bezog bei Beneschau ein festes Lager; ihm gegenüber vereinigten sich am 22. bei Marschowitz die Oesterreicher mit den Sachsen, die nun 70,000 Mann zählten. Jetzt wurde Friedrich 2. durch geschickte Märsche, die Feldmarschall Graf Traun, die Seele des österreichischen Hauptquartiers, leitete, erst über die Elbe und dann aus Böhmen hinaus manövrirt. In den ersten Tagen des December war kein Preuße, mit Ausnahme der Besatzung von Prag, mehr auf böhmischem Boden; am 26. December verließ auch diese Prag und erreichte ohne Verlust die schlesische Grenze.

Nur unglücklich konnte der Feldzug auf die politischen Verhältnisse des Königs von Preußen einwirken; hiezu kam noch der unerwartete Tod Karl 7. am 20. Januar 1745. An das Leben desselben knüpfte sich die Idee des von Oesterreich losgerissenen Kaiserthums, das Friedrich 2. begründet und aufrecht zu erhalten entschlossen war; doch ließ sich der Sohn Maximilian Joseph nicht an die Stelle des Verstorbenen setzen, in dessen Länder die Oesterreicher wieder siegreich vordrangen. Der König von Preußen sah sich auch immer mehr auf sich selbst angewiesen, seine Feinde erhoben sich kräftiger als je. Sachsen hatte sich am 8. Januar 1745 in Warschau mit England, Holland und Oesterreich näher verbunden. Da aber über seine Vergrößerung Nichts ausgemacht war, so schloß es mit Oesterreich am 3. Mai zu Leipzig eine neue Uebereinkunft, nach welcher Sachsen, im Fall man den König von Preußen besiegen würde, das Herzogthum Magdeburg, auch noch andere preußische Besitzungen erhalten sollte; Schlesien und Glatz nahm natürlich Oesterreich zurück. Was diese Verabredungen

besonders zu erleichtern schien, war der Friede, den Oesterreich zu Füssen am 23. April mit Bayern abschloß; dessen Kurfürst verließ die Verbündeten und versprach seine Kurstimme dem Gemahl Maria Theresia's. Jetzt konnte diese ihre ganze Kraft auf die Eroberung Schlesiens richten.

In Böhmen sammelten sich die österreichisch-sächsischen Truppen unter dem Prinzen Karl und dem Herzoge von Weißenfels. Am 25. Mai brach der Erstere über Landshut in Schlesien mit 76,000 Mann ein und lagerte am Abende des 3. Juni in den Ebenen von Hohenfriedeberg, in die das Riesengebirge plötzlich abfällt. Friedrich 2. hatte am 27. Mai seine Kantonirungen verlassen und ein Lager bei Frankenstein genommen, welches er, nach Jauernick verlegte, sowie er sichere Nachrichten über das Vorrücken des Prinzen erhielt. Als er nun von einer Höhe bei Striegau am 3. Juni die Bewegungen seines Gegners genau beobachtet hatte, befahl er, daß noch am nämlichen Tage, Abends um acht Uhr, sein Heer aufbrechen solle, um am andern Morgen den Feind anzugreifen, wenn er weiter in die Ebene vordringen sollte. Zu gleicher Zeit setzten sich auch die Gegner in Bewegung; sie lagerten über Nacht zwischen Rohnstock und Hausdorf, links die Sachsen und rechts die Oesterreicher.

Kaum graute der Morgen am 4. Juni, da standen die Preußen bei Striegau, die Befehle ihres Königs erwartend. Nach diesen sollten sie so weit vorgehen, bis der rechte Flügel die Sachsen oder den linken feindlichen Flügel in die Flanke nehmen könne; würde dieser geworfen, so sollte er seine Angriffe gegen diesen und die Oesterreicher fortsetzen, die Gegner immer mehr zu umfassen und auf die Mitte und weiter zu drängen suchen, wobei ihn immer die nachfolgenden Regimenter zu unterstützen hätten. Es geschah. Um vier Uhr in den Morgenstunden fing die Schlacht an, die Sachsen, die den rühmlichsten Widerstand leisteten, wurden geworfen. Die preußischen Regimenter drangen immer vorwärts, und um sieben Uhr war der linke feindliche Flügel gänzlich geworfen. Nun wollte Prinz Karl die Schlacht zu seinem Vortheile dadurch herstellen, daß er seinen rechten Flügel gegen den linken preußischen vorgehen ließ, der auch in die Flanke genommen werden sollte. Während des Kampfes, der dadurch entstand, entschied das Dragoner-Regiment Markgraf Bayreuth, dessen zehn Eskadrons der General Geßler führte, die Schlacht; es drang durch die Lücken des eigenen Fußvolks gegen das feindliche vor und warf mehre Regimenter sofort über den Haufen. Die Dragoner wurden von dem nachrückenden Fußvolke unterstützt und um acht Uhr des Morgens waren die Preußen allenthalben Meister des Schlachtfeldes. Durch die Besetzung der Höhen von Hohenfriedeberg deckte der Prinz den Rückzug seines Heeres, welches mehr als 15,000 Mann verloren hatte. Die Verbündeten zogen sich darauf nach Böhmen zurück, wo sie zwischen der Elbe und Adler in einer unangreifbaren Stellung lagerten; ihnen gegenüber bei Königingrätz stand das preußische Heer. Dieser Sieg bei Hohenfriedeberg brachte vorzugsweise

das englische Kabinet auf den Gedanken, den Frieden zwischen Oesterreich und Preußen hergestellt zu sehen, was wohl auch Friedrich 2. veranlasste, nicht weiter in Böhmen vorzudringen. Es bestimmte die Uebereinkunft vom 26. August zu Hannover, daß dem Könige jegliche Gewähr für Schlesien nach Maßgabe der Breslauer Präliminarien gegeben werde, wogegen dieser seine Kurstimme dem Gemahl der Maria Theresia ertheilen sollte. Aber diese war durch die Niederlage am 4. Juni noch nicht auf friedliche Gedanken gebracht; sie erklärte den Verbündeten, daß die Eroberung Schlesiens eine Nothwendigkeit für sie sei, da sie ja aufgegeben habe, eine Schadloshaltung in Bayern zu suchen; auch verwarf sie die englischen Eröffnungen, die sie mit Preußen einigen sollten. Ebenso wenig wollte es Friedrich 2. gelingen, sich mit Sachsen auszusöhnen, auch hier mussten die Waffen entscheiden.

Das preußische Heer konnte sich an der obern Elbe nicht länger erhalten; es musste Böhmen verlassen. „Ich bin es nicht," sagt Friedrich 2., „der hier kommandirt; Mehl und Fourage beherrschen uns." Nachdem er einige Abtheilungen seines Heeres vorausgeschickt hatte, folgte er mit dem Gros am 18. September und lagerte, 19,000 Mann stark, bei Staudenz in einer Ebene, die von mehren Seiten von Höhen beherrscht wurde; hinter seiner rechten Flanke lag das Dorf Burkertsdorf. In diesem Lager wurde Friedrich 2. von allen Seiten von feindlichen Truppen umschwärmt; ihr Führer, Graf Nadasdy, machte dem Prinzen Karl den Vorschlag, ihn zu überfallen, worauf derselbe auch einging; denn Befehle aus Wien hatten ihm einen Angriff zur Pflicht gemacht. Am Abende des 29. September gelang es den Oesterreichern, unbemerkt in der unmittelbarsten Nähe der rechten preußischen Flanke die Höhen hinter Burkertsdorf zu gewinnen, von wo sie dann am nächsten Morgen zum Angriffe der Preußen vorgehen wollten. Der König beschäftigte sich gerade in den Morgenstunden des 30sten in seinem Zelte damit, den Tagesbefehl auszugeben, als ihm gemeldet wurde, daß vor dem rechten Flügel sich eine starke feindliche Heeresmacht zeige. Friedrich 2. trat eilend heraus, sah die Feinde, ließ sogleich Generalmarsch schlagen und das Heer unter die Waffen treten. Fest war er entschlossen, den Feind — er war gegen 40,000 Mann stark — sofort anzugreifen, worauf Prinz Karl gewiß nicht rechnete; denn ein Rückzug unter den Augen des Feindes hätte dem preußischen Heere große Verluste gebracht. Behufs des Angriffs mußte aber das Heer eine Frontveränderung unter dem feindlichen Artillerie-Feuer ausführen, eine Rechtsschwenkung, bei welcher der Pivot nicht auf dem rechten Flügel angenommen werden konnte; das hinter diesem Flügel befindliche Dorf Burkertsdorf musste in der neuen Stellung des Heeres in der Mitte zu liegen kommen. Die Frontveränderung wurde ohne große Schwierigkeiten vollzogen, aber die Preußen sahen jetzt den Feind in einer überaus starken Stellung vor sich, die mit zahlreichen Kanonen besetzt war; sie musste genommen werden.

Zuerst griff die Reiterei unter General von Buddenbrock die gegenüberhaltende feindliche an; sie war in drei Treffen aufgestellt, hatte einen steilen Grund hinter sich, wurde geworfen und in diesen hinuntergestürzt. Gerade dadurch wurde die feindliche Reiterei gänzlich außer Fassung gebracht, daß die preußische mit verhängtem Zügel die steile Höhe hinanstürmte, auf der sie hielt. Hierauf nahm das preußische Fußvolk eine starke Batterie und warf zugleich den feindlichen linken Flügel von den Höhen, auf welchen er stand, und setzte dann seine Angriffe gegen den rechten Flügel fort; zugleich drang auch der linke preußische siegreich vor, wodurch die Schlacht, die von einem benachbarten Dorfe Soor benannt wird, gewonnen ward; die Oesterreicher verloren gegen 8000, die Preußen gegen 3000 Mann. Nun setzte Friedrich 2. seinen Rückmarsch über Trautenau nach Schesien fort.

England drängte zum Frieden, aber Maria Theresia wollte lange Nichts davon hören; auch hatte die Niederlage von Soor den Prinzen Karl keineswegs außer Stande gesetzt, von Neuem gegen Friedrich 2. zu operiren. Oesterreich und Sachsen entwarfen nun den Plan, von Guben aus den General Grunne gegen Berlin vordringen zu lassen, während Prinz Karl durch die Lausitz sich gegen das preußische Heer in Schlesien wenden sollte. Gegen den Fürsten von Anhalt-Dessau, der bei Halle ein Korps zum Schutze der Mark zusammenziehen musste, wollte man nur ein Beobachtungskorps aufstellen. Kaum erfuhr der König von Preußen diese Pläne, so beschloß er, von zwei Seiten, von Halle und von Goldberg her, in Sachsen einzubrechen. Sowie ihm der Einmarsch des Prinzen über Zittau in die Lausitz bekannt wurde, überschritt Friedrich 2. am 23. November die Queiß bei Naumburg und überfiel noch am Nachmittage desselben Tages den feindlichen Vortrab, fünf sächsische Regimenter, bei Katholisch-Hennersdorf, was den Prinzen, der seinen Plan durchkreuzt sah, bewog, sich sofort wieder nach Böhmen zurückzuziehen. General Grunne verließ nun auch die Gegend von Guben. Das preußische Heer breitete sich gegen die Elbe hin aus; ein Theil desselben musste unter dem General von Lehwaldt über Meißen den Fürsten Leopold verstärken.

Dieser aber drang von Halle mit solcher methodischen Langsamkeit vor, daß ihm Friedrich 2. in nicht sehr rücksichtsvollen Ausdrücken raschere Märsche anbefehlen musste. Auf den Höhen von Kesselsdorf fand der Fürst die Sachsen, schlug sie am 15. Dezember, und am 18. wurde Dresden vom Könige selbst, der indessen beim Fürsten eingetroffen war, besetzt. Sachsen musste den Frieden, sowie Friedrich 2. ihn anbot, annehmen, auch Oesterreich konnte mit der Annahme desselben nicht mehr zögern, wozu noch die bestimmte Erklärung Englands kam, daß es weder Oesterreich, noch Sachsen mit Hilfsgeldern unterstützen werde; sie sollten sich mit Preußen einigen. So wurde denn schon am 25. Dezember 1745 durch den Frieden zu Dresden der Zweite Schlesische Krieg — er hatte Preußen acht Millionen Thaler gekostet — beendigt. Preußen erkannte Franz 1., der am

4. Oktober 1745 in Frankfurt am Main gekrönt worden war, als Kaiser an, wogegen Oesterreich die Präliminarien von Breslau und den definitiven Frieden von Berlin bestätigte und nochmals feierlich auf Ansprüche an die durch diese Verträge abgetretenen Lande Verzicht leistete. Als Friedrich 2. von Dresden nach Berlin zurückkehrte, ist es wohl zum ersten Male gewesen, daß er mit allgemeiner Beistimmung und feierlich als „der Große" begrüßt wurde.

Wenn nun der Krieg Frankreichs — diese Macht hatte Friedrich 2. herzlich satt bekommen — gegen Oesterreich auf deutschem Boden ganz aufhörte, so wurde er nur noch in den Niederlanden, wo ihn die Franzosen unter dem Marschall Graf Moritz von Sachsen recht glücklich führten, und in Ober-Italien fortgesetzt. Erschöpft fingen die Mächte Unterhandlungen in Aachen an, deren Präliminarien vom 30. April 1748 alle Welt in Erstaunen setzten, weil die Franzosen ihre Eroberungen zurückgaben; die Niederlande, Frankreich, England, Spanien, Sardinien und Oesterreich aber, die bei dem Traktate betheiligt waren, gewährleisteten dem Könige von Preußen Schlesien und Glatz, sowie er sie jetzt besitze. Die schließliche Annahme dieser Festsetzungen erfolgte durch den Frieden, der am 18. Oktober 1748 ebenfalls in Aachen abgeschlossen wurde, und der dem Oesterreichischen Erbfolgekriege ein Ende machte.

Preußen ward durch diesen Frieden zum ersten Male als eine europäische Macht von den anderen Mächten anerkannt; er versöhnte auch die Häuser Habsburg-Lothringen und Bourbon und machte der großen europäischen festländischen Frage ein Ende, während er die andere, die überseeische, unentschieden ließ. Die Grenzstreitigkeiten zwischen dem französischen und englischen Nord-Amerika wurden nicht ausgeglichen.

Schon während der beiden Schlesischen Kriege hatte Friedrich 2. alle seine geistigen und finanziellen Kräfte, soweit die beiden Kriege den Gebrauch der letzteren erlaubten, zur Aufnahme und zur Förderung des Wohles seiner Staaten verwendet, für die er angestrengter arbeitete, als je ein besoldeter Diener es gethan hat. Seine persönliche Sorge, seine schleunige Abhilfe aller Beschwerden und Klagen gegen Beamten, seine Feindschaft gegen den deutschen Schlendrian wirkten wohlthätig.

Um die Wasserfahrt zwischen der Oder und Elbe zu verkürzen, baute der König die beiden wichtigen Kanäle, den Plauenschen- und den Finow-Kanal; sie wurden von 1743 bis 1746 vollendet. Durch diese beiden Kanäle ward eine ununterbrochene Verbindung von Schlesien aus bis in die Nordsee und aus der Ostsee in die Elbe bewirkt. Der Neue Oder-Kanal, der 1753 eröffnet wurde, und der beim Dorfe Güstebiese aus der Oder geht, um bei Nieder-Wutzow wieder in dieselbe zu fallen, legte die Oder gerade und vermehrte die Geschwindigkeit ihres Abflusses, wodurch sich zwischen diesen Orten ihr Wasserstand senkte und die Nieder-, Mittel- und Ober-Oderbrüche entstanden, die dann, durch Deiche trocken gelegt, eine

fruchtbare Landschaft bildeten, die zweitausend Familien Unterkommen und Nahrung gab. Ebenso wurden die Oderbrüche bei Stettin, Gartz, Damm, Gollnow und Greifenhagen urbar gemacht und in ihnen viele neue Dörfer angelegt. Als Friedrich 2. nach dem Siebenjährigen Kriege das Oderbruch besuchte und von einem Damme die fruchtbare Landschaft übersah, sagte er befriedigt: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, auf welchem ich keine Soldaten zu halten nöthig habe.“ Unausgesetzt richtete der König sein Hauptaugenmerk auf die steigende Bevölkerung und auf den aus der Manufakturbetriebsamkeit fließenden Wohlstand; er befand sich aber in einem Irrthum, wenn er sich einbildete, er könne das Leben eines Volkes, die Richtung seiner Gewerbsamkeit und ihre Art und Weise, wie die Bewegungen eines Heeres leiten, und folgte hiebei Grundsätzen, die den freien Verkauf und Kauf vielfach beschränkten, während er glaubte, dadurch das baare Geld im Lande zu erhalten und die Bevölkerung zu vermehren. Um die Schäfereien durch Einführung der Merino-Racen zu verbessern, ließ er 1748 aus Spanien Widder kommen, doch durfte keine Wolle ausgeführt werden; er setzte Belohnungen aus für das beste und feinste Garn, um die Woll- und Flachsspinnereien zu heben; er legte bei Neustadt-Eberswalde Fabriken in Eisen und Stahl an und holte die Arbeiter dazu aus den thüringschen Fabrikstädten; er beförderte die Zuckersiederei und Raffinerie — der ersten Fabrik, die 1749 in Berlin angelegt wurde, folgten bald mehre — doch war die ganze Fabrikation des Zuckers in den Händen des Bankiers David Splitgerber; erst 1787 wurde es Jedermann freigegeben, Zuckerraffinerien anzulegen. Mit der Hebung der Landwirthschaft wollte es dem Könige nicht recht gelingen; er fand unter seinen Beamten zu wenige, die in seine Pläne und mit Erfolg einzugehen verstanden; bei manchen war es übler Wille; denn sie wurden aus dem Schlendrian geweckt. Die pommersche Kammer erhielt 1746 eine Anweisung zum Pflanzen und Warten der Kartoffeln, ebenso später die schlesischen Landräthe und Magistrate, doch muß der Kartoffelbau dadurch wenig an Ausdehnung gewonnen haben, da seine allgemeine Verbreitung in spätere Jahre fällt.

Sorgsam suchte Friedrich 2. die einzelnen Stände seiner Unterthanen so recht eigentlich aus einander zu halten; keiner durfte aus dem von der Natur ihm angewiesenen Kreise herausgelassen werden; denn wenn der König nun auch als Mensch, als Dichter, als Geschichtschreiber sich über alle Standesverhältnisse hinwegsetzte, so glaubte er doch, als König an der alten Verfassung Nichts ändern zu dürfen, obgleich gerade die durch ihn angeregte geistige Aufregung eher eine allgemeine brüderliche Annäherung herbeiführen musste. Dem Adel blieben seine Privilegien; er behielt die höheren Staatsämter; höchst ungern sah der König unter den Officieren Männer bürgerlichen Standes, nach dem Siebenjährigen Kriege litt er sie nicht, nur unter den Husaren, der Artillerie und den Ingenieuren

durften sie Dienste nehmen. Der Adel, in dessen Händen der Grundbesitz war, und den er durchaus aufrecht erhalten wollte, durfte allein Rittergüter besitzen, der König erlaubte die Errichtung von Majoraten; Misheirathen wurden strenge untersagt. Damals, und noch lange nachher trugen alle Edelleute Degen und dreieckige Hüte mit Straußenfedern, selbst die adeligen Schüler auf den Gymnasien und Studenten auf den Universitäten. Aber gewiß fand damals Niemand Anstoß daran.

Die Kantonpflichtigkeit wurde mehr und mehr eingeschränkt, so daß nur die Söhne der Bauern, der niederen Bürger und der arbeitenden Klassen zum Kriegsdienste herangezogen wurden, und unter diesen wieder die Schlechtesten; denn einen brauchbaren Menschen suchte Jeder loszumachen, was auch durch Geld und gute Fürsprache zu erreichen war. Der gemeine Mann der damaligen Zeit sah den Kriegsdienst für keine Ehrensache an; denn in den Heeren fand das Gesindel aus aller Herren Länder eine bereitwillige Aufnahme; der Soldat wurde überdies roh behandelt und strenge gehalten, Schimpfen und Prügel waren in allen Garnisonen und bei allen Uebungen an der Tagesordnuug, auch stand der Officier dem Gemeinen und Unterofficier als ein Wesen ganz anderer Art gegenüber.

Wenn sich der König mit wahrhaft väterlicher Sorge des Bauernstandes annahm, so konnte er doch bei der Hörigkeit, dem Hofedienste, dem Vorspann *), der Magazinlieferung zu bestimmten Preisen, der viermonatlichen Grasung der Kavalleriepferde auf seinen Wiesen nie recht zu Kräften und zu blühendem Wohlstande kommen. Unausgesetzt musste der König verbieten, die Bauern ohne Ursache vom Gute zu jagen; er stellte ihre Dienste in Pommern fest, kämpfte gegen ihre harte Unterdrückung durch Beamte und verbot den Letzteren das Prügeln bei sechsjähriger Festungsstrafe; doch Alles half wenig, der Stock regierte einmal und spielte bei allen Gelegenheiten seine Rolle.

Die Handhabung des Rechts befand sich noch von alten Zeiten her in höchst trauriger Lage. Auch ihr sollte geholfen werden; denn nicht sowohl das Recht war verderbt, als die Pflege desselben und die Menschen, welche dasselbe handhaben sollten. Auf dem Lande hatten die königlichen Amtleute die Justizverwaltung mitgepachtet, und man kann denken, wie sehr sie nur auf ihren Nutzen sahen. Selten ließen sie das Recht durch einen verpflichteten Justitiarius ausüben, die herkömmlichen Sporteln wurden willkürlich erhöht, und wehe dem, der sich dagegen setzte; „ihr Stock," bemerkt ein Gutachten jener Zeit, „das ist ihr Corpus juris." Und in einem Berichte aus Preußen heißt es: die Hauptleute pflegen ungelehrte und blutarme Verweser zur Rechtspflege zu setzen, unkundige Gerichtsschreiber sind ihnen beigegeben; die einen und die anderen leben vom Raube. So

*) Kreise in der Nähe von Berlin hatten jährlich wohl 8 bis 10,000 Pferde zum Vorspann zu stellen.

sah es bei den Untergerichten aus. Die nur zu zahlreichen Räthe bei den Obergerichten waren schlecht besoldet und mussten von Nebenverdiensten leben; der König wollte in den ersten Jahren die Besoldungen nicht erhöhen; der festgestellte Etat sollte nicht überschritten werden. Aber gleich nach dem Dresdener Frieden legte Friedrich 2. ernstliche Hand an die Verbesserung der Justiz; er wollte Einheit in der Gesetzgebung und des gerichtlichen Verfahrens, Abkürzung der unendlichen Dauer der Rechtsstreitigkeiten, strenge Aufsicht über die Richter; er schrak nicht mehr zurück vor einer Umbildung der Kollegien, auf die doch das Meiste ankam. Er ernannte von Cocceji 1747 zum Großkanzler und beauftragte ihn mit der Umbildung derselben, des Verfahrens und der Gesetzgebung. Dieser verminderte die Räthe in den oberen Kollegien, in welchen er nur die tüchtigsten ließ, und besoldete sie besser, entwarf — er zählte bereits siebenzig Jahre — eine Proceßordnung und auch ein allgemeines Landrecht in deutscher Sprache, das 1749 erschien. Allein dieses Werk war in keiner Art genügend und wurde darum auch nur in einigen Provinzen eingeführt. Doch ließ Friedrich 2. sich dadurch nicht von seinen Entwürfen für eine bessere Rechtspflege abhalten; sie war gleichsam seine Lieblingsangelegenheit und beschäftigte ihn noch in späteren Jahren, in denen er Anlaß zu einer zweiten durchgreifenden Gesetzesreform fand.

Im preußischen Staate — also früher als in irgend einer Gegend der Erde — herrschten Wahrheit und Liebe vor, nicht das Bekenntniß; darum sprach Friedrich 2. bei seiner Thronbesteigung das schöne Wort aus: „Die Religionen Müssen alle Tolleriret werden, und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner Fasson Selich werden.“ „Ich bin neutral, sagt er von sich selbst, zwischen Rom und Genf; wer den andern beeinträchtigt, wird verurtheilt; würde ich mich für die eine oder die andere Religion erklären, so würde ich Parteiung, Verfolgung, Auswanderungen veranlassen; ich suche den verschiedenen Glaubensgenossen zu zeigen, daß sie alle Mitbürger sind.“ Als der König nach der Schlacht von Hohenfriedeberg in die Gegend von Landshut kam, umringten ihn zweitausend Bauern und baten um die Erlaubniß, alle Katholiken todtzuschlagen. Friedrich 2. erinnerte sie an die schönen Worte der Bergpredigt Christi: „Liebet eure Feinde, segnet die fluchen, thut wohl Denen, die euch hassen“ u. s. w.; sie gingen gerührt und ruhig nach Hause. Der König wusste recht gut, daß jede Religion sittliche Veredelung und Beseligung erstrebt; er sah über die mehr oder minder vollkommene Form des einzelnen Bekenntnisses hinweg und gab selbst solchen Glaubensbekenntnissen das Recht der Freiheit, die sie vor ihm selbst nicht einmal gehabt hatten. So sicherte er das Dasein der Mennoniten — 1773 lebten in Ost- und Westpreußen 12,603 — in seinen Staaten am 14. August 1740 gesetzlich; für die Befreiung vom Soldatenstande zahlten sie seit 1773 jährlich 5000 Thaler. Als Bürgel,

ein Zimmermann in Berlin, Winkelanbachten in seinem Hause hielt, wollte man ihn in Verhaft nehmen und durch die Geistlichkeit zu einem bessern Lebenswandel ermahnen lassen. Der König aber antwortete auf die Anfrage, ob es geschehen könne, daß, wofern er Nichts wider die guten Sitten thue, sie ihn machen lassen sollten. Einzelnen Religionsgesellschaften, wie den Schwenkfeldianern — die das Abendmahl für eine Ceremonie, Brot und Wein für Bilder hielten, überhaupt eine unbefangene Glaubensansicht hegten — und der Brüdergemeinde (Augsburgischer Konfession) öffnete er seine Länder. Hussiten wanderten zahlreich aus Böhmen ein. Dann hob der König die öffentliche Kirchenbuße auf, weil sie mehr zum Aergerniß und zur Erbitterung, als zur Besserung diene. Eine höchst merkwürdige Ausnahme aber bildet sein Verhalten gegen die Juden; er erhielt nicht allein den Ausnahmezustand, in welchem die Juden bisher gelebt hatten, sondern unterwarf sie auch neuen Beschränkungen; ihrer Vermehrung steuerte er, wie dem Umsichgreifen einer Landplage; an jedem Orte durfte nur eine gewisse Anzahl von Judenfamilien wohnen; starb ein Familienvater, so ging der Schutzbrief, den dieser erhalten hatte, nur auf eines seiner Kinder über, die Uebrigen mussten auswandern, wenn sie keinen eigenen Schutzbrief kaufen konnten.

Unter Friedrich 2. bildete sich die monarchische Kabinetsregierung recht vollständig aus; sie sollte das Volk nach allen Richtungen hin obervormundschaftlich und patriarchalisch leiten. Schon der große Kurfürst regierte mit seinen Ministern, und die Stände traten mehr zurück, und wenn es unter seinem Sohne auch Anders wurde, so änderte sich dieses doch unter seinen Nachfolger völlig, der ganz allein in seinem Kabinete an der Spitze des Staates wirkte und blos für das Schreibergeschäft sich untergeordnete Arbeiter hielt. Noch mehr geschah dafür unter Friedrich 2.; er umfasste Alles und setzte durch die Federn seiner Kabinetsräthe — mit zwei arbeitete er täglich, ein dritter hatte die auswärtigen Angelegenheiten — die Ministerien und durch diese den ganzen Staatsbau in Bewegung. In der Regel kamen die Minister nicht selbst zum Könige; Anfragen, sowie Gutachten und Vorschläge, die gefordert wurden, reichten sie schriftlich ein und wurden ebenso beschieden; auch ihre Gegenvorstellungen wurden mit der Feder erörtert; die höheren Staatsbeamten verloren auf diese Art jede Selbständigkeit und wurden blinde Vollstrecker der königlichen Befehle. So wusste, so leitete der König Alles selbst. Friedrich 2. Regierung ist demnach die äußerste Vollendung des Absolutismus, wenn sie auch zum Vortheile des Gemeinwohls geübt wurde und der König dem Staate ganz und gar angehörte. Auch seine Nachfolger haben das Selbstregieren geübt; — Kabinetsordres vertraten bekanntlich die Stelle der Gesetze. Nicht blos seinen Namen setzte der König den von den Kabinetsräthen ausgefertigten Antworten unter, oft genug auch noch einige theils nachdrückliche, theils lächerliche Worte aus eigener Feder bei. Bei Geldforderungen z. B.

„ich bin jetzt arm, wie Hiob"; an den Rand eines Berichts über den Bau des Finow-Kanals: „die Schurken — die Baumeister — kriegen mehr zu fiel Dieten darüber leiden meine Sachen, und Spilen sie sie nur in die Länge, absonderlich die Bau Sachen"; auf das Gesuch eines gewissen Chalié, die Pension, die dessen Frau als französische Hebamme erhalten hatte, ihm zu geben: „er kan ja nicht accouchiren"; auf ein Gesuch des Kammerherrn Baron von Müller, das Bad in Aachen zu gebrauchen; „was er da Machen wil er wirdt was er noch übrig hat dort verspilen und wie ein bettler zurück Komen"; auf ein Gesuch des Predigers Pels zu Bernau um Zulage: „die aposteln seindt nicht gewinn Süchtig gewessen Sie haben umb Sonst gepredigt, der Herr Pels hat Keine apostoliche Sehle und denket nicht das er alle gühter in der Welt vohr nichts ansehen mus"; auf die Beschwerde eines Ober-Auditeurs, daß ihm ein jüngerer zum General-Auditeur vorgezogen sei: „ich habe ein haufen alte Maulesels im Stal die lange den dienst machten aber nicht das Sie Stalmeisters werden"; auf die Bitte eines General von Rothkirch um eine Praebende für eine seiner Töchter: „es seynd 30 bis 40 anwartschaften auf jeder Stelle. Er soll hübsch Jungens Machen die kann ich alle unterbringen aber mit die Madams Weiß ich nirgends hin"; auf den Abschied, der nach wiederholtem Gesuche einem Rittmeister von Borcke bewilligt wurde: „abscheit vohr Einen preussen der nicht dinen Wil und also den man Gott danken mus Das man ihm los wirdt." Als 1740 die Geistlichkeit der Mark bat, daß ihnen das Deputatkorn wieder in natura entrichtet und nicht mit Geld bezahlt werde, wie es Friedrich Wilhelm 1. befohlen, antwortete der König: „Nein, es Mus bei des Seligen Königs verfaßungen bleiben; wenn auch 100 pristers heute den geistlichen abscheit nehmen, so kann man Morgen 1000 wieder kriegen. Soldaten krigen brodt, aber prister leben von dem Himlischen Mana, was von da oben kömt und ist ihr Reich nicht von dießer Welt, sondern von genes; weder petrus noch paulus haben brodt-Korn gekrigt, und ist im Neuen-Testamente kein apostel-Magasin zu finden."

Waren die laufenden Geschäftsarbeiten vom Könige vollendet, so wurde die Zeit, die von den Truppenübungen, den Koncerten, in denen er die Flöte blies, von der Unterhaltung u. s. w. übrig blieb, auch der Schriftstellerei gewidmet, gewöhnlich die von vier bis sechs Uhr. Wenige Berufsgelehrte haben so viel, wie König Friedrich 2. geschrieben. Vor dem Siebenjährigen Kriege verfasste er: die Geschichte meiner Zeit, die brandenburgischen Denkwürdigkeiten, viele Lobreden, größere und kleinere Gedichte und kriegswissenschaftliche Abhandlungen, Reglements und Instruktionen für seine Truppen und Generale. Außerdem schrieb der König unzählige Briefe an Gelehrte und Staatsmänner. In Sanssouci, welches Friedrich 2. in den Jahren 1745 und 1746 aufbaute, setzte er seine Studien von Rheinsberg fort; hier sammelten sich die früheren Genossen derselben und

neue geistige Freunde; denn da der König gänzlich darauf verzichtet hatte, ein häusliches Privatleben zu führen, so gründete er ein literarisches, umgab sich mit Männern, welche ihm der Ruf als die ersten seiner Zeit bezeichnete, und die ihm persönlich zusagten. Es waren Ausländer, großentheils Franzosen, die sich ihrer Schriften wegen aus ihrem Vaterlande geflüchtet hatten, wo unter Fleury's Verwaltung ein frömmelnder und hierarchischer Ton herrschte, in den jeder einstimmen musste, wenn er versorgt sein wollte; sie gewannen daher an Bedeutung, die noch dadurch vermehrt wurde, daß der größte Mann des Jahrhunderts ihre Schriften las und die Verfasser hegte und ehrte. Zu diesen gehörten: Marquis d'Argens, der Arzt de la Métrie, Verfasser der anstößigsten Schriften, Maupertuis, Algarotti, Darget, Graf von Rothenburg, Voltaire und Andere. Die deutsche Literatur konnte einem Geiste, wie Friedrich 2., nicht genügen; sie bestand aus langweiligen, lateinisch oder in barbarischem Deutsch geschriebenen Folianten und Quartanten, die nur von denen gelesen wurden, die auf den Universitäten ihre Studien gemacht hatten; das Volk las die Bibel, Postillen, Mordthaten, Räubergeschichten und Hinrichtungen, die vornehme Welt entweder gar nicht, oder nur französische Bücher.

Aber es war dem Könige von Preußen nicht vergönnt, bis an das Ende seines langen Lebens hin diese Genüsse und des Friedensglückes sich zu erfreuen.

Wenn auch durch die Friedensschlüsse von Berlin (28. Juli 1742), Dresden (25. December 1745) und Aachen (18. Oktober 1748) Friedrich 2. von den Hauptmächten Europa's der Besitz von Ober- und Nieder-Schlesien und der Grafschaft Glatz gesichert war, so verschmerzte Oesterreich diesen Verlust keineswegs; Maria Theresia konnte sich nicht bei dem Gedanken beruhigen, eine so schöne Provinz für immer von ihren übrigen Staaten getrennt zu sehen und lebte stets der Hoffnung, daß sich doch eine Gelegenheit finden werde, die ihr den Wiederbesitz des Verlorenen verschaffen würde. Sie betrachtete die Zeit nach dem Zweiten Schlesischen Kriege nur als eine Waffenruhe zur Anknüpfung neuer Verbindungen gegen einen ihr verhassten Fürsten. Rußland war die erste Macht, die das Wiener Kabinet an sich zog; es schloß mit ihr noch während des Oesterreichischen Erbfolgekrieges, am 2. Juni 1746, ein Vertheidigungsbündniß, dem die geheime Bedingung hinzugefügt ward, daß, wenn der König von Preußen den Dresdener Frieden verletzen sollte, die Kaiserin Maria Theresia alsdann sich noch als die Besitzerin von Schlesien ansehen und die Hilfe Rußlands gegen Preußen zur Wiedereroberung dieser Provinz in Anspruch nehmen könne; und als eine Verletzung jenes Friedens war ein Angriff von Seiten Preußens gegen Oesterreich, Rußland oder Polen bezeichnet. Wenn Polen-Sachsen diesem Bündnisse nicht beitreten wollte, so geschah es doch von England, welches aber die ihm beigefügten geheimen Artikel anzunehmen verweigerte. Rußland hatte sich für diese wohl nur aus

der Absicht erklärt, um des Beistandes Oesterreichs versichert zu sein, wenn Preußen wegen der Verhältnisse Polens oder wegen des Herzogthums Kurland in eine feindliche Stellung gegen Rußland gerathen sollte.

Die Seele aller diplomatischen Umtriebe gegen Preußen war Graf Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg, der bald nach dem Abschlusse des Aachener Friedens die Gunst und das Vertrauen Maria Theresia's in solchem Grade gewonnen, daß er von nun an das Wiener Kabinet oft auch gegen den Willen und die Ueberzeugung seiner Gebieterin leitete. Er wusste die Kaiserin nicht nur von der Nützlichkeit einer innigen Verbindung Oesterreichs mit Frankreich, sondern auch davon zu überzeugen, daß es nur nach Aufgebung seiner alten Verbindungen mit England und den Vereinigten Niederlanden im Stande wäre, mit Frankreich die Herrschaft in Europa zu theilen und die Ruhe zu erhalten, wenn etwa eine Macht zweiten Ranges sie zu stören suchen sollte. Maria Theresia sprach sich darüber gegen den französischen Gesandten an ihrem Hofe aus, auch daß sie einen Krieg, in den sie mit dem Könige von Preußen gerathen könnte, bis zur Wiedereroberung Schlesiens fortsetzen würde. Im Jahre 1750 ging Graf Kaunitz als Gesandter nach Paris, um Ludwig 15. und dessen Maitresse, die Marquise von Pompadour, vollends für seinen Plan zu gewinnen; seine Bemühungen setzte seit 1755 dessen Nachfolger, Graf Starhemberg, fort. Von nun an leitete Kaunitz als Staatskanzler alle Geschäfte des Wiener Hofes.

Um diese Zeit traten Verwickelungen zwischen Frankreich und England ein, die den Plan des Wiener Kabinets förderten; Frankreich suchte einen Verbündeten. Im Aachener Frieden hatten England und Frankreich einige Streitigkeiten über die Grenzen ihrer Besitzungen innerhalb der heutigen Nordamerikanischen Freistaaten nicht ausgeglichen, sie wollten es später thun; doch dazu kam es nicht. Die Engländer nahmen im Juni 1755 französische Schiffe, die im Vertrauen auf den bestehenden Frieden ihre Fahrten angetreten hatten, ohne daß eine Kriegserklärung von ihrer Seite vorangegangen war. England wollte das Uebergewicht, welches es im Oesterreichischen Erbfolgekriege auf dem Meere erhalten hatte, nicht allein behaupten, sondern noch fester begründen; beide Mächte sahen sich nun nach Bundesgenossen um. Oesterreich söhnte sich mit Frankreich aus; denn Ludwig 15. hatte das Wiener Kabinet unausgesetzt darauf aufmerksam gemacht, daß man Friedrich 2. mistrauen müsse, und damit Oesterreich sich nicht an England anschließe, suchte Ludwig 15. eine Verbindung mit demselben oder dessen Parteilosigkeit. Um sich nun auch gegen Preußen sicher zu stellen, wollte derselbe ein am 2. Januar 1745 mit dieser Macht abgeschlossenes Bündniß erneuern; allein Friedrich 2. hatte sich bereits mit England, welches Frankreich zuvorgekommen war, verbunden. Letzteres hatte Preußen — es konnte sich noch nicht dazu entschließen, diese Macht als eine europäische anzusehen — vernachläßigt, und da England nicht mit Sicherheit

auf Oesterreichs Hilfe rechnen konnte, Hannovers wegen aber einen Verbündeten auf dem festen Lande brauchte, so suchte es seit dem Ende des Jahres 1755 eifriger, als je, Friedrich 2. auf seine Seite zu ziehen, was denn auch zum Vertrage von Westminster, der am 16. Januar 1756 abgeschlossen wurde, führte; vorzugsweise sollte er die deutschen Grenzen gegen das Eindringen feindlicher Truppen schützen. Aber auch der König von Preußen glaubte durch diesen Vertrag zu gewinnen. Er wusste, daß England und Rußland sich verbunden hatten, hoffte nun, mit letzterer Macht befreundet zu stehen und sie von Oesterreich abziehen zu können.

Bald kam denn auch der Vertrag von Versailles am 1. Mai 1756 zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande. Beide Staaten verbürgten sich gegenseitig ihre Länder und ein Hilfsheer gegen feindliche Angriffe, auch versprach Oesterreich, in dem Kriege, den Frankreich mit England bereits führte, parteilos zu bleiben. Leicht war es nun auch, Frankreich mit Rußland zu verbinden, obgleich beide Mächte wegen der Umtriebe, die sie in Polen ausübten, gespannt waren; Frankreich wollte sich Rußlands weiterer Ausdehnung gegen Westen entgegenstellen. Kaunitz hatte aber nie ein rechtes Vertrauen zu Rußland, was auch der Gang der Ereignisse bestätigte. Oesterreich war nun mit Frankreich und Rußland verbündet; es konnte ihre Hilfe in Anspruch nehmen, wenn es die Wiedereroberung Schlesiens an der Zeit hielt.

Wenn behauptet ist, Rußland habe mit Oesterreich, welches auch Sachsen herbeiziehen wollte, ein Angriffsbündniß gegen Preußen abgeschlossen, so ist diese Angabe doch nicht sicher, obgleich Friedrich 2. sie von einem seiner Enthusiasten, dem Großfürsten Peter, dann von einem hohen sächsischen Militairbeamten, der 6000 Thaler jährlicher Pension von ihm bezog, erhalten haben will: aber das ist gewiß, daß sie durch die erstere Quelle von Kaunitz in die Hände des Königs gespielt worden ist, indem er auf dessen Charakter rechnete und daß er ohne alle Verbindungen mit Rußland und Frankreich nicht mit Sicherheit erfahren könne, was bei diesen vorgehe. Ja, Friedrich 2. rüstete gleich, nachdem er den Abschluß des Versailler Vertrages erfahren hatte, und setzte es, da die politischen Verhältnisse immer gespannter wurden, fort; auch wusste er, daß Kaunitz keinen andern Plan, als seinen Sturz, verfolgte, sogar Hoffnung hatte, Frankreich zu einem Angriffsbündnisse zu bestimmen und daß diese Macht sich Rußland genähert hatte. Doch diesen beiden Mächten war es gewiß nicht darum zu thun, Oesterreich wieder in dem Besitz Schlesiens zu sehen; wenn sie sich aber einander näherten, so geschah es nur im eigenen Vortheile, für welchen sie allein sorgen wollten; ebenso bestimmt kann man aber auch annehmen, daß Kaunitz Nichts so sehr wünschte, als eine Veranlassung zum Kriege, doch eine, wenn auch nur dem Anscheine nach, rechtliche; gern hätte er es gesehen, und es ist ihm auch gelungen, daß Friedrich 2. die ersten Schritte dazu that. Kaunitz allein trägt die Schuld am Ausbruche des Krieges.

Nun konnten aber die Rüstungen in Böhmen dem Könige nicht unbekannt bleiben, er ließ also in Wien am 26. Juli 1756 darüber eine bestimmte Erklärung fordern; man entschuldigte sich mit Bezugnahme auf die allgemeinen Verhältnisse, was dem Könige nicht genügte. Er verlangte also am 18. August die Zusicherung vom Wiener Kabinet, ihn weder in diesem, noch im nächsten Jahre anzugreifen. Eine Ausrede machte eine dritte Anfrage nöthig, worauf eine schnöde und trotzige Antwort folgte — und Friedrich 2. ließ am 29. August sein Heer in Sachsen einrücken. Dazu zwangen ihn gleichsam seine Gegner. Wenn wir auch jetzt wissen, daß kein Bündniß gegen Preußen bestand, so gingen doch über die Verbindung Rußlands und Frankreichs mit Oesterreich in der diplomatischen Welt die seltsamsten Gerüchte um, ohne daß Friedrich 2. dahinter kommen konnte, was an ihnen Wahres oder Falsches sei. Der gesammte Zustand Europa's war gespannt, der Friede konnte von keiner langen Dauer mehr sein; durfte der König von Preußen wohl warten, bis seine Gegner schlagfertig dastanden?

Seit der Thronbesteigung hielt Friedrich 2. die Sorge für sein Kriegsheer fast für seine wichtigste Pflicht. „Wohl sei es schön", sagt er in seinen Generalprincipien vom Kriege, „sich Ruhm erworben zu haben, aber eine schändliche Sicherheit würde es sein, nicht auch ferner die Mittel vorzubereiten, die man gegen die Feinde bald anzuwenden in den Fall kommen werde; unglücklicherweise seien die Worte Feind und Nachbar synonym." Unausgesetzt wurden die Truppen vermehrt und geübt, um das Heer zu immer größerer Stärke und in einen vollkommneren Zustand zu bringen; die taktische Ausbildung desselben ging vorzugsweise dahin, es zu einem Schlachtenheere zu bilden; — denn des Königs Grundsatz war der Angriff. Es hatte 1756 einen Friedensstand von 135,000 Mann in allen Waffen und kostete jährlich 8,823,000 Thaler. Den Schatz, den die zwei Schlesischen Kriege geleert hatten, füllte der König wieder; 1752 belief er sich auf sieben Millionen Thaler, jährlich sollten zwei Millionen hinzukommen, und er enthielt daher 1756 funfzehn Millionen.

Unter des Königs eigener Führung schlossen 67,000 Preußen am 10. September das sächsische Heer, welches am 2. ein befestigtes Lager oberhalb Pirna bezogen hatte, in diesem ein. Friedrich 2. versuchte keinen Sturm auf dasselbe, der wohl schwerlich mislungen wäre; denn es konnte seinem Umfange nach von 17,000 Mann nicht vertheidigt werden, wozu wohl 40,000 nöthig waren. Er versäumte damit vier Wochen und gab große Vortheile in Böhmen auf, wo unter dem Feldmarschall Grafen Brown im August erst etwa 32,000 Mann versammelt waren. Um nun eine Befreiung des sächsischen Heeres von Böhmen aus zu verhindern, rückte Friedrich 2. über Nollendorf in dieses ein, und schlug am 1. Oktober mit 24,000 Mann 33,500 Oesterreicher bei Lobositz; doch konnte er einen Versuch, den Brown machte, der aber fehlschlug, die Sachsen zu ent-

setzen, nicht verhindern. Diese streckten nun am 15. Oktober die Waffen. Die Gemeinen wurden unter preußische Regimenter vertheilt, liefen aber haufenweise zu den Oesterreichern über. In der Mitte September war von Schlesien her Feldmarschall Graf Schwerin mit 27,000 Mann ebenfalls in Böhmen eingerückt, was er aber am 28. Oktober wieder verließ und worüber Nichts zu berichten ist. Das preußische Heer hielt seine Winterquartiere in Schlesien und Sachsen.

Keiner Macht ist Friedrich 2. Einmarsch in Sachsen wohl ungelegener gekommen, als Frankreich; es sah sich dadurch zu einem Kriege auf dem festen Lande gezwungen, den es gern vermieden hätte. Nach manchen Unterhandlungen kam es zwischen den Kabineten von Versailles und Wien zu dem Bündnisse, welches am 1. Mai 1757 ebenfalls zu Versailles abgeschlossen wurde; ersteres verpflichtete sich 105,000 Mann ins Feld zu stellen, um Oesterreich wieder in den Besitz Schlesiens zu setzen; zugleich gedachte Ludwig 15. durch seine Theilnahme an einem deutschen Kriege seinen Einfluß im Reiche immer mehr zu vergrößern, auch festern Fuß in demselben zu fassen. Auch der Reichstag in Regensburg wurde in Thätigkeit gesetzt; er bewilligte Geld und Soldaten; die letzteren legten aber wenig Ruhm und Ehre ein, und bei der großen Liebe, die Friedrich 2. unter den Deutschen hatte, wurde mehr für ihn, als gegen ihn gerüstet, die Reichs = Soldaten liefen zu seinen Fahnen über. Schon früher, am 22. Januar 1757 hatten Oesterreich und Frankreich mit Rußland ein seinem Inhalte nach bis jetzt unbekanntes Bündniß gegen den König von Preußen geschlossen; später intriguirte der Großkanzler Bestuschew mit dem Grafen Brühl, dem sächsischen Minister, um aus einem Theile der Staaten Friedrich 2., dem Königreich Preußen, eine neue nordische Macht für einen Zweig des kursächsischen Hauses zu bilden. Auch Rußland verfolgte einen andern Zweck durch seine Theilnahme am Kriege gegen Preußen; es wollte in Polen stets festern Fuß fassen und einen immer größern Einfluß erlangen; damit lässt sich auch der schleppende Gang aller Feldzüge erklären, die Rußland gegen Friedrich 2. führte. Wenn Rußland auch ohne Ländergewinn aus dem Kriege ging, so errang es doch größern Einfluß in Polen. Einen Gegner erhielt der König noch an Schweden, dessen erbärmliche und dem russischen und französischen Golde verkäufliche Oligarchie seinen König zwang, an Preußen den Krieg zu erklären; die Schweden blieben aber immer die unbedeutendsten Feinde.

Des Königs von Preußen Verbündete waren die Herzoge von Braunschweig und Sachsen-Gotha, der Landgraf von Hessen-Kassel, sowie England, dessen König zugleich Kurfürst von Hannover war. England schloß am 11. Januar 1757 einen Vertrag mit Preußen, welcher dieser Macht außer einem Hilfskorps jährlich eine Million Pfund Sterling sicherte.

Friedrich 2. hatte viele und sehr mächtige Gegner; er musste, handelten sie einig und verfolgten sie ein gemeinschaftliches Ziel, schon im er-

sten Jahre des Krieges unterliegen, was wohl Niemand bestreiten wird; — aber die Gefahr war nicht so groß. Nur Oesterreich verfolgte, wenn auch nicht standhaft, die Eroberung Schlesiens, die anderen Mächte aber andere Zwecke. Sie wollten weder den Sturz des preußischen Staates — er war einmal schon im europäischen Staatensysteme nothwendig — noch gönnten sie Oesterreich den Wiederbesitz Schlesiens; jede Macht wollte für sich sorgen, was denn auch zum Nachtheile Deutschlands und Polens gelungen ist.

Den militairischen und politischen Verhältnissen nach musste der König von Preußen Oesterreich als seinen Hauptfeind betrachten und zuerst angreifen, besonders da die andern Mächte ihre Rüstungen noch nicht vollendet hatten. Zwischen dem 15. und 21. April 1757 drangen 117,000 Preußen über Komotau und Nollendorf rechts und über Zittau und Liebau links der Elbe in Böhmen ein; die vier Korps sollten sich dann vor Prag vereinigen, zugleich auch die 118,000 Oesterreicher, die um Eger, Budin, Gabel und Königingrätz lagerten, nach Prag drängen oder von dieser Stadt abzuschneiden suchen. Am 2. Mai stand Friedrich 2. vor der Westseite Prags; er erwartete Schwerin, um sich mit den beiden über Zittau und Liebau heranrückenden Korps zu vereinigen. Schwerin hatte sich aufgehalten, und kam erst am 6. in der Nähe Prags an, was ihm vom Könige scharfe Vorwürfe zuzog. Auf der Ostseite Prags dagegen hatten sich die österreichischen Korps glücklich mit Ausnahme von 26,600 Mann, die bei Königingrätz stehen geblieben waren, vereinigt; sie lagerten auf dem Ziskaberge und den steilen Höhen von Hlaupietin und Kyge, und wurden von demselben Herzoge Karl von Lothringen, den wir bereits als einen gewöhnlichen General kennen, befehligt. Am 5. führte Friedrich 2. einen Theil seiner Truppen auf das rechte Ufer der Moldau über, auf dem er nun nach der Vereinigung mit Schwerin 64,000 Mann befehligte; er war sogleich bereit, die Oesterreicher anzugreifen. Er wollte die rechte Flanke seiner Gegner umgehen, was diese aber, da sie den Marsch der preußischen Kolonnen von den Höhen, auf denen sie standen, übersehen konnten, dadurch zu verhindern wussten, daß sie in der Verlängerung ihres rechten Flügels mit Rechtsum abmarschirten und nun Friedrich 2. eine neue Front entgegenstellten. Nach tapferm Widerstande — von beiden Seiten waren über 12,000 Mann gefallen — wurden die Oesterreicher geschlagen und in Prag hineingeworfen, und da Feldmarschall Keith mit 24,000 Mann vor der Westseite Prags stehen geblieben war, wurden sie zugleich in dieser Stadt eingeschlossen. In der Schlacht blieb Feldmarschall Schwerin, als er gerade eine Fahne ergriffen hatte, um wankende Bataillone von Neuem gegen den Feind zu führen. Um nun das in Prag eingeschlossene Heer zu entsetzen, sammelte Feldmarschall Graf Daun alle noch zu verwendenden Streitkräfte; denn konnte Friedrich 2. es zur Uebergabe zwingen, so stand Oesterreich entwaffnet da. Am 18. Juni war Daun schon

54,000 Mann stark und lagerte in der Nähe des Städtchens Kolin auf den Höhen von Chotzemitz und Poborz; er war so lange vom Herzoge von Braunschweig = Bevern beobachtet worden, den Friedrich 2. in Person am 14. mit einigen tausend Mann verstärkte, so daß dieser nun 34,000 Mann unter seinem Befehle hatte. Der König durfte seinen Gegner nicht noch näher an Prag herankommen lassen; er musste ihn angreifen, und so kam es denn am 18. zur Schlacht. Daun sollte in der rechten Flanke umgangen werden, aber das preußische Heer konnte diese Bewegung nicht so ausführen, daß der Gegner sie nicht entdeckt hätte; denn die Höhen, auf denen dieser stand, senken sich allmählig und ließen dadurch alle Anordnungen Friedrich 2. deutlich übersehen, was diesem von seiner Seite in Betreff seines Gegners nicht zu Statten gekommen sein soll. Dauns Heer musste sich rechts ziehen, und als die Preußen den Angriff begannen, stießen sie, statt auf die Flanke, auf eine neue Front, und nun kam es darauf an, wer in dem Frontalgefechte die meisten Kräfte zu verwenden hatte; es war Daun. Er schlug alle Angriffe der Preußen ab, die einen Verlust von 12,000 Mann erlitten und erfocht einen schönen Sieg. Groß war die Freude der Oesterreicher; zum ersten Male hatten sie den verhassten Gegner besiegt; doch von ihrem Siege machten sie keinen Gebrauch; eine Verfolgung im napoleonischen Geiste oder wie Gneisenau sie nach der Schlacht von La belle Alliance durchführte, war damals ganz unbekannt. Erst am 26. vereinigte sich Daun mit dem Herzoge Karl; Beide zusammen waren 100,000 Mann stark.

Friedrich 2. war durch den Verlust der Schlacht am 18. aus dem Angriff in die Vertheidigung geworfen; er musste die Belagerung von Prag sogleich aufheben und Böhmen verlassen, was er so langsam als möglich thun wollte, um die Hilfsquellen, die dieses Land ihm bot, noch zu benutzen. Seinen Rückmarsch wollte er, wie seinen Einmarsch auf beiden Seiten der Elbe nehmen; den Befehl auf dem linken Ufer führte er selbst, den auf dem rechten übergab er seinem Bruder Wilhelm, Prinzen von Preußen. Letzterer war dazu nicht geeignet; er häufte Fehler auf Fehler und stand schon am 22. Juli in der Nähe von Zittau. Friedrich 2. musste nun auch Böhmen rascher verlassen, als es im Plane war. Herzog Karl hatte sich nicht vor dem 1. Juli von Prag aus in Bewegung gesetzt, drängte aber dann den Prinzen Wilhelm allmählig zurück; denn im österreichischen Heere gab es Zank und Streit; was Daun wollte, wollte Herzog Karl nicht, und umgekehrt; Jeder hatte unter den höheren Generalen seinen Anhang und in Wien am Hofe und beim Hofkriegsrath seine Freunde; Kaunitz wollte den Herzog, den er und mit Recht für ganz untauglich hielt, vom Oberbefehl entfernen, war aber nicht im Stande, es durchzusetzen. Dadurch allein konnte aber auch der König nach der Schlacht von Kolin seinem Verderben entrinnen, dessen Lage überdies höchst kritisch war; sein Heer zählte höchstens 70,000 Mann,

und ein neuer Feind, die Franzosen, rückten von Westen her täglich näher. Nachdem Friedrich 2. am 16. August sich überzeugt hatte, er werde den Herzog Karl, der dem Prinzen Wilhelm gefolgt war, aus der festen Stellung in der Nähe von Zittau nicht nach Böhmen zurücktreiben können, ließ er unter Bevern zur Beobachtung der 90,000 Oesterreicher 43,000 Mann in der Nähe von Görlitz zurück und rückte mit 11,000 Mann am 25. August über Dresden, wo sich ihm ein gleich starkes Korps anschloß, und Leipzig den vereinigten Franzosen und Reichstruppen entgegen. Diese wollte er schlagen und dann zu Bevern zurückkehren.

Das Versailler Kabinet war mit dem Wiener übereingekommen, daß ein französisches Heer Magdeburg belagern sollte, aber Ludwig 15. meinte es nicht redlich; seine Politik trieb ein doppeltes Spiel, eine geheime beengte die öffentliche und arbeitete ihr entgegen. Zwei französische Heere sammelten sich am Rhein. Marschall d'Estrées drang mit dem einen — es zählte 105,000 Mann — vom Nieder-Rhein langsam vor, schlug am 26. Juli bei Hastenbeck den 54,000 Mann starken Herzog von Cumberland, der die im englischen Solde stehenden deutschen Truppen befehligte, und breitete sich dann, doch unter dem Herzoge Richelieu, der d'Estrées abgelöst hatte, gegen Braunschweig und Hannover aus. Richelieu schloß, als ihn der französische Gesandte in Kopenhagen, d'Ogier, mit Unterhandlungen bekannt machte, die zwischen England, Frankreich und Oesterreich im Gange waren, die Konvention von Kloster-Zeeven mit Cumberland am 8. September, nach welcher die Hannoveraner ruhig bei Stade und am rechten Ufer der Elbe stehen bleiben, aber die mit ihnen vereinigten Braunschweiger, Hessen und Gothaer, mit deren Fürsten Richelieu ebenfalls in Unterhandlungen stand, nach Hause gehen konnten. Ludwig 15. genehmigte die Konvention, ließ gewiß auch Unterhandlungen zu, die Richelieu von Friedrich 2. angeboten wurden; hiezu kam noch eine Spannung, die gerade zwischen Oesterreich und Frankreich entstanden war und die wesentlich beigetragen hat, ein so starkes Heer, wie das Richelieu's, in Unthätigkeit zu erhalten. Das andere, aber bedeutend schwächere französische Heer, führte der Prinz von Rohan-Soubise aus dem Elsaß mitten durch Deutschland nach Erfurt, wo es am 24. August eintraf; es war in Verbindung mit den Reichstruppen, die der Prinz Joseph von Sachsen-Hildburghausen, der zugleich Oberbefehlshaber der Verbündeten war, befehligte, 57,000 Mann stark. Hildburghausen und Herzog Karl sollten das Kurfürstenthum Sachsen dem Könige von Preußen entreißen; doch als der Herzog diesen Plan nicht durchführen zu können glaubte, ließ er einen Theil seines Heeres in Sachsen zurück und folgte mit dem größern Theile Bevern, der sich nach Schlesien gewendet hatte. Während seines Marsches durch Deutschland sollte Soubise die Regungen in demselben zu Gunsten des Königs von Preußen überwachen; auch hatte Ludwig 15. schlau ausgeklügelt, daß eine Vereinigung deutscher Reichstruppen mit französischen wohl leichter eine

Annäherung unter diesen Völkern selbst bewirken, auch so manche Abneigungen ausgleichen und abstoßen könnten. Nachdem nun Friedrich 2. am 15. September Gotha erreicht hatte, und Soubise ihm gegen Kassel ausgewichen war, eilte Jener wieder zurück über die Elbe, um seine Hauptstadt zu schützen, die von einem Korps leichter österreichischer Truppen am 16. Oktober gebrandschatzt worden war. Friedrich 2. war schon im Begriff, nach Schlesien zu marschiren, wo Bevern Hilfe verlangte, als ihm Feldmarschall Keith, den er in Leipzig zurückgelassen hatte, meldete, daß die Verbündeten — Franzosen und Reichstruppen — wieder vordrängen. Da er diese über Winter nicht in Sachsen lassen konnte, eilte er nach Leipzig. Hildburghausen war inzwischen bei der Annäherung der Preußen über die Saale zurückgegangen und hatte sich am 2. November auf den Höhen von Mücheln aufgestellt; er befehligte jetzt 64,000 Mann, da Richelieu ihn noch verstärkt hatte. Der König lagerte mit 21,000 Mann ihm gegenüber am 4. bei Roßbach.

Am 5. beschloß Hildburghausen die linke Flanke des Königs zu umgehen, ihn von seinen Staaten abzuschneiden, dann anzugreifen, zu schlagen und zu vernichten. Um recht sicher sein Ziel zu erreichen, marschirte er eilig und ohne alle Vorsicht. Kaum war dem Könige der feindliche Marsch gemeldet, so ließ er die Zelte abbrechen und die Reiterei satteln, über die der Generalmajor von Seydlitz, der ausgezeichnetste seiner Reiter-Generale, den Befehl bekam. Der König wollte sich der Umgehung der Verbündeten entziehen, die Verbindung mit der Saale erhalten und jeden Augenblick bereit sein, seine Gegner anzugreifen; geschickt benutzte der König einen Höhenrücken, Janushügel genannt, der in seiner Ausdehnung die beiderseitigen Bewegungen nicht sehen ließ; von ihm aus beobachtete er aber alle Bewegungen der Verbündeten. Als das preußische Heer gleiche Höhe mit dem feindlichen erreicht hatte, ließ der König die Marschkolonnen einschwenken und sie in Linie vorgehen; die Gegner, die davon keine Ahnung hatten, blieben im Marsche. Da stürzte Seydlitz mit 33 Eskadrons auf die gegnerische Reiterei, die an der Spitze marschirte, und warf sie, da ihr der Angriff ganz unerwartet kam, über den Haufen, trabte dann links weiter und stellte sich neben den feindlichen Marschkolonnen auf, um die Angriffe des Königs mit dem Fußvolke abzuwarten. Als diese gelangen, stürzte er auf das feindliche Fußvolk und jagte es in die Flucht. Unbeschreiblich war unter den Verbündeten die Verwirrung; jeder suchte sich zu retten und nur die früh eintretende Dunkelheit eines Novembertages sicherte jene vor einer gänzlichen Auflösung. Friedrich 2. erkämpfte seinen Sieg mit einem Verluste von 541 Mann. Damals sang das Volk:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen;
So läuft sogleich die Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

Gerade der so leichte und mit so geringem Verluste erkaufte Sieg bei Roßbach hat ihn bis zum heutigen Tage gleichsam sprüchwörtlich gemacht; auch stärkte derselbe moralisch das preußische Heer, welches seit dem Tage von Kolin entmuthigt worden war und einer Kräftigung bedurfte.

Friedrich 2. konnte die Geschlagenen nicht verfolgen, er musste am 13. November mit 14,000 Mann in Eilmärschen nach Schlesien aufbrechen; nur wenige Truppen blieben in Sachsen zurück.

Wir verließen Bevern und den Lothringer in der Nähe von Görlitz, als der König sich gegen die Franzosen wendete, auch wissen wir, daß Ersterer am 9. September nach Schlesien, angeblich aus Mangel an Verpflegungsmitteln, aufbrach und daß ihm Karl folgte. Als es Letzterm gelang, Bevern von Breslau abzudrängen, erreichte dieser es jedoch durch einen Marsch auf dem rechten Ufer der Oder am 1. Oktober wieder und suchte es in einer Stellung hinter der Lohe zu decken; Breslau war für Friedrich 2. zu wichtig. Doch am 22. November wurden Beverns 30,000 Mann von 80,000 Oesterreichern angegriffen und geschlagen; Bevern führte die Trümmer seines Heeres durch Breslau auf das rechte Ufer der Oder, er selbst wurde Tages darauf bei einer Besichtigung der Vorposten gefangen genommen, wahrscheinlich mit seinem Willen; denn er fürchtete die Vorwürfe des Königs, der ihm zu wiederholten Malen, ja, bei Verlust seines Kopfes, die Erhaltung Breslau's zur Pflicht gemacht hatte. Am 24. übergab General von Lestwitz diese Festung; ihre Besatzung war schwach und von einem schlechten Geiste beseelt, auch drang die Bürgerschaft Breslau's, die Aeltesten der Zünfte an ihrer Spitze, auf Uebergabe; allgemein glaubte der Schlesier, Friedrich 2. sei verloren und er werde wieder österreichisch werden. Die Festung Schweidnitz war bereits am 13. November den Oesterreichern übergeben worden.

Schon am 26. November erreichte Friedrich 2. Parchwitz, wo ihm General von Zieten den Rest des Bevernschen Heeres, 18,000 Mann, zuführte. Nachdem von des Königs Seite Alles geschehen war, diesen wieder Muth und Vertrauen einzuflößen, brach er am 4. December mit 32,000 Mann gegen den Herzog Karl auf, der ihn anzugreifen ebenfalls beschlossen hatte und dessen 80,000 Mann in zwei Treffen, die eine volle Meile Raum einnahmen, zu beiden Seiten des Dorfes Leuthen lagerten. Als der König am Morgen des 5. rekognoscirte, entdeckte er bald die Schwäche der feindlichen Aufstellung, er bemerkte, daß der linke Flügel schlecht angelehnt stehe, daß von diesem allmählig nach dem rechten Flügel zu auch das Terrain abfalle, er also alle Vortheile desselben für sich habe, wenn er jenen Flügel angreife; er ließ nun sein Heer rechts abmarschiren, um die linke feindliche Flanke zu gewinnen, was durch einen vortheilhaft gelegenen Höhenzug und durch ein dunkeles und feuchtes Wetter sehr begünstigt wurde. Als die feindlichen Generale jenen Marsch sahen, hielten sie ihn für den Anfang eines Rückzuges, und Daun sagte, sich zum Her-

zoge wendend: „Die Leute da ziehen sich zurück; lassen wir sie gehen!“ So wenig hatten Friedrich 2. Gegner sich Mühe genommen, sich mit der Führung seiner Schlachten bekannt zu machen. Wir sehen, wie der König seit dem Tage von Hohenfriedeberg sie nach einer gleichen Anordnung lieferte; er suchte die Flanke seines Gegners zu gewinnen; greift diese rasch an, was mit um so größerem Erfolge geschehen konnte, wenn der Flankenmarsch unentdeckt blieb, wodurch er dann auch gleich von Hause aus alle Vortheile in seinen Händen hatte. Bei diesen Märschen unterstützte ihn die den gegnerischen Heeren überlegene taktische Ausbildung des eigenen, ihr hatte er den Gewinn der Schlachten und das Gelingen aller seiner taktischen Bewegungen zu verdanken; denn eine Strategie im Geiste Napoleons kannte der König nicht, er war Taktiker, seine Meisterstücke sind seine Schlachten. Wenn Kriegskünstler aus den Anordnungen Friedrich 2. für seine Schlachten fälschlich eine s. g. schiefe Schlachtordnung gefolgert haben, so ist dieses ein Irrthum, sie ist nie von ihm in Anwendung gebracht. Das, was wir Friedrich 2. Strategie nennen könnten, sind seine Manoeuvre, die in den späteren Feldzügen eine große Rolle spielen, aber durch das Kleinliche und zu wenig Umfassende in ihrer Anlage auch nur Erfolge, diesen gleich, zu Tage förderten.

Unangefochten erreichte das preußische Heer gleiche Höhe mit dem linken feindlichen Flügel, beide begegneten sich unter einem rechten Winkel; dann schwenkte es mit Zügen links ein und der Angriff begann. Die Gegner, die auf diesen nicht gefasst waren, wurden bis an das Dorf Leuthen geworfen, welches die Fortschritte hemmte; es war stark besetzt, auch waren dahin eine Masse feindlicher Bataillone und die Reiterei des rechten Flügels gezogen. Während noch um den Besitz des Dorfes gekämpft wurde, entschied die preußische Reiterei des linken Flügels unter dem General von Driesen die Schlacht; sie warf die des rechten feindlichen gänzlich über den Haufen, brach dann in das neben Leuthen stehende Fußvolk ein und zerstreute es; das Dorf wurde nun genommen und damit der Sieg für das preußische Heer entschieden. Bis in die dunkele Nacht wurden die Oesterreicher verfolgt; sie verloren 27,000 und die Preußen 6000 Mann. Die Ersteren flohen unausgesetzt über Breslau, Schweidnitz und Freiburg nach Böhmen; Ende December hatten sie ganz Schlesien bis auf Schweidnitz geräumt. Am 21. kapitulirten in Breslau 17,000 Mann.

Groß war die Niedergeschlagenheit in Wien über den Verlust der Schlacht von Leuthen; alle bisher errungenen Vortheile gingen verloren. Leicht tröstete sich die Kaiserin mit den Worten: „Ich habe eine große Schlacht verloren; ich bin aber selbst daran Schuld, warum machte ich auch meinen Schwager zum Anführer.“ Wenn auch der schöne Sieg den König von Preußen vor dem Untergange rettete, so verschwanden mit demselben doch nicht alle trüben Aussichten für die Zukunft; seine Kraft war

einmal in diesem Feldzuge gebrochen, er stand weniger gefürchtet da, als früher.

Den Oberbefehl über die Verbündeten, den bisher Cumberland geführt hatte, übernahm am 26. November Herzog Ferdinand von Braunschweig, der auch sogleich die Feindseligkeiten wieder anfing; im Februar 1758 traten die Franzosen ihren Rückzug an.

Sehen wir nun, was im Königreich Preußen geschah.

Dieses sollte Feldmarschall von Lehwaldt mit 27,000 Mann, die er in einem Lager bei Insterburg zusammengezogen hatte, gegen die Russen vertheidigen, — eine schwere Aufgabe bei der Uebermacht, mit der diese im Felde erscheinen konnten. Lehwaldts erster Plan war, das Land an der Grenze in einer Breite von acht bis neun Meilen gänzlich zu verwüsten und die Einwohner mit ihren Heerden und Vorräthen aus demselben zu entfernen; schon das Abenteuerliche dieses Planes ließ seine Ausführung nicht zu. Preußen war aber zu allen Opfern bereit; ein Anlehn von 500,000 Thalern, welches der König forderte und mit fünf Procent verzinsen wollte, kam noch vor dem Schlußtermin und zwar mit 565,671 Thalern zu Stande; nur die Besitzer adeliger Güter blieben auf ihren Antheil 113,570 Thaler rückständig, obgleich ihnen für die Zinsen die Ritterpferdegelder bis zur Rückzahlung erlassen werden sollten. Langsam ging das russische Heer in verschiedenen Richtungen gegen die preußische Grenze vor; 30,000 Mann unter General Fermor drangen am 20. Juni von Kurland aus gegen Memel vor, welches, schwach besetzt, sich am 4. Juli ergeben musste. Erst am 30. Juli erreichte Fermor Tilsit, von wo er am 8. August gegen Insterburg aufbrach, um sich mit dem Feldmarschall Grafen Apraxin zu vereinigen. Dieser hatte am 31. Juli in der Nähe von Stallupönen ebenfalls die Grenze überschritten, während eine kleine Abtheilung sich ihm über Oletzko näherte; Beide — Apraxin und Fermor — zählten über 90,000 Mann, einschließlich 12,000 Kosaken, Kalmycken und Tataren. Letztere hauseten theilweise arg, steckten Dörfer an und plünderten sie aus; ihnen hatten sich Schaaren zamaitischer Bauern angeschlossen, welche die Gegenden nördlich der Memel ausrauben halfen. Die regulairen Truppen hielten gute Mannszucht, auch wurde Vieles dem Lande baar bezahlt, doch Nichts drückte so, als die Lieferung der Fourage und das Fortschaffen des ungeheuren Gepäcks, das mehr als 30,000 Wagen erfordert haben soll; als eine Entschädigung für diese Leistungen wurde überall, wohin die Russen kamen, die Akcise aufgehoben. Auch mußten alle Einwohner sofort der Zarina Elisabeth als Unterthanen den Eid der Treue leisten; obgleich Apraxin erklärt hatte, er sei in das Königreich nur zum Vortheile der gegen Friedrich 2. Verbündeten eingerückt.

Lehwaldt hatte sich inzwischen von Insterburg bis in die Nähe von Welau, bis Petersdorf, zurückgezogen; ihm war Apraxin bis Saalau gefolgt. Hier ging dieser am 28. August auf das linke Ufer des Pregels

über, um entweder die Straße nach Welau oder nach Allenburg zu gewinnen, was Lehwaldt bewog, ebenfalls aufs linke Ufer überzugehen, und sich zwischen Puschdorf und Ranglacken zu lagern. Am folgenden Tage musste General von Schorlemer das feindliche Heer, welches zwischen dem Pregel und dem Bach Auxinne, Norkitten im Rücken, stand, auskundschaften. Er fand vor diesem Dorfe in einem zwischen Metschullen und Daupölken gelegenen 2000 Schritte langen und 1000 Schritte tiefen Walde viel Fußvolk und Artillerie; ersteres reichte mit seinem linken Flügel über den Wald hinaus bis an die Auxinne. Rechts vom Walde gegen Wehnothen war zahlreiche Reiterei aufgestellt; auch eine starke Reiter-Abtheilung hielt bei Sittenfelde vor dem linken Flügel; wodurch Lehwaldt veranlasst wurde, zu glauben, er wäre bis dahin ausgedehnt, was jedoch nicht der Fall war. Noch weiter stand eine starke feindliche Abtheilung, die aber nicht gesehen werden konnte; sie wurde vom General Liewen befehligt. Nun wollte Lehwaldt den linken feindlichen Flügel angreifen, weil er ihn für den schwächsten hielt, und er noch obenein keinen Stützpunkt zu haben schien. Auch bestimmten ihn gemessene Befehle seines Königs, dem Ersten, Besten, der ihm zu nahe kommen würde, sollte er auf den Hals fallen und schlagen, zu einem Angriffe.

Um 3½ Uhr in den Morgenstunden des 30. August brach das preußische Heer auf und stellte sich eine Viertelmeile vor dem Feinde, und Groß-Jägersdorf vor sich, auf; das Fußvolk zählte 17,000 Mann, die Reiterei 7600; von den 50 Eskadrons waren 35 auf dem linken und 15 auf dem rechten Flügel vertheilt. Wenn Lehwaldt seine Reserve-Artillerie vor den rechten Flügel gezogen hatte, so war es dem beabsichtigten Zwecke gemäß; denn der Hauptangriff galt dem linken feindlichen Flügel, gegen ihn musste aber auch der größte Theil der Reiterei verwendet werden, doch diese war dem linken Flügel zugetheilt worden. In der Aufstellung hielt das Heer wohl eine Viertelstunde, und sah vor sich auch nicht eine feindliche Vedette, im Gegentheil es herrschte die größte Ruhe im Lager; denn es war damals Gewohnheit bei den Russen, nach dem Retraiteschuß alle Posten über Nacht einzuziehen, und diese erst dann wieder aufzustellen, wenn der Tag anbrach. In den Kriegen mit den Türken hatten sie es so gehalten, deren vortreffliche Reiterei in der Regel über Nacht alle Posten aufhob. Bei dieser Sorglosigkeit hätte Lehwaldt vielleicht das feindliche Lager überfallen können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, mit klingendem Spiel auf den Feind loszugehen. Nun entdeckte man in der rechten Flanke bei Sittenfelde den General Liewen, dessen Reiterei sogleich angegriffen und geworfen wurde; nun musste sich auch das Fußvolk mehr rechts ziehen, denn was man bisher für den linken feindlichen Flügel gehalten hatte, war eigentlich die Mitte. Doch durch dieses Rechtsziehen konnte der Angriff der Reiterei nicht unterstützt werden; sie war einmal zu schwach, litt stark durch das feindliche Kanonenfeuer und musste das Gefecht aufgeben. Während dessen hatte das Fußvolk den vom Feinde besetzten Wald angegriffen, auch

Fortschritte gemacht, die aber bald aufgegeben werden mussten, da die hinteren Treffen die vorderen kräftig unterstützten; ebenso wenig errang die preußische Reiterei des rechten Flügels Vortheile. Nun ging Apraxin mit seinem linken Flügel zum Angriffe über, zumal die preußischen Bataillone sehr durch das Gefecht im Walde gelitten hatten und theilweise aufgelöst waren; sie wurden geworfen und verloren 28 Kanonen. Lehwaldt gab nun — es war 10 Uhr — den Befehl zum Rückzuge, der auch sogleich ohne weitere Verluste angetreten wurde. Die Preußen verloren in der Schlacht über 4500 Mann.

Lehwaldt nahm am 31. ein Lager bei Welau, diese Stadt und die Alle vor sich; ihm folgten die Russen, zogen aber am 6. September den Fluß aufwärts nach Allenburg. In der Besorgniß, Apraxin könne von hier aus über Preußisch-Eilau und Landsberg nach dem Oberlande marschiren, verließ Lehwaldt seine Stellung und lagerte bei Borchertsdorf, zwei Meilen südlich von Königsberg, entschlossen, ihn nochmals durch eine Schlacht vom weitern Vordringen abzuhalten. Apraxin brach aber am 10. von Allenburg nach Insterburg auf und erreichte am 27. Tilsit, wo er auf drei Brücken über die Memel ging; der größere Theil seines Heeres marschirte über Wischwill nach Kowno, der kleinere über Memel, welches aber besetzt gehalten wurde. Im Großfürstenthume Litauen wurden die Winterquartiere gehalten. Bei dem Rückzuge verwüsteten Apraxins leichte Truppen das Land weit und breit, plünderten Dörfer und Höfe aus und steckten sie in Brand. Vorzüglich litt Ragnit, welches drei Tage geplündert wurde; siebenzehn Menschen wurden ermordet und einundsiebenzig Häuser gingen in Flammen auf.

Dem russischen Heere folgte Lehwaldt bis Tilsit; hier erhielt er am 17. Oktober den Befehl, nach Pommern zu marschiren, um sich den Schweden zu widersetzen. Im Königreich Preußen blieben nur zwei Garnison-Bataillone, achtzig Husaren und einige Geschütze zurück.

Apraxin hatte seine Befehle unmittelbar und zugleich die feierliche Versicherung von der Zarina erhalten, daß sie ihn für Nichts verantwortlich machen wolle; denn schon in der ganzen Anlage des Feldzugs lag ein Zögern und Zaudern, was sich nur aus der Politik Rußlands erklären läßt. Wenn gleich die mit Rußland verbündeten Höfe nach der Schlacht von Groß-Jägersdorf Apraxins Abberufung verlangten, so scheint doch die Zarina mit ihm ganz zufrieden gewesen zu sein, obgleich sie den Höfen von Wien und Versailles ihren Unwillen über das Benehmen ihres Feldherrn versichern ließ; er wurde auch festgenommen, hatte aber mit dem Großfürsten Peter, wie es oft genug vermuthet worden ist, zu Gunsten Friedrich 2. nicht kabalirt.

Diesem konnte Nichts wünschenswerther sein, als der Friede, er sah, daß trotz des Sieges bei Leuthen seine Lage, so vielen und mächtigen Feinden gegenüber, gefährlicher als je war. Doch alle Schritte, die er dazu

im Winter 175⁷/₈ machte, waren erfolglos. Oesterreich hatte zwar ein schönes Heer verloren, war aber nicht geschwächt; mächtige Bundesgenossen, wie Frankreich und Rußland, hatten den Krieg noch nicht aufgegeben; sie gedachten ihn ja im eigenen Vortheile zu führen. Im Deutschen Reiche waren dessen südliche Fürsten wenig geneigt zu großen Anstrengungen, obgleich der in Regensburg versammelte Reichstag es an Befehlen dazu nicht hatte ermangeln lassen; die Bevölkerung war dem Könige von Preußen eifrig ergeben, und nahm großen Antheil an seinen Siegen oder Niederlagen. Mit England schloß Friedrich 2. am 11. April 1758 einen Subsidien- und Freundschaftsvertrag, nach welchem diese Macht ihm jährlich 670,000 Pfund Sterling zahlte; außerdem stellte England 12,000 Mann. Der König von Preußen konnte sich übrigens gegen seine zahlreichen Feinde nur durch verzweifelte Mittel behaupten. Das erste war die Verschlechterung der Münzen und das strenge Gebot, diese Münzen im Verkehr des Lebens anzunehmen, während die königlichen Kassen die Annahme verweigerten; aus den viertehalb Millionen Thalern gutes Geld, die England zahlte, wurden zehn Millionen schlechtes gemünzt; dann prägte in Leipzig des Königs Münzpächter, der Hofjuwelier Veitel Ephraim, unter sächsischem Stempel für einige Millionen Thaler ein Drittel Thalerstücke, deren innerer Werth um zwanzig Procent verschlechtert wurde. Leipzig wurde sehr hart behandelt, es hatte bis zum Mai 1757 schon 1,400,000 Thaler aufbringen müssen. Die Lieferungen an Getreide und Vieh für die Magazine nahmen im Kurfürstenthum Sachsen und im Herzogthum Meklenburg kein Ende und ihre Bauernsöhne wurden für preußische Regimenter gewaltsam ausgehoben.

Der Plan des Königs für den Feldzug von 1758, den er mit 143,000 Mann eröffnen konnte, war, zuerst Schweidnitz, welches sich am 18 April ergab, zu erobern, dann in Mähren einzufallen und sich in den Besitz von Olmütz zu setzen und Daun, jetzt Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres, wenn er die Belagerung jener Festung zu stören suchen sollte, eine Schlacht zu liefern; gewann diese Friedrich 2, dann behielt er freie Hand sowohl gegen die Russen, als auch gegen die Franzosen, wenn sie sich seinen Staaten nähern sollten. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, mußte mit 27,000 Mann Sachsen sichern.

Es war Friedrich 2. gelungen, Daun zu täuschen, der für Böhmen fürchtete. Am 29. April betrat das preußische Heer über Jägerndorf und Troppau, 38,000 Mann stark, den mährischen Boden und am 4. Mai war Olmütz eingeschlossen. Sowie General Fouqué am 20. mit Verstärkungen und dem Belagerungstrain beim Heere — das jetzt 55,000 Mann zählte — eingetroffen war, begann die Belagerung, die der König gegen Daun deckte, der mit ungefähr 80,000 Mann aus Böhmen nach Mähren geeilt war. Aber am 1. Juli wurde Friedrich 2. genöthigt, die Belagerung aufzuheben, vorzugsweise aus dem Grunde, weil er über die Mittel, um eine

Festung, wie Olmütz, zu erobern, nicht vollständig verfügen konnte; Alles hing von ihrer sichern Herbeischaffung ab, die er nicht ganz in seinen Händen hatte; denn er konnte die acht Meilen lange Straße zwischen Olmütz und Troppau nicht decken, auf der er Alles von Neiße herbeizog, was zur Belagerung und zur Ernährung seines Heeres gebraucht wurde. Als nun ein bedeutender Transport von Munition aller Art und Lebensmitteln verloren ging, musste die Belagerung aufhören. Den Rückmarsch nach Schlesien wollte der König aber durch Böhmen nehmen, um die Hilfsquellen, welche dieses Land bot, so lange als möglich zu benutzen; er vollführte ihn ohne wesentliche Verluste, Daun folgte, ohne zu drängen oder sich unter günstigen Gelegenheiten, die sich ihm boten, auf die ungeheuern Wagenzüge, die das preußische Heer mitschleppte, zu werfen. Kaum in Schlesien, brach Friedrich 2. am 11. August mit einem Theile seines Heeres auf, um sich den Fortschritten der Russen entgegenzustellen; am 22. stieß er bei Küstrin zum Grafen Dohna, der die Regimenter befehligte, die Lehwaldt aus Preußen nach Pommern geführt hatte. Der Rest des königlichen Heeres blieb unter dem Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt in Schlesien zurück.

Gleich nach Apraxins Entfernung hatte Feldmarschall Fermor den Befehl über das russische Heer übernommen, welches gegen Friedrich 2. bestimmt war. Es rückte noch im Winter 1758 in Preußen ein, besetzte am 22. Januar Königsberg und in wenigen Tagen das damalige Königreich, welches, von Truppen entblößt, dem Vorrücken Fermors auch nicht den geringsten Widerstand leisten konnte. Eine Folge davon war, daß die feindliche Besetzung des Landes zu keinen Klagen Veranlassung gab, sie ging ruhig und friedlich vor sich. Durch ein Patent vom 31. December 1757 versicherte Elisabeth, daß alle Verwüstungen, die von ihren Truppen früher angerichtet wären, wider ihre Befehle geschehen seien; mit Königsberg wurde eine Kapitulation abgeschlossen und treulich gehalten, sämmtliche Civilbeamte erhielten ihren Gehalt, selbst die zurückgebliebenen Soldatenfrauen Unterstützungen in baarem Gelde. Alle Fuhren und Lieferungen, die das Land zu stellen hatte, wurden sorgfältig vertheilt und ihrem Werthe nach gegen die zu leistenden Abgaben verrechnet; ebenso wurde die Einquartierung nach einem bestimmten Satze bezahlt, auch die Lazarethe auf russische Kosten eingerichtet. Sogar 40,000 Scheffel zu Brot wurden in Preußen vertheilt, und da der Hafer zur Bestellung der Aecker fehlte, auch dieser aus Polen herbeigeschafft. Alle Einwohner mussten der Zarina den Huldigungseid, in welchem aber das Anerkenntniß als Unterthan der russischen Krone ausgelassen war, leisten; die Verwaltung des Landes, als in jeglicher Art unverbesserlich, wurde beibehalten; die Generale Rummers und Hartrois wurden den Kammern in Königsberg und Gumbinnen als Direktoren vorgesetzt; beide Kammern aber der Regierung, in welcher Fermor Sitz und Stimme hatte, untergeordnet. Da die bisherigen Minister

auf Befehl ihres Königs Preußen verlassen hatten, so überließ Fermor die Leitung der Regierung dem bei derselben als Ober-Sekretair angestellten Hofrath Nicolovius, einem vortrefflichen Manne, der Alles aufs Thätigste zum Besten des Landes förderte, worin er vorzüglich durch den Kammer-Direktor Domhardt in Gumbinnen unterstützt wurde. Unter russischem Stempel wurden die Münzen in Königsberg geprägt. Eine Kriegskontribution von mehr als einer Million Thaler sollten die Städte in drei Terminen nach Maßgabe ihres Vermögens aufbringen; ein Theil derselben wurde ihnen später erlassen. Preußens Bewohner, ohne Aussicht auf Hilfe, fügten sich, bei der innigsten Anhänglichkeit an ihr Vaterland und ihren König, in die Noth der unabwendbaren Verhältnisse; — es blieb ihnen keine andere Wahl.

Als Fermor gegen die Oder vorrückte, besetzte er trotz alles Widerstandes die polnischen Städte Elbing und Thorn; doch Danzig öffnete nicht seine Thore. Das Vorrücken selbst ging so überaus langsam, daß an ein kräftiges Auftreten gegen Preußen nicht zu denken war. Endlich, am 2. August, erreichte Fermor über Posen bei Königswalde die Grenze der Neumark; von hier wendete er sich nordwärts gegen die Warthe, ging bei Landsberg über diesen Fluß, angeblich, um sich mit den Schweden zu vereinigen, mehr wohl aber, damit die Zeit verstreiche. Plötzlich fiel es Fermor ein, zu versuchen, ob er durch ein Bombardement Küstrin zur Uebergabe zwingen könne. Da nun Friedrich 2. — er hatte sich jetzt mit Dohna vereinigt — der Belagerungswerke wegen, die er erst hätte erstürmen müssen, nicht über Küstrin vordringen konnte, so beschloß er unterhalb dieser Festung über die Oder zu gehen, was am 23. August bei Klissow geschah. Am folgenden Tage lagerten 32,700 Mann bei der Neudammschen Mühle. Sowie Fermor den Uebergang des preußischen Heeres über die Oder erfahren hatte, hob er die Belagerung von Küstrin auf und lagerte, 50,000 Mann stark, zwischen Quartschen und der Drewitzer Heide in vier Treffen, aber Fußvolk, Reiterei, Artillerie und die kleine Bagage, willkürlich untereinander. Einige Tage vorher hatte Fermor den General Romanzow mit 10,000 Reitern nach Stargard entsendet, um eine Verbindung mit den Schweden anzuknüpfen; sie fehlten ihm am Tage der Schlacht.

Am 25. August in den Morgenstunden brach Friedrich 2. von der Neudammschen Mühle auf und umging den linken russischen Flügel, wodurch er auch bei dem Verluste einer Schlacht die für ihn so wichtige Verbindung mit Küstrin gewann. Zuerst griff er mit zurückgehaltenem rechten Flügel, der seinem linken als Unterstützung dienen sollte, den rechten feindlichen an, dem er eines morastigen Grundes wegen nicht in der Flanke beikommen konnte; doch der Angriff seines Fußvolks gelang nicht. Da stürzt sich Seydlitz mit 55 Eskadrons auf die Feinde, durchbricht ihre Reihen und sprengt sie nach einem wüthenden Kampfe auseinander. Nun ließ

der König durch das Fußvolk seines rechten Flügels den gegenüberstehenden feindlichen angreifen; doch auch dieser Angriff wollte nicht gelingen. Zum zweiten Male durchbricht Seydlitz mit 61 Eskadrons die Feinde, und treibt sie nach einem heftigen Kampfe in die hinter ihrer Stellung durch die Mietzel gebildeten Sümpfe. Ueber Nacht trieben sich die Russen auf und hinter dem Schlachtfelde in großen Haufen umher und konnten erst in den Morgenstunden gesammelt werden, die Preußen waren zu erschöpft, sie hatten einen großen Verlust — die Schlacht kostete den König über 11,000 und die Russen über 21,000 Mann — erlitten, um den Kampf fortsetzen zu können; auch hatte Friedrich 2. seinen Feind achten gelernt, er hatte ihn anders gefunden, als er ihn nach dem Stande seiner Civilisation beurtheilte. Am Abende des 26. verließ Fermor ungestört das Schlachtfeld. Als den König der englische Gesandte zum Gewinne der Schlacht beglückwünschte, erwiderte derselbe, auf Seydlitz zeigend: „Ohne Diesen würde es schlecht aussehen!“

Nachdem die beiden Heere sich einige Tage beobachtet hatten, musste der König am 1. September mit dem seinigen nach Dresden eilen, welches Daun bedrohte. Die Russen verließen Anfangs November die Neumark und Pommern, um ungestört im Königreich Preußen ihre Winterquartiere zu halten.

Daun hatte sich aus Böhmen, nachdem Friedrich 2. gegen die Russen aufgebrochen war, nach Sachsen gewendet, um in Verbindung mit dem Reichsheere, welches ein Pfalzgraf von Zweybrück befehligte, den Prinzen Heinrich zu erdrücken. Als ihm aber gemeldet wurde, Friedrich 2. nahe sich, bezog er am 5. September die sehr feste Stellung von Stolpen, die der König nicht angreifen wollte; er suchte ihn vielmehr aus Sachsen hinaus zu manövriren, was Anfangs gelang und den König dreist machte. So lagerte er am 11. Oktober, 42,000 Mann stark, auf den Höhen von Hochkirch, gleichsam unter den Kanonen von 70,000 Oesterreichern; überdem war die Stellung ohne Zusammenhang und getrennt durch Gründe, auch in der rechten Flanke gar nicht gedeckt, wo das waldige Hochkircher Gebirge von den Preußen nicht einmal beobachtet wurde. Daun erkannte bald alle Nachtheile, denen sich Friedrich 2. ausgesetzt hatte; er beschloß, dessen rechten Flügel zu umgehen und zu überfallen, die Mitte und den linken Flügel, die Anfangs nur in Schach gehalten werden sollten, dann erst angreifen zu lassen, wenn er — Daun — Vortheile errungen hätte. Das Terrain selbst war zu einem Ueberfalle überaus günstig. Früh um fünf Uhr des 14. Oktober hatte der linke österreichische Flügel das Hochkircher Gebirge durchschritten und überraschte die Preußen in Hochkirch; im Dorfe, wie im Lager lag Alles in tiefem Schlafe und erst der Kanonendonner weckte das Heer; Jeder eilte nun zu den Waffen. Nach dem heftigsten Kampfe — in dem auch Feldmarschall Keith fiel — blieben die Feinde im Besitze Hochkirchs, welches sie auch gegen alle Angriffe Fried-

rich 2. behaupteten. Mit dem Verluste desselben musste der König die Schlacht verloren geben, zumal nun auch sein linker Flügel angegriffen wurde; er dachte allein daran, wie er sein Heer dem ungleichen Kampfe entziehen und es hinter dem Schlachtfelde eine feste Stellnng einnehmen lassen könne. Beides gelang vollkommen, besonders da Daun die errungenen Vortheile nicht verfolgte, deshalb auch den Abzug des preußischen Heeres — es hatte einen Verlust von 9000 Mann gehabt — nicht drängte. Doch Friedrich 2. war durch den Verlust der Schlacht nicht gebeugt; er musste Neiße, welches von den Oesterreichern belagert wurde, entsetzen. Vom 24. bis 26. Oktober umging der König das Daunsche Heer und gewann mit Görlitz auch die freie Verbindung mit Schlesien; von Nimptsch aber, da Neiße's Belagerung bereits aufgehoben war, kehrte er am 8. November schon wieder nach Sachsen zurück, weil die Oesterreicher im Begriffe standen, Dresden zu belagern. Als Friedrich 2. in dessen Nähe ankam, ging Daun nach Böhmen in die Winterquartiere; das preußische Heer hielt die seinigen in Sachsen und Schlesien. Am Ende des Feldzugs — der am Rhein, wo Herzog Ferdinand glücklich gegen die Franzosen gefochten hatte, übte in diesem, sowie in den folgenden Jahren keinen Einfluß auf die Feldzüge des Königs, daher wir ihre Darstellung auch unterlassen — war weder Friedrich 2., noch dessen Gegner so geschwächt, daß der Krieg hätte aufgegeben werden müssen.

Noch am Schlusse des Jahres — am 30. December 1758 — hatte Frankreich ein neues Bündniß mit Oesterreich geschlossen, dessen Eingang sich zwar deutlich über den Zweck desselben: „die Macht Preußens in solche Grenzen einzuschränken, daß es ferner die Ruhe Deutschlands nicht mehr gefährden könne", aussprach, woran aber Ludwig 15. gewiß nicht gedacht hat; vielmehr daran, immer festern Fuß im Deutschen Reiche zu fassen und hier seinen Einfluß zu vermehren — wie es auch schon der nächste Feldzug 1759 lehrte. Auch die anderen Verbündeten hielten noch fest zusammen; es blieb daher dem Könige nichts Anderes übrig, als sich zum neuen Kampfe zu rüsten. Viel mussten seine Länder, die noch nicht vom Feinde besetzt waren, leisten; dann benutzte er die Hilfsquellen Sachsens, der kleinen sächsischen Herzogthümer, Meklenburgs, der anhaltinischen Fürstenthümer und die von Schwedisch-Pommern. Ansehnliche Kriegssteuern, Natural-Lieferungen, Pferde und Mannschaften wurden aus diesen Ländern genommen; dann waren überall Werbeplätze angelegt, die vielen Zulauf hatten; das Handgeld reizte. Jährlich wurde auch das Geld schlechter; denn das, was im vorigen Jahre mit zwanzig Procent Verlust geschlagen wurde, prägte man in diesem schon um vierzig Prozent schlechter aus. Was sollte aber der König machen? Wie konnte er sich erhalten? Durch Anstrengungen aller Art brachte er es doch dahin, daß er den Feldzug 1759 mit 130,000 Mann eröffnen konnte.

Die Oesterreicher und die Russen hatten verabredet, erst dann gegen den König angriffsweise vorzugehen, wenn sie sich einander so genähert

hätten, um sich gegenseitig unterstützen zu können. Friedrich 2. selbst konnte seiner Schwäche wegen die Offensive nicht mehr ergreifen, im Gegentheil er musste abwarten, was seine Gegner thun würden, und als sich nun Daun am 6. Juli in der Nähe von Mark-Lissa lagerte, um von hier aus den Russen entgegen zu kommen, bezog er ebenfalls am 10. bei Schmottseiffen, am linken Ufer des Bober, unweit Löwenberg, ein festes Lager. Um den Marsch der Russen aufzuhalten, ließ der König zuerst durch den General von Wobersnow ihre in und um Posen angelegte Magazine zerstören, dann musste Graf Dohna ihnen mit 28,000 Mann entgegengehen.

Die Russen hatten ihre Winterquartiere im Königreich Preußen gehalten. Von diesem wurden im Mai 1759 nicht allein bedeutende Natural-Lieferungen und 5000 vierspännige Fuhren, sondern auch noch über zwei Millionen Thaler an Kontributionen verlangt. Durch die Fürsprache des Großkanzlers Woronzow — der aber einen Wechsel von 6000 Dukaten dafür nicht annehmen wollte, sondern ihn zurückschickte — bekam der Gouverneur Preußens, General von Korff, den Befehl, einen Theil der Kontribution zu streichen, einen andern für Einquartierungen und Lieferungen zu verrechnen; der Rest sollte aber im nächsten Jahre aufgebracht werden; auch setzten Abgeordnete, die nach St. Petersburg gesendet wurden, dort durch, daß die Forderungen des platten Landes an die Krone gegen Lieferungen und Fuhrstellungen verrechnet werden könnten. Dem Lande geschah dadurch eine große Erleichterung, aus dem die Russen in finanzieller Hinsicht eigentlich sehr wenige Vortheile zogen. Viele Abgaben, z. B. die Ritterpferdegelder, wurden nicht einmal erhoben, andere zwar erhoben, aber da die Verwaltung ganz in den Händen getreuer preußischer Beamten geblieben war, für den König aufbewahrt und ihm zugeführt. Domhardt, der deshalb mit dem Kriegsrath Bruno in Königsberg in beständiger Verbindung stand, schickte diese Gelder, sowie das Getreide, welches er für den König im Lande aufkaufte, durch das Haus Rörbanz in Memel nach Kolberg. So wussten beide z. B. sehr geschickt einen Ausfall von 1,201,532 Thalern, der von der Brutto-Einnahme Preußens 1758/59 herrührte, so zu verrechnen, als wenn die Summe zum Besten des Landes verwendet worden wäre.

Da Dohna den Feldmarschall Grafen Saltykow (sprich Ssoltykow) mit seinen 70,000 Russen nicht aufhalten konnte, so bekam General Wedell das Kommando seines Korps, der aber am 23. Juli bei Kay mit einem Verluste von 8000 Mann geschlagen wurde. Nun wandte sich Saltykow gegen Frankfurt und bezog gegenüber dieser Stadt, einige 50,000 Mann stark, am 3. August auf den Höhen von Kunersdorf eine Stellung, wo sich mit ihm am 5. General Loudon (sprich Laudohn) mit 19,200 Oesterreichern, die von Daun zur Verstärkung des russischen Heeres bestimmt worden waren, vereinigte. Friedrich 2. sah nach der Niederlage Wedells kein anderes Mittel, die Russen an dem weitern Vordringen zu hindern,

als sie selbst anzugreifen und zu schlagen. Er zog zuerst den Prinzen Heinrich an sich und brach dann — jener blieb im Lager von Schmottseiffen zurück — gegen Frankfurt auf; auf dem Marsche vereinigte er sich am 6. und 9. August mit den Generalen Wedell und Finck, wodurch er 48,000 Mann stark wurde. Diese gingen am Morgen des 11. bei Reitwein auf das rechte Ufer der Oder über und lagerten am Abende bei Bischofssee und Trettin in der Nähe der Russen, die am folgenden Tage angegriffen werden sollten. Friedrich 2. wollte ihren linken Flügel durch einen gemeinsamen Frontal- und Flankenangriff gegen die Mitte werfen und dann die errungenen Vortheile bis zu einem vollständigen Siege verfolgen. Doch das Terrain, welches der König nicht kannte und über das er sich auch keine genaue Kenntniß verschaffen konnte, legte diesem Plane viele Hindernisse in den Weg; die Reiterei und die Artillerie konnten fast gar nicht gebraucht werden, sumpfige Wiesen, kleine Seen und sandige Berge verhinderten ihre zweckmäßige Verwendung.

Nachdem der linke russische Flügel eine halbe Stunde aus mehr als hundert Geschützen lebhaft beschossen worden war, wurde er von der Höhe, auf der er stand, über einen Grund, Kuhgrund genannt, gegen die Mitte hin geworfen; darauf erstiegen die preußischen Bataillone den Kuhgrund und drangen auch jenseit desselben wohl eine bedeutende Strecke vor; allein die Russen, in mehren Treffen hintereinander zusammengedrängt, widerstanden tapfer: so daß die Preußen, ohne Artillerie und ohne Reiterei, die nicht verwendet werden konnten, zuletzt nur geringe Fortschritte machten und endlich ermüdet und geschwächt von Loudon, der hinter dem rechten russischen Flügel in Reserve gestanden hatte, in Vereinigung mit den Russen angegriffen und über den Haufen geworfen wurden. In völliger Auflösung floh das preußische Heer bei Reitwein über die Oder; es verlor bei Kunersdorf mehr als 18,000 Mann.

Der König hielt sich, und mit Recht, für verloren, wenn Saltykow dem fliehenden Heere gefolgt wäre, und war bereit, dann durch Gift, welches er schon lange in einer kleinen gläsernen Röhre*) bei sich führte, seinem Leben ein Ende zu machen, was auch ein Befehl, den er eigenhändig für den General Finck schrieb, und mehre andere Umstände beweisen. Jener lautet wortgetreu: „Der General Fink krigt eine Schwehre Comission, die Unglückliche Armée So ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande mit die Russen zu Schlagen, Hadek wirdt nach Berlin Eillen vielleicht Laudon auch, Gehet der General Fink diese beide nach So kommen die Russen ihm in Rücken, bleibt er an der Oder Stehen So kriegt er den Hadek dißSeit, indessen So glaube, das wen Loudon nach Berlin wolte

---

*) Es waren fünf oder sechs Pillen, die man nach seinem Tode, noch ganz so aufbewahrt, fand.

Solchen könnte er unterwegens attquiren und Schlagen Solches wohr es guht gehet gibt dem unglück einen anstandt und hält die sachen auf, Zeit gewonnen ist Sehr vihl bei dießen Desperaten umstände, die Zeitunge aus Torgau und Dresden wird ihm Cöper mein Segreter geben, er Mus Meinen Bruder den ich Generalissimus bei der Armée Declariret von allen berichten, dießes unglück gantz wiederherzustellen gehet nicht an, indeßen was mein Bruder befehlen wirdt das mus geschen, an mein Neveü mus die Armée Schwehren. Dießes ist der einzige raht den ich bei den unglücklichen umstände im Stande zu geben bin, hette ich noch resourssen So wehre ich darbei geblieben. Friedrich."

Doch als Friedrich 2. sah, daß die Russen über die Oder nicht folgten, fasste er bald wieder Muth, und dachte nur daran, wie er seinen Gegnern widerstehen könne. Und trotz dem, daß sich Saltykow und Daun in der Nieder-Lausitz in kurzer Zeit einander so näherten, daß sie gemeinschaftlich operiren konnten, griffen sie doch den König nicht an; aber einer munterte den andern dazu auf; wahrscheinlich hatten sie von ihren Höfen den Befehl, Friedrich 2. nicht zu vernichten, schwerlich kann man dem Verhalten der beiden Befehlshaber einen andern Grund unterschieben; denn es hätte über die Beute einen neuen Krieg gegeben. Auch wurde der König bald dreister, er stellte sich am 1. September bei Lieberose auf, um nöthigenfalls die Vereinigung der beiden Hauptheere mit Gewalt zu verhindern; nach manchen Unterhandlungen über Angriffspläne, Fourage- und Proviantlieferungen, die aber keinen Erfolg hatten, brachen die Russen am 18. September nach Schlesien auf, angeblich, um Glogau zu belagern, eigentlich aber, um in die Winterquartiere zu marschiren. Als aber der König Glogau eher erreichte und es deckte, gingen sie bei Carolath über die Oder und verließen am 25. Oktober Schlesien, welches sie ganz verwüstet hatten. Sie nahmen wieder ihre Winterquartiere im Königreich Preußen; Loudon aber, der das russische Heer bis in Polen hinein begleitet hatte, erreichte über Krakau Mähren.

Gegen Daun war, wie wir wissen, Prinz Heinrich mit 38,000 Mann bei Schmottseiffen zurückgeblieben. Als aber Dresden am 4. September durch den General von Schmettau auf Anrathen des Königs, welcher ihm nach dem Verluste von Kunersdorf keine Hilfe senden konnte, und die dort aufgehäuften sehr ansehnlichen Vorräthe gerettet haben wollte, den Oesterreichern übergeben wurde, gewann Heinrich, um den Rest des Kurfürstenthums dem Könige zu erhalten, durch einen geschickten Marsch um die linke Flanke Dauns dasselbe, wo er sich am 4. Oktober mit Finck, der sich so lange in demselben behauptet hatte, vereinigte. Dahin eilte auch der König, als er die Russen auf dem Marsche in ihre Winterquartiere wusste, und stieß zum Bruder am 8. November in der Nähe von Meißen. Friedrich 2. wollte nun den mit dem Reichsheere 86,000 Mann starken Daun, der hinter dem Plauenschen Grunde eine überaus feste Stellung genommen

hatte, aus Sachsen manövriren, und um dieses wesentlich zu fördern, musste Finck mit 14,000 Mann am 16. November sich bei Maxen hinter dem Rücken Dauns aufstellen. Aber dieser wendete sich am 18. mit einem Theile seines Heeres gegen den General; denn dessen Stellung war recht geeignet, um mit Glück gegen ihn einen Schlag zu unternehmen. Finck wurde am 21. vollständig vernichtet. An diesem Verluste schuldeten Beide — der König und der General. Ersterer stellte Finck dadurch bedeutend bloß, daß er ihn, wurde er angegriffen, nicht unterstützen konnte; denn er war bei schlechten Wegen zwei Tagesmärsche von ihm entfernt, auch sicherte kein Zwischenkorps die Verbindung. Letzterer aber musste am 19., als so bedeutende Kräfte gegen ihn anrückten und er seine Aufgabe nicht mehr zu lösen im Stande war, sich der Gefahr, die sich näherte, zu entziehen suchen, was leicht auszuführen gewesen wäre. Vor Allem musste er daran denken, sein Korps zu erhalten; er nahm aber die königlichen Befehle buchstäblich.

Das österreichische Heer hielt in Sachsen hinter dem Plauenschen Grunde seine Winterquartiere; das preußische um Meißen und in Schlesien. Trotz der großen Verluste, die Friedrich 2. in diesem Feldzuge erlitten hatte, war doch nur Dresden und der Theil des Kurfürstenthums, den Daun besetzt hielt, für ihn verloren gegangen.

Friedrich 2. Kräfte schwanden immer mehr, auch schlugen seine Versuche, England mit Frankreich zu versöhnen und dann mit letzterm einen Frieden abzuschließen, fehl: Pitt stellte zu hohe Forderungen. Oesterreich wünschte noch nicht den Frieden, es glaubte noch immer in den Besitz Schlesiens zu kommen. Als es aber Rußland aufforderte, einem am 30. December 1758 mit Frankreich abgeschlossenen Bündnisse beizutreten, verlangte dieses für die verwendeten Kriegskosten die östlich der Weichsel gelegenen Länder des preußischen Staates. Frankreich wollte von dieser Abtretung Nichts wissen, was zu einem Vertrage, der zwischen Oesterreich und Rußland am 21. März 1760 abgeschlossen wurde, führte, der bestimmte, daß Rußland die östlich der Weichsel gelegenen preußischen Länder zwar erhalten sollte, doch nur dann, wenn Schlesien und Glatz wirklich an Oesterreich abgetreten würden. England blieb Preußen treu; es erneuerte sein Bündniß vom 11. April 1758.

Unter diesen Umständen musste der König nur an die Ergänzung seines Heeres, welches 1759 über 60,000 Streiter verloren hatte, denken. In Sachsen und den benachbarten kleinen Staaten wurden zahlreiche Mannschaften mit Gewalt ausgehoben; dann wurden Gefangene, Deserteure und alles Gesindel, welches sich nur anwerben lassen wollte, in das Heer aufgenommen, der König hatte das ganze Werbegeschäft an einen Obersten Collignon verpachtet, dem er für jeden Rekruten, den er ablieferte, funfzehn Thaler zahlte. Dadurch ward es möglich gemacht, daß Friedrich 2. den Feldzug 1760 mit 90,000 Mann eröffnen konnte, die es mit 130,000

Oesterreichern, 118,000 Russen, den Schweden und dem Reichsheere aufzunehmen hatten. Aber die preußischen Soldaten waren auch nicht mehr die alten, der Geist des Heeres von 1757 war geschwunden, sie waren nicht mehr der Anstrengungen und der Hingebung jenes fähig, der König musste sie zu den entscheidender Schlägen, denen er nicht ausweichen konnte, allein aufsparen. Für die Heeresbedürfnisse sorgte der König gleichfalls nach Möglichkeit. Das unter sächsischem Stempel geprägte Geld verlor noch mehr an innerm Werthe, es wurde jährlich geringhaltiger umgeprägt. Alle Länder, in denen der König Herr war — die eigenen lagen theilweise wüste — mussten Getreide, Pferde, Wagen und Kontributionen liefern; alle Rücksichten, die bis jetzt noch genommen waren, hörten auf; mit den strengsten Exekutionen wurden alle Forderungen beigetrieben: so wurden z. B. die reichsten Leipziger Kaufleute auf gut Türkisch so lange ohne Betten, Feuer und Licht eingesteckt, bis sie sich zur Zahlung der geforderten Kontributionen verstanden. Preußens Streitkräfte wurden für den bevorstehenden Feldzug so vertheilt: Friedrich 2. selbst wollte mit 40,000 Mann Sachsen gegen 80,000 Oesterreicher vertheidigen, die Daun befehligte; General Fouqué sollte mit 14,000 Mann bei Landshut Schlesien gegen Loudon sichern, der gegen 50,000 Mann unter sich hatte; und Prinz Heinrich mit 35,000 Mann bei Sorau und Sagan bereit stehen, entweder Fouqué zu Hilfe zu eilen, oder sich den Russen entgegenzuwerfen, die, wenn sie sich mit Loudon vereinigt hätten, Schlesien erobern sollten.

Die ersten Feindseligkeiten fanden in Schlesien statt. Am 23. Juni 1760 vernichtete Loudon das Korps Fouqué's bei Landshut; der General hielt sich, wie Finck bei Maxen, zu sehr an die Worte der königlichen Befehle, und trägt daher allein die Schuld des harten Verlustes. Doch, befreundet dem Könige, mit dem er französisch sich geistreich unterhalten konnte, entging er der Strafe, die aber über Finck verhängt worden ist. Bald darauf, am 26. Juli, fiel die Festung Glatz; die Besatzung, zusammengeworbenes Gesindel, öffnete den Oesterreichern die Thore. Dadurch bekamen diese nun freie Hand in Schlesien, Loudon stand schon am 8. Juli unweit Liegnitz; denn Prinz Heinrich war bereits am 11. Juni den Russen nach Landsberg a. d. Warthe entgegengegangen. Friedrich 2. eilte, sowie er den Einmarsch Loudons in Schlesien erfahren hatte, dieser Provinz zu Hilfe; am 14. Juni trat er mit 28,000 Mann den Marsch dahin von Meißen an; General von Hülsen blieb mit 12,000 Mann in Sachsen zurück. Kaum hatte Daun den Aufbruch des Königs erfahren, so folgte er ihm von Dresden aus. Doch auf die Nachricht von Fouqué's Niederlage, gab der König am 8. Juli — er hatte eben Bautzen erreicht — seinen Plan auf, und wandte sich gegen Dresden, welches er schon am 12. einschloß und durch ein heftiges Bombardement zur Uebergabe bringen wollte. Als aber Daun zum Entsatze herbeieilte, trat der König am 1. August mit 30,000 Mann seinen zweiten Marsch nach Schlesien an; dort war seine

Anwesenheit höchst nothwendig. Ueber Königsbrück, Dobschütz und Bunzlau erreichte er am 7. jene Provinz, wohin ihm Daun zu gleicher Zeit gefolgt war. Von nun an zog sich der ganze Krieg in Schlesien zusammen. Hier finden wir nicht allein Daun und Loudon, sondern auch die Russen, den König und den Prinzen Heinrich.

Die Russen näherten sich von der Weichsel her in langsamen Märschen der schlesischen Grenze, die sie am 4. August in der Nähe von Militsch überschritten; ihr Vortrab erreichte am 6. Leubus, wo er Brücken über die Oder finden sollte. Prinz Heinrich hatten nicht allein die Richtung des russischen Marsches, sondern auch die Fortschritte Loudons, besonders die von ihm unternommene Belagerung von Breslau, bestimmt, nach Schlesien zu eilen; in der Nähe dieser Stadt nahm Prinz Heinrich seine Stellung, um sie sowohl gegen Loudon, der die Belagerung sofort aufgehoben hatte, als auch gegen Saltykow zu sichern.

Friedrich 2. wichtigste Aufgabe war nun die, sich mit seinem Bruder zu vereinigen; nur dann konnte er hoffen, seinen Gegnern zu widerstehen, Breslau musste ihm der Stützpunkt seiner Operationen werden. Daun dagegen, der sich mit Loudon am 8. August in der Gegend von Goldberg vereinigt hatte, musste diese Vereinigung zu verhindern, aber auch die Russen in voller Stärke zum gemeinsamen Operiren aufs linke Ufer der Oder hinüberzuziehen suchen; doch letzteres wollte nicht gelingen. Saltykow hatte immer Ausreden; wahrscheinlich banden ihn aber Befehle. Die beiden österreichischen Feldherren manövrirten nun vom 8. bis 14. sehr geschickt zwischen Goldberg und Liegnitz, um jede Vereinigung Friedrich 2. mit dem Bruder zu verhindern. Endlich entschlossen, es koste, was es wolle, entweder über Parchwitz, oder durch einen Uebergang über die Oder sich den Weg nach Breslau zu bahnen, verließ der König in der Nacht zum 15. die Gegend westlich von Liegnitz, und lagerte in den frühesten Morgenstunden des 15. mit 30,000 Mann auf dem linken Ufer der Katzbach und des Schwarzwassers, Liegnitz vor der Front. An diesem Tage war auch General Tschernyschew mit 20,000 Russen bei Auras über die Oder gegangen, um Loudon zu verstärken. Da meldete Major Hundt vom Husaren-Regimente Zieten, der am grauenden Morgen vor dem linken Flügel des Königs gekundschaft hatte, daß er in der Entfernung einer Viertelmeile Loudons Heer — es waren 35,000 Mann — in vollem Anmarsche entdeckt hätte. Dieses hing so zusammen. Daun wollte nämlich das preußische Heer in seiner Stellung westlich von Liegnitz angreifen und hatte die Rollen so vertheilt: Loudon geht unterhalb Liegnitz über die Katzbach, um dem Könige die Straße nach Glogau zu verlegen; er selbst wird dessen rechten Flügel angreifen, den General Lacy zugleich umgehen muß, während General Beck durch Scheinangriffe auf Liegnitz den König festzuhalten suchen soll. Gelang der Plan, so musste der König erdrückt werden, und dem Kriege ward ein Ende gemacht. Daun wusste Friedrich 2. in

einer Stellung westlich von Liegnitz; daß er diese aber in der Nacht zum 15. verlassen hatte, war ihm unbekannt geblieben. Nun fanden sich jene Generale durch die Veränderung der preußischen Stellung sehr überrascht, besonders Loudon, der sogar ohne Vortrab marschirt war, um desto sicherer seine Aufgabe zu erreichen; er fasste sich aber bald und ging sofort zum Angriffe über, den er mehre Male wiederholte, aber endlich mit einem Verluste von 7500 Mann das Schlachtfeld verlassen musste. Natürlich konnten daher auch Daun und Lacy keinen Feind vor sich finden; ja, sie hörten nicht einmal den Kanonendonner, obgleich der Kampf nur eine Meile entfernt war, woran ein heftiger Westwind schuldete. Noch an demselben Tage erreichte der König Parchwitz und marschirte am 16. auf der Straße nach Breslau weiter; bei Neumarkt stellte er die Vereinigung mit dem Bruder her. Durch einen Brief, der dem Bruder einen weit größern Sieg meldete, und den der König Tschernyschew in die Hände zu spielen musste, wurde dieser besorgt und ging auf das rechte Oderufer zurück. Auch Saltykow zog sich nun hinter die Sümpfe der Bartsch nach Herrnstadt.

Nach dem Verluste der Schlacht am 15. zogen sich Daun und Loudon in die Nähe von Schweidnitz, von wo sie Friedrich 2. zwar in das Gebirge manövrirte, aber nicht zum Verlassen Schlesiens zwingen konnte. Daun und Saltykow hatten sich endlich über einen Angriff Berlins so weit verständigt, daß die Abtheilungen der beiden Heere, die dazu bestimmt waren und welche die Generale Lacy, Tschernyschew und Tottleben befehligten, am 26. September ihren Marsch antreten konnten. Am 9. October kapitulirte Berlin und musste eine bedeutende Kontribution zahlen; auch wurden ansehnliche Kriegsvorräthe erbeutet. Doch schon am 12. verließen die Sieger die Residenz; der König näherte sich derselben.

Dieser hatte am 3. Oktober das Gebirge verlassen und über Striegau und Jauer am 14. die Gegend von Guben erreicht, von wo er sich, als ihm der Abmarsch der Feinde von Berlin gemeldet wurde, nun über Lübben, Dahme und Roslau, wo er am 26. über die Elbe ging, bei Jonitz mit Hülsen vereinigte, der vergebens Sachsen zu vertheidigen gesucht hatte. Daun, der dem Könige Sachsen nicht überlassen durfte — Loudon blieb in Schlesien mit einem starken Korps zurück — erreichte am 24. Torgau, in dessen Nähe er am linken Ufer der Elbe eine starke Stellung bezog. Nur eine Schlacht, zu der der König auch entschlossen war, konnte ihm ganz Sachsen wieder verschaffen. Den stärkern Theil seines Heeres, es zählte 44,000 Mann, führte Friedrich 2. selbst am 3. November durch die Torgauer Heide in den Rücken Dauns, während Zieten mit dem kleinern dessen Fronte angreifen sollte; er wollte seinen Gegner nicht allein schlagen, sondern auch durch einen gleichzeitigen Angriff in Front und Rücken vernichten. Doch alle Angriffe des Königs wurden abgeschlagen und am Abende gab derselbe die Schlacht verloren, rechnete aber darauf, daß die Oesterreicher am andern Morgen das Schlachtfeld verlassen würden. Doch Zie-

ten, der Dauns Front zu stark fand, hatte sich mehr links gezogen, was seinen Angriff zwar verspätete, der aber dafür die rechte Flanke Dauns traf; er wurde noch durch einige Bataillone vom Korps des Königs, die Hülfsen gesammelt hatte, unterstützt. Daun gab nun die Schlacht verloren und marschirte am andern Morgen bei Torgau über die Elbe, um über Dresden den Plauenschen Grund zu erreichen, hinter dem er sich am 7. aufstellte. Die Schlacht kostete Friedrich 2. beinahe 20,000 Mann, die Oesterreicher 16,000.

Der König war auf dem linken Ufer der Elbe gegen Dresden gefolgt; da aber die Oesterreicher ihre Stellung hinter dem Plauenschen Grunde nicht aufgeben wollten, so ließ er sein Heer bald die Winterquartiere beziehen. In Schlesien war von Loudon nichts Erhebliches geschehen, und als die Russen die Niederlage Dauns erfuhren, brachen sie auf, um jenseits der Weichsel wieder ihre Winterquartiere zu nehmen. Am Schlusse des Feldzugs, der den König 27,413,000 Thaler gekostet haben soll, hatte derselbe nur Glatz verloren; auch war seine Lage gegen die am Schlusse des vorjährigen Feldzugs um Vieles besser. Trotz dem aber schwanden jährlich mehr die Aussichten und die Kräfte, den Kampf gegen die Verbündeten mit Aussicht auf eigene Erhaltung fortzusetzen.

Frankreich sprach zuerst die Ueberzeugung aus, daß der Kampf gegen Friedrich 2, aller Anstrengungen unerachtet, vergeblich wäre und rieth zum Frieden; aber es konnte sich mit England nicht einigen. Rußland war wohl dem Kriege abgeneigt, doch wollte es ohne einen gewissen Anstand sich nicht von Oesterreich trennen; es wollte sogar seine Ansprüche auf das Königreich Preußen aufgeben, wenn Oesterreich auf Schlesien verzichte. Aber dieses hoffte noch immer, obgleich es getäuscht worden war, mit Hilfe eines russischen Heeres diese Provinz zu erobern. Mit dem Austritte Pitts aus dem Ministerium verlor der König von Preußen seinen wichtigsten Verbündeten, England; Pitts Stelle ersetzte Lord Bute; dieser erneuerte das am 7. December 1758 abgeschlossene Bündniß mit Preußen nicht mehr, verweigerte auch die Hilfsgelder „weil Friedrich 2. weder für England, noch für Hannover Etwas gethan haben sollte.“

Was blieb diesem also übrig, als sich wieder aufs Thätigste zu rüsten? Ueberaus schwer hielt es, das Heer wieder zu ergänzen, da sowohl die eigenen Staaten, als auch die benachbarten völlig erschöpft waren. Doch gewaltsam wurden überall die Aushebungen vollzogen, Streifkorps mussten sogar die Gegenden, die vom Feinde besetzt waren, erst zu diesem Zwecke von ihm befreien; angeworben wurde Jeder, der nur zu haben war; die Naturallieferungen, Gelder, Pferde und Wagen wurden da aufgebracht oder weggenommen, wo sie nur zu finden waren. Das preußische Heer erhielt eine Stärke von 110,000 Mann; doch gebot der Zustand desselben den König mehr und mehr die Defensive, wenn er sich nur aufrecht erhalten wollte; Schlachten durfte er nicht mehr liefern.

Nach dem Plane der Gegner sollte der Hauptschlag gegen Friedrich 2. in Schlesien geschehen; es sollte von 70,000 Oesterreichern und 60,000 Russen erobert werden; außerdem wollten die Letzteren sich auch in den Besitz Kolbergs setzen; es sollte ihnen einen Stützpunkt für ihre künftigen Winterquartiere, die sie in den preußischen Staaten rechts der Oder nehmen wollten, abgeben. Daun sicherte mit 60,000 Mann Sachsen. Den Befehl in Schlesien bekam Loudon, welchen Kaunitz, der Daun durchaus kein Vertrauen schenkte, begünstigte. Schlesien wollte der König vertheidigen, hier musste sich das Schicksal des Krieges entscheiden, und Sachsen sollte ihm der Bruder Heinrich erhalten. Kolberg wurde durch ein verschanztes Lager, das ein Prinz von Württemberg befehligte, gesichert.

Die Feindseligkeiten fingen also auch in Schlesien an. Am 23. April 1761 drang Loudon in diese Provinz ein, die vom General v. d. Goltz mit 24,000 Mann in einer Aufstellung bei Schweidnitz vertheidigt wurde; sogleich brach auch Friedrich 2. — in Sachsen blieben dem Prinzen Heinrich 30,000 Mann — von Torgau auf und vereinigte sich am 13. Mai mit Goltz; er befehligte nun 58,000 Mann. Loudon war unterdessen wieder nach Böhmen zurückgegangen, was den König veranlasste, Goltz — er starb bald und Zieten übernahm den Befehl — mit 12,000 Mann zur Beobachtung der Russen bei Glogau aufzustellen, und das eigene Heer zwischen Freyburg und Schweidnitz enge Kantonirungen beziehen zu lassen. Bis zur Ankunft des russischen Heeres auf schlesischem Boden fanden keine Feindseligkeiten statt. Dieses hatte seine Winterquartiere im Königreich Preußen gehalten. Hier war Korff General Suworow als Gouverneur gefolgt; freundlich dem Lande gesinnt, ließ er sich ganz vom Hofrathe Nicolovius leiten. Angeblich für eine Befreiung von der Rekrutirung sollte Preußen eine Kriegssteuer von 508,000 Rubel zahlen, doch blieben der Adel, die Geistlichen und die Staatsbeamten von derselben befreit. Sie wurde nicht vollständig entrichtet, weil eine Thronveränderung in Rußland eintrat.

Am 15. Juli betrat Feldmarschall Buturlin, Saltykows Nachfolger, mit 50,000 Mann Schlesien zwischen Militsch und Wartenberg; er sollte sich über Oppeln mit Loudon, der bis auf 72,000 Mann verstärkt worden war und ihm entgegenkommen sollte, vereinigen. Unter dem Schutze eines kleinen Korps, welches Loudon in den ersten Tagen des Juli gegen Schweidnitz vorschob, gewann er über Silberberg und Wartha die Ebenen Ober-Schlesiens, um von hieraus seine Verbindung mit Buturlin zu bewerkstelligen. Um nun Loudon stets im Auge zu behalten, bezog Friedrich 2. am 7. Juli unweit Schweidnitz die feste Stellung bei Pilzen; Loudon dagegen erreichte am 20. die Gegend von Frankenstein, und leicht konnte er bei einiger Eile dem Könige den Vorsprung nach Oppeln abgewinnen; aber dieser besetzte nach drei starken und dabei kühnen Märschen am 21., 22. und 23. über Nimptsch, Münsterberg vorbei, die Höhen von

Woitz, wodurch er mit Neiße in Verbindung kam, die ihm der vorsichtige Loudon, der am letztern Tage erst die Gegend von Münsterberg erreicht hatte, nun nicht mehr streitig machen konnte und den Weg nach Oppeln verlegt fand. Ueber die Bewegungen der Russen, gegen die Zieten Breslau deckte, waren nur unsichere Nachrichten eingegangen; aber vergebens behielt Friedrich 2. Ober-Schlesien im Auge, hier sollten sich ja die feindlichen Heere vereinigen, doch keines wollte sich zeigen, da glaubte der König, ihre Vereinigung würde über Nimptsch und Strehlen — Buturlin werde dann bei Ohlau die Oder überschreiten — vor sich gehen, was ihn bewog, sich am 4. August bei Strehlen aufzustellen; allein auch hier zeigten sich weder Russen, noch Oesterreicher. Nun beschloß der König, als ihm die sichere Nachricht zukam, Loudon habe am 8. die Höhen von Kunzendorf in der Nähe von Schweidnitz bezogen und wolle wahrscheinlich über Liegnitz sich den Russen nähern, über Canth und Ober-Mohs nach Jenkau, östlich von Jauer, zu marschiren, was er auch vom 10. bis 13. ausführte. Hier erfuhr er zwar, daß Buturlin in der Nähe von Liegnitz lagern solle, doch alle Auskundschaftungen brachten darüber keine sichere Nachrichten; endlich erhielt er sie am 15. durch die Kosaken selbst. An diesem Tage griffen nämlich große Schwärme dieser leichten Truppen die preußischen Feldwachten an; der König sah auch deutlich in der Nähe von Liegnitz das russische Lager, Buturlin hatte schon am 12. die Oder bei Leubus überschritten. So befand sich Friedrich 2. zwischen zwei Heeren, die sich leicht vereinigen konnten und von denen jedes — die Oesterreicher zählten gewiß 70,000, die Russen 60,000, die Preußen dagegen 55,000 Mann — dem seinigen überlegen war; es blieb ihm kein anderer Weg, als sich dieser Gefahr zu entziehen, er wollte eine Stellung bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz beziehen, entschlossen, in dieser ruhig abzuwarten, wie sich die Dinge gestalten würden. Gleich mit ihrem Beziehen, am 20., wurde die Stellung auch befestigt, was von den feindlichen Feldherren nicht gehindert wurde, obgleich sie binnen wenigen Tagen vor derselben erschienen; auch konnten sie sich über ihren Angriff nicht einigen; alle Vorschläge, die Loudon machte, wurden nicht angenommen, obgleich das Lager nicht so fest war, daß es nicht durch einen entschlossenen Angriff hätte genommen werden können. Am 10. September trennte sich Buturlin von Loudon, bei dem aber 12,000 Russen unter Tschernyschew zurückbleiben mussten; Loudon bezog wieder die Kunzendorfer Höhen. Das Lager war also frei, was eine ungemeine Freude im preußischen Heere hervorbrachte; denn der Soldat war verzagt und niedergeschlagen, ihm war die Gefahr nicht entgangen, die entstehen musste, wenn das Lager erobert worden wäre. Buturlin ging am 13. September in der Nähe von Steinau über die Oder, um Schlesien zu verlassen.

Nun wollte der König auch noch Loudon von Schweidnitz entfernen, was er dadurch zu erreichen hoffte, daß er sich am 26. September nach Ober-Schlesien in Bewegung setzte. Hier, im Lager von Groß-Nossen,

erfuhr er aber, daß ihm Loudon nicht gefolgt sei, jedoch in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober Schweidnitz erstürmt habe. Nun hatten die Oesterreicher einen Stützpunkt für ihre Winterquartiere; denn Friedrich 2. konnte nicht mehr daran denken, Schweidnitz noch in diesem Feldzuge den Oesterreichern wieder zu entreißen; es war dazu zu spät. Er selbst sagt, wenn Loudon ihn nach der Eroberung von Schweidnitz aufgesucht und zur Schlacht gezwungen hätte, so wäre wahrscheinlich der Krieg beendet gewesen.

In Sachsen fiel zwischen den beiden Heeren nichts Erhebliches vor. Aber in Pommern ging Kolberg nach einer rühmlichen Vertheidigung verloren; Oberst v. d. Heyde musste am 17. December aus Mangel an Lebensmitteln kapituliren, nachdem der Prinz von Württemberg bereits in der Mitte November sein befestigtes Lager ebenfalls aus gleichem Grunde hatte verlassen müssen.

Unter allen Feldzügen des Siebenjährigen Krieges war der Feldzug von 1761 der unglücklichste für den König von Preußen. Am Schlusse desselben hatte er Theile von Schlesien, Sachsen, der Neumark und von Pommern verloren, in immer engeren Grenzen musste er seine Winterquartiere halten. So kam das nächste Jahr unter düstern Aussichten an; der König hatte seine letzten Hoffnungen auf die Türken und Tataren gesetzt, als ihm plötzlich Hilfe von einer Seite ward, von wo er sie nicht erwartet hatte. Am 22. Januar 1762 starb in St. Petersburg die Zarina Elisabeth; ihr Nachfolger Peter 3. war nicht allein dem Könige ganz ergeben, sondern auch im höchsten Grade sein Bewunderer. Dem Waffenstillstande, den er am 16. März mit Friedrich 2. in Stargard abschloß, folgte schon am 5. Mai der Friede von St. Petersburg. Alle preußischen Länder räumten die Russen und ehe noch ein Offensiv- und Defensiv-Traktat bis zum Abschlusse gekommen war, ließ Peter 3. das Korps Tschernyschew schon zum preußischen Heere stoßen. Peters Thronbesteigung wirkte auch günstig auf die politischen Verhältnisse zwischen Schweden und Preußen; erstere Macht schloß am 7. April einen Waffenstillstand und am 22. Mai den Frieden von Hamburg. Lord Bute hatte sich mit Frankreich eines Friedens wegen ebenfalls in Verbindung gesetzt; damit letztere Macht ihn so günstig als möglich erhalte, sollten die französischen Heere nur vertheidigungsweise operiren, um wenigstens das zu behalten, was sie im Deutschen Reiche im Besitze hatten.

Mit jedem Jahre war es dem Könige schwieriger geworden, sich im Felde zu behaupten; am schwierigsten wäre es ihm wohl in diesem gewesen, hätte ihn nicht der Tod der Zarina gerettet. Der Umkreis, aus dem Friedrich 2. die Mittel seiner Erhaltung — Mannschaften, Pferde, Geld und Lebensmittel — hernehmen konnte, war ihm enge genug gezogen, überdies waren die eigenen Staaten, Sachsen, die sächsischen und anhaltischen

Fürstenthümer, Meklenburg, so erschöpft oder verwüstet, daß sie Nichts mehr liefern, auch keine Mannschaften mehr stellen konnten. Aber das Letzte mussten sie hergeben. Ueberall, ohne auf den Betrieb der Gewerbe oder des Ackerbaues Rücksicht zu nehmen, wurden die fehlenden Mannschaften mit Gewalt da genommen, wo sie nur zu finden waren, und Jeder für Geld angeworben, der sich nur gewinnen ließ. Aus dem Königreich Preußen konnte der König wohl jetzt Rekruten ziehen, doch war auf diese, sowie auf die aus der russischen Gefangenschaft zurückkehrenden Mannschaften wenig zu rechnen, indem sie doch nur erst im Laufe des Feldzugs eingestellt werden konnten. Und doch hatte es der König soweit gebracht, daß er im Mai 118,000 Mann im Felde verwenden konnte; die österreichischen Heere zählten über 140,000 Streiter. Das Geld, welches in diesem Jahre geprägt wurde, war um 60, um 75 Procent schlechter, als das alte Silbergeld unter preußischem und sächsischem Stempel.

Friedrich 2. wollte bis zum Eintreffen des russischen Hilfskorps sich in Schlesien streng vertheidigungsweise halten, alsdann Schweidnitz erobern, die übrige Zeit aber bis zum Beziehen der Winterquartiere nach Gelegenheit benutzen; Sachsen sicherte Prinz Heinrich mit 30,000 Mann gegen Oesterreicher und Reichstruppen. Am 30. Juni vereinigten sich in der Nähe von Breslau Tschernyschew's 19,300 Mann mit dem Könige, wodurch dieser gegen 80,000 Mann befehligte. Nun sollte Daun, der zwischen dem Zobten und Striegau mit 60,000 Mann Schweidnitz deckte, aus dessen Nähe manövrirt werden, damit diese Festung belagert werden könne. Am 1. Juli brach das preußische Heer auf. Zuerst, vom 2. bis 6., manövrirte Friedrich 2. den linken feindlichen Flügel wohl eine Strecke zurück, aber nicht so weit, daß Daun zum Aufgeben seiner Verbindung mit Schweidnitz und Böhmen und zum Verlassen des Gebirges genöthigt worden wäre. Nun versuchte der König ein ähnliches Manöver gegen den rechten feindlichen Flügel. Durch einen Theil der preußischen Streitkräfte, die bisher gegen den linken feindlichen Flügel gebraucht worden waren und sich geschickt der Aufmerksamkeit des Feindes zu entziehen gewußt hatten, verstärkt, erstürmte Friedrich 2. am 21. die Höhen von Leutmannsdorf und Burkertsdorf, wodurch das österreichische Heer so weit ins Gebirge gedrängt wurde, daß die Belagerung von Schweidnitz angefangen werden konnte. Bereits am 18. hatte Tschernyschew die Nachricht von der Palastrevolution im Schlosse Oranienbaum erhalten, durch welche am 9. Peter 3. entthront und dessen Gemahlin Katharina durch die Mörder ihres Mannes und ihre Bettgenossen, die Gebrüder Orlow und Spießgesellen, regierende Zarina wurde; zugleich war ihm auch der Befehl zugegangen, sich vom preußischen Heere zu trennen und nach Polen zu marschiren. Höchst betrübend und niederschlagend traf diese Nachricht den König; er suchte den General zu überreden, so lange in seiner Stellung zu bleiben, bis die Angriffe auf den rechten feindlichen Flügel ausgeführt worden wären, worauf

Tschernyschew auch einging; — die russischen Truppen sahen also am 21. das Gefecht zu und brachen am folgenden Tage nach Polen auf.

Schweidnitz vertheidigte sich aufs Rühmlichste vom 7. August bis zum 8. Oktober unter General Guasco, der eine ausgesuchte Besatzung von 12,000 Mann unter sich hatte. Zum Entsatze derselben machte Daun nur einen Versuch. Der König hatte den Herzog von Bevern — er war aus der österreichischen Gefangenschaft von seiner Verwandten, der Kaiserin, entlassen worden — aus Ober-Schlesien in die Nähe von Schweidnitz gezogen, wo er, 7000 Mann stark, sich neben Reichenbach aufstellte. Daun mußte ihn entfernen, er hinderte den Entsatz, der durch die Ebene von Reichenbach versucht werden sollte; Bevern sollte umgangen und dann von allen Seiten angegriffen und erdrückt werden. Am 16. August setzten sich dazu 48,000 Mann in Bewegung; allein die langsamen und zu systematischen Anstalten Dauns verdarben seinen Plan; Bevern hielt sich in seiner vortheilhaften Stellung so lange, bis Friedrich 2. nahete, was schon Daun bewog, den weitern Kampf aufzugeben; er zog sich ins Gebirge zurück. Nun ruheten in Schlesien die Waffen. In Sachsen geschah nichts Erhebliches und selbst als Prinz Heinrich am 29. Oktober bei Freyberg einen Sieg über die Oesterreicher und Reichstruppen erfocht, änderte derselbe wenig in den dortigen kriegerischen Verhältnissen.

Die Friedensanträge, die in der Mitte des November von Seiten Oesterreichs dem Könige von Preußen gemacht worden waren, nahm derselbe an; sein Legationsrath von Hertzberg mußte sich ins Schloß Hubertsburg begeben, wo die Unterhandlungen eröffnet wurden. Da nun der König fest darauf bestand, weder etwas von seinen Ländern abzutreten, noch das kleinste Recht aufzugeben, die Gegner dergleichen Forderungen auch nicht machten, so ward der Besitzstand wieder so hergestellt, wie er vor dem Anfange des Krieges gewesen war, und der Friede konnte daher bald, schon am 15. Februar 1763, zwischen Oesterreich und Sachsen einerseits und Preußen andererseits unterzeichnet werden. Er machte dem Siebenjährigen Kriege ein Ende. Schon am 3. November 1761 hatten sich Frankreich und England in London über einen Frieden geeinigt; mit ersterer Macht wurde aber von Seiten Preußens kein Frieden geschlossen, da zwischen Beiden eigentlich Nichts auszugleichen war.

Durch einen sieben Jahre langen Kampf*) hatte Friedrich 2. die Achtung und die Bewunderung Europa's gewonnen, und der persönliche Ruhm, der ihn in den Augen seiner Zeitgenossen umstrahlte, gab seiner politischen Stellung zugleich eine sichere Haltung; denn schon während des Krieges ward es allen Mächten klar, daß der preußische Staat nicht mehr

---

*) Der Verfasser dieser Geschichte hat die Feldzüge Friedrich 2. von 1756 bis 1762 ausführlich dargestellt in dem Werke: Die Feldzüge Friedrich 2. im Siebenjährigen Kriege. gr. 8. Zerbst 1847.

aus ihrer Mitte genommen oder in seinem Besitzstande geschmälert werden könne. Wenn nun auch die außerordentlichen geistigen Kräfte des Königs und seine großen Feldherrntalente sich ebenso wenig als die Tapferkeit seiner Heere verkennen lassen, so kann man doch dreist behaupten, daß er den geschichtlichen Verhältnissen am meisten, ja, fast einzig und allein seine Erhaltung zu verdanken habe; denn jede mit Oesterreich verbundene Macht dachte nicht daran, dieses in den Besitz Schlesiens zu setzen, das Bündniß gab für Frankreich den Vorwand ab, sich in die deutschen und für Rußland sich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen; — wie hätte wohl unter anderen Verhältnissen und wenn der Krieg nicht diplomatisch geführt worden wäre, Friedrich 2. auch nur ein Jahr widerstehen können? Dann hatte der König einen mächtigen Verbündeten in dem Geiste einer neuen Zeit, der überall hervorbrach und ihn als seinen Vertreter ansah, der schon in den ersten dreiundzwanzig Regierungsjahren, noch ehe ihm eine öffentliche Meinung als Beistand dienen konnte, seiner Zeit vorausgeeilt war; er hatte durch seine Regierungs-Grundsätze schon den glänzendsten Sieg über alle hergebrachten Vorurtheile und über die bestehenden, aber veralteten Einrichtungen gewonnen, er war der Verfechter aller Ansprüche und Rechte freier Seelen, der einzige Schützer des Protestantismus, und hatte den alten Vorurtheilen gleichsam militairisch getrotzt. Alle Bedrängten und Furchtsamen richteten damals ihre Blicke auf den König, alle jugendlichen Geister erklärten sich für ihn, waren mit ihm einverstanden und nahmen Theil an seinen Siegen, wie an seinen Verlusten, und der Kampf, den er um seine politische Stellung führte — galt auch der geistigen Freiheit.

Kaum war der Tod der Zarina Elisabeth in Preußen bekannt geworden, so begab sich der Kammer-Direktor Domhardt zum Könige nach Schlesien und händigte ihm 300,000 Dukaten ein; dieser war erstaunt über das, was ihm Preußen brachte, und ernannte Domhardt sogleich zum Kammer-Präsidenten. Mit der Thronbesteigung Katharina 2. schienen wohl die früheren Verhältnisse in Preußen — erst am 5. Juli war es den königlichen Behörden übergeben worden — wieder einzutreten; allein die russische Herrschaft dauerte dieses Mal nicht lange. Als sie endete, wurden sogleich den Heeren in Pommern und in Schlesien starke Getreidelieferungen und baare Summen zugeführt. Preußen selbst hatte während des russischen Besitzes sehr gewonnen; dieser war so wohlthätig gewesen, daß die Bodenkultur und der Reichthum des Landes bedeutend in Aufnahme gekommen waren, dazu hatten ansehnliche Zuschüsse aus den russischen Kron-Kassen, Erlaß mancher Abgaben und zweckmäßige Verwendung der eingekommenen das Ihrige gethan. Durch die vielen Lieferungen für das russische Heer, durch den Aufenthalt desselben während der Winterquartiere waren die Gewerbe blühender geworden und hatten den Reichthum der Städte gefördert; selbst die Bevölkerung des Landes hatte zugenommen. Ein Zeitgenosse bemerkt: „vom Einmarsche der Russen datire sich das

eigentliche Aufkommen des Luxus in Preußen. Sie brachten viel mehr Geld ins Land, als man bis dahin im Umlauf gesehen; die Lieferungen für die Armee machten viele Leute reich; zu ihren glänzenden Festen wurden alle Stände geladen; ihre Bälle wurden gern besucht; ihr Punschtrinken wurde Mode.“ Aber trotz dem, daß in Preußen die Liebe zu dem angestammten Königshause während der Herrschaft der Russen nicht erloschen war, dasselbe manche und große Opfer gebracht hatte, die Bewohner auch keine andere Wahl, als die zwischen Gehorsam oder grenzenlosem Elend vor sich sahen, grollte ihnen doch Friedrich 2. stets; nie mehr hat er sich in ihre Mitte begeben, wiedersehen wollte er das Land nicht, welches in seinem Drangsale einem fremden Herrscher gehuldigt hatte. Doch entzog er trotz seines Grolles Preußen nie seine landesväterliche Fürsorge *). Schon im Mai 1763 zahlte der König das 1757 aufgebrachte Anlehn in gutem Gelde, die aufgelaufenen Zinsen aber in schlechtem dem Lande zurück.

Die preußischen Staaten hatten während des Krieges 500,000 Menschen verloren und waren theilweise, besonders Pommern, die Kur- und Neumark und Schlesien, einer Wüste gleich geworden; Hunger und Seuchen hatten Tausende hinweggerafft, die Felder lagen ungebaut, weil es an Menschen, an Saaten und an Vieh zum Bestellen fehlte. Um der ersten Noth abzuhelfen, ließ der König sogleich 25,000 Scheffel Roggen und Mehl, 17,000 Scheffel Hafer und 35,000 Pferde, die das Heer entbehren konnte, vertheilen; auch aus den Regimentern wurden Mannschaften in die Heimat entlassen. Von den Geldern, welche für den nächsten Feldzug bereit lagen, bekam Schlesien drei Millionen Thaler, 1,400,000 Pommern und die Neumark, 800,000 die Kurmark und 100,000 Kleve. So konnten die Felder wieder bebaut werden, Dörfer und Städte erhoben sich aus der Asche, die Gewerbe blüheten auf, die Einwohner waren der Verzweiflung entrissen, Ordnung und Sicherheit stellten sich bald ein; denn auch die Unterthanen leben auf, wenn sie sehen, daß sich des Herrschers Sorgfalt im Frieden, wie sein Muth im Kriege, bewährt. Schuldenfrei — eine große Hilfe für das Land — ging Preußen aus dem Kriege. Doch zu welchen überaus harten Mitteln hatte Friedrich 2., um sich nur zu erhalten, greifen müssen, ihm war ja keine andere Wahl geblieben. Er prägte, wie wir wissen, schon im zweiten Jahre des Krieges schlechtes Geld, das noch dazu jährlich immer geringer ausgemünzt wurde; ein Hofjuwelier Veitel Ephraim besorgte dieses lohnende Geschäft, und man reimte damals:

---

*) Hofrath Nicolovius erhielt für seine Verdienste nur eine ärmliche Gehaltszulage von 200 Thalern, die Wittwe des ebenso verdienten Kriegsrath Bruno ein für alle Male 300 Thaler und diese noch dazu in schlechtem Gelde; selbst Domhardt, der später soviel zum Flor des Landes beigetragen hatte, erlebte harte Kränkungen und starb zuletzt aus Gram.

Von Außen schön, von Innen schlimm,
Von Außen Friedrich, von Innen Ephraim.

Alle königlichen Kassen wurden 1759 angewiesen, dieses leichte Geld anzunehmen. Hiezu kam noch, daß fremde Unternehmer diese Münzverschlechterung noch ärger trieben; in Meklenburg, in Stralsund, im Holsteinschen wurde preußisches Geld geprägt; es war in solchen Massen vorhanden, daß nach dem Frieden allein in Freyberg 4888 Centner schlechte Achtgroschenstücke eingeschmolzen wurden. Gleich nach dem Frieden ließ der König neues Geld nach dem Münzfuße von vierzehn Thalern auf eine feine Mark prägen und setzte das geringe Geld außer Kours, wodurch sehr viele Familien theils größere, theils geringere Einbuße in ihren Vermögensverhältnissen erlitten, viele ganz verarmten. Dann mußten die benachbarten Staaten, in denen Friedrich 2. den Herrn machte, unermeßliche Lasten aufbringen und ihre Kinder für die preußischen Regimenter hergeben. Man berechnet die Lieferungen und Kontributionen Sachsens auf siebenzig, die von Meklenburg-Schwerin auf mehr als siebenzehn Millionen Thaler.

Kaum waren zehn Jahre nach der Beendigung des Siebenjährigen Krieges verflossen, da vergrößerte Friedrich 2. seine Staaten durch Theile des polnischen Reichs, wodurch deren östliche Provinzen mit den umfangreichern westlichen in unmittelbare Verbindung kamen.

Das einst so mächtige Polen sank immer mehr, seitdem es mit dem Tode Sigismund 2. August im Jahre 1572 ein Wahlreich geworden war. Eine Adelsaristokratie, ungefähr zweihundert Familien stark, die mit dem Wahlkönigthum von gleichem Datum ist, wollte nun jedes Mal den König wählen, sich aber nicht an eine feste Wahlordnung binden; die fremden Mächte mischten sich fortan in jede Thronbesetzung, stifteten Parteien, erregten Unruhen, förderten Gesetzlosigkeit, die nun bei jeder Thronveränderung eintrat, und verderbten moralisch durch Bestechungen jene Aristokratie, die auch bei jeder Wahl größere Begünstigungen zu erhalten wußte. Allmählig erhielt auch der niedere, fast eine Million Familien zählende Adel mit dem höhern gleiche Rechte, und da jetzt alle gleich waren, so meinte man, müßten auch zu allen Beschlüssen der Reichstage, die seit Kazimir 3. aus zwei Senaten, dem der Magnaten und dem der Landboten, d. i. den Abgeordneten des Adels, bestanden, die Stimmen einmüthig sein. Nun kam unter Johann 2. Kazimir (von 1648—1668) das die Thätigkeit der gesetzgebenden Gewalt fast gänzlich hemmende Liberum Veto auf, ein einziger Landbote konnte durch sein: „nie pozwalam, ich erlaube es nicht,“ die weisesten Vorschläge und Gesetze nicht einmal zur Berathung kommen lassen. Immer häufiger wurde mit den Jahren dieses unheilvolle Recht in Anwendung gebracht, man betrachtete es als den Augapfel der Freiheit und übersah die traurigen Folgen, die aus demselben entstehen mußten;

denn die Konföderationen*), die nach einem durch das Liberum Veto aufgehobenen Reichstage gewöhnlich entstanden und auf denen Stimmenmehrheit galt, boten nur eine schwache Hilfe dagegen. Der König war zu ohnmächtig, um gegen das Liberum Veto zu kämpfen; er wurde ja nur mit dem Senate und dem Adel zu den Ständen der Republik gezählt. Einen kräftigen Mittelstand, der aus dem Volke hervorgegangen war, gab es nicht; alle Gewerbthätigkeit war in den Händen von Fremden oder der zahlreichen Juden, die sich in Polen, wie einst in Aegypten, wie die Pilze in einem feuchten Walde vermehrten und die nicht einmal einen regelmäßigen Handel aufkommen ließen. Auch fehlte ein freier Bauerstand. Der polnische Bauer — er trug mit dem Bürger alle Lasten des Staates, da der Adel völlige Abgabenfreiheit genoß — gebeugt, gedrückt, arm, elend und leibeigen, war der Willkür und den Launen seines Herrn, gleichviel, ob er ein armseliger adeliger Schlucker oder großer Magnat war, völlig preisgegeben und wurde von ihm aufs Roheste behandelt; Niemand nahm sich des unglücklichen Bauern an, es schien fast, als ob ihn der liebe Gott selbst vergessen habe. Dann gab es keine Gerechtigkeit und kein Gericht im Lande, welches im Stande gewesen wäre, ein Urtheil gegen einen Beklagten ohne Unterschied zu vollstrecken; Menschen, Meinungen, Gerechtigkeit, kurz Alles war ganz offen käuflich. Eine ordentliche Finanzwirthschaft gehörte zu den Unmöglichkeiten, und wenn auch ein stehendes Heer wohl da war, so entsprach es nicht den Forderungen der Zeit.

Unter der Regierung fremder Fürsten ist Polen nicht mehr glücklich gewesen; denn gerade die freiwillig aufgeladene Fremdherrschaft kann man als den mächtigsten Hebel seiner innern Auflösung ansehen; — und die sächsischen Könige machten das Maß voll. Denn seit August 2. die Vermittelung Peter 1. suchte, als ihn Karl 12. zur Abdankung gezwungen hatte, mischte sich Rußland in alle polnischen Händel und ließ seine Truppen nach Willkür in dem zertretenen Lande stehen; es war ja durch alle vorangegangenen Regierungen gleichsam erstarrt und gelähmt, und bis zur tiefsten Ohnmacht, bis zur Entehrung herabgedrückt. Rußland lehrte der dürftigen und glanzsüchtigen Aristokratie den Verrath durch das Bettelgeld, das es ausstreute, und schuf sich dadurch eine Partei. Der bessere Theil des Adels aber — an ihrer Spitze die beiden Fürsten Michael und August Czartoryski — erkannte die Schmach, der das Land entgegengehe; er sann auf zeitgemäße Reformen, um die ordnungslose Republik in eine wohleingerichtete Monarchie umzuwandeln, wollte das Liberum Veto abschaffen, eine erbliche Monarchie in einem polnischen Königshause gründen, ein stehendes Heer von 100,000 Mann errichten, die Bauern freilassen und festere Formen in der Rechtspflege herstellen. Dagegen arbeiteten ihre

*) Gesetzliche Verbindungen, die dann erlaubt waren, wenn die Republik in Gefahr kam.

Gegner, die Radziwill, Branicki und Potocki mit ihrem Anhange; auch wurden die Bemühungen der Czartoryski nur zu sehr von neuen innern Wirren durchkreuzt; sie scheiterten theilweise. Die Dissidenten nämlich, d. h. die Polen, die sich nicht zur römisch-katholischen Religion bekannten, hatten auf einem Reichstage in Wilna 1573 gleiche Rechte mit den Anhängern derselben erhalten, diese aber vorzüglich durch die Bemühungen der Jesuiten auf einem Reichstage 1717 wieder verloren, weil sie sich Karl 12. angeschlossen hatten, und von nun an als eine politische Partei angesehen wurden; später, seit 1733, waren sie von den Reichtstagen und von allen Ehrenämtern des Landes ausgeschlossen und Unrecht wurde auf Unrecht gehäuft. Doch nicht aus Glaubenshaß — nur wenige vornehme Polen sind unduldsame Katholiken — wurden jetzt die Dissidenten verfolgt, sondern weil Rußland sich ihrer angenommen hatte; der Adel überlegte dabei aber nicht, daß er durch die Einschränkungen, zu denen er die Dissidenten verurtheilte, Rußland einen Vorwand zur Einmischung gab. Katharina 2. sah die Dissidentenfrage nur als die Brücke an, über welche sie Polens Thron nach ihrem Wunsche werde besetzen können.

Am 4. October 1763 war nämlich August 3. gestorben, und da ihm noch in demselben Jahre sein Sohn ins Grab folgte, konnte der Enkel Friedrich August, da er noch ein Kind war, an eine Bewerbung um die Krone Polen nicht denken. Um über diese zu verfügen, schlossen Katharina 2. und Friedrich 2. am 11. April 1764 einen s. g. Defensiv-Traktat auf gegenseitige Unterstützung durch Soldaten oder Geld auf acht Jahre ab; denn der König von Preußen, der von Frankreich, England, Oesterreich und Sachsen seit dem Hubertsburger Frieden verlassen dastand, und wohl einsah, daß eine Militärmacht ihn allein nicht stützen könne, suchte eine Hilfe an Rußland und brachte diesem Polen zum Opfer. Ein geheimer Artikel dieses Traktats bestimmt nämlich, daß es zum Vortheile beider Staaten sei, wenn die Wahl der polnischen Krone freibleibe, und keine Familie des erblichen Thrones dieses Landes sich bemächtigen könne; Beides wollten sie durch alle ihnen zu Gebote stehende Mittel — mit den Waffen in der Hand, sofern es nothwendig sein sollte — bekämpfen. Dieser Traktat gab das Muster her für alle Traktate, die bis auf den heutigen Tag abgeschlossen sind, um das Schicksal und die innere Verwaltung schwächerer Staaten von den Verabredungen, Soldaten und Diplomaten fremder mächtiger Staaten abhängig zu machen. Wenn dieser erste Vertrag gegen Polen gerichtet war, so wurden die folgenden nach demselben Muster eingerichteten gegen die Freiheit der Völker geschlossen, und damit das Recht der Waffen gegen die Rechte der Völker zur Geltung gebracht. Zugleich hatten die beiden Mächte bestimmt, daß Stanislaw August, aus dem Hause Poniatowski, dessen Mutter eine Czartoryska war, auf den Thron erhoben werden sollte; er wurde auch unter dem Schutze russischer Waffen am 7. September 1764 in Warschau zum Könige von Polen erwählt. Schwer-

lich ist Stanislaw 2. August von der Zarina begünstigt worden, weil er einst ihr Bettgenosse gewesen ist, sicher nur allein — weil er weder Staatsmann, noch Krieger war; denn er eignete sich wohl zum Hofmarschall oder zum Oberhofmeister an irgend einem Hofe, aber nicht zum Könige.

Schon am 15. September verwendeten sich Rußland und Preußen zu Gunsten der politischen Rechte der Dissidenten; doch der Reichstag, was beiden Mächten wohl nicht erwünschter kommen konnte, bestätigte die Beschlüsse, die 1717 und 1733 gegen jene gefasst worden waren. Nun hatten die beiden Mächte eine Gelegenheit sich einzumischen; sie forderten daher vom Reichstage, der 1766 zusammentrat, die Einsetzung der Dissidenten in ihre alten Rechte; zugleich machten auf demselben die Czartoryski's den Vorschlag, das Liberum Veto aufzuheben, die Finanzen zu ordnen und das stehende Heer zu vermehren. Da erklärte Rußlands Gesandter Repnin, daß die Annahme dieser Vorschläge einen Krieg — 20,000 Russen standen bereits im Lande — mit seiner Zarina zur Folge haben werde. Der Reichstag verweigerte den Dissidenten jedes Zugeständniß, entschied sich aber für einige Verbesserungen in der Verfassung; Jene stellten sich nun unter den Schutz Rußlands, bildeten Konföderationen und ein Reichstag, der im März 1768 geschlossen ward und ganz unter Repnins Befehlen stand, auch von russischen Truppen eingeschlossen gehalten wurde, setzte nicht allein die Dissidenten in ihre Rechte ein, sondern stellte auch die alte Verfassung mit allen ihren Misbräuchen im ganzen Umfange wieder her. Zugleich sollte durch einen Traktat, der mit Rußland am 28. Februar abgeschlossen wurde, Polen auf ewige Zeiten unter die Vormundschaft dieser Macht gestellt werden; denn es erkannte Rußland als Bürge seiner Verfassung an, ohne dessen Erlaubniß weder die Reichstage, noch die Landtage fortan irgend einen gültigen Beschluß fassen durften. Die Polen mussten dem Stärkern weichen und sich dem Willen der Russen fügen; Besserung konnten sie möglicherweise durch den Krieg hoffen, in den seit dem November 1768 Rußland mit den Türken gerathen war.

Die Demüthigungen, die Polen erfahren hatte, weckte die Patrioten. Obgleich sich Oesterreich und Preußen den Umgriffen Rußlands nicht widersetzt hatten, so hofften sie doch, die Theilnahme dieser Mächte für ihr Vaterland zu gewinnen; allein sie täuschten sich. Auch Schweden versprach wenig und in der Türkei konnten nur Frankreich und England thätig wirken. Nun bildeten die Patrioten am 29. Februar 1766 die Konföderation von Bar, der bald in anderen Theilen Polens mehre folgten; sie wollten das Land von Rußlands Vormundschaft befreien, welche dem Volke die gesetzgebende Gewalt benahm, auch die Dissidenten niederhalten, die von jenem geschützt wurden. Europa blickte mit freudiger Spannung diesem Ereigniß zu, welches einen wirksamen Streich gegen Rußland führen sollte; auch unterstützten Oesterreich und Frankreich die aufgestandenen Polen mit Kriegsmitteln. Doch die Konföderirten konnten sich nicht lange gegen die

russischen Truppen halten; es fehlte ihnen ein Heer, welches zur Stütze ihres Aufstandes hätte dienen können.

Katharina 2. konnte nun das polnische Volk erdrücken und Polen für sich allein behalten; sie that es aber nicht, sie theilte es lieber mit den Nachbaren, und erwarb sich dadurch Mitschuldige und Bundesgenossen.

Bis jetzt hatte Friedrich 2. alle Schritte Rußlands in Polen gut geheißen; doch er wurde besorgt, und sah nicht ungern, daß sich der Wiener Hof ihm näherte. Joseph 2.*) und Friedrich 2. hatten am 25. August 1769 in Neiße und am 3. September 1770 in Mährisch-Neustadt Zusammenkünfte, in denen sie über eine Vermittelung zwischen Rußland und der Türkei und Polen sich besprachen; auch soll zugleich der Plan einer Theilung Polens angeregt sein, den die Furcht vor Rußlands Umsichgreifen eingab; überdies fürchtete Oesterreich für die Walachei und Moldau, und Preußen wollte Rußlands Verbündeter nicht umsonst gewesen sein. Unmittelbar nachher reisete Prinz Heinrich des Scheines wegen zuerst nach Schweden und von da im December nach St. Petersburg; er sollte die erste Hand zur Theilung Polens bieten, die angenommen wurde. Ihm sagte Katharina 2. in vertraulicher Offenheit: „Ich werde die Türken schrecken und den Engländern schmeicheln; gewinnen sie Oesterreich, daß es Frankreich einschläfere.“ Friedrich 2. kam die Eröffnung sehr gelegen; er hatte auch einen Kordon von Krossen durch das polnische Gebiet bis jenseits der Weichsel ziehen lassen, angeblich um seine Staaten gegen eine Pest, die sich im Herbste 1770 aus der Türkei über Podolien und Wolhynien ausbreitete, zu sichern; eigentlich aber, um eine Militärmacht bereit zu haben, die, sobald es nöthig gefunden ward, weiter in Polen vorrücken konnte; Oesterreich hatte ähnliche Anstalten gemacht. Nach diesen vorläufigen Schritten waren die Mächte bald darüber einig, sich durch Theile von Polen zu vergrößern; die Eine trieb die Andere zur Theilnahme am Raube, ja, es ging so weit, daß Der mit Krieg bedroht wurde, der parteilos bleiben wollte. Friedrich 2. stellte am 14. Juni 1771 der Zarina anheim, nach Belieben in Polen zu wählen; er selbst begehrte das s. g. Polnisch-Preußen, oder die Wojewodschaften Marienburg, Kulm und Pommerellen, das Bisthum Ermland und Großpolen nördlich der Netze, — und drang mit Hast und ohne Zurückhaltung in Oesterreich, zuzugreifen. Der geheimen Uebereinkunft, die am 17. Februar 1772 von Friedrich 2. und Katharina 2. wegen der Theilung Polens abgeschlossen ward, folgte später, als Maria Theresia ihr beigetreten war, am 5. August ein Definitiv-Traktat. Preußen bekam das, was es sich schon am 14. Juni 1771 ausbedungen hatte, doch ohne Thorn und Danzig; es waren 651 Quadrat-

*) Er war nach dem Tode seines Vaters Franz 1. im August 1765 Mitregent in den Oesterreichischen Erblanden und Deutscher Kaiser.

meilen mit 550,000 Einwohnern; Rußland nahm 1975, Oesterreich 1280 Quadratmeilen.

Ohne Beispiel in der Geschichte war Das, welches die Mächte begangen hatten; sie suchten nach scheinbaren Rechtsgründen, und ihre Staatssophisten fanden diese in alten Urkunden oder Ansprüchen, welche auf die Theile Polens, die jede Macht an sich gerissen hatte, in Anwendung gebracht wurden; ihnen genügte aber nicht der bloße Besitz, sie suchten ihm auch eine Art von Gesetzlichkeit zu geben; sie zwangen gleichsam das polnische Volk zu der Schmach, den Raub selbst durch einen Reichstag gutzuheißen, der am 19. April 1773 zusammenkam und zugleich dem Lande eine neue Verfassung geben sollte. Nach dem Verlangen der drei Mächte erkannte er auch im August und September 1773 nach vielem Sträuben die fremde Besitznahme an; auch ward das Liberum Veto in seiner vollen Kraft beibehalten, in kluger Berechnung der Vortheile, welche künftig die polnische Anarchie jenen Mächten noch gewähren sollte. Rußland übernahm allein die Bürgschaft der Unverletzlichkeit der Verfassung, die drei Nachbaren die der Republik; — aber daran dachten sie nicht, was sie wohl ausführen konnten, Polen durch eine neue staatliche Einrichtung ein kräftiges und selbständiges Leben zu geben.

Der König von Preußen hatte am 13. September 1772 seine neuen Länder besetzt, deren Stände ihm am 27. huldigten. Doch da Oesterreich mehr genommen hatte, als ihm bewilligt war, folgte Preußen diesem Beispiele und nahm den später s. g. Netzdistrikt, 139 Quadratmeilen mit 150,000 Einwohnern, ohne Weiteres in Besitz. Dem Könige gehört, wie es Friedrich 2. Gesandter in Warschau zu beweisen suchte, das Element des Wassers, wenn die Netze austritt, und ebenso das gewässerte Land, wenn sie wieder in ihr Bett zurücktritt. Durch einen Grenzvergleich, den Preußen am 22. August 1776 mit Polen abschloß, wurde ihm auch dieser neue Raub gesichert. Die neuen Länder, mit Ausnahme des Bisthums Ermland, welches mit Ostpreußen verbunden wurde, bekamen die Namen „Westpreußen und Netzdistrikt;“ ersterer im Gegensatz des ältern Preußens, welches seitdem Ostpreußen hieß; Friedrich 2. nahm nun auch den Titel „König von Preußen“ an.

Einige Bemerkungen über die neu erworbenen Provinzen seit ihrer Trennung vom Ordenslande sind noch nachzuholen.

Als Polnisch-Preußen durch den Frieden von Thorn 1466 mit dem Königreiche Polen vereinigt wurde, behielt es seine Verfassung, und bildete nicht sowohl eine polnische Provinz, als vielmehr nur ein mit Polen verbündetes Land; jene war im Wesentlichen in dem Freibriefe (Privilegium incorporationis), den Kazimir 4. dem preußischen Bunde am 6. März 1454 gab, enthalten. Sämmtliche Einwohner behielten ihre Vorrechte und Privilegien, und den freien Gebrauch der bisher im Lande üblich gewesenen Rechte (in den Städten galt nur das Kulmische Recht); es hörte der

Lehnsnexus auf; das Land mit Ausnahme des Bisthums Ermland, dessen Verwaltung dem Bischofe überlassen blieb, wurde in die drei Wojewodschaften Kulm, Marienburg und Pommerellen getheilt, deren Vorgesetzte, die Wojewoden, gemeinschaftlich mit den von den Ständen gewählten Landesräthen die Regierung führten; in wichtigen Angelegenheiten beriethen sich diese mit den auf den allgemeinen, aber selbständig ausgeschriebenen Landtagen versammelten Abgeordneten des Adels und der Städte und erhoben die nöthigen Auflagen; die Gerichtsbarkeit blieb in den Städten dem Rathe; auf dem Lande wurden für die Streitigkeiten des Adels Land- und Grodgerichte und für seine Hintersassen Patrimonialgerichte eingerichtet; ein Zwang zum Besuchen der polnischen Reichstage bestand für die preußischen Stände nicht; nur dann geschah es, wenn diese für ihr Land Hilfe suchten. Doch bald machte sich die polnische Herrschaft durch Verletzung der Verfassung und durch Willkür aller Art bemerklich; sie strebte dahin, Polnisch-Preußen in eine immer innigere Verbindung mit ihrem Reiche zu bringen. Die nächste Folge war, daß die preußischen Stände in Streitigkeiten mit der neuen Regierung geriethen, die ihnen eine Landesfreiheit nach der andern entriß. Wenn die großen Städte, wie Thorn, Elbing, Danzig, ihre Selbständigkeit auch sicherten, sank der freie Bauerstand doch nach und nach in Leibeigenschaft, und der Adel nahm polnische Namen, polnische Art und Weise an; die Umänderungen in der Verfassung selbst hielten Schritt mit denen, die im Königreiche vor sich gingen.

Je mehr nun die Reichsstände Polens ihre Macht erweiterten, desto lästiger wurde es ihnen, daß sie diese nicht in Polnisch-Preußen ausüben konnten, dessen Stände auf eigenen Landtagen ihre sämmtliche Angelegenheiten ordneten. Dieses musste aufhören, die preußischen Landesräthe mussten fortan im polnischen Reichstag sitzen, was dann auch eine nähere Vereinigung herbeizuführen im Stande war. Nach manchem Sträuben gegen diese Forderungen wurde endlich Polnisch-Preußen mit Polen, wenn auch auf gewaltsamer Weise, auf dem 1569 in Lublin abgehaltenen Reichstage vereint. Sigismund 2. August gab nämlich ein das Inkorporations-Privilegium umstoßendes Dekret, welches nicht nur den preußischen Landesräthen ihren Sitz schlechterdings unter den Reichsräthen, den preußischen Landboten aber unter den polnischen Landboten zu nehmen befahl, sondern auch alle Einwohner verpflichtete, alle Lasten zu tragen, die auf Reichstagen beschlossen wurden. Dadurch waren die bisherigen vertragsmäßig bestimmten Vereinsverhältnisse zwischen Polnisch-Preußen und Polen aufgehoben; ersteres war in eine polnische Provinz umgeschaffen. Der Adel, aus denen die Landesräthe und Landboten hervorgingen, fügte sich bald; doch die Abgeordneten der Städte enthielten sich aller gemeinschaftlichen Berathungen mit den polnischen Ständen. Seitdem hörten, wenn auch nur allmählig, die regelmäßig zwei Mal jährlich in Marienburg und Graudenz versammelten Landtage als unnöthig auf, da die Landesangelegenheiten von Pol-

nisch=Preußen auf den Reichstagen mit berathen und ihre gefaßten Reichsgesetze zugleich verbindliche Kraft für dasselbe erhielten; es fanden nur noch außerordentliche Landtage statt, die vor oder nach den Reichstagen in den einzelnen Wojewodschaften abgehalten wurden. Zu diesen wählte der Adel — er hatte es bald dahin gebracht, daß die kleineren Städte die Wahrnehmung ihrer Rechte den größern überließen und keine Abgeordneten mehr schickten — seine Landboten und versah sie mit Vorschriften für den allgemeinen Landtag. Auf diesen fassten dann die Landesräthe und die Landboten, die abgesondert von einander, erstere unter dem Vorsitze des Bischofs von Ermland und letztere unter dem eines selbstgewählten Marschalls beriethen, für ihre Abgeordneten die nöthigen Anweisungen für den polnischen Reichstag ab. Nach dessen Beendigung statteten diese auf s. g. Relations-Landtagen Bericht über das, was auf den Reichstagen beschlossen worden war. Das „Nie pozwalam" wurde auch bei den Berathungen in Polnisch=Preußen und mit gleichem Uebermuthe wie auf den polnischen Reichstagen, ausgeübt. Da aus diesem Grunde die Landtage selten ordnungsmäßig beendigt werden konnten, so wurden sie immer seltener und hörten im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts ganz und gar auf.

Wenn Polnisch=Preußen durch die Eingriffe der Reichsstände in seine Vorrechte und Privilegien litt, so noch mehr, aber dauernder und schwerer, durch die Verwüstungen unglücklicher von Polen geführter Kriege, durch Störung im Handel und Verkehr, durch Erpressungen aller Art zur Bestreitung der Kriegskosten, und besonders durch die in gleichem Maße, wie in Polen, wachsende Despotie des Adels. Enge geknüpft an Polen war Polnisch=Preußen durch die katholische Geistlichkeit, deren Rechte und Güter stets von der Krone geschützt und erhalten wurden, und durch die günstigen Verhältnisse des Adels und der großen Städte. In den Händen des Adels lag nämlich die ganze Gesetzgebung; ihm waren alle Würden und Aemter vorbehalten; er bewilligte wohl die Steuern, zahlte aber keinen Groschen, sondern trieb sie von seinen Hintersassen ein: so stellte sich der Adel Polnisch=Preußens zuerst in Allem dem polnischen gleich und zuletzt theilte er alle Vortheile mit ihm. Die großen Städte bildeten gleichsam durch eine selbständige Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Kriegsmacht, Münze und Selbstbesteuerung kleine Staaten; sie hatten nichts so sehr zu fürchten, als eine Veränderung der politischen Verhältnisse Polens. Die Bewohner der kleineren Städte aber und das Landvolk waren geistig verwahrloset, und letzteres so in Knechtschaft und Armuth gerathen, daß Beide nicht einmal, als sie 1772 unter eine andere Herrschaft kamen, die Verbesserungen, die in ihrem Zustande eintraten, würdigen und sich erst nach einer Reihe von Jahren darin finden konnten.

Westpreußen wurde von Friedrich 2. mit derselben liebevollen Sorge verwaltet, wie Schlesien als neue Provinz. Die preußische Justiz, Allen gerecht, trat an die Stelle der Verwirrung und Rechtlosigkeit; der Besitz

war auch durch das Hypothekenwesen gesichert; der adelige Gutsherr hörte auf, unumschränkt zu sein; ihn gewann der König dadurch, daß er die Gratial-Güter — deren Nutzung auf Lebenszeit an Edelleute verliehen war — ihren Inhabern ließ und die Nutznießer von Starosteien — die in Domainen umgewandelt wurden — entschädigte; der Gutsunterthan trat in den Schutz des Staates und der Gesetze; er hörte auf leibeigen zu sein, seine Hofdienste wurden ermäßigt, und er konnte ohne rechtskräftiges Urtheil nicht mehr von seinem Hofe entfernt werden; gleiches Maß und Gewicht wurde eingeführt; die Jesuitenkollegien wurden in Gymnasien verwandelt; die Gewerbe bekamen Innungsprivilegien; die Städte wurden der Akcise unterworfen, an Grundsteuer zahlte der Adel von dem Reinertrage seiner Güter 25 Procent, ebenso viele der Kölmer, der Bauer aber 33⅓ Procent; das Servis- und Einquartirungswesen, die Fouragelieferung, der Vorspann und die Grasung der Reiterei wurden wie im übrigen Lande angeordnet. Am besten halfen Friedrich 2. Sorge für die neuen Provinzen, deutsche Ansiedler und Schulen fördern; für beides wurden große Kosten verwendet. Zur Verbindung der Oder mit der Weichsel durch die Brahe und Netze baute Friedrich 2. im Jahre 1772 mit einem Aufwande von 739,956 Thalern den viertehalb Meilen langen Bromberger Kanal; auch wurde die Netze von Nakel bis Driesen schiffbar gemacht. Bis zu seinem Tode hatte der König über sieben Millionen Thaler für die neuen Provinzen verwendet.

Doch gar nicht königlich benahm sich Friedrich 2. gegen Danzig. Es wurde in seinem Handel und Wohlstand — rings umschlossen Danzig die königlichen Staaten — vielfach durch erhöhete Zölle und Schlagbäume beeinträchtigt; es verlor sogar seinen Hafen Neufahrwasser, den Preußen besetzten; es sollte gleichsam gezwungen werden, sich unter Friedrich 2. Hoheit zu begeben. Alle Beschwerden waren umsonst, vergebens der Widerstand; denn der König von Preußen war der Mächtigere; er wollte die Danziger „bei ihrem noch fortdauernden obstinaten Betragen auf mehr biegsam gewierige Gedanken bringen." Beide Theile riefen endlich die Entscheidung Katharina 2. an, und es kam auch am 7. September 1784 ein Vergleich zwischen dieser und Friedrich 2. zu Stande, den die Danziger, obgleich er vielfältig ihre Rechte kränkte, nach langem Zögern annehmen mussten. Doch die ungesetzlichen Zölle blieben, alle Vorstellungen bei dem Könige waren vergebens, der seine Macht auf eine Art benutzte, die seinem Ruhm und seiner Größe nur zum Nachtheile gereichte.

Dem Plane Kaiser Joseph 2.: seine deutschen Erbstaaten auf eine solche Weise zu vergrößern, daß er einen mächtigen Erbstaat in Deutschland und zugleich solchen Einfluß besitze, daß er die Deutschen wieder nach und nach zu einem Volke und sein Haus zu einem deutsch-kaiserlichen machen könne, widersetzte sich Friedrich 2. zu zwei verschiedenen Malen; — das

erste Mal, als er für Bayerns Besitzstande zu den Waffen griff und das zweite Mal, als er den Fürstenbund stiftete.

Mit Maximilian 3. Joseph, dem Sohne weiland Kaiser Karl 7., starb am 30. December 1777 der in Bayern herrschende Zweig der Wittelsbacher aus, ihm folgte Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, der, ebenfalls ohne Erben, nach seinem Tode den Herzog Karl von Pfalz-Zweybrück zum Nachfolger gehabt hätte. Nun war es Joseph 2., obgleich die Kaiserin Maria Theresia dagegen war, nicht schwer geworden, den liederlichen Frömmler Karl Theodor dadurch zu gewinnen, daß, wenn er die Ansprüche anerkenne, die Oesterreich auf einen Theil Bayerns mit Hilfe von bezahlten Publicisten nachweisen wolle, er dann die vielen unehelichen Kinder, die der Kurfürst von zahlreichen Maitressen aus allen Ständen besaß, durch Geld und Güter glänzend zu versorgen versprach; auch rechnete der Kaiser noch darauf, daß keine der größeren Mächte sich diesem Plane widersetzen, noch sich des Herzogs von Zweybrück annehmen werde. Denn Frankreich und England bekämpften sich damals Amerika's wegen; Rußland hatte den Blick auf die Türkei gerichtet; und Preußen würde, so glaubte man in Wien, der großen Kosten wegen einen Krieg scheuen. Da nun die Unterhandlungen mit Karl Theodor schon bei Lebzeiten des Kurfürsten von Bayern geführt worden waren, auch jener die Besitzergreifungspatente bereits unterzeichnet hatte, rückten gleich nach dem Tode Maximilian 3. Joseph Oesterreicher in die in Anspruch genommenen bayerischen Länder ein und verlangten die Huldigung. Auf eine Anzeige des Geschehenen erwiderte man in Berlin am 7. Februar 1778, daß Brandenburg-Preußen, als Glied des Reiches und als Bürge des Westfälischen Friedens die Zerstückelung eines Kurstaates nicht leiden könne; doch war Friedrich 2. Hauptsorge eigentlich wohl die, daß sich die kaiserliche Macht in Deutschland nicht vergrößere. Zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit dem Herzoge von Pfalz-Zweybrück wählte der König einen Grafen von Görtz, der Oberhofmeister am Weimarischen Hofe war, der sich nach einem vergeblichen Versuche, Karl Theodor zur Erhaltung des bayerischen Besitzstandes zu bewegen, zum Herzoge Karl begab, der des Schutzes gewiß gegen die von Karl Theodor abgeschlossene Konvention feierlich sich verwahrte. Nun hatte Preußen den gesuchten Vorwand, sich Bayerns anzunehmen; es stellte am 28. März dem Herzoge Karl die Bürgschaft aus, daß es dessen rechtliche Ansprüche an die bayerische Erbschaft mit den Waffen vertheidigen werde; auch fand derselbe eine Hilfe an Sachsen, das Forderungen an die Allodien des bayerischen Nachlasses machte.

Nachdem bis zum Juli über eine friedliche Ausgleichung mit Oesterreich vergeblich unterhandelt und Friedrich 2. der vollen Beistimmung Frankreichs und Rußlands gewiß war, rückte er am 5. von Schlesien aus, und der Bruder Heinrich mit einem preußisch-sächsischen Heere von Sachsen aus in Böhmen ein. Der Feldzug war thatenlos; denn während die

beiderseitigen Heere — die österreichischen führten Kaiser Joseph 2., und die Feldmarschalle Lacy und Loudon — einander gegenüberstanden, fingen die Unterhandlungen wieder an. Friedrich 2. wollte Nichts im Felde wagen, weil er auf russische Vermittelung hoffte, und Joseph 2. und Lacy ebenfalls Nichts, weil die Mutter des Erstern den Frieden wollte; doch war der Feldzug für die Preußen höchst verderblich. Durch Mangel in der Verpflegung rissen im preußischen Lager Krankheiten ein, haufenweise liefen die Soldaten von ihren Fahnen; über 20,000 desertirten. In der Mitte des September verließen die beiden Heere Böhmen. Der Volkswitz nannte den Bayerischen Erbfolgekrieg „den Kartoffelkrieg;“ er hatte aber Friedrich 2. siebenzehn Millionen Thaler gekostet. Unbedeutend waren die kriegerischen Ereignisse im Winter 1778 und 1779, und da Preußen bei Rußland und Oesterreich bei Frankreich um Vermittelung nachgesucht hatten, so kam schon in den ersten Tagen des März ein Stillstand zu Stande; auch hatte die Zarina zum Vortheile Preußens ein Korps an den Grenzen Galiziens gesammelt. In Teschen, wo sich die Bevollmächtigten von Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Pfalz-Zweybrück, Rußland und Frankreich einfanden, kam am 13. Mai 1779 der Friede zu Stande; Oesterreich erwarb einen 34 Quadratmeilen großen Strich Landes von Bayern, der zur bessern Verbindung des Erzherzogthums Oesterreich mit Tyrol diente, und entsagte dagegen allen Ansprüchen auf Bayern. Traurig war es aber, daß Friedrich 2. dem russischen Kabinet Veranlassung gegeben hatte, sich in die inneren deutschen Angelegenheiten zu mischen; es war nun entschieden, daß künftig Nichts ohne Zuziehung dieser Macht im Deutschen Reiche mehr geschehen dürfe; er nöthigte Oesterreich, als er selbst russischer Klient ward, sich ebenfalls russische Klientschaft gefallen zu lassen.

Nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia (29. November 1780) machte Joseph 2. bei demselben Karl Theodor einen zweiten Versuch, ob er Bayern mit seinen Erblanden vereinigen könne. Er scheiterte abermals. Karl Theodor war nämlich bereit, durch einen freiwilligen Vertrag Bayern gegen die Oesterreichischen Niederlande zu vertauschen; letztere sollte er dann unter dem Namen eines Königreichs Burgund erhalten. Als sich aber Frankreich und Rußland dahin erklärten, den Zustand des Deutschen Reiches, wie er im Frieden von Teschen bestimmt worden war, aufrecht zu erhalten, gab Joseph 2. seinen Plan auf. Doch die Besorgnisse, die dieser unter den deutschen Fürsten erregt hatte, benutzte Friedrich 2., um am 23. Juni 1785 einen Bund unter diesen gegen ihren Kaiser zu Stande zu bringen. Wenn amtlich angegeben ward, man wolle durch denselben jede Neuerung im Reiche verhindern, so war er doch eigentlich gestiftet, damit alle Mißbräuche in der Verwaltung und Regierung des Reiches aufrecht erhalten und es den größeren Fürsten — mit Polen verfuhren die drei Nachbarn ebenso — zugleich möglich gemacht würde, ihre kleineren Mitstände und das Volk zu unterdrücken. Als aber der König im folgenden

Jahre starb, zersprang das ganze Machwerk, wie eine Seifenblase, ohne auch nur eine Spur zu hinterlassen.

Nach dem Siebenjährigen Kriege handelte Friedrich 2. in der Verwaltung des Staates mehrfach nach anderen Grundsätzen, als vor demselben, obgleich er nur immer das Wohl des Ganzen im Auge behielt. Der König verfuhr oft hart, weil die Natur einer militairischen Regierung ihm nicht erlaubte, sein Volk zu befragen, welches er immer mehr als eine Heerde und sich als den von Gott bestellten Hirten ansah; er folgte allein blindlings seinem Willen. Vorzüglich zeigten das seine Finanzmaßregeln; denn immer größere Summen kostete das Heer, welches bei seinem Tode 190,000 Mann zählte; ohne eine solche Macht glaubte der König bei der Kleinheit seiner Staaten sich nicht als europäische Hauptmacht erhalten zu können. Dann hatte derselbe eine falsche Theorie angenommen, um den Wohlstand und die Erzeugnisse seines Landes zu erhöhen; sie bestand in einem Alleinhandel- und Ausschließungssystem, woraus eine Vertheuernng fast aller Fabrikate und Kolonialprodukte — letztere musste die arme Klasse sich ganz entziehen — eine Beschränkung des Handels und der Gewerbe, und eine Despotie der Zollbeamten ohne Gleichen hervorging. Der König behauptete, daß einem Staate, der dadurch zu Grunde gehe, daß er weniger ausführt als einführt, durch kein anderes Mittel geholfen werden könne, als durch Vermehrung seiner Manufakturen; an den eigenen Erzeugnissen gewinne er dann Alles und an den ausländischen wenigstens die Handarbeit. Zufolge dieses Grundsatzes schonte der König weder Vorschüsse, noch Geschenke, um Fabriken und Manufakturen ins Leben zu rufen; er zeigte sich dann von unbegränzter Freigebigkeit. Außer den großen Summen, welche die inländischen Gewerbe erhielten, wurden sie noch durch Alleinhandel und Verbote begünstigt. Jeder, der es nur irgend glaubhaft zu machen wußte, daß er ohne Alleinhandel nicht fortkommen könne, konnte sicher darauf rechnen, daß er ihn erhielt. Aber trotz dem konnten die Seiden- und Tabaks-Fabriken und die Zuckersiedereien es nicht dahin bringen, den Bedarf des Inlandes zu decken, während die Fabriken in Wolle, Eisen und Stahl, und die Verfertigung der Leinewand, die sich des Schutzes des Königs nicht in solchem Maße erfreuten, gediehen und erweiterten; sie konnten selbst große Massen ihrer Erzeugnisse ins Ausland absetzen. Hiebei zeigte es sich deutlich, daß die Freiheit die erste Bedingung jeder Entwickelung ist. Der Alleinhandel des Staates selbst erstreckte sich nur gerade auf diejenigen Handelsgegenstände, die für das Leben durchaus nothwendig oder allgemeines Bedürfniß geworden waren, wie Salz, Kaffee, Tabak, Brennholz in Berlin u. s. w. Obgleich das erstere Regal war, hielt Friedrich 2. es dennoch für nöthig, den Salzverbrauch eines jeden seiner Unterthanen, wie den für das Vieh genau zu bestimmen. Nach dem Reglement vom 8. April 1774 bekam jeder Hauswirth ein Salzbuch, in welchem sein Salzverbrauch verzeichnet wurde. Jedes über neun Jahr alte

menschliche Wesen mußte vier Metzen und noch eine halbe Metze für das Fleisch, das die Leute in ihren Häusern salzen und räuchern, verbrauchen; für eine milchende Kuh mußten jährlich zwei Metzen und für fünf milchende Schaafe eine Metze genommen werden. Die hohe Besteuerung des Kaffees und des Tabaks sollte dem Könige nicht allein eine höhere Einnahme, sondern auch der überhand nehmenden Sucht nach diesen Genüssen steuern; er wäre, wie er sagte, mit Biersuppe erzogen worden; die sollten auch seine Unterthanen essen. Doch er verfehlte gänzlich seinen Zweck.

In Preußen trat nun eine ganz eigene Erscheinung ins Leben. Französische Finanzbediente kamen ins Land, um die Generaladministration der königlichen Gefälle — Régie genannt — einzurichten. Mit fünf Franzosen, von denen nur De la Haye de Launay bis 1787 im Dienste geblieben ist, schloß Friedrich 2. einen Vergleich über die Einrichtung der Regie und bezahlte ihre Dienste reichlich. Diese Männer zogen wenigstens zwei bis dreihundert ihrer Landsleute in die preußischen Staaten, die alle angestellt wurden. So war mit dem Juni 1766 eine Behörde entstanden, an der Alles fremd war, die Beamten, die Grundsätze und die Sprache; ihr Charakter war Härte, ihre Zusammensetzung verwickelt, ihre Wirkung laute Klagen und ihre bleibenden Folgen verderbliche Bestechung und Sittenverderbniß durch großartigen Schleichhandel; überdies kränkte die ganze Einrichtung das Ehrgefühl des preußischen Volkes; es sah sich vom eigenen Könige zurückgesetzt und einen Haufen fremder Abenteurer bevorzugt. Das, was die Regie lieferte, war eine Mehreinnahme von nur 857,000 Thalern jährlich, also für die Zeit von 1766 bis 1787, in einundzwanzig Jahren, von kaum achtzehn Millionen; der König hätte gewiß mit wenigern Kosten einen andern Erfolg gehabt, wenn er den Handel mit Kaffee gegen mäßige Zölle für Jedermann freigegeben hätte. Trotz dem, daß die Steuer auf ein Pfund Kaffee im Jahre 1772 bis auf 7 ½ Silbergroschen gestiegen war, trank die Bevölkerung doch den Kaffee und man kaufte ihn in Berlin für funfzehn Silbergroschen; ein Preis, der nur durch den Schleichhandel zu erlangen war. Friedrich 2. nahm nun bereitwillig alle Vorschläge, von denen er hoffen konnte, daß sie den Verbrauch des Kaffee vermindern könnten, an, so den Vorschlag zur Anlegung königlicher Kaffeebrennereien. Es erschien demnach am 21. Januar 1781 die neue Kaffeeordnung. Von nun an durfte nur gebrannter Kaffee, der in blechernen Büchsen verpackt war, verkauft werden; sie enthielten 24 Loth und kosteten einen Thaler; der gesammte Verbrauch betrug jährlich 3 ½ Millionen Pfund. Nur der Adel, die Officiere, die Geistlichen, die Mitglieder der Landeskollegien und einige andere Bevorrechtete konnten gegen Brennscheine rohe Bohnen brennen, die wenig kosteten; denn diese Privilegirten bekamen das Pfund Kaffee zu 11 ⅓ Silbergroschen geliefert. Nun wurden Menschen angestellt, deren Amt es war, in den Straßen herumzuriechen, wo etwa Kaffee gebrannt wurde, und wer dann als Verkäufer von gebranntem Kaffee verrathen

ward, sollte auf drei Jahre in die Festung kommen; Jeder noch so rechtliche Mann mußte es sich gefallen lassen, wenn diese Kaffeeschnüffler sein Haus und seinen Hof, seine Keller und Kisten, als wäre er ein Dieb, durchsuchen wollten. Aber dennoch konnte dem Schmuggeln nicht gesteuert werden; es brachte soviel Kaffee ins Land, daß der Staat den Preis einer Büchse 1783 auf zwanzig und im nächsten Jahre schon auf 12½ Silbergroschen herabsetzen musste. Doch der König mochte belehren oder bestrafen, wie er wollte; — der Schleichhandel erhielt sich durch die königlichen hohen Preise und das Volk trank den Kaffee von Jahr zu Jahr mit größerem Wohlgeschmack. Im Mai 1765 wurde der Tabakshandel Alleinhandel und in Pacht ausgethan; als aber die Pächter nicht zahlen konnten, übernahm sogleich Friedrich 2. den Alleinhandel, den er 1766 der Generaltabaksadministration übertrug. Die königlichen Einkünfte gewannen, doch wieder auf Kosten des Volkes, dessen Unzufriedenheit sich mit der Steigerung der Preise vermehrte und zugleich den Schleichhandel förderte.

Besondern Werth legte der König darauf, die Bevölkerung seiner Staaten zu vermehren; namentlich ward er nicht müde, Niederlassungen von Ausländern zu betreiben, obgleich sie nicht den Erfolg brachten, welchen er erwartete; Friedrich 2. dachte immer an die französischen Flüchtlinge, an die Salzburger u. s. w. Aber die jetzigen Einwanderer lockten nur die ihnen gewährten Vortheile, sie suchten weniger Arbeit, als bequemes Leben. Sie wurden in den großen Brüchen an den Ufern der Warthe (ihre Urbarmachung und Verwaltung kosteten 1,027,915 Thaler) und der Netze, am Madue-See und an der Plöne in Hinter-Pommern, am Drömling im Magdeburgischen, und in vielen anderen urbar gemachten Gegenden untergebracht. Wenn außerdem dem Ackerbau reiche, wahrhaft königliche Geschenke zuflossen, so erhielten diese doch nur vorzugsweise Edelleute, deren Erhaltung als Grundbesitzer dem Könige vor Allem am Herzen lag; der Ackerbau hob sich aber nicht; er blieb sogar zurück, was darin lag, daß der größte Theil der Landbewohner fast aller Freiheit der Person, des Eigenthums und der Bewegung entbehrte. Zur Beseitigung dieser Uebelstände that der König so gut wie Nichts; er ging von der falschen Ansicht aus, daß, wenn der Ackerbau durch die Dienste der Bauern vorzugsweise betrieben werde, und man diese aufhebe, so müsse er bedeutend leiden, und der Adel noch obenein für seine Verluste entschädigt werden. Als der König kurz nach dem Siebenjährigen Kriege die Leibeigenschaft in Pommern aufheben wollte, scheiterte die Absicht an den Einwendungen der pommerschen Landstände, welche ihm in einer Denkschrift vorstellten, wie die Aufhebung der Gutspflichtigkeit selbst gegen den Vortheil der Bauern streite. Ja, der Zustand der Gutsleute verschimmerte sich noch, indem der König 1777 verordnete, daß abgedankte Soldaten nicht nur aufs Neue ihren alten Gutsherrn unterthänig sein, sondern daß dies Loos auch ihre im freien Stande geborenen Frauen, Wittwen und Kinder treffen sollte.

Wenn Friedrich 2. als Philosoph die menschliche Gleichheit vertheidigte und die Vorrechte der Geburt bekämpfte, so erhielt er in der Wirklichkeit die ständischen Unterschiede nicht nur, sondern gestaltete sie zum Theil noch schroffer. So ging er davon nicht ab, bei allen Gelegenheiten den Adel zu begünstigen und hervorzuziehen; ihm gab er alle Staatsämter, namentlich die Officiersstellen. Viele Bürgerliche, die sich im Siebenjährigen Kriege zu Officieren emporgeschwungen hatten, wurden nach der Beendigung des Krieges verabschiedet, „um," wie der König sagte, „den für die Wohlfahrt des Staates so wichtigen Grad der Vollkommenheit im Heere zu erreichen;" auch bildete er sich ein, nur der Adel allein besitze Ehre — Ansichten, die in jenen Tagen über den Geburtsadel geltend waren und die jeder Fürst und Edelmann gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte. Doch Friedrich 2. übersah es ganz, daß während seiner Regierung durch eine unmerklich vor sich gehende Umgestaltung der ökonomischen und materiellen Entwickelung, und durch eine neue unwiderstehliche geistige Bewegung die alte gesellschaftliche Ordnung ganz untergraben wurde; sie wurde durch eine neue verdrängt, und Alles, was jene zusammengehalten hatte, fing man an als Vorurtheil anzusehen und zu bekämpfen; — und der König selbst war durch seine Schriften ein überaus thätiger Mitarbeiter an diesem Werke. Um nun den Adel im Grundbesitze zu erhalten, gründete Friedrich 2. das Kreditsystem, „die Landschaft" genannt, deren Plan von einem Berliner Kaufmann, Namens Büring, herstammte; denn die königlichen Geschenke und Vorschüsse, wie bedeutend sie auch sein mochten, reichten doch nicht zu, um der steten Geldnoth des Adels abzuhelfen. Schlesien erhielt zuerst 1770 die Landschaft, dann 1777 die Kur- und Neumark und 1780 Pommern. Doch die Landschaft erfüllte den Zweck nicht, welchen der König von ihr erwartete, die dem Adel nun gewährte Leichtigkeit, Schulden zu machen, wurde nur selten zur Verbesserung der Güter benutzt, sondern diente in der Regel dazu, seiner Verschwendungssucht Vorschub zu leisten und seine drückende Schuldenlast noch zu vermehren.

Weil der König von den Bürgern und Bauern und der ihnen nöthigen oder heilsamen Bildung sehr wenig hielt, so geschah auch wenig für ihre Schulen. Wenn das Ober-Schulkollegium alles Mögliche that, um die alten Unterofficiere und Soldaten, die an das stete Prügeln und Schnapsen gewöhnt waren, von den Landschullehrerstellen abzuhalten, so gelang es doch nicht; denn der König wollte seine alten Invaliden versorgt wissen, sie waren daher überall die Dorfschulmeister. Später ließ derselbe wohl Schulmeister aus Sachsen kommen, was eine vereinzelte Erscheinung blieb und wenig helfen konnte. Für den Adel legte er dagegen Kadettenhäuser und Militairakademien an oder vergrößerte die bestehenden. Der geistigen und literarischen Bewegung Deutschlands gegenüber verhielt sich Friedrich 2. ganz ruhig; hier folgte er dem Grundsatze des unbedingten Gehenlassens. „Was hätte ich wohl," sagte er selbst, „zum Besten der

deutschen Gelehrten thun können, das so vortheilhaft gewesen wäre, als daß ich gar nicht an sie dachte und ihre Bücher nicht einmal las." Damals bildete sich im Deutschen Reiche eine reiche, ins Leben eingreifende Literatur, und Preußen wurde der Sitz deutscher Aufklärung; doch ein verjährtes Vorurtheil und das einbrechende Alter hinderte den König, an dieser neuen Blüthe unserer Literatur sich zu betheiligen.

Im Jahr 1779 wurde der Freiherr von Carmer, bisher Schlesiens Justizminister, vom Könige zum Großkanzler ernannt und schon im folgenden Jahre bekam er den Auftrag, ein neues allgemeines Gesetzbuch für die preußischen Staaten zu entwerfen und seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die zweckmäßigere Einrichtung der Justizbehörden, die Abkürzung der Rechshändel und auf die Entfernung aller Zweideutigkeiten in den Gesetzen zu richten. Zuerst brachte Carmer die Proceßordnung zu Stande, die der König im April 1781 genehmigte und sofort einführen ließ. Das Gesetzbuch selbst rückte in der Bearbeitung nur langsam fort und kam erst unter den Nachfolgern Friedrich 2. zur Vollendung.

Der große König beschloß in der Nacht vom 16. zum 17. August sein thatenreiches und ganz seinen Regentenpflichten gewidmetes Leben; er hatte vierundsiebenzig und ein halbes Jahr gelebt und über sechsundvierzig Jahre geherrscht. Merkwürdig bleibt es, daß, während sein Tod nach Außen hin mit gespannter oder schmerzlicher Theilnahme aufgenommen wurde, diese im Lande selbst sich sehr wenig bemerkbar machte. Kaum war Friedrich 2. todt, so ergoß sich ein Strom von verkleinernden Schriften über ihn, welche vorzugsweise seine menschlichen Schwächen angriffen. Vor Allem waren die Geistlichen beschäftigt, ihren lange unterdrückten Groll an dem todten Helden der Aufklärung auszulassen; er hatte sie durch seinen beißenden Witz und seine Gleichgültigkeit aufs Höchste erbittert; einige verkündigten sogar von den Kanzeln, daß der König zum Teufel gefahren sei.

Der Umfang des preußischen Staates betrug beim Tode des Königs 3568 Quadratmeilen; auf ihnen lebten sechs Millionen Menschen; die Einkünfte beliefen sich auf 22,000,000 Thaler, von denen dreizehn allein das Heer kostete. Im Schatze sollen nach der mäßigsten Schätzung zweiundsiebenzig Millionen Thaler gelegen haben.

Drittes Buch.

Preußen unter Friedrich Wilhelm 2. und Friedrich Wilhelm 3. bis zum Frieden von Tilsit von 1786—1807.

Friedrich Wilhelm 2. von 1786—1797. Geboren am 25. September 1744, verlor Friedrich Wilhelm schon früh, am 12. Juni 1758, seinen Vater, den Prinzen August Wilhelm, Bruder Friedrich des Großen. In der Erziehung vernachläßiget, blieben dem Prinzen wissenschaftliche Kenntnisse völlig fremd; auch hielt ihn der große Onkel ganz entfernt von allen Staats- und Verwaltungsgeschäften, trug selbst die Kälte und die Entfremdung, die zwischen ihm und seinem Bruder geherrscht hatte, auf den Sohn über, die dann zuweilen noch einen härtern Charakter annahmen. Obgleich Friedrich 2. dem Neffen ein Kommando im Bayerischen Erbfolgekrieg gegeben, ihn auch 1780 an den Petersburger Hof geschickt hatte, so änderte sich doch das schlechte Verhältniß unter ihnen nicht. Ausgeschlossen von jeder praktischen Thätigkeit und selbst entfernt von der Hauptstadt, die doch geistige Genüsse vieler Art dem jungen Prinzen geboten hätte, musste dieser seine schönsten Jahre in Charlottenburg verleben, durch des Königs Sparsamkeit ohne bedeutende Geldmittel und obenein eingeschränkt auf den häuslichen Kreis. Auch dieser bot ihm wenig Befriedigung; seine Frau, eine Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg, musste ihres unmoralischen Lebenswandels wegen nach kurzer Ehe 1769 von ihm geschieden werden, *) worauf er bald wieder mit Friederike Luise, einer Tochter des damaligen Landgrafen von Hessen-Darmstadt, vermählt wurde. Der Prinz aber, ein starker kraftvoller Mann und der Sinnlichkeit von Jugend auf ganz ergeben, führte ein lustiges und liederliches Leben; ihm schlossen sich bald Gleichgesinnte und Verführer an. Von frühe schon lebte er mit der zweiten Tochter des in der königlichen Kapelle angestellten Waldhornisten Enke zusammen, die angeblich an den prinzlichen Kammerdiener Rietz verheirathet war; Friedrich 2. kannte das Verhältniß, duldete und beschützte es.

*) Die Abgeschiedene lebte bis zum Jahre 1840 als Staatsgefangene in Stettin.

Nach dem Tode des großen Königs waren natürlich alle Blicke auf dessen Nachfolger gerichtet, der dem Anscheine nach ganz mit den Gewohnheiten und Schwächen seines bisherigen Lebens brechen wollte und sich mit Ernst und Redlichkeit den Regierungssorgen, deren selbständige Leitung er sich vorbehielt, zu widmen schien. Doch einen seltsamen Eindruck machte es, als Friedrich Wilhelm 2. durch seinen Minister des geistlichen Departements befehlen ließ, daß die christliche Religion, welche die Stütze des Staates bilde, lauter und rein gepredigt würde; doch werde er tolerant sein und Niemanden seiner Meinungen wegen verfolgen — eine Redensart, wie sie gewöhnlich allen Reaktionen vorausgeht. Auch zeigte jener Befehl nur zu deutlich, daß der König, der regelmäßig die Kirche besuchte, in religiöser Beziehung den Weg verlassen wolle, den sein großer Onkel gewandelt war.

Bei der Huldigung der preußischen Stände am 19. September 1786 in Königsberg wurden die Familien Egloffstein, Kalnein, Schlieben, Eulenburg und einige Zweige der von der Gröben in den Grafenstand erhoben. Doch ein Antrag des Huldigungslandtages, welcher bezweckte, die früheren ständischen Rechte mit einem fortwährenden Ausschusse wiederzuerlangen, wurde sehr misfällig aufgenommen und die sofortige Auflösung desselben anbefohlen. Die Durchsicht des Ostpreußischen Provinzial-Rechts, welche die Regierung zugleich mit ständischen Abgeordneten vornehmen sollte, wurde erst im Jahre 1801 vollendet. Nach dem Vorgange anderer Provinzen traten die Besitzer adeliger Güter in Preußen nun auch in eine pfandbriefliche Verbindung zusammen; sie erhielten deren Bestätigung am 16. Februar 1788 und jede der beiden Landschafts-Direktionen, in Ost- und Westpreußen, von dem Staate 200,000 Thaler zur Begründung ihrer Fonds. Als die Stände 1781 Friedrich 2. um diese Fonds vergebens baten, bemerkte er: „Ueberdem mögen sie sich nur hübsch erinnern, wie sie sich im Kriege 1756 betragen haben, sie haben keine Vaterlandsliebe, mithin können sie nicht verlangen, daß Sr. K. M. welche vor sie haben sollen."

Zu den ersten Regierungshandlungen des Königs gehörte die Aufhebung der so drückenden Regie und des Alleinhandels mit Kaffee und Tabak, wogegen diese Artikel, dann Syrup, Zucker, Salz und Weizenmehl mit solchen Abgaben belegt wurden, die der großen Masse gerade keine Erleichterung verschafften; sie musste ja die ersten Nothwendigkeiten des Lebens ebenso theuer als früher bezahlen. de Launay, der gehasste Urheber der Regie, ward zwar zur Untersuchung gezogen, allein er stand ganz gerechtfertigt da; er hatte Nichts gethan, als die Befehle Friedrich 2. vollzogen, was er mit dessen Unterschrift und Siegel bezeugen konnte.

Nun war aber noch kein Jahr verflossen, da gewannen schon die alten Neigungen beim Könige die Oberhand; er dachte nicht mehr daran, sich den Regierungssorgen selbstthätig und mit allen Kräften zu widmen;

bald ward er arbeitsscheu, allen ernsten Anstrengungen Feind. Da drängten sich auch schon Fanatiker, Mystiker und Frömmler vor; sie bildeten die königliche Umgebung und übernahmen die Regierung. Nur Graf Hertzberg leitete noch einige Jahre die auswärtigen Angelegenheiten; wahrscheinlich scheuten jene sauberen Gesellen noch die Mühen und Arbeiten, die sie erforderten. Zu ihnen gehörte der General von Bischoffwerder, der schon längst in des Königs Gunst stand und ihn schlau zu behandeln und zu benutzen wusste; auch that er Nichts, ohne sich durch die Unterschrift seines Herrn sicher zu stellen; dann der ehemalige Pfarrer, jetzt Kammerrath von Wöllner. Wenn auch in untergeordneter Stellung, doch von großem Einflusse war der Geheime Kämmerer Rietz, dessen Namen die königliche Geliebte führte; er konnte Vieles ausrichten und war tief in so manche Geheimnisse eingeweiht. Dieses Kleeblatt machte dann die Ingenheim voll, die aber schon 1789 starb. Sie war ein Fräulein von Voß und hatte dem König schon als Prinzen von Preußen gefallen; sie jetzt zu besitzen, galt es vor Allem. Gegen 500,000 Thaler ergab sich das Fräulein, und als erst einige Geistliche reformirten Glaubens, wie einst die großen Reformatoren Luther und Melanchthon, *) es ganz in der Ordnung gefunden hatten, daß ein regierender Herr (auch mit zwei Frauen leben könne, auch die Königin selbst Nichts dagegen hatte), wurde dem Könige die Voß als Gräfin Ingenheim angetraut. Unter dem Schutze dieser Menschen strömten bald Wundergläubige, Lebenselixirbereiter, Goldmacher und Geisterbanner von allen Seiten herbei; denn Bischoffwerder und Wöllner — auch Herzoge, wie die von Weimar und Dessau — glaubten an Geisterbeschwörungen; in Wöllners Wohnung versammelten sich Alle, und hier war die Werkstätte der Alchemisten aufgeschlagen. Schlau benutzte diese Rotte die Schwäche und Leichtgläubigkeit des Königs, der ebenfalls viel von Geisterbeschwörungen hielt; sie zeigten ihm unter feierlichen und grausenerregenden Anstalten die Geister aller Verstorbenen, die er nur sehen wollte, umgaukelten ihn mit magischem Dunst und Räucherwerk, gaben den Bildern der Geister durch heimlich angebrachte Spiegel eine Gesichtsähnlichkeit, wobei ein gewisser Steinert, ein Sachse von Geburt, als geschickter Bauchredner die Betrügereien vollenden half. Der schwache König muß wohl mit Herzklopfen in das Geisterzimmer getreten sein; denn vorher bekam er stets stärkende Tropfen, durch deren Bereitung sich derselbe Steinert ein Jahrgeld von fünfhundert Thalern verschaffte. Schmählig sank der durch Wollust früh entnervte, durch Mysticismus und Aberglauben geängstigte König jährlich tiefer; er hatte zwei Frauen, eine erklärte Maitresse und eine Menge Beischläferinnen **), die ihm vorzugsweise die Rietz zuführte. Um nun

---

*) Sie hatten im December 1539 eingewilligt, daß der Landgraf Philipp von Hessen mit zwei Frauen leben könne.

**) Mit einer dieser Beischläferinnen, Gräfin Dönhoff, erzeugte der König den Grafen Brandenburg, Präsidenten des Ministeriums vom 2. November 1848.

Gott wegen der Sünden seines Fleisches zu versöhnen, schwärmte Friedrich Wilhelm 2. für den blinden Köhlerglauben der symbolischen Bücher. Die erste Frucht der Sühne war das s. g. Religionsedikt, welches Wöllner, der am 3. Juli 1788 an Stelle des freidenkenden Zedlitz zum Chef des geistlichen Departements ernannt worden war, am 9. Juli 1788 bekannt machte. Dieser hatte aber einen schwereren Kampf, als die Frommen unserer Tage; denn er ward wenig unterstützt von den Köhlergläubigen, auch nicht von denen, die bald gläubig und bald ungläubig sind, je nachdem die großen Herren, die auf den Thronen sitzen, darin Ton und Mode angeben, oder durch einflußreiche Männer, die Wünsche und Bitten fördern können. Großes Aufsehen erregte das Edikt; denn unter Friedrich 2. hatte eine völlige Denk- und Schreibefreiheit in religiöser Hinsicht in Preußen geherrscht; jetzt sollte es mit einem Male anders werden; — der Staat selbst trat gegen die Aufklärung in die Schranken. „Man habe mit Leidwesen seit Jahren bemerkt," heißt es in dem Edikte, „daß manche Geistliche der protestantischen Kirche wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der christlichen Religion wegläugnen und die Grundsäulen des Glaubens der Christen am Ende wankend machen würden. Man entblödet sich nicht, mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemisbrauchten Namen: Aufklärung, Irrthümer unter das Volk zu verbreiten; den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion überhaupt und vornehmlich das Geheimniß des Versöhnungswerkes und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig zu machen. Der König wolle aus großer Vorliebe zur Gewissensfreiheit anjetzt nachgeben, daß selbst Geistliche, von denen es auch bekannt sein möchte, daß sie von Irrthümern angesteckt sind, in ihrem Amte ruhig bleiben können; nur muß ein solcher den Unterricht dem hergebrachten und festgesetzten Kirchenglauben gemäß lehren, oder, er wird, im Fall der Uebertretung, mit Kassation und noch schärfer gestraft werden." Allen Unbefangenen musste es sogleich einleuchtend sein, daß das Edikt wohl einen Schwarm von Schurken und Heuchlern bilden, am wenigsten aber wahre Religiosität fördern könne. Was konnte aber das Religionsedikt helfen, wenn die Presse trotz den Verordnungen, die sie einzuschränken bestimmt waren, nur so frei blieb, wie bisher; das musste also geändert werden, sonst konnte der Köhlerglaube nicht aufkommen, er musste im Kampfe gegen die freie Presse verkümmern. Schon unter dem 19. December desselben Jahres erschien ein Censuredikt, welches die inländischen Presse einer scharfen Beaufsichtigung unterwerfen sollte, der auch die aus dem Auslande kommenden Bücher nicht entgehen durften. Gestützt auf diese beiden Edikte sann Wöllner darauf, seine geistliche Herrschaft immer mehr auszudehnen und zu befestigen. Doch damit wollte es nicht recht gehen; an der Spitze der Verwaltung und unter den akademischen Lehrern waren noch Männer, die ihm entgegenarbeiteten; sie mussten also entfernt werden, und da Wöllner im vollen Vertrauen seines Königs

gerade nicht der Mann war, der zurückwich, so ging er mit Festigkeit seinem Ziele nach. Religions- und Censuredikte waren die allgemeinen Maßregeln gewesen; die besondern folgten. Um aber diese durchzuführen, brachten Wöllner und Bischoffwerder frömmelnde Schwachköpfe, den Prediger Hermes und dessen Schwiegersohn, den Kaufmann Oswald 1791 aus Breslau nach Berlin, zu denen dann noch die beiden steif rechtgläubigen Geistlichen Woltersdorf und Silberschlag — den bald Hecker, Direktor einer Schule Berlins, ersetzte — und der zum Geheimen Rath erhobene Hillmer kamen; sie machten die fromme Rotte vollständig, die nun ihr Haupt stolz emporhob. Diese Männer, mit Ausnahme Oswalds, eines lächerlichen Grillenfängers, der zum Vorleser des Königs erhoben wurde, bildeten seit dem August 1791 die geistliche Prüfungsbehörde und übten eine Gewalt, die alle Denkfreiheit lähmen und alle Gewissen fesseln musste; es gehörte zu ihrem Amte, das Religionsedikt strenge in Vollziehung zu setzen, gleichsam die Herzen und Nieren jedes Mannes, der sich um ein Schul- oder Kirchenamt bewarb, zu prüfen, und zu untersuchen, ob er auch das rechte gläubige Christenthum inne habe; zugleich sollten sie über alle Prediger und Schullehrer Aufsicht führen, die Gläubigen von den räudigen Schaafen sondern und diese unter ihre Aufsicht nehmen, daneben auch die Censur über die geistliche Literatur ausüben. Doch die geistige Bedeutungslosigkeit dieser Männer gab mehr als hinreichende Sicherheit, daß sie ihr Ziel nicht erreichen würden.

Solches geschah im preußischen Staate schon wenige Jahre nach dem Tode seines größten Königs.

Graf Hertzberg sah dieses traurige Schauspiel, auch wie es täglich festern Boden gewann; er glaubte die Ehre seines Königs zu heben und seinem Vaterlande um so mehr neues politisches Gewicht zu geben, wenn er die erste Gelegenheit benutzte, die sich darbot, kräftig aufzutreten. Eine solche glaubte er in den Streitigkeiten zu finden, die in den Vereinigten Niederlanden zwischen der Partei des Erbstatthalters Wilhelm 5., der oranischen, und der aristokratisch-republikanischen oder den s. g. Patrioten bestanden; letztere hatten durch die vormundschaftliche Regierung, unter der Wilhelm 5. bis 1766 stand, bedeutend an Macht gewonnen; denn während einer solchen fielen die Geschäfte der Statthalterschaft an die Staaten der einzelnen Provinzen. Jene Streitigkeiten hatten ihren Grund darin, daß der republikanische Theil der exekutiven Macht, die Versammlung der s. g. Staaten, gebildet aus Abgeordneten des Adels und der Städte, und je in den verschiedenen Provinzen nach ganz verschiedenen Verhältnissen zusammengesetzt, den monarchischen Theil derselben, den Erbstatthalter, bekämpften; Letzterer war immer ein Gegenstand des Verdachts und des Zwiespalts gewesen und die Fürsten aus dem Hause Oranien, die sie bekleideten, wurden immer als Widersacher der innern Freiheit — obgleich sie oft genug die äußere gerettet hatten — gefürchtet. Nun mischte sich

seit 1767 die stolze und gebieterische Gemahlin Wilhelm 5., Friederike, Schwester Friedrich Wilhelm 2., auch in die öffentlichen Angelegenheiten, weil ihr Gemahl sehr träge war; auch bekamen die Streitigkeiten zwischen den Patrioten und den Freunden des Erbstatthalters beim Ausbruche des Nordamerikanischen Freiheitskrieges neue Nahrung; denn Erstere neigten sich zu Frankreich, Letztere wollten es mit England nicht verderben; auch sollen sie diese Macht sogar heimlich auf jede Weise während des Krieges, den sie im December 1780 den Vereinigten Niederlanden erklärten, begünstigt und gegen die Ersteren konspirirt haben. Die Rüstungen wurden langsam betrieben, der Krieg selbst wurde träge geführt; die Verluste aber, die Hollands Seemacht und Handel erlitten, waren dagegen ungeheuer groß. Nach dem Frieden mit England, der am 20. Mai 1784 zu Paris geschlossen wurde, standen die Parteien heftiger gegen einander; auch mischten sich Frankreich und England, wechselseitig schürend, in den Streit. Dem Prinzen Erbstatthalter entwand man ein Vorrecht nach dem andern, ja, alle sollten ihm entrissen werden, obgleich der in Verfall gerathenen Republik wohl Nichts förderlicher gewesen wäre, als eine Einheit seiner Regierung. Die Patrioten rüsteten endlich, weil sie fürchteten, der Erbstatthalter würde militairisch einschreiten; Frankreich schickte Offiziere; es kam zu offenen Feindseligkeiten unter den Parteien und im September 1785 musste Wilhelm 5. seine Residenz im Haag verlassen; auch entzogen ihm die Staaten bald darauf den Oberbefehl über die Truppen. Zunächst wandte sich Wilhelm 5. an Friedrich 2., der sich auch bei dieser Gelegenheit groß zeigte; er ermahnte stets die stolze Nichte, innerhalb der Verfassung zu bleiben und die Staaten warnte er vor übereilten Schritten. Kaum war er aber todt, da suchte der Erbstatthalter bei seinem Schwager Hilfe, der sogleich den Grafen Görtz nach dem Haag schickte, aber durch Unterhandlungen wenig ausrichtete. Nun sollte die Sache endlich zur Entscheidung gebracht werden. Die Erbstatthalterin musste im Juni 1787 eine Reise von Nymwegen nach dem Haag unternehmen, wobei vorauszusehen war, daß sich dieser bei dem bewaffneten Zustande des Landes Schwierigkeiten entgegensetzen würden; — man wollte eine persönliche Beleidigung, um den Bruder, den König von Preußen, als Rächer anzurufen. Hinter Schoonhoven wurde die Erbstatthalterin auch wirklich von einem in einen Offizier umgewandelten holländischen Krämer auf offener Landstraße angehalten, und musste so lange in einem kleinen Hause absteigen, bis eine Anfrage über ihre Weiterreise aus dem Haag beantwortet wäre; der Offizier hielt, wahrscheinlich aus Höflichkeit, den bloßen Degen in der Hand. Da der Prinzessin die Weiterreise untersagt wurde, verwandelten die Berliner Diplomaten das Ereigniß in einen Beleidigungsroman und stellten es so dem Könige dar; Hertzberg schrieb beleidigendere Noten, als das Betragen des guten Holländers je gewesen war. Schon am 13. September rückten 24,000 Preußen, da der Notenwechsel keine Ergebnisse brachte und Frank-

reich bei seiner Schwäche nicht einmal gerüstet hatte, unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig in die Vereinigten Niederlande ein; sie fanden auch nicht den geringsten Widerstand. Der Erbstatthalter wurde den Holländern durch fremde Bajonette aufgedrungen und dessen Vorrechte wieder hergestellt; die Häupter seiner Gegner entflohen nach Frankreich. Der preußische Stolz erreichte durch diesen schnellen und glücklichen Zug gegen Spießbürger und schlecht geübte Soldaten ein großes Selbstvertrauen, und der Herzog von Braunschweig, der unter seinem gleichnamigen Onkel in den Feldzügen von 1758 bis 1762 nur den gewöhnlichen General gemacht hatte, sich aber dennoch für einen der größten Feldherrn hielt, bekam eine nur zu große Vorstellung von seinen kriegerischen Talenten, die sich später aber nicht als solche auswiesen.

Wichtiger waren die Ereignisse im Osten.

Katharina 2. verfolgte standhaft den Plan, sich auf Kosten des türkischen Reiches zu vergrößern; ja, sie wollte dasselbe erobern und ihren zweiten Enkel Konstantin (der von 1815 bis 1830 die Polen als kaiserlicher Statthalter tyrannisirte) zum Kaiser eines neuen byzantinischen Reiches machen; Joseph 2. ging gern darauf ein, die Beute mit der Zarina zu theilen. So begann ein Krieg mit den Türken im Februar 1788, und wenn der Feldzug dieses Jahres den beiden Mächten gerade keinen Gewinn brachte, so wurde er doch im folgenden glücklicher geführt. Hertzberg überwachte ängstlich die ehrgeizigen Pläne Josephs und Katharina's; Preußen und England — Frankreich, im Innern beschäftigt, kam wenig mehr in Betracht — fürchteten den Untergang des türkischen Reiches und damit zugleich für das europäische Gleichgewicht; es wurde hnen daher nicht schwer, sich des bedrohten Reiches anzunehmen. Sie vereinigten sich im August 1788 dahin, daß Preußen die Vergrößerung der österreichischen Macht allenfalls mit den Waffen verhindern sollte, auch verbürgten sie der Hohen Pforte im Januar 1790 ihre Erhaltung in ihrem bisherigen Umfange. Zugleich bot Preußen den Polen seinen Schutz und ein Bündniß an, wenn es Danzig und Thorn — wozu es sich doch nicht verstand — abtreten wolle. Da aber Hertzberg ein selbständiges und kräftiges Polen wünschte, weil er dieses für seinen Plan brauchte, mit Hilfe Englands aus den Mittelmächten Europa's eine Macht zu schaffen, welche den beiden Kaiserhöfen das Gleichgewicht halten könne; so entsagte er bald seinen Forderungen in Bezug auf die vorgeschlagene Abtretung und schloß am 29. März 1790 zu Warschau einen Allianztraktat mit diesem Reiche. Zwei preußische Heere standen in Schlesien und in Ostpreußen bereit, jeden Augenblick ins Feld zu rücken; — da starb im kritischen Augenblicke Joseph 2. am 20. Februar 1790, was aber Preußen nicht verhinderte, seine Rüstungen fortzusetzen, obgleich Josephs Bruder, Leopold 2., schon im März mit dem Könige von Preußen die Streitigkeiten zu beendigen sucht Am 26. Juni trat ein Friedenscongreß in Reichenbach zusammen. Der

österreichische Bevollmächtigte, Freiherr von Spielmann, setzte sich aber mit Bischoffwerder in Verbindung, um der Unterhandlung eine ganz andere Richtung zu geben; Hertzberg musste demnach entfernt werden, zumal er eine Verbindung Preußens mit Oesterreich gegen das konstitutionelle Frankreich nicht billigte, wogegen Wöllner und Bischoffwerder, aufs Kräftigste von Spielmann bestärkt, daran dachten, jedes Licht der Vernunft in Zaum und Zügel zu halten, oder gar todt zu schlagen. Hertzberg war daher ganz erstaunt, als er am 27. Juli 1790 ganz anders lautende Präliminarien, als die waren, über welche er unterhandelt hatte, unterzeichnen sollte. Leopold 2. versprach, den Russen weiter keine Hilfe gegen die Türken zu leisten, erlange er aber im Frieden Gebietsvergrößerungen, könne Preußen eine diesen gleiche Entschädigung ebenfalls beanspruchen. Doch im Frieden von Szistowa am 4. August 1791 wurde von Seiten Oesterreichs an diese Bedingungen nicht mehr gedacht. Rußland setzte den Krieg, ohne sich von Preußen einschüchtern zu lassen, gegen die Türken, auch ohne Oesterreich, fort und schloß am 9. Januar 1792 den Frieden von Jassi, der den Dniepr zur Grenze des russischen Reiches machte. Hertzberg war schon am 2. Mai 1791 aus dem Staatsdienste getreten; er war den Umgebungen des Königs hinderlich, als sie diesen zu einer Aenderung seiner politischen Stellung und engeren Verbindung mit Oesterreich zu bewegen suchten.

Um diese Zeit beschäftigten sich schon alle Freunde des Mittelalters und die ganze diplomatische Welt Europa's mit Frankreich. Vorzüglich benutzte man die Wendung, welche die Revolution jenes Landes zu nehmen anfing, um auf das Herz des Königs zu wirken; man wusste ihm beizubringen, daß das französische Volk Grundsätze aufgestellt habe, welche die gesellschaftliche Ordnung umzustürzen drohten, Thron und Altar seien angegriffen, die Unterschiede der Geburt zerstört und ein Krieg der Armen gegen die Reichen erklärt. Solchen Grundsätzen müsse entgegen gearbeitet werden: alle Ränke und Zwistigkeiten unter den Fürsten müssten aufhören, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen, der Alle bedrohe. So trat ein Wendepunkt in die Politik der europäischen Mächte ein; zu der Politik der Selbstsucht und des Strebens nach eigenem Gewinn an Land und Leuten kamen vorzugsweise noch die der politischen Grundsätze und Begriffe. Alle Fürsten fühlten den Boden unter ihren Füßen zittern; sie redeten sich ein, daß sie eine große Familie ausmachen, und daß die Vortheile Aller wechselseitig mit dem jedes Einzelnen verbunden seien.

Keineswegs war es allein die jährliche Lücke in der Staatseinnahme und die Unmöglichkeit, die jährlichen Ausgaben durch die Einnahmen zu bestreiten, welche das Bedürfniß einer gänzlichen Umänderung der Staatsverfassung Frankreichs fühlbar machten; vielmehr krankte der Staat in allen seinen Theilen; denn Verfassung, Verwaltung, Justiz und Finanzen waren hinter dem geistigen Fortschritte, den das Volk gemacht hatte, zurückgeblieben. Sollte Frankreich geholfen werden, so musste man alles Bestehende

angreifen und von Grund aus neubauen; denn die ganze Staatsmaschine hing so enge zusammen, daß man entweder Alles beim Alten lassen, oder Alles ändern musste. Letzterm widersetzten sich aber die Privilegirten — Adel und Geistlichkeit — schon in der wichtigsten Frage, wie dem schlechten Zustande der Finanzen abzuhelfen sei, was nur dadurch geschehen konnte, daß der Theil des Volkes, der bis dahin Nichts zu den Staatslasten beigetragen hatte, in gleichen Verhältnissen herangezogen werde, womit nothwendig zusammenhing, daß alle Hemmnisse und Beschränkungen der Betriebsamkeit und des Verkehrs, die vielfältig vorhanden waren, weggeräumt werden mußten. Eine durchgreifende Verbesserung des ganzen aus dem Mittelalter stammenden Staatsgebäudes konnte nur durch die Generalstände — die aus der Geistlichkeit, dem Adel und dem dritten Stande herkömmlich zusammentraten — durchgeführt werden. Das war der laute Wunsch des ganzen Volkes, wobei dann dem dritten Stande, der sechsundneunzig Hunderttheile aller Bewohner Frankreichs ausmachte, in Beziehung auf die größere Bedeutung, welche diesem im Fortschreiten der Zeit zu Theil geworden war, auch ein größeres Gewicht, als bei früheren Versammlungen, gegeben werden musste; er erhielt eine doppelt so große Anzahl Vertreter, als die beiden anderen Stände. Die Reichsversammlung trat am 5. Mai 1789 zusammen; der dritte Stand erhielt aber bald ein solches moralisches Uebergewicht über den Adel und die Geistlichkeit, daß es seitdem um das Ansehen der alten Regierung geschehen war, besonders da Ludwig 16. zu den s. g. guten Leuten gehörte, die weder die nöthige Kraft, noch Begeisterung für irgend eine Sache haben, also stets zum Spielball ihrer elenden, um Hofgebrauch und Hofprunk kabalirenden Umgebungen dienen; bald hatte Niemand mehr, nicht einmal seine Anhänger, zu ihm Vertrauen. Als die Mitglieder des dritten Standes am 17. Juni den Namen Nationalversammlung annahmen und dadurch gewissermaßen anzeigten, daß sie das ganze Volk verträten, gingen sie auch sogleich an die Umgestaltung der Staatsverfassung mit dem festen Entschlusse, sich nicht eher zu trennen, als bis diese vollendet und ins Leben getreten sei; denn sie waren überzeugt, daß auf dem gewöhnlichen Wege eine radikale Staatsverbesserung nicht zu erlangen wäre. Dieses unnachsichtige und entschlossene Handeln veranlasste, daß die Feinde jeder Verbesserung des Zustandes der mittleren und unteren Volksklassen, die bisher von den oberen nur als ihr Dienstvolk angesehen worden waren, schaarenweise aus dem Lande gingen; es waren die ganz blinden Anhänger des Feudalsystems, der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit, die Offiziere und deren Anhang und an der Spitze Aller der Graf von Artois*) (später Karl 10.) Die Emigranten schlugen ihre Sitze an den Höfen von Turin und an mehren geistlichen und fürstlichen am Rhein auf; ihr stetes Bestreben war dahin gerichtet, das Aus-

*) Der Graf von der Provence, der spätere Ludwig 18., folgte im Jahre 1791.

land gegen das eigene Vaterland in die Waffen zu bringen. In diesem wurde in kurzer Zeit die alte Feudalität ganz über den Haufen gestürzt. In der Nacht vom 4. zum 5. August hörte sie mit allen Lasten und Privilegien gesetzlich auf, nachdem ein Bauernkrieg, der in allen Theilen Frankreichs losgebrochen war, sie bereits vernichtet hatte; denn die freiwillige Aufopferung — Geistlichkeit und Adel wetteiferten sogar mit einander — sollte mehr dem Zerstören, dem Verwüsten, dem Sengen und Brennen ein Ziel setzen; der 10. August hob die geistlichen Zehnten auf. Durch den Zug der pariser Nationalgarde und großer Massen Gesindels aller Art nach Versailles am 6. Oktober wurde das Königthum des 17. und 18. Jahrhunderts seines blendenden Schimmers beraubt; Ludwig 16. musste seine Residenz in Paris aufschlagen; und den königlichen Willen, lange Zeit einziges höchstes Gesetz, traf Beschränkung und ward den konstitutionellen Gesetzen des Staates unterworfen. Am 2. November wurden die sämmtlichen Güter des Klerus für Staatseigenthum erklärt und zur Verfügung der Nation gestellt, die Hierarchie verlor ihren Grundbesitz, der zum Verkauf in kleinen Gütern bestimmt war; fortan sorgte der Staat für den religiösen Kultus und seine Diener. Durch den Verkauf dieses außerordentlich großen Grundeigenthums, sowie durch den am 2. Februar 1792 verordneten Verkauf aller Güter der Emigranten erhielten Tausende Landbesitz und Grundeigenthum und wurden dadurch an die Revolution gebunden. Eine neue Eintheilung mit neuen Benennungen, die Frankreich am 26. Februar 1790 erhielt, brachte die alte Trennung der Provinzen in Vergessenheit und vereinigte gleichsam alle Franzosen zu einer Nation; eine neue Gerichtsordnung und ein neues, an allen Orten und Gegenden völlig gleichförmiges Civilrecht wurde eingeführt, auch die Criminaljustiz am 30. April durch Geschworenengerichte verbessert; ferner wurden alle Titel und Ehrenrechte der alten Zeit abgeschafft und alle Mönchs- und Nonnengelübde aufgehoben. Dazu kamen volle religiöse Duldung, Aufhebung aller Zünfte und Innungen, Sicherung der persönlichen Freiheit, vollständige Gleichheit der Abgaben in Bezug auf das Vermögen, freie Presse und Verpflichtung jedes waffenfähigen Franzosen zur Vertheidigung seines Vaterlandes. Eine natürliche Folge dieser Veränderungen war, daß alle Lebens- und Staatsverhältnisse Frankreichs aufgehoben und alle alten Bande gelöst wurden. Traurig stand es um den König. Seine Anhänger im Lande und außerhalb desselben entwickelten eine unselige Rührigkeit; sie, besonders die Kamarilla der Königin Maria Antoinette, trieben Ludwig 16., der, wie es jetzt bekannt ist, die Emigranten selbst aufs Kräftigste unterstützt hat, zu verkehrten Schritten, zeigten ihn schwach- und doppelsinnig und forderten dadurch seine Feinde gleichsam auf, das Königthum selbst zu vernichten. Dabei verfolgten die Königlichen den Zweck, den alten Zustand Frankreichs gewaltsam wieder herzustellen, was sie am besten dadurch zu erreichen glaubten, wenn sie Ludwig 16. zur Flucht aus dem

Lande überredeten, um mit ihm an der Spitze wieder zurückzukehren. Die Flucht, in der Nacht zum 21. Juli 1791 unternommen, glückte nicht, hatte im Gegentheil die nachtheiligsten Folgen, weil man bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß der König sich weder durch sein Wort, noch durch seinen Eid für gebunden halte, wenn es das Aufgeben königlicher Vorrechte gelte; er hatte nämlich eine Erklärung gegen Alles, was er gethan und beschworen, bei seiner Flucht zurückgelassen. Zugleich machte man auch die Probe, ob und wie sich auch ohne König — also republikanisch — regieren lasse; Ludwig 16. verlor von jetzt an seinen ganzen Einfluß. Nun kamen die Männer empor, die sich überzeugt hatten, daß eine Uebertreibung sich nur durch die entgegengesetzte zerstören lasse, daß rohe Gewalt und Vorurtheil der Großen nur der rohen Gewalt der fanatisirten Massen weiche; die begeistertsten Freiheitsmänner traten an die Spitze des Volkes und bald auch an die der Regierung; was blieb ihnen übrig, als die untersten Klassen des Volkes gegen die oberen und mittleren zu bewaffnen, um das Neue zu erhalten und ein ganz neues geselliges Verhältniß zu begründen? Denn nur ein Volk im Aufstande kann und darf Rechte verletzen, um künftigen Geschlechtern ein neues Dasein zu geben.

Natürlich konnten solche wichtige Veränderungen im Nachbarlande Deutschlands ihre Wirkung in diesem nicht verfehlen. Seine Bürger und Bauern begrüßten die Revolution als die Morgenröthe einer bessern Zeit, die ihre Lasten regeln und beschränken und ihnen gleiche bürgerliche und politische Rechte mit den bevorrechteten Ständen geben würde; aber diese, die Fürsten und der Adel, erschracken, als sie sahen, daß ihr Palladium, das Feudalrecht, mit der Hierarchie zu Grabe getragen ward. Schon auf dem Kongresse in Reichenbach 1790 bearbeiteten Wöllner und Bischoffwerder ihren mystificirten König mit Hilfe des österreichischen Bevollmächtigten Spielmann, „um durch eine weise und feste Haltung der Seuche, deren Verbreitung man weder voraussehen, noch berechnen könne, einen festen Damm entgegenzusetzen." Leopold 2. wollte in Gemeinschaft mit Friedrich Wilhelm 2. an der Quelle selbst die neuen Ideen mit den Waffen bekämpfen, die Feudalität und die Hierarchie, die Emigranten und die Prinzen in seinen Schutz nehmen; Beide wurden auch durch Bevollmachtigte Ludwig 16. und der Kamarilla seiner Gemahlin angespornt und ermuntert. So kam man denn überein, auf dem sächsischen Lustschlosse Pillnitz einen Kongreß abzuhalten, zu dem sich auch Artois im Namen der Emigranten, wenn auch ungebeten, einfand. Auf diesem wurde am 27. August 1791 beschlossen, die monarchische Gewalt in Frankreich durch die nöthige militairische Gewalt herzustellen; doch nicht ohne für sich zu sorgen; denn die beiden Mächte wollten sich die Kosten der Exekution durch Abtretung französischer Gebiete bezahlt machen. Die Erklärung von Pillnitz war aber dem französischen Könige und dem Königthume verderblich, die wilden Demokraten in Paris benutzten die Verblendung der Fürsten, die Schwäche ihres

Königs — der sich mit fremden Mächten verbündete, deren Heere gegen sein Vaterland aufbot, und der eine Verfassung öffentlich billigte und beschwor, gegen welche er insgeheim konspirirte — und endlich die Thorheit der Emigranten, um das monarchische System zu stürzen und eine Vertilgung des ganzen alten Geschlechts zu empfehlen, damit dem Neuen ein freier Raum geschaffen werde. Um nun das Neue zu behaupten und die Wiederkehr des Alten zu verhindern, wurden zu diesem Zwecke die niederen Massen in Bewegung gesetzt; sie sollten die Stelle der oberen Volksklassen einnehmen; aber nur Männer, die mit genialer Kühnheit alle Scheu und alle Scham verachteten und Fäuste, Mörder und Pöbel aufbieten und begeistern konnten, waren im Stande, einen solchen Plan durchzuführen. Jene Männer machten den Kern der Jakobiner (die Cordeliers) aus: Camille Desmoulins, Danton, Marat, Robespierre, Fréron, Hebert und Andere; sie allein führten um 1792 das Wort. Die Mächte, die in Pillnitz sich verabredet hatten, wurden nun besorgter, als je; sie verbanden sich daher am 7. Februar 1792 in Wien dahin, dem Könige von Frankreich seine monarchischen Vorrechte wieder zu verschaffen; auch wollten sie die künftige Verfassung Frankreichs bestimmen. Als nun Leopold 2. bald darauf, im März 1792, starb, ward dessen Sohn und Nachfolger Franz 2. leicht bewogen, dasjenige auszuführen, was Leopold 2. verabredet hatte. Auf eine Anfrage des französischen Ministeriums in Wien, was Frankreich von den beiden verbündeten Höfen zu erwarten habe, erhielt es nur beleidigende Erklärungen und allerlei diplomatische Ausflüchte, was Dumourier, den Minister des Auswärtigen, bewog, am 20. April 1792 der gesetzgebenden Versammlung, die am 1. Oktober 1791 der verfassungsgebenden gefolgt war, den Antrag vorzulegen, an Oesterreich den Krieg zu erklären, was mit lautem Jubel aufgenommen wurde. Die Demokraten setzten nun die lebhaften kriegerischen Franzosen in eine heftige Bewegung, sie eiferten gegen König und Königthum, gegen alle Anhänger der alten Ordnung und brachten die große Masse gegen die äußeren und inneren Feinde der Revolution in Bewegung.

Sowie Frankreich mit Oesterreich gebrochen hatte, erklärte Preußen, daß es gemeinschaftlich mit letzterer Macht kämpfen würde. Die Verbündeten zweifelten nicht im Geringsten, daß sie ohne viele Anstrengungen siegen und die alte Monarchie in Frankreich herstellen würden; äußerte sich nicht Herzog Ferdinand von Braunschweig, der zum Oberbefehlshaber des gegen Paris bestimmten Heeres ernannt war, in seinem soldatischen Hochmuthe, der durch den Marsch gegen die holländischen Patrioten gewaltig gesteigert worden war, zu den Officieren seines Regiments dahin: „Meine Herren! Nicht zu viel Gepäck und Aufwand; Alles ist nur ein militärischer Spaziergang!" In Verbindung mit Emigrantenschaaren, die in den Staaten der Kurfürsten von Köln und Trier ausgerüstet wurden, waren österreichische und preußische Heere bestimmt, von den belgischen Niederlan-

den und von Deutschland her in Frankreich einzubringen, dann von Südosten noch Sardinier. Schwer waren aber die vielen Fürsten, Grafen, Aebte und Ritter des Deutschen Reiches in Bewegung zu bringen; es sei ja, sagten sie, der Krieg nur an Oesterreich erklärt, das gehe das Reich Nichts an; ihr Patriotismus fand sich erst, als sie später ihre Soldaten an England vermiethen konnten.

Vor der Eröffnung der Feindseligkeiten — die Kriegserklärung Preußens war vom 26. Juni — erließ der Herzog Ferdinand jenes unsinnige und lächerliche Manifest *) vom 25. Juli, in welchem er einem großen Volke, wie einer Rotte Räuber drohte; es brachte daher in Frankreich die entgegengesetzte Wirkung, die man erwartet hatte, hervor. Mit einer wahren wilden Wuth ward hier das Volk von den kräftigen Männern, die jede Herstellung des Alten unmöglich machen wollten, gegen Königthum, Hof, Adel und papistisches Priesterthum gehetzt und durch Volksversammlungen, Klubs und Zeitungen zur patriotischen Erhebung elektrisirt; es galt König und Königthum, denen man auf rechtlichem Wege nicht beikommen konnte, durch den aufgeregten Pöbel und die rohe Gewalt der Massen zu stürzen; vortrefflich förderte diesen Plan die Kriegserklärung der Verbündeten. Ein allgemeiner Volksaufstand zur Vertheidigung der Grenzen und gegen den in den Tuilerien verrätherisch handelnden König — es ist jetzt vollkommen gewiß, daß dieser so handelte — wurde angeordnet. Am 10. August wurden die Tuilerien erstürmt und Ludwig 16. mit seiner Familie in die gesetzgebende Versammlung gebracht, eine vorläufige Regierung errichtet und ein Nationalkonvent berufen, der eine auf Freiheit und Gleichheit gegründete Verfassung einführen sollte; am 14. ward die königliche Familie in den Tempel, einst die Wohnung des Meisters des Tempelherrenordens, gebracht und strenge bewacht. Ja, die Fortschritte der Verbündeten gegen Paris gaben dem von Marat und Danton, dem damaligen Justizminister aufgestellten Grundsatz Gewicht, daß man, um die Freiheit und die Nationalehre zu retten, die Armen gegen die Reichen, die Ungebildeten gegen die Gebildeten zu einem Vertilgungskriege auffordern müsse. Von jenen wurden in Gemeinschaft mit dem Ausschusse der Pariser Gemeine für allgemeine Sicherheit, der, neu zusammengesetzt durch die wüthendsten Demokraten und Frevler, nun ein gewaltiges demagogisches Triebrad abgab, die Septembermorde (vom 2. bis 6. wurden gegen dreitausend Personen der höheren Stände, der Geistlichkeit oder solche, die als Gegner der Revolution galten, von gedungenen und bezahlten Mördern in den Gefängnissen, in die sie vorher gebracht worden waren, umgebracht) systematisch vorbereitet und vollführt; eine für den Zweck der Revolution kalt berechnete po-

*) Der preußische Geheime Legationsrath Renfner veränderte im Auftrage des Herzogs das vom französischen Marquis von Limon im Sinne der Rache schnaubenden Emigranten ausgearbeitete Manifest.

litische Maßregel; denn durch diese Morde sollten Alle, welche für das Neue gewirkt hatten, auch für dasselbe verantwortlich gemacht werden.

Am 19. August 1792 drangen mehr als 70,000 Mann (42,000 Preußen, 15,000 Oesterreicher, 6000 Hessen-Kasseler und 10,000 Emigranten) unter dem Herzoge Ferdinand in der Nähe von Luxemburg über die französische Grenze; Longwy (am 23. August) und Verdun (am 2. September) fielen nach kurzer Gegenwehr. Der Herzog rückte sehr langsam vor; er führte den Krieg nach der alten, bedächtigen und methodischen Art des Siebenjährigen Krieges; so wurde die Straße, die von Verdun durch die Argonne, ein waldiges Gebirge, über Saint Menehould nach Châlons führt, in weiten Umwegen nördlich umgangen, um die Ebene der Champagne zu gewinnen und erst am 20. September stand der Herzog auf den Höhen von Valmy, in gerader Richtung sechs Meilen von Verdun. Ihm gegenüber hatte Dumourier, der am 28. August in Sédan den Oberbefehl übernommen, alle nur in der Nähe befindlichen Truppen zusammengezogen, um die Pässe durch die Argonne zu decken; am 19. hatte er 53,000 Mann bei Saint Menehould vereinigt. Die s. g. Kanonade von Valmy (am 20. September) preisen die Franzosen zwar als einen Sieg; es ist aber bekannt, daß der Herzog und die Generale des Heeres seiner Schwäche wegen besorgt waren und zum Rückzuge riethen, was Friedrich Wilhelm 2., der sich ebenfalls beim Heere befand, bewog, durch seinen groben und eingeschränkten General-Adjudanten von Manstein mit Dumourier am 22. September einen Waffenstillstand abzuschließen, damit Letzterer die monarchische Gewalt in Frankreich aufrecht erhalten könne; an diesem Tage aber rief gerade der Konvent in Paris die Republik aus. Unwillig, weil er sich betrogen sah, wollte der König sogleich den Stillstand aufheben; allein der schlaue Dumourier schloß mit Hilfe des Herzogs, Mansteins und des Marchese Lucchesini eine Militairkonvention ab, die eigentlich den Weg zu einer Uebereinkunft zwischen Preußen und Frankreich bahnen sollte, und nach welcher das feindliche Heer innerhalb zwanzig Tagen, ohne beunruhigt zu werden, das Gebiet der Republik verlassen sollte. Sehr schwierig war der Rückmarsch der Preußen; ihr halbes Heer ging durch die rothe Ruhr, durch andere Krankheiten und durch Mangel an Verpflegung verloren; sie erreichten in den ersten Tagen des November Koblenz, von wo sie Rhein aufwärts rückten, um Custine, der Mainz am 21. Oktober und Frankfurt am Main am folgenden Tage erobert hatte, vom deutschen Boden zu vertreiben. Denn am Rhein waren die Franzosen überall freudig aufgenommen worden; die Bevölkerung, die von Fürsten, Grafen und Reichsrittern, von Pfaffen und den Magistraten freier Reichsstädte unter dem Drucke der Feudalität und der Hierarchie, mit dem Stock und durch den Büttel willkürlich beherrscht wurde, glaubte nun von dem Joche derselben befreit zu werden. Wo die Franzosen nur von Ferne erschienen, nahmen geistliche und weltliche Fürsten, Adel und Pfaffen, Maitressen und Höflinge Reißaus

oder suchten durch Unterhandlungen ihre Vortheile, obgleich das Deutsche Reich sich am 23. November für den Krieg mit Frankreich erklärt hatte; nirgends wurde den Franzosen Widerstand geleistet. Leider dämpften aber Erpressungen aller Art und soldatische Zügellosigkeit die ersten Aufwallungen deutscher Freiheitslust und machten die Franzosen — aus gleichen Ursachen aber auch in den österreichischen Niederlanden — bald verhasst genug. Frankfurt wurde am 2. December wieder besetzt, allein Mainz blieb in dem Besitz der Franzosen. Dumourier war nach dem Abzuge der Preußen in die österreichischen Niederlande geeilt, die er durch den Sieg von Jemmappe am 6. November gewann, sie aber nach dem Verluste der Schlacht von Neerwinden am 18. März 1793 wieder verlor, als Engländer und Holländer den Oesterreichern zu Hilfe kamen; denn Frankreich hatte am 1. Februar 1793 an England und Holland den Krieg erklärt.

In Paris ward am 21. September 1792 der Konvent eröffnet worden, der in aller Form am folgenden Tage die Republik feierlich ausrief*); mit diesem Tage begann mitten unter der allgemeinen Verwirrung in ganz Frankreich eine völlig neue Ordnung der Dinge. Der Konvent regierte Frankreich mittelst Ausschüssen, die für jedes Fach des Staatswesens angeordnet waren; obgleich er selbst unbedingt vom Gemeinerath von Paris, wie dieser vom Klub der Jakobiner abhing. Heftig bekämpften sich in diesem die Parteien, die Girondisten oder die Freunde einer bürgerlich friedlichen republikanischen Regierung, und die Jakobiner, die wüthendsten und kräftigsten Republikaner; Erstere hätten den König, dessen gerichtliche Verurtheilung die Letzteren forderten, gern gerettet, sie sahen in ihm eine Stütze gegen ihre Gegner. Schon am 7. November ward auf die Anklage des Königs im Konvent angetragen, er selbst sollte ihn richten; doch sein Proceß war eine leere Posse, die Mehrheit des Konvents sollte durch die Verurtheilung Ludwig 16. nur an die Revolution geknüpft werden. Schon am 11. December musste der König als Beklagter vor den Schranken des Konvents erscheinen; ihm ward die Anklageakte vorgelesen, seine Vertheidiger wurden gehört, kurz, jede Rechtsform ward beobachtet; der König selbst zeigte wenig Würde und männliche Festigkeit, er duldete wie ein Mönch oder ein Weib. Mit Stimmenmehrheit sprach der Konvent erst sein Schuldig und dann die Todesstrafe aus, die am 21. Januar 1793 mittelst der Guillotine vollzogen wurde**). Die Revolution nahm nun einen immer wildern und gräßlichern Charakter an. Der am 26. März vorgeschlagene Wohlfahrtsausschuß wurde am 6. April eingesetzt; unter ihm stand

*) Vom 22. September rechnete man in Frankreich nach Jahren der Republik, mit neuen Namen für die Monate und Wochen. Diese Zeitrechnung dauerte bis zum 9. September 1805.

**) Die Königin Maria Antoinette wurde später, am 16. Oktober 1793, hingerichtet.

die ganze ausübende Macht, selbst die Minister; an diesem Tage trat auch das Revolutionstribunal ins Leben, das ohne weitere Verhöre, ohne Proceß und ohne Appellation jeden angeblichen Gegner der Republik vor Gericht ziehen und summarisch verurtheilen konnte; zugleich wurden die Gesetze gegen Emigranten, Priester und Unzufriedene jeder Art fast wöchentlich geschärft. Beide, der Wohlfahrtsausschuß und das Revolutionstribunal, bildeten die Grundlage der spätern Schreckensregierung. Der erstere, in den bald die ganze Regierung zusammengedrängt ward — der Konvent hatte nur dessen Vorschläge zu Gesetzen zu erheben — gab unstreitig sowohl der innern Verwaltung und Regierung, als der Vertheidigung des Reiches die volle Kraft eines durch und durch fanatisirten Volkes; es brachte gleichsam ein neues Geschlecht, neue Einrichtungen und neue Sitten ins Leben. Seit dem 27. Juli, an welchem Tage Robespierre in denselben eintrat, waren dessen entschlossenste Männer: Robespierre, Couthon und St. Just, ohne Widerspruch die Herren von Frankreich. Von einer Verfassung für das französische Reich war nicht die Rede; die ward bis nach dem Frieden vertagt; dagegen wurde am 10. Oktober beschlossen, daß die provisorische Regierung als revolutionaire bis zum Frieden fortdauern und der Wohlfahrtsausschuß ausgedehnte Regierungsgewalt haben solle. Zehn Männer regierten fortan Frankreich mit unumschränkter Gewalt und geboten über das Eigenthum, das Leben und die Freiheit aller ihrer Mitbürger; ein Revolutionstribunal steht ihnen zur Seite, das ebenso willkürlich über Leben und Eigenthum aller Franzosen entscheidet; sein Wahlspruch war: Alle Feinde des Vaterlandes sollen sterben. Was noch vom Alten im französischen Reiche übrig war, wurde jetzt vollständig ausgerottet; es gelang auch so gut, daß weder Napoléon, noch die Bourbons und der Orléans es wieder herzustellen vermochten. Diese Schreckensregierung dauerte dann bis zum Sturze Robespierre's, der am 27. Juli 1794 (9. Thermidor) mit seinem Anhange hingerichtet wurde. Jetzt erhielt die gesunde Vernunft um so eher das Uebergewicht, weil die meisten Konventsmitglieder niemals zu ultrarevolutionären Maßregeln sich hingeneigt hatten, sondern nur von der kräftigsten Minderzahl mit Hilfe der niedrigsten Klassen des Volks, den s. g. Sansculotten, zu Allem gezwungen worden waren; die Politik und der Vortheil der Republik forderten Mäßigung. Der Konvent hatte endlich eine Verfassung entworfen, die er am 5. Oktober (13. Vendimaire) 1795 gegen die Gegner derselben mit Hilfe von Soldaten durchsetzte, welche der zuerst bei der Belagerung von Toulon bekannt gewordene, sechsundzwanzig Jahr alte General Napoléon Bonaparte befehligte. Frankreich wurde durch fünf Direktoren — Reubel, Barras, La Réveillère-Lépeaux, Letourneur und Carnot — und von zwei Kammern regiert, von denen die eine aus fünfhundert Mitgliedern und die andere aus zweihundert und funfzig, dem s. g. Rath der Alten, bestehen solle; letztere hatte die von der erstern vorgeschlagenen und angenommenen Gesetze zu prüfen,

sie anzunehmen oder zu verwerfen; — Niemand aber hatte Vertrauen zu der neuen Regierung, so günstig ihr auch die Umstände waren.

Während dieses in Frankreich vorging, hatte besonders das Dekret vom 19. November 1792, daß der Nationalkonvent allen Völkern, die sich gegen ihre Regierung erheben wollten, beistehen werde und seine Kriegserklärung gegen England und Holland dazu beigetragen, daß sich mit ihnen und den Oesterreichern, Preußen und Sardiniern noch Neapel, Spanien und Portugal vereinigten; denn England sorgte dafür, daß sich diese Mächte durch englisches Geld unterstützt in Landkriegen aufrieben, während es Frankreichs Seemacht vernichten, dessen Kolonieen erobern und allen Handel an sich reißen konnte. Dann wurde ausgemacht, daß Preußen, Oesterreicher und deutsche Reichstruppen Mainz erobern und am Rhein kämpfen, Oesterreicher, Engländer und Holländer aber von Belgien aus in Frankreich eindringen sollten. Vortrefflich hatten die Franzosen die Zeit benutzt, um Mainz mit Allem zu einem langen Widerstande zu versehen; 22,000 Mann bildeten unter dem General d'Oyré dessen Besatzung. Am 26. und 27. März 1793 gingen die Preußen, mit den deutschen Truppen, über 60,000 Mann stark, bei Bacharach über den Rhein und drängten in Verbindung mit 34,000 Oesterreichern, Deutschen und Emigranten unter dem General Grafen Wurmser, der in der Nähe von Speyer den Fluß überschritten hatte, Custine bis hinter die Lauter zurück; sie deckten dann in einer Aufstellung, die von Kaiserslautern über Neustadt a. d. Haardt bis Germersheim reichte, die Belagerung von Mainz, die vom General Grafen Kalckreuth geleitet wurde. Am 19. Juni wurden die Laufgräben eröffnet, und nach vergeblichen Versuchen, die Beauharnais und Houchard zum Entsatze der bedrängten Festung gemacht hatten, ging diese am 22. Juli über. Nach ihrem Falle war die Zeit da zu entscheidenden Operationen; aber die Uneinigkeit unter den beiden Feldherrn — der zwar tapfere, aber beschränkte alte Wurmser war nicht an die Befehle des Königs von Preußen, unter dem Braunschweig befehligte, gewiesen — und die alte Abneigung der Oesterreicher und Preußen erwachte wieder und war so stark, daß sie Nichts in Gemeinschaft ausführen wollten; Jeder handelte auf eigene Hand; Monate lang geschah daher auch im Felde Nichts von Bedeutung. Das preußische Heer drang zwar bis Pirmasenz und Wurmser gegen die Weißenburger Linien vor; doch das Treffen bei ersterer Stadt, welches Braunschweig am 14. September siegreich gegen die vereinigten Rhein- und Moselheere lieferte, blieb unbenutzt. Nun sollte Landau erobert werden; dazu war es aber nöthig, daß sich die Verbündeten in den Besitz der Weißenburger Linien — einer zusammenhängenden Reihe von Verschanzungen auf dem rechten Ufer der Lauter — setzten; ihre Wegnahme gelang am 13. Oktober, indem der Herzog den Frontangriff Wurmsers dadurch unterstützte, daß er die Linien in der linken Flanke umging. Die Franzosen zogen sich bis in die Nähe von Straßburg zurück; Wurmser folgte. Lan-

dau durch eine Beschießung, die vom 28. bis 31. Oktober dauerte, zur Uebergabe zu zwingen, wollte nicht gelingen.

Um diese Zeit ging Friedrich Wilhelm 2. nach Berlin zurück; seine Umgebung wünschte seine Entfernung vom Heere und wusste ihn unter dem Vorwande, daß seine Anwesenheit in Polen nothwendig sei, dazu zu bewegen. In Berlin spielte nach dem Tode der Ingenheim die zur Gräfin von Lichtenau erhobene Rietz erst eigentlich ihre Rolle; sie ward die Hauptperson im Reiche und verstand sich vortrefflich auf das Geschäft der Pompadour, die ihrem liederlichen Ludwig 15. hübsche Mädchen und feile Dirnen zugeführt hatte. An ihrer Seite leitete als ihr gehorsamer Diener der zu allen Geschäften unfähige und leichtfertige Graf Haugwitz, unterstützt von Lucchesini und Lombard, die auswärtigen Angelegenheiten; da diesen Männern Fähigkeiten und Talente abgingen, spielte auch die auswärtige Politik Preußens, so lange sie am Ruder waren, wohl vierzehn Jahre lang, eine höchst traurige Rolle. Sie schlugen damals dem Könige vor, den Krieg am Rhein ganz aufzugeben und in Polen sich schadlos zu halten, wo leichter als in Frankreich Eroberungen gemacht werden konnten. Wohl war es damals schon den Mächten klar, daß sie im Kampfe gegen die französische Republik den Kürzern ziehen würden; denn mit dem, was ihre Generale im Siebenjährigen Kriege erlernt hatten und was sie allein anzuwenden wussten, konnten sie gegen die jungen Generale der Republik nicht aufkommen, die sich eine vom alten Schlendrian und von der Wachtparadengelehrsamkeit entfernte Kriegführung bildeten, die zum Siege verhelfen musste, als statt des alten geworbenen Heeres ein nationales da war, in dem Fanatismus für die Freiheit und Ehrgefühl herrschte. Die Verbündeten waren daher so lange im Vortheile, als das alte französische Heer sich auflösete und das neue sich nach und nach bildete; wie dieses fertig dastand, unterlagen ihm auch alle Gegner. Hiezu kommt noch, daß die taktische Ausbildung der Franzosen einfacher und beweglicher wurde; ihrem Charakter ganz angemessen war das Tirailliren; das Gepäck wurde leichter, der Troß hörte auf und die Zelte kamen ab; der Soldat behalf sich mit Erdhütten, die bald wieder durch die Bivouaks verdrängt wurden; die Verpflegung aus Magazinen nahm ein Ende, Requisitionen traten an die Stelle, und eine Strategie konnte sich bilden, die dann vom größten Kriegsgenie — Napoléon Bonaparte — vollendet, unglaubliche Erfolge brachte.

In der Mitte des November, als Herzog Ferdinand sich eben anschickte, seine Truppen in sichere Winterquartiere zu führen, drangen die Gegner unter den tüchtigen Generalen Hoche und Pichegru, fast 90,000 Mann stark, muthig vor; sie wollten Landau entsetzen. Der Erstere wurde zwar am 29. und 30. November bei Kaiserslautern geschlagen; doch ward der Sieg nicht benutzt; der Herzog dachte nur daran, seine Winterquartiere zu beziehen. Wurmser stand noch immer an der Motter, wo er die Blokade von Landau deckte, das man noch zu erobern hoffte. Als sich

aber Hoche mit Pichegru vereinigte, zog sich Wurmser erst hinter die Lauter zurück und als deren Linien, die Weißenburger, am 24. December durchbrochen wurden, räumte er in den letzten Tagen des Jahres das linke Ufer des Rheins. Nun mußten sich auch die Preußen näher an Mainz zurückziehen; gleich darauf forderte Braunschweig, dem der Oberbefehl durch die Friedenspartei im Heere, an deren Spitze Kalckreuth und Manstein standen, vielfach verleidet worden war, seine Entlassung. Er erhielt zum Nachfolger den von der Friedenspartei gewünschten Feldmarschall von Möllendorff, einen wackern gutmüthigen Mann, aber gewöhnlichen General, der die Oesterreicher noch vom Siebenjährigen Kriege her herzlich haßte.

Das preußische Kabinet war des Krieges mit Frankreich satt; es fehlte an Lust und an Geld. Der bedeutende Schatz, den Friedrich 2. nachgelassen hatte, war durch Pracht und Genußliebe verjubelt, durch Freigebigkeit und Milde, und durch die bedeutenden Kosten mehrer Feldzüge zerronnen; diese Geldnoth benutzten England und Holland für ihre Zwecke. Lord Malmesbury und der Holländer van Spiegel schlossen mit Haugwitz am 19. April 1794 einen Traktat, laut dessen Preußen von England und Holland zur ersten Ausrüstung eines Heeres gegen Frankreich 300,000 und dann monatlich 50,000 Pfund Sterling, außerdem noch ein Pfund 12 Schillinge Naturalverpflegung für jeden Kopf erhalten sollte; für diese Summe stellte es 62,400 Mann dahin, wo die Verbündeten sie gebrauchen wollten. Doch da die letzte Bedingung nicht eingehalten wurde, wurden sie um ihr Geld gebracht. Schimpflich war dieser Traktat für Preußen; es sank — eine Hauptmacht — zu einer untergeordneten hinab. Im Mai eröffnete Möllendorff den Feldzug mit 55,000 Mann. Die Gegner unter Moreaux*) und Michaud standen von Kusel, über Kaiserslautern bis Speyer in Quartieren, die Möllendorff sprengen wollte; was am 23. bei Kaiserslautern gelang, und worauf die Gegner hinter die Queich zurückwichen. Die Verbündeten — die Oesterreicher waren am 22. Mai auch über den Rhein gegangen, lebten aber im stetem Streite mit Möllendorff — benutzten ihren Sieg nicht, begnügten sich vielmehr das Gewonnene in einer weiten Aufstellung von St. Wendel bis Speyer zu decken. Jetzt verlangte Lord Cornwallis, der englische Bevollmächtigte im preußischen Hauptquartiere, Möllendorff solle mit seinem Heere an die Sambre eilen, um die Fortschritte der Franzosen in den österreichischen Niederlanden zu hemmen, was dieser abschlug; denn um jene Provinz zu retten, bemerkte Möllendorff, müsse man in Lothringen und in den Elsaß eindringen — was er aber ebenso wenig that. Desto rüstiger waren die Gegner; sie sprengten am 12. Juli die Aufstellung der Verbündeten, worauf die Oesterreicher am 16. bei Mannheim über den Rhein und Möllendorff

---

*) Er ist nicht mit dem bekannten Moreau, der im August 1813 bei Dresden blieb, zu verwechseln.

bis in die Nähe von Mainz zurückgingen. Aber der Sieg Jourdans am 26. Juni bei Fleurus und dessen Vordringen gegen die Maas drohte die Verbindung zwischen den Heeren in den Niederlanden — die damals verloren gingen — und denen am Rhein aufzuheben; zu ihrer Erhaltung sollte jetzt Trier besetzt werden. Die Verbündeten berathschlagten, die Franzosen handelten; sie besetzten Trier am 9. August. Es war damals kein Geheimniß mehr, warum die Preußen sich so säumig bewiesen; denn bereits waren geheime Unterhandlungen mit der Republik im Gange; hatte doch Möllendorff selbst auf den Rath Kalckreuths mit den französischen Generalen und den bei ihnen befindlichen Konventsabgeordneten durch den Weinhändler Schwarz aus Kreuznach insgeheim unterhandelt, was Friedrich Wilhelm 2. zuerst erfuhr, als Schwarz von ihm die ihm von Möllendorff zugesicherte Pension verlangte *). Als nun die österreichischen Niederlande gänzlich aufgegeben wurden — Clerfayt konnte sich weder an der Maas, noch an der Roer behaupten, und ging am 6. Oktober bei Köln und bei Düsseldorf über den Rhein — musste auch Möllendorf am 23. das linke Ufer des Rheines verlassen; Mainz blieb den Oesterreichern.

Die so lange heimlich zwischen Preußen und Frankreich geführten Unterhandlungen wurden bald öffentlich in Basel fortgesetzt. Hier wurde am 5. April 1795 zwischen dem Minister Grafen Hardenberg und dem Marquis Barthélémy der Friede unterzeichnet. Frankreich verspricht, im Fall es seine Grenzen bis an den Rhein ausdehnen sollte, Preußen Entschädigungen für seine Verluste am linken Ufer desselben; — Preußen gab also damals das linke Rheinufer den Franzosen preis, und seine Entschädigung sollten seine deutschen Mitstände tragen. Dann wurde die nördliche Hälfte des Deutschen Reiches durch die Konvention vom 17. Mai für parteilos erklärt; ferner beschimpfte sich Friedrich Wilhelm 2. noch dadurch, daß er Holland und seinen Schwager, den Erbstatthalter Wilhelm 5., den Franzosen preisgab. Ersteres besetzte Pichegru im Januar 1795 — ein überaus strenger Frost (17° unter Null) hatte die Eroberung erleichtert — und der Schwager floh nach England **). Preußen hatte in einem dreijährigen Kampfe keine Vortheile errungen, seine Feldherren hatten keinen Ruhm geerndtet und seine Soldaten für eine fremde Sache geblutet; ein einseitiger Vertrag entfernte es vom Kriegsschauplatze und legte gleichsam den Grund zu seiner spätern Demüthigung.

Während des Krieges gegen die französische Republik hatte Friedrich Wilhelm 2. stets sein Augenmerk auf Polen gerichtet. Zuerst benutzte Preußen diese Macht, um in Gemeinschaft mit England die Türkei gegen

*) Pertz. Das Leben des Freiherrn vom Stein. 1. Band. Seite 144.

**) Am 5. August 1796 schloß Preußen mit der Französischen Republik eine geheime Konvention ab, in deren fünftem Artikel dem ehemaligen Erbstatthalter — dem Prinzen von Oranien — Würzburg, Bamberg und die Kurwürde zugesichert ward.

Rußland und Oesterreich zu schützen; denn zu diesem Zwecke hatte ja Hertzberg am 29. März 1790 mit Polen einen Allianztraktat abgeschlossen. Preußen sagte zugleich der Republik seinen Beistand auf den Fall zu, daß es seine Verfassung verbessern und ein starkes regulaires Heer aufstellen werde. Die nationale Partei, die die preußische Freundschaft — sie sollte sogar durch unmittelbare Schreiben Friedrich Wilhelm 2. dauernder werden — für aufrichtig hielt, ging sogleich ans Werk und am 3. Mai 1791 wurde die neue Verfassung bekannt gemacht, durch welche Polen eine ganz neue und noch dazu einflußreiche Stellung in Europa gewonnen haben würde. Die Erblichkeit des Thrones wurde anerkannt, und die Erbfolge dem Kurfürsten von Sachsen und dessen Nachfolgern beiderlei Geschlechts übertragen; der König und seine Minister, deren Verantwortlichkeit festgestellt wurde, erhielten mehr Macht und größern Einfluß auf die Geschäfte; dem Adel wurden seine Vorrechte gesichert; der Bürgerstand erhielt eine politische Existenz und die Bauern waren im Allgemeinen unter den Schutz des Gesetzes und der Landesregierung gestellt; die Gesetzgebung war zwei Kammern anvertraut, und das Liberum Veto wurde aufgehoben. Der König von Preußen billigte durch ein eigenhändiges Schreiben vom 23. Mai und sein Kabinet durch eine Note vom 21. Juni die neue Verfassung. Gegen diese hatte sich aber unter russischer Einwirkung, die den Verrath und die Niederträchtigkeit polnischer Großen anspornte und mit Gütern und Ordensbändern bezahlte, eine Reaktion gebildet; Branicki, Felix Potocki, Rzewuski und der Bischof Kosakowski waren die Vornehmsten unter den elenden Menschen, die ihr Vaterland mordeten; der König selbst, Stanislaw 2. August, blieb ihrem Treiben nicht fern. Sie schlossen am 14. Mai 1792 die Konföderation von Targowicz, und einige Tage darauf, am 18., erklärte sich schon ein russisches Manifest gegen die neue Verfassung Polens, und sagte zugleich den Konföderirten Unterstützung zur Herstellung einer freien und republikanischen Regierung — so nannte man die beseitigte Anarchie — zu; sofort rückten auch russische Heere in Polen ein. Damals spielte Preußen eine unwürdige Rolle; denn die Obskuranten und Frömmler, die sich in Verbindung mit der Lichtenau des Königs bemächtigt hatten, überredeten ihn, hinterlistig und diplomatisch, statt offen und königlich zu handeln; denn im Stillen waren auch schon Oesterreich, England und Preußen darüber einig, alles Neue, mochte es gut oder schlecht sein, zu bekämpfen. Preußen spielte so lange die Rolle eines treuen Verbündeten, bis es durch dänische Vermittelung sich mit Katharina 2. verständigt hatte; dann nahm es zu Aller Erstaunen plötzlich eine ganz andere Sprache an, kündigte das bisherige freundschaftliche Verhältniß den Polen auf und vergaß das abgeschlossene Bündniß. Als nun Stanislaw 2. August Hilfe gegen die Russen verlangte, antwortete Lucchesini: „da der König keinen Antheil an der Entstehung der Verfassung von 1791 gehabt habe, so halte er sich nicht für verbunden, ihm zu ihrer Aufrechthaltung Beistand zu leisten.“ Die

Polen blieben allein; 45,000 Mann unter Joseph Poniatowski, einem Neffen des Königs, und Thadäus Kosciuszko kämpften gegen die Russen vergebens im Juni und Juli. Der feige und unmännliche polnische König selbst verrieth sein Vaterland; er unterschrieb am 23. Juli auch im Namen seines Heeres die Konföderation von Targowicz; er wollte diesen Schritt damit entschuldigen, daß er dadurch Polen vor einer zweiten Theilung zu bewahren hoffte. Nun hatte der Krieg sein Ende gefunden. Wenn auch die Hauptstadt und das ganze Land über diese königliche Niederträchtigkeit erbittert waren, so mussten sie sich doch fügen; dem Volke waren die Waffen aus der Hand gerissen, und jeder Gegner des Königs und Freund des Vaterlandes konnte nun gerichtlich und militärisch verfolgt werden.

In der Zeit war Preußen mit Oesterreich, England und Holland übereingekommen, daß, wenn diese Mächte seinem Ausbreiten in Polen sich nicht widersetzen wollten, es auch ferner am Kriege gegen Frankreich theilnehmen würde; es schloß nun am 4. Januar 1793 einen Allianztraktat mit Rußland ab, erklärte dann am 6., es müsse sich während der Dauer eines Krieges mit Frankreich den Rücken gegen s. g. jakobinischen Aufhetzungen, die aber damals weder in Preußen, noch in Rußland zu fürchten gewesen wären, sichern; auch habe er nicht mit einer erblichen Monarchie, wohl aber mit der monarchischen Republik Polen im Bündnisse gestanden, könne daher (welche elende diplomatische Sophistik!) ersterer auch keine Hilfe leisten. Schon am 16. rückte ein preußisches Heer in Polen ein, und am 24. Februar wurden Danzig und dessen Gebiet, weil es Schwindler und Aufwiegler hege und Preußen hasse, besetzt. Die arme Stadt quälte man so, daß sie sich schon am 2. April unterwarf. Um nun der polnischen Republik den Frieden und sie zugleich vor dem jakobinischen Gifte zu sichern, erklärten Rußland und Preußen am 9. April, daß eine Verkleinerung ihres Gebietes nothwendig sei. Diesen offenbaren Raub sollte aber ein Reichstag, der am 19. Juni in Grodno zusammentrat, durch einen Vergleich mit den beiden Höfen gutheißen. Nachdem mit dem Reichstage durch Rußlands Gesandten von Siewers echt russisch verfahren war, trat er am 23. Juli an Rußland die Theile Polens ab, die es verlangt hatte; — was schon am folgenden Tage Preußen auch für die Gebietstheile forderte, die es in Besitz nehmen wollte. Von dem Augenblicke begannen neue Kabalen und Gewaltthätigkeiten, bis Preußen am 25. September seine Forderungen erfüllt sah. Rußland nahm bei dieser Theilung 4157 Quadratmeilen mit mehr als drei, Preußen 897 mit mehr als einer Million Einwohner. Dem letztern fiel fast ganz Großpolen, welches den Namen Südpreußen erhielt, und Danzig und Thorn zu.

Der Schurke, der längst als Verräther seines Vaterlandes bekannt war, Graf Ankwitz, schlug jetzt dem Reichstage vor, den Rest Polens — 4234 Quadratmeilen mit vier Millionen Seelen — den Russen gleichsam dadurch zu unterwerfen, daß es mit dieser Macht einen Freundschafts- und

Allianztraktat abschließe. Gezwungen musste ihn der Reichstag am 16. Oktober genehmigen, „weil Rußland sich große Verdienste um Polen erworben habe;“ dann wurde noch am 23. November festgesetzt, daß nur allein die Gesetze Kraft hätten, welche vor 1788 gegolten; — damit waren alle Verbesserungen abgeschafft. Schließlich belohnte Katharina 2. die schändlichsten Verräther ihres Vaterlandes mit Orden und großen Gütern, und Alle griffen begierig zu. Aber eine Masse Polen flüchteten aus ihrem Vaterlande; sie verbanden sich mit zurückgebliebenen braven Männern, um es zu retten und zu befreien; der Bund breitete sich bald im ganzen Lande aus, alle Stände nahmen an demselben Theil. Da verlangte General Igelström, Oberbefehlshaber der in Polen stehenden Russen und zugleich Gesandter, ein roher Despot, der wahrscheinlich durch den elenden Stanislaw 2. August selbst Nachrichten über die patriotischen Verbindungen erhalten hatte, von diesem am Anfange des Jahres 1794 die Entlassung des polnischen Heeres; sie wurde sogleich angeordnet. Der Auflösung des Heeres mussten die Patrioten aber zuvorkommen. Kosciußko kehrte in sein Vaterland zurück. Schon am 25. März hielt er seinen Einzug in Krakau und wurde zum Generallissimus des National-Aufstandes mit diktatorischer Gewalt ausgerufen. Er besiegte, unterstützt von vielen bewaffneten Edelleuten und Bauern, die ihm freiwillig zuströmten, in einem unbedeutenden Gefechte am 4. April bei Raclawice die Russen, und dieser Sieg gab seinen Landsleuten großes Vertrauen, daß sie das verhaßte fremde Joch wohl abschütteln könnten. Auch aus Warschau, wo am Grünen Donnerstage, am 17. April, das Volk losbrach, wurden die Russen nach einem blutigen Kampfe vertrieben. An der Hauptstadt gewann der National-Aufstand eine feste Stütze; den König, den man nicht trauen konnte, setzte man unter eine Regentschaft, bis Kosciußko eingetroffen wäre. Dem Beispiele Warschau's folgte am 23. Wilna und dann das übrige Polen. Ueberall ward die Verfassung vom 3. Mai 1791 ausgerufen. Am 17. Mai machte Kosciußko die persönliche Freiheit des Bauern mit Freizügigkeit und erblichem Besitz bekannt; allein er fand in den Landleuten nicht die moralische Kraft, die er in ihnen anzuregen gehofft hatte; auch machte er sich durch diesen Schritt den Adel, der sich in seinen Eigenthumsrechten verletzt sah, zum Feinde. So offenbarte sich bald eine Spaltung im Volke, die verderblich für das Vaterland wurde, das trotz den Aufopferungen, die ein Theil des Volkes bewies, unterliegen musste.

Jetzt drangen auch preußische Truppen ins Krakauische ein, und andere von Norden gegen den Narew vor; sie zählten gegen 50,000 Mann, außerdem standen noch 12,000 Russen in Polen. Am 6. Juni siegten die Verbündeten unter dem Könige von Preußen und dem General Denisow bei Szczekocin über Kosciußko, der sich in Warschau hineinwarf, in dessen Umgegend sich nun der ganze Krieg zusammendrängte. Vor der in Eile, aber zweckmäßiger als 1831 befestigten Hauptstadt erschienen in der Mitte

Juli 25,000 Preußen und 13,000 Russen, die am 29. die Belagerungsarbeiten anfingen. Doch der König und der Graf Schwerin, ein Poltron, der unter ihm befehligte, zeigten sich ganz unbrauchbar im Felde, und als im August in Südpreußen ein Aufstand ausbrach, wurde dieser dem Erstern so übertrieben dargestellt, daß er am 6. September die Belagerung Warschau's aufheben ließ, und sein Heer nach Südpreußen führte. Vom Bug her drangen — in Litauen war schon im August der Aufstand unterdrückt — Russen unter Suwarow und Oesterreicher, die auch beim letzten Raube nicht leer ausgehen wollten, gegen Warschau vor. Dem Erstern ging Kosciußko entgegen, wurde aber am 10. Oktober bei Maciejowice geschlagen und verwundet gefangen genommen. Dieser 10. Oktober war Polens letzter Tag. Suwarow erstürmte unter furchtbarem Morden am 4. November Praga, worauf am 8. Warschau kapitulirte; die einzelnen polnischen Heeresabtheilungen wurden nach und nach entwaffnet. Die drei Nachbaren Rußland, Oesterreich und Preußen theilten „in ihrer Weisheit aus Liebe zum Frieden" nach einer am 3. Januar 1795 zu Wien getroffenen Uebereinkunft die polnische Republik. Damit verschwand Polen aus der Reihe selbständiger Staaten. Rußland nahm über 2000, Oesterreich 834 und Preußen 830 Quadratmeilen — Neu-Ostpreußen genannt — mit beinahe einer Million Seelen. Stanislaw 2. August musste die Krone niederlegen und bekam ein Jahrgehalt von 200,000 Dukaten; er starb am 12. Februar 1798.

Südpreußen und Neu-Ostpreußen wurden ganz so eingerichtet, wie die alten preußischen Länder; ihre Gesetzbücher wurden auf jene übertragen. In der Verwaltung und Justiz musste überall in deutscher Sprache verhandelt werden; so wenig hatten die neuen Gebieter Achtung vor dem unveräußerlichsten Kleinod des Menschen, seiner Muttersprache. In die Hände preußischer Beamten kamen daher alle Aemter und Würden. In Schaaren zogen diese in die neuen Provinzen, und da die alten gerade keinen Ueberfluß an guten und brauchbaren Beamten hatten, so bestand die bei weitem größte Mehrzahl aus den unbrauchbarsten und schlechtesten Menschen, die man anderwärts anzustellen nicht wagen durfte, und die nun ihr Glück in Polen suchten; sie sahen sich als die Herren an, wollten nur genießen und gewinnen, und verachteten den Eingeborenen. Besonders liederlich wurde mit den Krongütern gewirthschaftet. Der Staatsminister von Hoym, dem die Verwaltung von Südpreußen anvertraut war, machte dem Könige den Vorschlag, einen Theil dieser Güter an verdiente Männer zu verschenken, was auch genehmigt wurde. Neben einigen Verdienten drängten Unverdiente, die ganze Schaar der königlichen Günstlinge mit ihrem erbärmlichen Anhange, sich heran; ja, ganz schlechte Menschen. Die geringe Angabe über den Werth der Güter machte die ganze Schenkung eigentlich zum offenbaren Staatsbetrug. Ein Günstling Hoyms, der Kriegsrath von Triebenfeld, ein dreister Mann ohne Bedenklichkeiten, machte den Vertheiler

und durch seine Hände sind die meisten Schenkungsurkunden gegangen, die man den König, der täglich mehr sank, unterschreiben ließ. Millionen von Thalern verlor der Staat auf diese Weise.

Noch vor dem Beginn des französischen Krieges war zwar das „Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten“ vollendet; doch die Einführung desselben, die schon zum 1. Juni 1792 befohlen war, wurde bis ins Jahr 1794 verschoben, weil einige Abschnitte, welche die königliche Gewalt zu wenig geschont und die Lehrfreiheit zu sehr begünstigt hatten, umgearbeitet werden mussten. Dem Landrechte folgte dann die Allgemeine Gerichtsordnung, eigentlich eine Umarbeitung der von Friedrich 2. im Jahre 1781 bereits eingeführten. Nächst dem Großkanzler von Carmer, der die ganze Arbeit geleitet hatte, müssen vorzugsweise die beiden ausgezeichneten Kammergerichtsräthe Suarez und Klein als diejenigen genannt werden, die das schwierige Werk zur Vollendung brachten.

Die liederliche und verächtliche Rotte, an deren Spitze Bischoffwerder, die Lichtenau und Wöllner mit ihrem Altgläubigkeit heuchelnden Trosse standen, und die den König zuletzt völlig beherrschte, war der eigentliche Herr im Lande, in dem nach dem Beispiele des Hofes Schwelgerei und Genußsucht einrissen, und die Liederlichkeit und Sittenlosigkeit zur Mode und zum guten Tone gehörten. Jenen Männern gab die französische Revolution einen guten Vorwand, die Presse mehr und mehr zu zügeln und gegen s. g. Ungläubigkeit und Freigeisterei zu kämpfen. Vorzüglich suchte man auf die jungen Männer zu wirken, die sich dem geistlichen Stande widmeten; diese mussten erst vor Hermes und seinen Genossen Zeugniß über ihre Rechtgläubigkeit ablegen, ehe sie zur weitern Prüfung zugelassen wurden; alle neu eintretenden Lehrer an höheren und niederen Schulen mussten sich durch Unterschrift verpflichten, daß sie dem herkömmlichen Kirchenglauben in ihren Vorträgen anhängen wollten. Doch das war klar, daß auf diese Weise weder Christenthum, noch Gottesfurcht, die man doch zu fördern vorgab, gewinnen konnten, sondern noch verlieren mussten; jeder Unbefangene sah deutlich, daß es sich nur um steife und blinde Altgläubigkeit handelte, auch daß es seltsam war, von Berlin aus, wo seit Friedrich 2. der Spott über das Heiligste und jetzt die Liederlichkeit heimisch geworden war, das Land zu bekehren; — und wenn Könige Religionsedikte geben, so fehlen nie die Heuchler und Schurken. Was hatte jene Rotte aber auch durch ihr Treiben ausgerichtet? Sie hatten, außer dem Bekannten Zopf-Prediger Schulz — er predigte nicht in der Perücke, sondern mit einem Zopfe, daher sein Beinamen — auch nicht einen Prediger, wie sie selbst gestanden, absetzen können. Der Geist Friedrich des Großen war noch immer stark genug; er hemmte das Treiben dieser Menschen.

Die eiserne Gesundheit des Königs hatte durch vielfältigen Genuß und widernatürliche Reizmittel so gelitten, daß der kräftige Körper seiner Auflösung zueilte. Friedrich Wilhelm 2. starb am 16. November 1797,

im dreiundfunfzigsten Jahre. Nur Wenige im Lande legten Trauer an, die er, wie vorahnend, selbst beschränkt hatte. Statt einer gefüllten Staatskasse, wie sie ihm sein Onkel hinterlassen hatte, fanden sich bei dem Tode des Königs 48,054,903 Thaler Schulden und die laufenden jährlichen Ausgaben konnten durch die Jahreseinnahmen nicht einmal vollständig gedeckt werden. Friedrich Wilhelm 2. Regierung kostete also das Vaterland in runder Summe über hundertundzwanzig Millionen Thaler. Er hinterließ seinem Nachfolger einen Staat von 5468 Quadratmeilen und 8,660,000 Einwohnern.

Friedrich Wilhelm 3. von 1797 — 1840. Dem jungen Könige, er war am 3. August 1770 geboren, war mit seinen Geschwistern die schlechteste Erziehung zu Theil geworden; denn dem Vater lagen seine unehelichen Kinder mehr am Herzen. Die traurigsten Erfolge musste eine solche Erziehung bei den guten Anlagen, an denen es dem Prinzen nicht fehlte, hervorbringen: er wurde in sich gekehrt, verschlossen, menschen- und arbeitsscheu und blieb ohne Selbstvertrauen, auch sah er entschiedene Charaktere nicht gern in seiner Nähe. An der schönen und geistreichen Gemahlin Luise, geborenen Meklenburg-Strelitz, hing der König mit solcher Herzlichkeit, und sie so innig an ihm, daß weder Erkaltung, noch Untreue zu fürchten war; Beide waren zugleich Muster von häuslichen Tugenden.

Mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm 3. traten in der innern Verwaltung, in den Finanzen und im Kirchlichen mehre heilsame Veränderungen ein. Schon am 23. November erging ein Befehl, den Staatsdienst von unwürdigen Beamten zu befreien; Wöllner aber fügte mit Verdrehung seines klaren Sinnes dem darüber an die Konsistorien erlassenen Befehl Erläuterungen hinzu, darauf zu sehen, daß nach der Vorschrift des Religionsedikts gelehrt werde. Er erhielt einen scharfen Verweis und am 11. März 1798 seinen Abschied; er starb im September 1800. Zugleich mit ihm endete auch die Herrschaft seiner Genossen. Vorher noch, am 27. December 1797, wurde die fromme Examinationskommission aufgehoben und das Ober-Konsistorium wieder in seine alten Rechte eingesetzt. Bischoffwerder und die saubere Gräfin Lichtenau waren auch schon aus Berlin entfernt; gegen die Letztere wurde sogar eine Kriminaluntersuchung geführt. Obgleich ihr Verbrechen gegen den Staat nicht bewiesen werden konnten, ward sie doch auf die Festung Glogau gebracht, später aber in Freiheit gesetzt und mit viertausend Thalern pensionirt. Von ihren Kreaturen blieben aber gerade die verderblichsten: Lucchesini, Haugwitz und Lombard in Wirksamkeit; sie führten daher auch die politischen Verhältnisse des Staates in einer ganz neuen Zeit nach den kleinlichsten und selbstsüchtigsten Ansichten, ohne Festigkeit und Nachdruck. Des Königs nächste Umgebung bildeten mit Ausnahme des sehr tüchtigen Kabinetsrath Menke noch die Generale von Köckritz — nach dem Urtheile Steins*) und

*) Pertz. Das Leben des Freiherrn vom Stein. 1. Band. Seite 172.

Gneisenau's *), die ihn doch genau werden gekannt haben, ein Mann von sehr eingeschränkten Begriffen und ohne Bildung, der nur den potsdamer Paradeplatz kannte — und von Zastrow, der das gesammte Militairwesen leitete. Kräftige Männer und durchgreifende Maßregeln konnten daher auch nicht aufkommen und durchgeführt werden.

Es ist erzählt worden, wie der Konvent am 12. Vendimaire 1795 in Frankreich die von ihm entworfene Verfassung mit Hilfe der bewaffneten Macht durchsetzte und daß diese der General Napoléon Bonaparte befehtigte. Zur Belohnung wurde der junge Mann, er war am 15. August 1769 von adeligen Aeltern in Ajaccio auf der Insel Corsica geboren, am 23. Februar 1796 zum Obergeneral des italienischen Heeres ernannt. Bonaparte zeigte sich in den Feldzügen der Jahre 1796 und 1797 als einen genialen Feldherrn und handelte stets mit solcher geistigen Ueberlegenheit, daß diese Feldzüge die schönsten und lehrreichsten geworden sind, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Er begründete durch das Zusammenwirken der Strategie (der Kunst zu Marschiren) und der Taktik (der Kunst zu Schlagen) in wechselseitiger Ergänzung nach einem Ziele hin eine neue Kriegskunst, die ungeheure und nie gesehene Erfolge brachte, ihm zugleich den Ruhm des größten Feldherrn verschaffte, und den Grund zu seiner nachherigen Größe legte. Bonaparte eroberte das nördliche und mittlere Italien und drang durch Krain, Kärnten und Steiermark in das Herz Deutsch-Oesterreichs, und obgleich Erzherzog Karl 1796 in Deutschland siegreich gegen Jourdan und Moreau gefochten und sie über den Rhein getrieben hatte, so waren diese Siege doch ohne Einfluß auf das Schicksal des Krieges, der in Italien entschieden wurde. Auf dem Schlosse Eckenwald bei Leoben kam es am 18. April 1797 zu einem Präliminar-Friedenstraktate, dem am 17. Oktober der Friede von Campo-Formio, den Bonaparte unbeschränkt verhandelte, folgte. Dieser Friede beendete den s. g. Ersten Koalitionskrieg. Oesterreich trat die Niederlande und seine italienischen Provinzen, aus denen eine cisalpinische Republik gemacht wurde, an Frankreich ab und erhielt dafür das venetianische Festland bis zur Etsch und die Stadt Venedig, wogegen die Jonischen Inseln an Frankreich fielen; die deutschen Angelegenheiten wurden einem Kongresse überlassen, der in Rastatt zusammentreten sollte; das linke Rheinufer wurde an Frankreich abgetreten, doch die Fürsten, die auf demselben Besitzungen verloren, sollten durch die Säkularisation geistlicher Reichsstände entschädigt werden, wozu auch Preußen, früher im Baseler Frieden und durch die Konvention vom 5. August 1796, seine Zustimmung gegeben hatte.

Der Kongreß wurde am 9. December 1797 eröffnet, und Abgeordnete der deutschen Reichsstände fanden sich in gutem Glauben, daß der Bestand des Reiches und dessen Verfassung aufrecht erhalten werden solle,

---

*) Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena 1841. 2. Theil. Seite 260.

ein; sie kannten nicht die geheimen Abmachungen in Campo-Formio. Doch schon vor der Eröffnung des Kongresses, am 4. November, wurden am linken Rheinufer französische Departements eingerichtet. Oesterreich und Preußen schämten sich nicht, die Gunst der Franzosen zu suchen, wenn irgend ein Vortheil zu gewinnen war; letzteres unterhandelte öffentlich und scheinbar mit dem Kaiser für das Reich, insgeheim aber mit den Franzosen gegen Kaiser und Reich. Nur Frankreich allein — es durfte sich weder fürchten, noch heucheln — handelte und schaltete gegen Deutschland unverstellt, und wie es wollte. Verlassen von den Hauptmächten willigten die Reichsstände am 11. März 1798 in die Abtretung des linken Rheinufers, und nun blieb nur noch das Geschäft des Ausgleichens für die dort verlorenen Besitzungen übrig. Aber die Franzosen legten den Unterhandlungen ein Hinderniß nach dem andern in den Weg; auch Oesterreich war entschlossen, von Neuem gegen Frankreich den Kampf zu versuchen, und als dieser schon begonnen hatte, lösete sich am 23. April 1799 erst der Kongreß auf.

Die Räubereien und Gewaltthätigkeiten des Direktoriums gegen Spanien, Portugal und gegen das Deutsche Reich, die Verletzungen des bestehenden Rechts durch die Errichtung der Römischen (15. Febr. 1798), Helvetischen (29. März) und Batavischen (23. April) Republiken hatten Englands Bemühungen, eine neue, die s. g. Zweite Koalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen, sehr erleichtert. Zugleich war Zar Paul 1. durch Frankreichs Gewaltthätigkeiten in seiner Vorstellung von monarchischer, ihm von Gott verliehenen Gewalt, und als eingebildeter Schützer des Starken gegen die Schwachen vielfach beleidigt worden und daher leicht von England gewonnen; in Neapel herrschte die gottlose und liederliche, gegen die Franzosen auf's Aeußerste erbitterte Karoline — eine Schwester der unglücklichen Maria Antoinette, Tochter Maria Theresia's — deren Gemahl Ferdinand 4., ein Nimrod ohne Gleichen, wohl jagte und fischte, um Regierungsgeschäfte sich aber gar nicht kümmerte; Oesterreich fühlte sich vielfach verletzt und wollte das Glück der Waffen versuchen, besonders da Bonaparte, der gefährlichste Gegner, sich am 19. Mai 1798 mit dem Kern des französischen Heeres nach Aegypten eingeschifft hatte, was auch die Türkei in den Bund gegen Frankreich trieb. Um Preußen zum Beitritt zur Koalition zu gewinnen, vereinigten jetzt Oesterreich und Rußland ihre Bemühungen; aber dessen König konnte nicht dazu bewogen werden; er wollte den Frieden mit Frankreich halten, da dieses ihm ja keine Ursache zu einem Bruche gegeben habe; dann waren seine Rathgeber aus den Zeiten der Gräfin Lichtenau, zu denen noch der gerade nicht viel bessere Kabinetsrath Beyme, Menke's Nachfolger, gekommen war, zu keinem entscheidenden Handeln fähig, worin sie auch den zu ängstlichen und stets besorgten König bestärkten.

Die Verbündeten, nur Neapel nicht, führten 1799 den Krieg, der

im März seinen Anfang nahm, glücklich; ganz Italien ging bis auf Genua für die Franzosen verloren; auch aus dem Deutschen Reiche wurden sie vertrieben, nur in der Schweiz behaupteten sie sich. Doch noch größere Erfolge wären gewonnen, wenn die Verbündeten einiger gewesen wären; unzufrieden mit Oesterreich, rief der Zar seine Russen nach Hause. In Frankreich war das Direktorium ohne alles Ansehn und sank immer tiefer; es lebte in Streit mit den beiden gesetzgebenden Räthen; die Heere und ihre Generale waren höchst unzufrieden; seine Feinde erhoben ihr Haupt an allen Enden. Unter diesen Umständen musste Frankreich Bonaparte's Zurückkunft aus Aegypten am 9. Oktober für eine Schickung der Vorsehung halten. Nachdem er durch die Revolution des 18. Brumaire (9. November) das Direktorium durch soldatische Gewalt gestürzt hatte, wurde bestimmt, daß fortan drei Männer unter dem Titel Konsuln die Regierung Frankreichs führen sollten. Von diesem Augenblicke an war die Republik auf dem Wege zur militairischen Monarchie, besonders als durch die Verfassung vom 22. Frimaire (12. December) drei Konsuln auf Lebenszeit ernannt wurden, von denen wieder Bonaparte unter dem Titel „Erster Konsul" der eigentliche Regent war; denn er hatte das Recht, die anderen Konsuln, Cambacérès und Lebrun, blos berathend zu den Geschäften zuzuziehen und über Krieg und Frieden allein zu entscheiden. Sogleich wurden die Heere am Rhein verstärkt und ein Heer bei Dijon versammelt, welches Bonaparte vom 17. bis 20. Mai 1800 über den Großen Sankt Bernhard führt, sich dann nach Mailand wendet und die Cisalpinische Republik herstellt; darauf geht er den Oesterreichern entgegen, die in der Nähe von Alessandria sich zusammengezogen hatten, schlägt Melas bei Marengo am 14. Juni, was diesen veranlasst, schon am 16. eine Konvention abzuschließen, laut welcher das nördliche Italien bis an den Mincio den Franzosen übergeben wird. Im südlichen Deutschland waren die Franzosen ebenfalls glücklich; Moreau schloß hier am 15. Juli mit Oesterreich den Stillstand von Parsdorf. Doch der Krieg mußte von Neuem beginnen, da die angeknüpften Friedensunterhandlungen keinen Erfolg brachten; aber Moreau's Sieg bei Hohenlinden am 3. December zwang die Oesterreicher zum Frieden, der am 9. Februar 1801 in Luneville unterzeichnet wurde und in den meisten Stücken dem von Campo-Formio glich. Zugleich auch für das Deutsche Reich hatte Franz 2. den Frieden abgeschlossen. Durch diesen wurden die Fürsten, welche für Verluste am linken Rheinufer entschädigt werden sollten und welche man begünstigen wollte, mit den Besitzungen derer bedacht, die keine Freunde unter den großen Mächten hatten, dann mit geistlichen Gütern und freien Reichsstädten; die Vertheilung übergab man dem Reichstage in Regensburg. Da aber Alles, was man hier verhandelte, kein Ende nahm — man zankte sich auch sechszehn Monate lang herum, was diesem oder jenem zu geben wäre — so machten Rußland und Frankreich durch einen am 11. Oktober 1801 abgeschlossenen Vertrag Alles unter sich aus, wobei Talleyrand, als echter Di-

plomat, d. h. als Mensch ohne Seele und ohne Gemüth, und seine Kreaturen die Entschädigungen ganz öffentlich wie Trödel an den Meistbietenden verschacherten, und dann durch einen Machtspruch dem Zanken ein Ende machten. Die deutschen Fürsten — viele erschienen als demüthig Bittende selbst in den Gemächern des Ersten Konsuls zu Saint-Cloud — und ihre Minister schämten sich aber auch nicht, für Geld dieses oder jenes Stück Land zu erbetteln, und — wer das Meiste gab, bekam auch das Meiste. Preußen, welches am 24. Mai 1802 einen förmlichen Vertrag mit Frankreich über seine Entschädigungen geschlossen hatte, bekam für die Einbuße eines Gebiets von 137,000 Seelen und 1,400,000 Gulden Einkommen ein Gebiet von 564,000 Seelen und 3,800,000 Gulden Einkommen; es hatte schon im vergangenen Jahre die Hochstifte Paderborn und Hildesheim, das Eichsfeld und Erfurt, die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen und mehre Abteien in Besitz genommen. Den anderen größeren deutschen Staaten, Hessen, Kur-Erzkanzler oder Mainz — der einzige Reichsstand, der als weltlicher Fürst von allen geistlichen übrig blieb — Württemberg, Bayern und Baden, opferte man alle Bisthümer, Prälaturen, Abteien, Stifter, Klöster und alle freie Städte bis auf sechs.

Zu der erwähnten nähern Verbindung zwischen Frankreich und Rußland war durch Preußen der Grund gelegt worden. Bonaparte hatte nämlich dem seines Verstandes oft nicht ganz mächtigen Zar Paul 1. einen Wink gegeben, er solle gegen die brutale Tyrannei, die England auf dem Meere ausübe, auftreten; es maße sich ja das Recht an, die Schifffahrt aller Staaten, wenn es mit irgend einem Staate im Kriege sei, seiner Oberaufsicht zu unterwerfen: dann stehe er da als Vertheidiger des Rechts und der Gerechtigkeit. Paul 1. ging darauf gern ein, auch Dänemark und Schweden sollten sich ihm anschließen, und Preußen, welches dabei im Trüben zu fischen hoffte, wollte den Vermittler machen. Scheinbar zeigte Preußen auch Ernst; denn als im November 1800 die Engländer eines seiner Schiffe aufbrachten, ließ es Kuxhaven und Ritzebüttel besetzen; allein Haugwitz und seine Genossen erklärten zugleich, es geschehe, um die Parteilosigkeit des nördlichen Deutschlands — also auch Hannovers — aufrecht zu erhalten. Auf der einen Seite schloß es sich an den russischen Bund und auf der andern wollte es nicht gern mit England brechen. So treulos handelte auch Preußen, als es den Petersburger Vertrag vom 16. December 1800 wegen der bewaffneten Neutralität angenommen hatte; es gab nämlich England eine doppelsinnige Antwort, als dieses anfragte, wie es sich zu Preußen zu verhalten habe. Dieses brachte den Zar so auf, daß er rüstete und sich mit dem ebenfalls von Zeit zu Zeit seines Verstandes nicht ganz mächtigen Gustav 4. von Schweden näher verbündete. Trotz dem, daß die Engländer mit Ausnahme der preußischen, die Schiffe der anderen Mächte wegnahmen, musste Preußen, geschreckt durch Rußland, doch gegen England den Feind spielen. Es ließ am 3. April 1801 in Hannover 25,000

Mann einrücken, versicherte aber dabei Georg 3., daß es nur zu seinem Besten geschehe, gab sich aber zugleich Mühe, Hannover von Bonaparte zu erhalten. Durch die Ermordung Paul 1. am 23. März lösete sich die nordische Konvention auf, und als dessen Nachfolger Alexander 1. mit England am 17. Juni Frieden schloß, war von dem Durchsuchungsrechte keine Rede mehr, Rußland näherte sich auch Frankreich, welches mit England am 25. März 1802 in Amiens seinen Frieden machte, söhnte sich dann mit diesem selbst am 8. Oktober 1801 aus und einigte sich am 11. in einer geheimen Uebereinkunft, wie wir gesehen haben, über die deutsche Entschädigungsangelegenheit. Schon eine weitere Folge der Annäherung Frankreichs und Englands war die Räumung Hannovers von Seiten Preußens, die im Oktober 1801 ausgeführt wurde.

Aber trotz des Friedens von Amiens blieben die Streitigkeiten zwischen England und Frankreich nicht lange aus. Ersteres räumte Malta nicht, wie es festgesetzt war, und bearbeitete die Höfe von Wien, Berlin und St. Petersburg gegen den Ersten Konsul; dieser hatte am 11. September 1802 Piemont mit Frankreich vereinigt, die Schweiz umgestaltet, über die er unter dem bescheidenen Titel eines Protektors herrschte; dazu kamen noch Streitigkeiten über Verschwörungen, die England offenbar gegen Bonaparte begünstigte. Alle Zwiste auszugleichen war nicht möglich, England erklärte am 18. Mai 1803 an Frankreich den Krieg.

Obgleich Bonaparte schon lange gedroht hatte, komme es zum Kriege, Hannover zu besetzen, blieb doch Alles in diesem Lande ruhig. Seine elende Bureaukratie hielt Begeisterung für Unsinn und Vaterlandsliebe für gefährlich, und als die Minister den Befehl gaben, doch mit Vermeidung alles dessen, was Aufsehn erregen könne, zu rüsten, geschah natürlich gar Nichts. Beim Anmarsche der Franzosen befahlen die regierenden Herren: „daß das Volk bei Strafe sich nicht bewaffnen solle,“ es sollte sich also für seine gnädigen Herren nicht todt schlagen lassen; — was diese Menschen auch nicht einmal werth waren. Die Uebereinkunft von Suhlingen vom 3. Juni 1803 machte ein wackeres Heer wehrlos; es räumte alles Land bis an die Elbe. Doch als die Soldaten murrten, erklärte ihnen die Regierung, daß, wenn sie sich wehren und dadurch Unglück über das Land bringen sollten, sie von den Ständen nichts mehr zu erwarten hätten; im entgegengesetzten Falle solle für ihren Unterhalt gesorgt werden. Der Erste Konsul verwarf die Uebereinkunft und durch eine neue, am 5. Juli abgeschlossene, wurde das Herr aufgelöset. Die Franzosen besetzten nun Hannover. Alles kroch und bückte sich vor ihnen; die Beamten blieben, wie in allen anderen deutschen Ländern, auf ihren Posten und dienten dem Feinde, wodurch dann das Volk so leicht regiert ward, als wäre es das französische; — dagegen gefielen sich die Franzosen auch nirgend so gut, wie im lieben Deutschland, was für Generale, Soldaten und Beamten bis 1813 eine wahre Speckkammer war. Georg 3. hatte für sein Hannover

um Hilfe bei Preußen nachgesucht; es war auch bereit, das Land zu besetzen, wenn England seiner Flagge freie Fahrt gewähre, was jedoch verweigert wurde. Als aber die Franzosen im Lande waren, schloß England die Elbe und die Weser, wodurch der Handel Preußens bedeutend litt. Ueber dessen Gleichgültigkeit und daß es die Franzosen so weit vordringen lasse, erstaunte ganz Deutschland und fürchtete noch Schlimmeres. Nun wollte Haugwitz Friedrich Wilhelm 3. den Schein geben, als wenn er sich doch nicht so leidend dabei verhalte; Bonaparte sollte also über seine weiteren Absichten mit Hannover ausgefragt werden. Dieser gab dann dem Kabinetsrath Lombard zu verstehen, Hannover könne wohl preußisch werden; was dieser sogleich für baare Münze annahm. Der König schlug nun dem Ersten Konsul vor, er wolle mit Rußland die Bürgschaft übernehmen, daß ihn keine festländische Macht während seines Krieges mit England angreifen solle, erwarte aber, daß er sein Heer in Hannover nicht weiter vermehren werde; später bot er sogar Bonaparte ein Bündniß an. Aber Rußland dachte an ein solche Bürgschaft nicht, es fühlte sich sogar beleidigt, als es davon hörte, war vielmehr bereit, die Franzosen mit Gewalt aus Hannover zu vertreiben. Bald links, bald rechts anklopfend, wurde Preußen endlich mit leeren Worten abgespeist; in einer Uebereinkunft im December 1803 versprach nämlich Bonaparte: Preußen soll bei allen Verhandlungen über Hannover befragt werden. So sank es tief genug in der öffentlichen Meinung.

In Frankreich bereiteten sich indeß wichtige Veränderungen vor.

Daß Bonaparte täglich mehr daran dachte, sich zum Herrn Frankreichs zu machen, war nicht schwer zu errathen. Der erste große Schritt zur Monarchie lag in der Verlängerung seines Konsulats auf Lebenszeit; Bonaparte spielte dabei die Komödie des Gewissenhaften und wollte, daß das Volk, als Souverain, erst befragt werde; es erklärte sich am 2. August 1802 mit 3,568,259 Stimmen unter 3,577,885 für dieselbe; alle Macht blieb jedoch allein dem Ersten Konsul, obgleich seine Amtsgenossen ebenfalls auf Lebenszeit gewählt waren. Doch mit dem Konsulate war Bonaparte nicht zufrieden. Auf seinen Antrieb wurde im Tribunat am 23. April 1804 der Antrag gemacht: Napoléon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen mit der Erblichkeit der Kaiserwürde in seiner Familie zu ernennen. Wieder sollte der Wille des Volkes eingeholt werden; ehe aber dieser noch bekannt gemacht werden konnte, wurde bereits am 16. Mai 1804 der Erste Konsul als Napoléon der Erste zum Kaiser der Franzosen feierlich ausgerufen. Traurig ist es aber, daß ein so großer Mann sich die alte zu Grabe getragene Monarchie zum Muster für die seinige nahm; er glaubte, ohne Pomp und Luxus, ohne den ganzen Plunder des Hofwesens und des Glanzes, ohne Hofämter und Bänder für repräsentirende Müßiggänger, ohne Orden, Adel, Staatsreligion und kirchliche Hierarchie werde er die Franzosen und ihre Eitelkeit nicht befriedigen; er wollte das

Mittelalter und die neue Zeit, Altes und Neues, versöhnen und vermischen, woran er aber sehr unrecht that. Sofort umgab sich Napoléon 1. mit allem Trödel eines weiland byzantinischen Kaisers; da gab es einen Staatskanzler, Reichskanzler, Großwahlherrn, Großadmiral, Reichsschatzmeister und Reichsconnetable; eine Hofgeistlichkeit mit großem Aufwande; Generale, die Marschälle wurden, und reiche Einkünfte erhielten; ferner allerlei Hofämter ohne Zahl; denn alle Vorzimmer füllten sich wieder mit betitelten Lakaien, und Schaaren von Bedienten lebten vom Fett des Landes. Der Kaiser und seine Umgebungen träumten viel von Karl dem Großen und der Erstere sollte sich vom Papste Pius 7. kirchlich weihen und seine Person heiligen lassen; der 2. December sah auch diese unnütze Feierlichkeit. Dann hatte der Kaiser in dem Nationalcharakter der Franzosen, den er genau kannte, schon als Erster Konsul die Stütze gefunden, als er das System des Gleichgewichts und des Schwankens, welches bis dahin auf dem festen Lande Europa's gegolten hatte, vernichten und dagegen das französische Uebergewicht und seine eigene Alleinherrschaft begründen wollte; er kitzelte das Nationalgefühl der Franzosen, verbreitete den Ruhm und das Ansehn ihres Namens über die Erde und machte sie zur großen Nation, die sie auch dreiundzwanzig Jahre (1792 — 1815) geblieben ist.

Nun gab der Krieg, den England und Frankreich seit dem Mai 1803 mit einander führten, der Dritten Koalition ihre Entstehung; sie war von Pitt gebildet worden, der die Rüstungen, mit denen Napoléon England bedrohte, von diesem ableiten wollte, wozu noch dessen immer erneute und vermehrte widerrechtlichen Besitzergreifungen kamen. Der französische Kaiser ließ sich nämlich am 26. Mai 1805 zum König von Italien — die Italienische Republik ward in eine Monarchie umgewandelt — krönen; dann vereinigte er am 4. Juni Genua, oder wie es damals hieß, die Ligurische Republik, mit Frankreich; und die Batavische Republik erhielt eine Einrichtung, welche die Einsetzung irgend eines Napoléoniden vorbereiten sollte. Mit England verbanden sich gegen Frankreich Schweden am 3. December 1804, welches jener Macht Stralsund als Waffenplatz einräumte, wogegen der König von Preußen mit der Besetzung von Schwedisch-Pommern drohte, sich aber gleich vor Alexander 1., mit dem sich Gustav 4. am 14. Januar 1805 verband, beugte, als dieser eine derbe Erklärung dagegen bekannt machte; dann Rußland am 11. April 1805 und Oesterreich am 9. August. Alle diese Mächte erhielten von England bedeutende Hilfsgelder. Um Preußens Freundschaft bewarben sich abwechselnd Napoléon und die Verbündeten; der König schwankte wie vorher, doch wollte er vermitteln; sein Verhalten gegen Schweden hatte ihn aber verächtlich gemacht. Napoléon ließ am 1. September durch Duroc Friedrich Wilhelm 3. den Besitz von Hannover anbieten, wenn er sich mit ihm verbinden wolle, was aber durch den Einfluß Hardenbergs verhindert wurde; wäre der König darauf eingegangen, so wäre eine unmittelbare Theilnahme am Kriege un-

vermeidlich gewesen. Wie verächtlich aber der französische Kaiser damals von der Politik Preußens dachte und wie sicher er war, daß der König keine entscheidende Schritte thun werde, geht daraus hervor, daß er einem Korps, welches aus dem Hannöverschen die Ufern der Donau erreichen sollte, durch das Anspachsche*), welches preußisch war, zu marschiren befahl.

Der Krieg der Dritten Koalition begann im südlichen Deutschland und in Ober-Italien. Uebereilt, die Russen waren erst im Anmarsche, drang Mack **), gewiß der unfähigste General, dem die Oesterreicher ein Heer anvertrauen konnten, am 9. September 1805 über den Inn und stand, vielleicht 60,000 Mann stark, am Ende des Monats bei Ulm; hier wollte er die Russen abwarten, von denen erst ungefähr 30,000 Mann Ende Oktober an jenem Flusse erschienen; auch war Mack der festen Ansicht, Napoléon werde den Schwarzwald durchziehen und ihn in der Front angreifen, und dann bleibe er immer noch Herr seiner Bewegungen. Der Kaiser hatte aber einen andern Plan: er wollte strategisch marschiren, d. h. die Oesterreicher von den nachrückenden Russen trennen, und jene so lange festhalten, bis ihre Umgehung vollendet wäre; gelang dem Kaiser dann die taktische Entscheidung, gewann er eine Schlacht, so war der Feldzug in Deutschland entschieden. Am 25. und 26. September gehen die französischen Heere über den Rhein und erreichen am 6. Oktober, 170,000 Streiter zählend, unterhalb Ulm die Donau, die sie überschreiten und auf deren rechten Ufer gegen Ulm vorgehen, während Ney mit seinem Korps das linke bewachen muß. In mehren Gefechten geschlagen und in Ulm zusammengedrängt, bleibt dem elenden Mack ***) nur übrig, am 20. Oktober mit noch 24,000 Mann die Waffen zu strecken. Napoléon rückte rasch nach Wien vor, besetzte es am 13. November und stand am 19. in Mähren; hier vereinigten sich die Reste des mackschen Heeres und die Russen, die bis an den Inn vorgerückt waren, mit denen, welche General Kutusow, derselbe, der 1812 an der Moskwa befehligte, heranführte. In der Nähe von Brünn, bei Austerlitz, schlug am 2. December Napoléon die Verbündeten mit einem Verluste von 27,000 Mann; am 4. schlossen Frankreich und Oesterreich einen Waffenstillstand, dem schon am 26. der Friede zu Preßburg folgte. Die Russen gingen nach Hause. Erzherzog Karl, der die Oesterreicher in Ober-Italien befehligte, war in Folge der Vorgänge bei Ulm bis an die

---

*) Anspach und Bayreuth waren laut Vertrag vom 2. December 1791 mit dem letzten Fürsten Karl Alexander an Preußen gekommen.

**) Eigentlich stand der Erzherzog Ferdinand an der Spitze des Heeres, dessen General-Quartiermeister F. M. L. Freiherr von Mack war; jener war aber diesem in Allem untergeordnet.

***) Obgleich Mack durch kriegsrechtlichen Spruch aller Ehren und Würden entsetzt wurde, bekam er doch 1819 die Erlaubniß, sich zu rechtfertigen, was ihm auch gelungen sein muß; denn am 3. December desselben Jahres erhielt er seinen frühern Rang im Heere wieder.

Donau zurückgegangen, die er aber erreichte, als die Verbündeten bereits geschlagen waren.

In Folge dieses glücklichen Krieges verachtete der französische Kaiser immer mehr die öffentliche Meinung; er hatte die Fürsten und ihre Diener elend gefunden und mishandelte von nun an auch die Völker. Zunächst machte er sich an Preußen, dessen Politik sich ihm erbärmlich genug gezeigt hatte.

Sowie die Nachricht von der Verletzung des Anspachschen nach Berlin kam, gerieth Friedrich Wilhelm 3. wohl in gerechten Zorn; doch Napoléon wusste recht gut, daß er keinen raschen, vielweniger einen kräftigen Entschluß fassen könne; davon hielten ihn auch die mittelmäßigen Köpfe, Haugwitz, Lombard, Zastrow und Köckritz, die er zuerst um Rath fragte, ab; aber um Etwas zu thun, wurde die Aufstellung dreier Korps, in Franken, in Westfalen und um Erfurt befohlen; nun wurde auch den russischen Völkern der bisher von Preußen verweigerte Durchmarsch durch Schlesien nach Mähren, und durch das Lauenburgische nach Hannover gestattet. Doch mit der Kunde von Macks Niederlage wurde der König wieder schwankend; denn er wollte es weder mit Frankreich, noch mit den Verbündeten verderben, machte aber seine Politik um so verächtlicher. Von diesen war Alexander 1. unerwartet am 25. Oktober nach Berlin gekommen; er wollte das Misverständniß zwischen Preußen und Frankreich benutzen — auch hatte sich der Erzherzog Anton von Oesterreich eingefunden — und brachte es dahin, daß der König mit ihm am 3. November eine Uebereinkunft abschloß, in der Preußen der großen Verbindung gegen Frankreich dann beitrat, wenn eine Vermittelung, wobei der Zustand der Zeit des Friedens von Luneville zum Grunde gelegt wurde, zwischen den kriegführenden Mächten nicht bis zum 15. December zu Stande gebracht werden könne. Aber dieser Schritt ward wieder zweifelnd gewagt und zögernd ausgeführt. Haugwitz musste zwar ins französische Hauptquartier eilen, doch ohne bestimmte Forderungen, wie sie der Uebereinkunft gemäß gewesen wären, zu machen; er war vielmehr angewiesen, den Umständen nach zu handeln. Kaum hatte aber das österreichische Kabinet, um die niedergeschlagenen Gemüther aufzurichten, unvorsichtig genug in den Zeitungen die Uebereinkunft vom 3. November als einen förmlichen Beitritt Preußens zur Koalition bekannt gemacht, so verwahrte sich dieses durch Lombard förmlich dagegen. Napoléon fand sich aber heftig beleidigt. Noch vor dem Abschlusse der Uebereinkunft, am 26. Oktober, waren preußische Truppen ins Kurfürstenthum Hannover eingerückt, in dem nur in Hameln allein eine schwache französische Besatzung zurückgeblieben war; zugleich trat die aufgehobene Landesverwaltung in Wirksamkeit, was zum Glauben verleitete, Preußen wolle Hannover seinem rechtmäßigen Herrn sichern und doch ließ es Franzosen in Hameln. Nun rückte auch noch ein schwedisch-russisches Heer, bei dem sich auch Gustav 4. einfand, ins Hannöversche ein,

ein Theil desselben drang sogar bis Hameln vor. Aber Haugwitz hatte sich mit seiner Reise nicht übereilt; erst am 28. November kam er in Brünn an. Hier wurde der Diplomat lange hingehalten, erst am 7. December nach dem Siege von Austerlitz sprach ihn Napoléon. Haugwitz stattete seinen Glückwunsch zum Siege ab und bot die preußische Vermittelung im Allgemeinen an. Napoléon war bereit, sie anzunehmen, wenn Preußen jede Unternehmung gegen Holland verhindere uud der Besatzung in Hameln einen größern Umkreis anweise, aus dem sie das Nöthige zu ihrer Erhaltung beziehen könne. Bis aber von Berlin eine Antwort eintreffen konnte, hoffte Napoléon seinen Frieden mit Oesterreich abgeschlossen zu haben. Dort, in Berlin, hatte der Gewinn der Schlacht vom 2. December die französische Partei obenauf gebracht; Hilfsgelder und Heere, die England und Rußland anboten, wurden abgelehnt, und das Kabinet entschuldigte sich bei dem französischen Gesandten damit, daß es nur in dem Falle habe vermitteln wollen, wenn Oesterreich hätte ganz vernichtet werden sollen. Mit beispiellosem Leichtsinn ließ sich Haugwitz am 13. December bei seiner zweiten Zusammenkunft mit dem Kaiser, der von der veränderten Stimmung in Berlin bereits Kunde hatte, zugleich durch die Drohung, die Franzosen würden sogleich in Schlesien einrücken, in Furcht gesetzt, zur Annahme eines Traktats überreden, den er auch am 15., ohne Auftrag zu haben, unterzeichnete. Frankreich überließ Hannover, über welches es doch nicht verfügen konnte, an Preußen, das Anspach, einen Theil von Kleve nebst Wesel, und Neufchatel dem Erstern abtritt; außerdem erhält Preußen einen Landstrich von Bayern zur bessern Abrundung Bayreuths und erkennt die Bedingungen des Friedens an, über den Oesterreich und Frankreich eben unterhandelten. Diesen Traktat benutzte der Kaiser trotz der eingegangenen Verpflichtung, ihn nicht vor der Bestätigung bekannt zu machen, dennoch sogleich; er theilte ihn Oesterreich mit, was sich dadurch leichter zum Frieden entschloß. Der fortdauernde Besitz von Hannover war aber Preußen ganz unverbürgt; denn es ließ sich voraussehen, daß bei einem Frieden mit England Georg 3. sein Stammland nie aufgeben würde. Haugwitz brachte den Traktat sofort nach Berlin; er schien zu fühlen, was er gethan hatte. Am 25. December las der König seinen Inhalt und erschrak; unbedingt wollte er denselben nicht vollziehen. Ein Mittelweg wurde also eingeschlagen, die Bestätigung sollte mit einem Vorbehalte geschehen: Hannover sollte nicht für immer, sondern nur bis auf einen Frieden zwischen England und Frankreich in Besitz genommen werden. Haugwitz musste nun wieder nach Paris; er wurde zugleich vom Könige dem Kaiser als der Mann empfohlen, der sein ganzes Vertrauen besitze.

Aber Preußen nahm ohne abzuwarten, was Napoléon thun würde, sogleich Hannover bis zum allgemeinen Frieden in seinen Schutz; Schweden, Rußland und England wurden aufgefordert, ihre Truppen aus demselben zu ziehen; auch kehrten die drei preußischen Korps, als wäre Alles

vorüber, in ihre Garnisonen zurück; zugleich machte Hardenberg dem Kaufmannsstande bekannt, daß keine Besorgnisse für den Handel und Verkehr vorhanden wären. Napoléon, der Haugwitz kannte und wusste, was er ihm bieten dürfe, erklärte den Vertrag vom 13. December für erloschen und ließ ihm ohne Weiteres einen andern mit der Wahl, ihn oder einen Krieg anzunehmen, vorlegen. Haugwitz unterzeichnete ihn am 15. Februar 1806. Preußen erhielt Hannover und musste dagegen die Elbe, Weser, Ems und alle preußischen Häfen dem englischen Handel schließen; von einer Entschädigung für Anspach war nicht die Rede. Lucchesini eilte mit dem Vertrag nach Berlin, wo ihn der König am 9. März vollzog; Preußen nahm nun Hannover in Besitz — die Franzosen räumten Hameln — und schloß seine Häfen. Napoléon hatte somit seinen Zweck vollständig erreicht; Preußen sollte das Vertrauen seiner bisherigen Verbündeten, wie aller unbetheiligten Mächte verlieren und vereinzelt dastehen. Dann büsste es noch durch die Kriegserklärung, die England am 11. Juni erließ, in wenigen Wochen mehre hunderte Schiffe und seinen blühenden Handel ein.

Um diese Zeit hatte Napoléon seine Herrschaft über Deutschland, soweit es nicht preußisch war, befestigt. Alle Fürsten huldigten freiwillig dem Manne, der überall Gewalt als Recht geltend machte. Am 1. Januar 1806 waren die Kurfürsten von Bayern und Württemberg zu Königen erhoben worden; Beide, auch der Kürfürst von Baden (seit 1803) wurden souveraine Herren; am 15. März wurden die von Preußen und Bayern abgetretenen klevischen und bergischen Lande zu einem Großherzogthum Berg erhoben und einem Franzosen, Joachim Murat, Schwager Napoléons, geschenkt, der, mitten im Frieden die Abteien Essen, Werden und Elten, die preußisch waren, ohne weiter zu fragen und ungeachtet der Gegenvorstellungen des Königs mit Gewalt besetzte und behauptete; Wesel wurde dem französischen Reiche zugetheilt. Am 12. Juni vereinigte Napoléon durch die Rheinbundesakte die Fürsten, die sich ihm ergeben hatten; er wurde unter dem Titel „Protektor des Rheinbundes“ eigentlich ihr gebietender Herr; sie stellten 65,000 Mann zu seinen Kriegen, ihre Gebiete wurden für immer vom Deutschen Reiche getrennt und am 6. August entsagte der bisherige Deutsche Kaiser Franz 2. seiner Würde, und nannte sich von nun an als Franz 1. Kaiser von Oesterreich. Um nun das erschrockene Preußen, das von allen Verhandlungen, welche der Auflösung des Deutschen Reiches vorhergingen, nicht die geringste Kenntniß erhalten hatte, zu ködern, ließ Napoléon demselben einen Wink geben, daß ja auch noch für ihn zu einem Bunde Raum in Deutschland bleibe. Haugwitz ergriff sogar den Gedanken eines norddeutschen Bundes recht gierig; doch er machte die Rechnung ohne den Wirth; der französische Kaiser hatte sein Zustandekommen erst durch geheime, später selbst durch offene Gegenwirkungen zu verhindern gewusst. Preußens Lage wurde immer mislicher; es stand, besonders seit dem Vertrag vom 15. Februar allein und in mannigfache Ver-

legenheit verwickelt; alle Zweifel über seine bedenkliche Lage mussten aber schwinden, als Lucchesini aus Paris am 7. August nach Berlin meldete, er habe erfahren, daß Frankreich in Betreff der Zurückgabe von Hannover an England, mit dem es seit dem April in Unterhandlungen stand und diese absichtlich hinschleppte, um eine frühere Annäherung dieser Macht an Preußen zu verhindern, keine Schwierigkeiten sehe; auch hatte es Rußland insgeheim Preußisch-Polen angeboten. Nun wurde schon am 10. der Befehl gegeben, das Heer auf den Kriegsfuß zu setzen. Jetzt war die Zeit da, sich mit England zu verbinden, besonders da dieses Oesterreich unablässig zu einer neuen Koalition bestürmte; allein das englische Ministerium hatte kein Vertrauen zu Haugwitz; es knüpfte daher durch seinen Gesandten in Wien Verhandlungen mit dem Freiherrn von Hardenberg an, welche bei der Unentschlossenheit des preußischen Kabinets nur langsam gedeihen konnten; Letzteres unterhandelte auch mit Hessen und Sachsen über eine innige Verbindung. Wilhelm I., Kurfürst von Hessen *), hatte aber keinen andern Gedanken, als wie er sein Geld vermehren und ohne Etwas zu wagen, gewinnen könne; er suchte die Parteilosigkeit in Berlin und in Paris nach, die er auch erhielt. Auch Friedrich August von Sachsen wollte von einer Verbindung mit Preußen Nichts wissen; erst als preußische Truppen in sein Kurfürstenthum einrückten, vereinigte er sein Heer mit dem preußischen. Mit Rußland wurden sofort Verbindungen angeknüpft. Als Lucchesini bereits Paris verlassen hatte, wechselte von Knobelsdorff, der ihn ersetzte, aber ebenfalls ein erklärter Anhänger der Franzosen war, mit Talleyrand noch einige Noten, wobei es dem Letztern nur darauf ankam, den Erstern zu täuschen und Preußen einzuschläfern; ja, als Knobelsdorff Paris schon verlassen hatte, musste er noch am 7. Oktober eine letzte Forderung an den Kaiser stellen; gehe dieser darauf ein, so könne der Friede fortdauern. Lächerlich ist dieser Trotz, da Preußen lange genug dem Kaiser niedrig geschmeichelt hatte; es forderte jetzt, daß alle norddeutsche Staaten einen Bund mit Preußen eingehen könnten, daß alle Franzosen das rechte Rheinufer verlassen müssen, und Wesel, Essen, Werden und Elten zurückgegeben werden.

Am folgenden Tage, am 8. Oktober, begannen die Feindseligkeiten.

Ein preußisch-sächsisches Heer von 120,000 Mann stand in den ersten Tagen des Oktober am nördlichen Abfall des Thüringer Waldes

*) Dieser Kurfürst war preußischer Feldmarschall und zugleich Inspekteur der westfälischen Regimenter. Seine Revuen bestanden allein darin, daß er mit einem Zollstocke maß, ob die Zöpfe auch die vorschriftsmäßige Länge haben. Waren die Zöpfe gemessen und diese, wie natürlich, nicht gleich lang, nicht gleich dick oder dünn gefunden, dann schloß der Kurfürst die gleichsam korporalmäßig abgehaltene Revue mit den Worten: „Ach, Herr General, es ist grausam schwer, einen guten Zopf zu binden." Daher wohl sein Spottname: Zopffürst.

zwischen Eisenach und der Saale zum Kampfe bereit, dessen Leitung derselbe Herzog von Braunschweig, der in Holland gewesen und in der Champagne und am Rhein keinen Ruhm geerndtet, übernommen hatte; der König selbst befand sich beim Heere, ihm zur Seite standen der zweiundachtzig Jahr alte Möllendorff und Zastrow. Diesen Streitkräften gegenüber verfügte der Kaiser Napoléon über 170,000 Mann, die nach dem Feldzuge 1805 in den Rheinbundstaaten geblieben waren, und nun gegen den Thüringer Wald in Bewegung gesetzt wurden. Im preußischen Hauptquartiere war man über den Feldzugsplan nicht einig. Braunschweig hatte den Gedanken gefasst, Napoléon werde hinter der fränkischen Saale unweit Königshofen den Angriff abwarten; ihn da anzugreifen, sei bedenklich, deshalb müsse das preußische Heer diesseit des Thüringer Waldes Vertheidigungsstellungen beziehen; dagegen wollte der General Fürst von Hohenlohe, der eine Umgehung auf dem rechten Ufer der Saale und damit zugleich ein Abschneiden von der Elbe fürchtete, das Heer dahin geführt wissen. Braunschweigs Ansicht ging durch, obgleich von mehren Seiten Nachrichten einkamen, die den Herzog hätten veranlassen müssen, auf den Vorschlag Hohenlohe's einzugehen. Wohl scheint es, daß der Oberbefehlshaber die Feldzüge Napoléons nicht studirt habe, ist es aber geschehen, so ist sein Studium für ihn ohne irgend einen Nutzen gewesen. Napoléon folgte einem ganz einfachen Plan. Da, wo der Thüringer Wald nach dem Fichtelgebirge zu abfällt, hat er die wegbarste Verbindung nach den jenseitigen Ländern, durch diese sollte das französische Heer und dann dem rechten Ufer der Saale abwärts folgend, gegen Naumburg vordringen und die Gegner von ihren Verbindungen und Hilfsquellen abschneiden; wäre der strategische Marsch gelungen, dann sollten sie angegriffen und geschlagen werden, was bei der großen Ueberlegenheit der Franzosen nicht zweifelhaft sein konnte, wodurch dann aber auch das Verderben des umgangenen und geschlagenen Gegners unvermeidlich werden musste.

In drei Kolonnen brach am 5. Oktober das französische Heer aus der Gegend von Bamberg auf; die rechte ging über Hof und Plauen, die mittlere über Saalburg und Schleitz, und die linke über Koburg, Gräfenthal und Saalfeld vor. Am 9. und 10. war die Einsattelung zwischen dem Thüringer Walde und dem Fichtelgebirge durchschritten; in den folgenden Tagen setzte das französische Heer seinen Umgehungsmarsch fort. Napoléon selbst erreichte mit den Korps Soult, Ney, Augereau und Lannes am 13. Jena, während Davoût, Bernadotte und Murat — unter ihm stand die 22,000 Mann starke Reserve-Reiterei — an demselben Tage bei Naumburg und Dornburg lagerten. Der Kaiser, der die Stellung seiner Gegner nicht genau kannte, glaubte sie in der Nähe von Erfurt zu finden, wohin am 14. alle Korps aufzubrechen hatten, Davoût und Bernadotte, den rechten Flügel bildend, über Apolda. Im preußischen Hauptquartiere erhielt man durch die Nachricht von den unglücklichen Gefechten bei Schleitz

(9. Oktober) und Saalfeld (10. Oktober) die erste sichere Kunde über die Bewegungen der Franzosen, aus denen Braunschweig schließen wollte, daß sie gegen die Elbe marschiren würden; gehe er nun am linken Ufer der Saale abwärts, könne er jene noch zuvorkommen. Das Hauptheer unter Braunschweig erhielt die Richtung über Freiburg a. d. Unstrut, während Hohenlohe und General von Rüchel mit ihren Korps diesen Marsch bei Jena decken und dann nachfolgen sollten. Der Marsch wurde sogleich angetreten bei der Nachricht, daß Naumburg vom Feinde besetzt sei; dem Hauptheere sollte nun Rüchel folgen. Beide Gegner mussten daher nothwendig in ihren Bewegungen auf einander stoßen, Napoléon und Hohenlohe bei Jena, Braunschweig und Davoût auf der Straße von Naumburg nach Erfurt; — und so kam es am 14. Oktober zu den Schlachten von Jena und Auerstädt, die beide für die Verbündeten so unglücklich ausfielen.

In der ersten Schlacht kämpften von acht Uhr Morgens bis gegen zwei Uhr Mittags 36,000 Preußen und Sachsen, und von zwei ab noch 15,000 Mann unter Rüchel, mit einer ausdauernden Tapferkeit und zwar in fünf vereinzelten Abtheilungen gegen einen Feind, welcher jeder derselben mindestens doppelt, öfters vierfach überlegen war; die Leitung dieser Schlacht von Seiten Hohenlohe's verdient schon deshalb gerechten Tadel. Die Sieger folgten bis Weimar den Geschlagenen. Bei Auerstädt fochten von dem 45,600 Mann starken Hauptheere, welches 9600 Reiter zählte, nur 20,800 Mann Fußvolk und 6600 Reiter gegen 32,000 Franzosen, worunter nur 2640 Mann Reiterei, während fünf Stunden mit großer Tapferkeit und mit einem Verluste von 320 Officieren und 10,000 Gemeinen; auch hier kamen die einzelnen Abtheilungen nach und nach, so wie sie auf dem Schlachtfelde eintrafen, ins Gefecht. Braunschweig selbst wurde tödtlich verwundet; er starb am 10. November in Ottensee bei Altona. Als die Schlacht schon verloren gegeben wurde, fasste man den Entschluß, sich mit Hohenlohe und Rüchel zu vereinigen, von denen man voraussetzte, daß sie sich noch ungeschlagen in ihren Stellungen befänden; der Rückzug wurde daher ebenfalls in der Richtung von Weimar befohlen.

Als die von Auerstädt Rückgehenden da anlangten, wo die Straße nach Weimar von der Ilm durchschnitten wird, sah man bei Apolda Streitkräfte, die man im ersten Augenblicke für das Korps Hohenlohe hielt; bald entdeckte man, daß es Bernadotte war, der in buchstäblicher Erfüllung kaiserlicher Befehle keinen Theil an dem Siege Davoûts genommen hatte; der Rückzug gegen Weimar konnte also nicht fortgesetzt, sondern musste nach Buttelstädt eingeschlagen werden. Hier trafen beide Heere zusammen. Die Niederlage, die körperliche Erschöpfung und vorzugsweise der nächtliche Marsch auf Seitenwegen, auf dem Gepäck und Marschirende unter einander geriethen, wirkten vereint auf die Auflösung der innern Ordnung und der Disciplin; der anbrechende Morgen des 15. sah das preußische Heer in einem höchst traurigen Zustande.

Napoléon musste voraussetzen, daß die geschlagenen Korps Magdeburg auf dem kürzesten Wege zu erreichen suchen würden; um dieses zu verhindern oder zu erschweren, ließ er Soult und die Hälfte der Reserve-Reiterei den Fliehenden folgen, den Rest des Heeres aber gegen die Elbe aufbrechen. Am 17. schlug Bernadotte das Reserve-Korps unter dem Herzoge Eugen von Württemberg bei Halle; am 20. besetzte Davoût Wittenberg, wohin die anderen Korps folgten. Unterdessen eilten die Trümmer der preußischen Heere von Sömmerda über Nordhausen und durch den Harz nach Magdeburg, mithin auf einem Umwege, während der kürzere Weg über Artern, Sangerhausen und Hettstädt völlig frei war; Fürst Hohenlohe erhielt am 16. den Oberbefehl über alle Truppen. Am Tage vorher kapitulirte Erfurt, in das sich Möllendorff und der Prinz von Oranien, Schwager des Königs, hineingeworfen hatten; die Besatzung ward kriegsgefangen; Erfurt eröffnete somit die Reihe der schändlichsten Kapitulationen, welche die Weltgeschichte kennt. Als Hohenlohe am 20. Magdeburg erreichte, erklärte dessen Gouverneur, General von Kleist, daß die Vorräthe gerade für dessen Besatzung hinreichend wären, er also den Fliehenden keine Lebensmittel verabreichen könne; der Fürst entschloß sich also, bis Stettin seinen Rückzug fortzusetzen, der denn schon am folgenden Tage über Rathenau, Fehrbellin, Templin und Prenzlau angetreten werden sollte. Auf dem Marsche dahin wollte sich Hohenlohe mit einem kleinen Korps vereinigen, welches den Thüringer Wald durchschritten hatte, als man doch einst im Hauptquartiere Braunschweigs es für nöthig fand, über Napoléons Bewegungen nähere Nachrichten einzuziehen, dann zurückgerufen, dem Heere gefolgt war, und nun, 10,000 Mann stark, Hohenlohe's Nachtrab bildete; General von Blücher übernahm den Befehl über dasselbe. Der Fürst wich aber auf dem Rückzuge auf die Vorstellungen seines General-Quartiermeisters, Oberst von Massenbach, von der bestimmten Marschrichtung ab, die nun in zwei Kolonnen über Havelberg und Rathenau, Kyritz und Neustadt a. d. Dosse, Wittstock und Neu-Ruppin, dann in einer Kolonne allein über Gransee, Fürstenberg, Boytzenburg, Schönermark und Prenzlau, wo die erste Abtheilung am 28. Oktober eintraf, fortgesetzt wurde. Diese Abweichung bestimmten Nachrichten, die über die Annäherung französischer Korps eingingen, und die Zersprengung der den Marsch rechts deckenden Reiterei.

Wir verließen Davoût am 20. in Wittenberg, von wo er in Verbindung mit Bernadotte, Lannes und Murat gegen Berlin, Potsdam und Brandenburg aufbrach; Davoût besetzte am 25. die Hauptstadt. Lannes und Murat ließ Napoléon gegen Stettin vorgehen; denn dahin musste ja Hohenlohe seinen Marsch fortsetzen. Lannes — an ihn hatte Major von Beneckendorff am 25. ohne Weiteres Spandau übergeben — erreichte am 28. Templin und eilte seinem Korps voraus gegen Prenzlau, wohin Murat mit der Reserve-Reiterei sich auch gewendet hatte; Beide boten dem

Fürsten eine Kapitulation an. Dieser ließ den Parlamentair durch Massenbach auf der Straße nach Templin begleiten, um Nachrichten über den Feind einzuziehen. Massenbach kehrte nach einer Stunde zurück, redete sich aber ein, was auch Niemand bezweifelte, auf dem östlichen Ufer des Ueckersee's — dessen westliche Seite gegen die Straße nach Templin gewendet ist — zum Fürsten zurückgekehrt zu sein, mithin während seiner Abwesenheit sechs Meilen zurückgelegt zu haben, dort — am östlichen Ufer des Sees — hätte er die Korps Lannes und Murat gesehen, Hohenlohe wäre demnach von Stettin abgeschnitten und keine Aussicht da, dahin zu gelangen. Während der Berathung trat der Oberst von Hüser vor und zeigte in strengster Dienstform an, daß das Fußvolk keine Taschenmunition und die Artillerie nur fünf Schuß für jedes Geschütz habe. Seine Worte enthielten eine Lüge; denn alle Munitionsstände waren in Magdeburg ergänzt, und das Korps hatte keine Gefechte bestanden. Beide Meldungen zusammengehalten ließen dem Fürsten seine Lage so verzweifelt erscheinen, daß er die versammelte Officiere mit dem Entschluß zu kapituliren bekannt machte. Alle schwiegen. Nach einer mündlichen Uebereinkunft, die noch an demselben Tage — am 28. — abgeschlossen wurde, legten gegen 10,000 Mann die Waffen nieder. Am folgenden Tage streckte die zweite Abtheilung der Hohenloheschen Kolonne, die von Wittstock über Alt-Strelitz bis Rittgarten gekommen war, 4000 Mark stark, unter dem Obersten von Hagen gleichfalls die Waffen; er hatte am Abende vorher sogar Officiere ausgesendet, um den Feind aufzusuchen und ihm eine Kapitulation anzubieten. Einleuchtend ist es, daß Hohenlohe bei einer zweckmäßigern Führung und ohne die Kopflosigkeit Massenbachs mit seinem Korps leicht über die Oder hätte kommen können. Am Tage nach der Kapitulation, den 29., ergab sich Stettin mit 5000 Mann einem Parlamentair, der es im Namen des französischen General Lasalle aufforderte; die schurkischen Generale von Romberg und von Knobelsdorff dachten an keinen Widerstand. Ihnen folgte am 31. der General von Bila der Aeltere, der aus dem Hannöverschen im Rückzuge begriffen und bis Anklam gekommen war, wo er mit 2300 Mann die Waffen streckte.

Blücher, der den Nachtrab Hohenlohe's führte, hatte am 28. Oktober Boytzenburg erreicht; hier erfuhr er die Kapitulation von Prenzlau und sah nun, daß er Stettin nicht mehr werde erreichen können. Rasch entschloß sich der General, der nach der Vereinigung mit Trümmern aller preußischen Korps etwa 21,000 Mann befehligte, die Feinde so lange, als möglich zu beschäftigen, um dem Könige zu den neuen Rüstungen jenseit der Weichsel Zeit zu verschaffen, auch den Anmarsch der Russen zu erleichtern. Blücher — ihm folgten 60,000 Mann unter Murat, Bernadotte und Soult — durchzog das Meklenburgische und warf sich am 5. November in Lübeck hinein, das er am folgenden Tage nach einem heftigen Gefechte verlassen musste. Der General durfte die dänische Grenze nicht überschreiten; es blieb ihm daher

nichts Anderes übrig, als zu kapituliren, da auch keine Aussicht war, den Kampf mit irgend einem Erfolge fortzusetzen. Am 8. wurde die Kapitulation von Rattkau abgeschlossen; Blücher streckte die Waffen, aber mit Ehren; er hatte unter so vielen Erbärmlichen und Feigen sich als braven Mann gezeigt. Sein General-Quartiermeister war Oberst Scharnhorst.

Den feigen Kapitulationen folgten bald mehre. Küstrin übergab der elende Oberst von Ingersleben am 31. Oktober einer schwachen feindlichen Abtheilung; er musste sogar die Franzosen zur Besitznahme der Festung mit Kähnen über die Oder holen. Der vor Alter fast kindische Kleist — er hatte schon im Siebenjährigen Kriege gefochten und stets auf der Wachtparade und auf dem Exercirplatze den Bramarbas gespielt — besaß die Niederträchtigkeit, das feste Magdeburg am 8. November mit 24,000 Mann und großen Vorräthen zu übergeben *). Hameln folgte am 21. November — hier ritten sogar die Generale von Schöler und Le Coq zum Abschlusse der Uebergabe ins feindliche Lager — und am 24. Nienburg, dessen Kommandant, General von Strachwitz, hinter jenen saubern Schurken nicht zurückblieb.

Es sei erlaubt, über den schmählichen Fall des preußischen Staates in Folge der Niederlagen am 14. Oktober noch einige Worte zu sagen. Das preußische Heer hatte sich seit dem Tode Friedrich 2. wenig verändert. Ausländer, in der Regel allerlei Gesindel und für schweres Geld geworben, und der Auswurf der Landeskinder **) machten seine Bestandtheile aus, daher auch Schimpfen, Prügel und Gassenlaufen in allen Garnisonen stets an der Tagesordnung waren. Von einem Ehr- und Rechtsgefühle, sowie von Vaterlandsliebe konnte nicht die Rede sein, die kamen vor dem Prügeln und Schimpfen nicht auf, und wenn sich auch die Soldaten, wie es geworbene Heere nur zu oft gethan haben, brav und tüchtig am 14. Oktober geschlagen hatten, was nur Einfalt oder Schadenfreude ableugnen können, so sah die Nacht zum 15. und der folgende Tag das Heer schon in völliger Auflösung; Ordnung und Disciplin waren mit der Furcht vor den Korporalstöcken gewichen. Bezeichnend für diesen Ausspruch ist es, daß, als der Husarenofficier Hellwig — er starb als Generallieutenant — am 15. Oktober die Besatzung von Erfurt, wohl 8000 Mann, in der Nähe von Eisenach durch einen glücklichen Handstreich aus der Gefangenschaft befreite und die Mannschaften anwies, nach Göttingen zu gehen, wo sie geordnet werden sollten, sich doch nur wenige dort einfanden. Die Generale und Staabsofficiere des Heeres waren alt und gebrechlich, und durch ein langes, unthätiges Garnisonleben abgestumpft; sie haben auch mit über-

---

*) In Magdeburg wurden neunzehn Generale gefangen, welche zusammen über 1300 Jahre zählten.

**) Noch im Jahre 1806 bekam die Bernsteindreherzunft die Befreiung vom Kriegsdienste „mit Ausnahme der Liederlichen dieses Gewerbes.“

aus wenigen Ausnahmen gezeigt, daß sie im Felde nicht zu gebrauchen waren, sie kannten nur ihren Exercirplatz. Es waren die zu Brot Gekommenen; sie wollten ruhig leben, exerciren, die Wachtparade abmachen und wenn es hoch kam, etwas manövriren; so musste es fortgehen, bis der Tod sie zu ihren Vätern rief. Ihre bei weitem größere Mehrzahl war roh aufgewachsen und hatte Nichts gelernt; Kenntnisse waren doch nur „Klugscheißereien"; geistig schwach und verdummt mögen sie wohl noch jenem Oberst v. d. Marwitz nachgestanden haben, der nach dem Tode Friedrich Wilhelm 2. bei der Vereidigung seines Nachfolgers seinen Reitern folgende Anrede hielt: „Seine Majestät Friedrich Wilhelm 2. haben geruhet zu sterben. Wir werden also nun dem neuen König schwören. Wie er heißen wird, ob Friedrich Wilhelm oder Friedrich, kann man so eigentlich nicht wissen, das thut auch nicht zur Sache. Was ist da anders zu sagen, als: andere Regierung, andere Montirung. Herr Auditeur, lesen sie den Eid vor." Dagegen waren die jüngeren Officiere, wenn auch sie wenig gelernt hatten, gern renommirten, die Spießbürger prellten, sich duellirten und Schulden machten, im Durchschnitt von bestem Willen und andern Schlages; den besten Beweis für die Wahrheit dieses Ausspruches geben die Feldzüge von 1812 bis 1815, in denen fast die Mehrzahl der Regiments-Kommandeure, alle Bataillons-Kommandeure, die Hauptleute und die Mehrzahl der Lieutenants einst dem Heere von 180⁶/₇ angehört hatten; — und wahrlich diese Männer waren ohne Tadel. Von den wichtigsten taktischen Neuerungen der französischen Revolutionskriege hatte das preußische Heer nur wenig angenommen; die Linear-Taktik herrschte vor und beschränkte die Bewegung allein auf die freie Ebene; schwache Anfänge im Tirailliren zeigten die wenigen Schützen, die jedes Bataillon auszubilden hatte; Stellung und Bewegung in Kolonnen kannte man nicht; die Positionen hatten noch das volle Vertrauen ihrer Feldherren; die Verpflegung geschah im Felde allein aus Magazinen mit allen daraus entspringenden Nachtheilen für die Operationen, daher auch ein ungeheurer Troß sich dem Heere nachschleppte. Merkwürdig bleibt es immer, daß Friedrich Wilhelm 3., von dem man bis auf den heutigen Tag behauptet, daß er militairisches Talent besessen habe, Nichts gethan hat, diese Mängel gründlich zu beseitigen, was doch nur allein Talent verrathen hätte; aber der alte Schlendrian blieb und hat traurige Früchte getragen. Auch war der Kriegsminister und Freund des Königs, General von Zastrow, der Repräsentant des alten Preußenthums; unter Zöpfen, Prügeln, Wachtparaden und Kamaschendienst aufgewachsen, sah er nur darin das Wesen des Soldaten. Der konnte auch nicht rathen. In steter Bewunderung vor Friedrich 2. Anordnungen, glaubte man, diese wären gut bis in alle Ewigkeit und jede Abweichung gefährlich. Daher ging auch in der innern Verwaltung des Staates Alles gemächlich im herkömmlichen Geleise fort; es ist also auch bis jetzt von zweckmäßigen Veränderungen Nichts zu melden gewesen.

Sachsen, welches nie aufrichtig gegen Preußen gewesen war, schloß am 11. December seinen Frieden mit Napoléon; der Kurfürst nahm den Königstitel an und wurde Mitglied des Rheinbundes, folglich ein Vasall Frankreichs. Ein Theil des sächsischen Heeres focht bald mit den Franzosen. Der Kurfürst von Hessen, der nach den Schlachten vom 14. Oktober sich mit den Franzosen verbinden wollte, aber aufgehoben werden sollte, entfloh bei Nacht und Nebel; hatte jedoch vorher sein Geld, ihm das Liebste auf Erden, in Anselm Rothschilds Keller in Sicherheit gebracht. Sein Land verwalteten Franzosen, bis es, mit anderen deutschen Ländern zum Königreich Westfalen erhoben, den Prinzen Hieronymus, einen Bruder Napoléons, zum Landesherrn erhielt.

Am 27. Oktober war Napoléon in Berlin eingezogen, dessen Gouverneur, Graf Schulenburg-Kehnert, bei der Annäherung der Franzosen Reißaus nahm, Ruhe für die erste Bürgerpflicht erklärte und eigenmächtig seinen Schwiegersohn, Fürst Hatzfeld, als Kommandanten anstellte; dieser widersetzte sich der Wegschaffung der sehr großen Vorräthe von Pulver und Waffen unter dem Vorwande, Berlin nicht dem Zorne Napoléons auszusetzen. Ein Glück war es, daß der Freiherr vom Stein, seit 1804 Minister für das Accise- und Zollwesen, die großen Geldvorräthe seiner Verwaltung, auch die der Bank und Seehandlung, im Voraus hatte einpacken lassen und diese nach Königsberg rettete; mit ihrer Hilfe ward der Krieg bis zum Tilsiter Frieden geführt. Der Befehl des Kaisers, daß alle Beamten in Pflicht genommen werden sollten, wurde ohne Verzug ausgeführt; denn sieben Minister gingen mit gutem Beispiele voran. Einmal waren deutsche Beamte gewohnt, dem zu dienen, der ihnen Brot gab; daher ging auch die Verwaltung ihren Gang, nur an ihre Spitze kamen Franzosen, die es meisterhaft verstanden, die unterworfenen Provinzen zum Vortheile ihres Herrn auszuplündern und sich noch obenein zu bereichern. Von der Hauptstadt aus ordnete der französische Kaiser die Bewegungen seines Heeres gegen die Weichsel in der Richtung von Thorn und Warschau, während sein Bruder Hieronymus ein Korps nach Schlesien führte, welches Glogau sofort einschloß, dessen Kommandant, ein General von Reinhard, am 2. December die mit allen Bedürfnissen reichlich versehene Festung nach kurzem Widerstande übergab. Mit dem Besitze Glogau's gewann der Feind festen Fuß in Schlesien. Auch fehlte wenig, so hätten die feilen Seelen eines Haugwitz, Lucchesini, Lombard, Zastrow und Köckritz, die noch immer Friedrich Wilhelm 3., der nach der Schlacht von Auerstädt über Berlin nach Preußen geflohen war, umgaben, diesen durch eine Uebereinkunft den Franzosen überliefert. Schon am 17. Oktober wurde der Marchese an Napoléon geschickt, um einen Waffenstillstand zu erbetteln; wenn ihn der Sieger zuerst ablehnte, so besann der sich doch bald eines andern und beauftragte Duroc mit der Unterhandlung. Die Bedingungen waren aber so hart, daß Lucchesini sie nicht unbedingt anzunehmen wagte; er begab sich

zum Könige zurück. Dieser schrieb persönlich so verzweifelt an Napoléon, daß dieser glaubte, noch härtere Bedingungen stellen zu können. Als nun Zastrow und Lucchesini die gestellten Bedingungen dennoch am 27. unterzeichnen wollten, erhielten sie von Duroc nicht einmal eine Antwort. Nun schrieb der König am 7. November einen zweiten, noch kläglichern Brief, in dem er sich dem übermüthigen Sieger völlig zu Füßen warf; dieser forderte nun — ihn ermuthigten die vielen Kapitulationen — die Einräumung alles Landes bis an die Weichsel, die Festungen Graudenz, Danzig, Thorn, Kolberg, Breslau und die Entfernung der Russen, und auch diese Forderungen unterzeichneten am 16. die beiden Abgeordneten. General Graf Kalckreuth und Haugwitz riethen zu ihrer Annahme; zugleich gaben sich dieser und Köckritz alle Mühe, den König zu bewegen, daß er sich von Rußland lossage und dem Kaiser in die Arme werfe. Doch am 22. verweigerte Friedrich Wilhelm 3. gegen Duroc die Unterschrift des Vertrags und begab sich am folgenden Tage nach Pultusk, in dessen Nähe bereits die ersten russischen Truppen angekommen waren. Durch einen Vertrag, der am 22. Oktober zu Grodno abgeschlossen worden war, machte sich nämlich Zar Alexander 1. verbindlich, dem Könige von Preußen mit seiner ganzen Macht beizustehen, und seit diesem Tage hatte Napoléon an den Russen einen Feind mehr.

Der König von Preußen konnte, um den Krieg fortzusetzen, nur noch über die in seinen östlichen Provinzen stehenden Truppen verfügen, aber auf die südpreußischen war wenig zu rechnen, indem sie aus Polen bestanden, die fast alle desertirten. Ohne die Besatzungen von Danzig und Graudenz blieben im Felde nur noch 18,000 Mann verwendbar, die General von L'Estocq befehligte. Auf neue Regimenter, die gebildet werden sollten, konnte sobald nicht gerechnet werden. In den ehemaligen polnischen Provinzen erhob sich, sowie die französischen Heere sich näherten, die Bevölkerung; überall rüstete man aufs Aeußerste gegen Preußen in dem guten Glauben, Napoléon werde Polen als einen freien Staat herstellen; so etwas lag nicht in des Kaisers Absichten; der brauchte die tapfern und sich ihm ganz hingebenden Polen nur zu seinen Zwecken, der Errichtung einer unbeschränkten Alleinherrschaft in Europa. Die Gegenwart des französischen Kaisers, der am 26. November Berlin verlassen hatte, brachte die polnischen Patrioten erst recht in Bewegung.

Von den russischen Heeren, die Preußen zu Hilfe eilten, erreichte das erste, welches der General Freiherr von Bennigsen befehligte, 66,000 Mann stark, am 7. November die Gegend von Pultusk, wo es in Folge der unglücklichen Schlachten vom 14. Oktober stehen blieb; ihm folgte ein kleineres von 38,000 Mann unter dem General Buxhöwden. Ueber beide sollte dann den Oberbefehl der Feldmarschall Kamenskoi übernehmen; ein alter, völlig geistesschwacher Mann, der zu jeder kriegerischen Thätigkeit völlig unbrauchbar war, auch bald abtrat. Bennigsen wollte die Weichsel

von Warschau bis Marienwerder in Verbindung mit L'Estocq vertheidigen, was durchaus nothwendig war, damit in Ostpreußen die bedeutenden Rüstungen ungestört vor sich gehen konnten.

Am 18. November zeigten sich die ersten Franzosen an der Weichsel, Thorn gegenüber, welches erst am 6. December von Ney besetzt wurde; am 28. November zog Davoût in Warschau ein und sicherte sich am 10. December den Uebergang über den Narew bei Czarnowo unterhalb der Mündung der Wkra. Eine Folge des Verlustes von Warschau war, daß Bennigsen am 3. December die Verbündeten bis Ostrolenka und Loebau, und dann weiter über Nowogrod hinter den Narew zurückgehen ließ; doch bald mussten sie wieder bis an den Narew, die Wkra und die Drewenz vorrücken. Als nun 150,000 Franzosen in der zweiten Hälfte des December bei Czarnowo den Narew und bei Zakroczyn, Plock und Thorn die Weichsel überschritten, zogen sich die Russen rückwärts auf Pultusk und Golhmin zusammen; L'Estocq blieb in der Nähe von Lautenburg und Soldau hinter der Drewenz stehen. Die 41,000 Russen, die bei Pultusk hielten, wurden am 26. December von Marschall Lannes, der gegen 30,000 Mann befehligte, angegriffen, behaupteten sich aber in ihrer Stellung, ebenso die Abtheilung bei Golhmin. Doch Mangel an Lebensmitteln, Uneinigkeiten zwischen Bennigsen und Buxhöwden, veranlassten den Erstern, sein Heer über Ostrolenka hinter den Narew zurückzuführen; zugleich ging L'Estocq, den Ney am 25. bei Soldau geschlagen hatte, bis nach Angerburg und Rhein zurück. Napoléon dagegen ließ sein Heer — Ney, der L'Estocq eigenmächtig verfolgte, wurde sogleich zurückgerufen — Winterquartiere beziehen; es hatte bedeutend gelitten und bedurfte der Ruhe, auch mussten die Vorbereitungen zum kommenden Feldzuge getroffen werden. Die Winterquartiere sollten vom Bug bis an das Frische Haff reichen; hier wurden sie von der Passarge begrenzt. Damit deckte Napoléon zugleich die Blokade von Graudenz und die Belagerung von Danzig; der Besitz der letztern Festung war ihm höchst wichtig, sie konnte den Verbündeten zum Stützpunkte von Operationen dienen, die auf dem linken Ufer der Weichsel zu unternehmen gewesen wären, besonders wenn England und Schweden dabei hätten thätig sein wollen. Aber noch waren alle Korps nicht in ihren Quartieren, als sie von Neuem ins Feld gerufen wurden.

Bennigsen — jetzt Oberbefehlshaber — hatte nämlich beschlossen, angriffsweise gegen Napoléon vorzugehen, zu welchem Zwecke er sein Heer bei Bialla vereinigte; am 16. Januar 1807 brach es, 66,000 Mann stark, auf. Der russische Feldherr wollte sich, indem er über Lötzen gegen Thorn vordrang, in den Besitz Preußens bis an die Weichsel setzen, Graudenz deblokiren, in Danzig das Korps L'Estocq, jetzt 13,000 Mann stark, hineinwerfen und dann Winterquartiere beziehen. Gelang Alles, so musste Napoléon sein Heer auf das linke Ufer der Weichsel zurücknehmen und ein Gleichgewicht unter den Kriegführenden konnte eintreten. Allein Bennigsen

blieb auf halbem Wege stehen, obgleich seine ersten Märsche unentdeckt blieben und seinen Plan wohl hätten gelingen lassen. Am Bug und Narew waren 29,000 Russen zurückgelassen worden.

Als aber Bennigsen am 20. über Rhein Rössel erreicht hatte, änderte er seinen Plan, wozu ihn der Rückzug Neys veranlaßt haben soll, der aber die Nähe des russischen Heeres nicht kannte, vielmehr die Befehle seines Kaisers befolgte. Ueber Bartenstein und Heilsberg — L'Estocq war ihnen rechts auf gleicher Höhe gefolgt — erreichten die Russen am 26. Liebstadt, wo sie sich sammelten; denn Bennigsen hatte erfahren, daß Bernadotte eben im Begriffe stehe, zwischen Osterode und Frauenburg seine Winterquartiere zu beziehen. Doch der Marschall entging jedem Verluste und gewann am 1. Februar mit seinen 23,000 Mann Strasburg. Am 27. Januar verlegte Bennigsen sein Heer um Mohrungen in Kantonirungen, während ein Theil desselben nach Allenstein abrückte; am 30. wollte er den Rest ebenfalls dahin führen, weil er Nachrichten erhalten hatte, daß sich die Franzosen gegen seinen linken Flügel zusammenzögen. L'Estocq war dagegen bis Rosenberg vorgegangen und deblokirte Graudenz.

Kaum hatte Napoléon den Vormarsch Bennigsens erfahren, als er auch dessen Plan durchschaute. Sofort ließ er alle seine Korps aufbrechen. Savary sicherte die rechte Flanke bei Brok; Lefèbvre deckte Thorn; Bernadotte, Ney, Augereau, Soult, Davoût, die Garde und Murat, 115,000 Mann, waren zum Angriff bestimmt, der mit einer Ueberlegenheit von 40,000 Mann auf Willenberg gegen die linke Flanke des, wie der Kaiser glaubte, noch im Marsche gegen die Weichsel befindlichen russischen Heeres gerichtet war, es in der Mitte sprengen und einem Theile, wo möglich, jeden Rückzug abschneiden sollte. Am 31. war Napoléon selbst in Willenberg. Ein Befehl, der Bernadotte die Richtung auf Passenheim anweisen sollte, aber in Bennigsens Hände gerieth, zeigte diesem die drohende Gefahr; er befahl die schleunigste Rechtsschiebung seines Heeres, einschließlich L'Estocqs, über Allenstein nach Wartenburg. Am 2. Februar stand es links der Alle bei Jonkowo, 1 ½ Meilen von Allenstein, und da diese Stadt bereits in feindlichen Händen war, wurde der weitere Marsch bis Wartenburg unmöglich. Am 3. traf der Kaiser alle Anstalten zur Schlacht, die für ihn siegreich ausfallen musste, da sich bereits am Abende dieses Tages Soult mit vier Divisionen in der linken Flanke Bennigsens bei Bergfried befand; doch dieser trat in der Nacht zum 4. seinen Rückzug an, den er unausgesetzt über Wolfsdorf, Arnsdorf, Frauendorf, Landsberg bis Preußisch-Eilau fortsetzte, welches er am 7. erreichte.

Soult, Augereau und Murat folgten Bennigsen unmittelbar, während Davoût seine linke und Ney seine rechte Flanke umfassen sollte, entschlösse er sich irgendwo zur Schlacht; Ney erhielt aber bald eine andere Bestimmung, er musste längs der Passarge vorrücken, um den auf dem Rückmarsche begriffenen L'Estocq von Bennigsen getrennt zu halten. Am 7.

drängte der Kaiser zuerst den russischen Nachtrab in Preußisch-Eilau hinein, konnte aber das Städtchen selbst nicht erobern; die Russen behaupteten es bis zum Abende, wo sie es dann von selbst räumten*). Während dieses Kampfes ordnete Bennigsen sein Heer auf den 7 — 800 Schritt nördlich von Preußisch-Eilau liegenden wellenförmigen Höhen; es zählte 58,000 Mann und hatte die Straße nach Königsberg in der rechten Flanke und die über Domnau und Allenburg nach Welau führende, wohin der Rückzug fortgesetzt werden sollte, hinter sich. Vom französischen Heere brachten die Nacht zum 8. Augereau, Soult und Murat in und neben Preußisch-Eilau und Davoût zwischen Beisleiden und Bartenstein zu, Ney stand 1½ Meilen davon entfernt bei Orschen und hielt noch immer L'Estocq von Bennigsen getrennt, der von Rosenberg über Osterode, Liebstadt und Engelswalde am Abende des 7. Rossitten erreicht hatte. Die Stärke der Franzosen kann man auf 80,000 Mann berechnen; Bernadotte war zurück; er hatte, wie wir wissen, den Befehl seines Kaisers zum Vorgehen nicht erhalten.

Der Kaiser wollte mit seinem rechten Flügel und mit dem Korps Davoût den linken feindlichen in Front und Flanke angreifen, aber Anordnungen, die Soult am Morgen des 8. Februar links neben Preußisch-Eilau traf, veranlassten Bennigsen, ihn anzugreifen, was Napoléon bewog, seinen rechten Flügel ebenfalls, um den Marschall frei zu machen, vorgehen zu lassen, obgleich Davoût noch nicht eingetroffen war, ihn also nicht unterstützen konnte. Jener gerieth durch ein gerade eintretendes Schneegestöber in eine falsche Richtung, links gegen die Mitte der Russen, wurde von diesen angegriffen und geworfen. Nun ließ Napoléon zu seiner Aufnahme seine Reiterei vorgehen, die sich mit der russischen herumschlug; aber beide litten dabei so, daß sie sich nicht mehr an der Schlacht betheiligen konnten, die durch eine Kanonade bis gegen Mittag fortgesetzt wurde; da erst erschien Davoût mit seinem Korps in der linken Flanke der Russen; ihn hatten die tief verschneiten Wege aufgehalten. Der Marschall drängte den linken Flügel der Russen soweit zurück, daß er über Auklappen, einem Birkenwäldchen und Kutschitten mit dem rechten, auf dem nur eine Kanonade stattfand, einen rechten Winkel bildete. Bennigsen erwartete mit Ungeduld L'Estocq. Dieser stieß auf dem Wege zur Vereinigung mit dem russischen Heere auf Ney, der einen Theil seines Korps zum Ausweichen nach Kreuzburg zwang, und nur der Rest desselben, 5584 Mann, konnte das Schlachtfeld erreichen; hier erhielt L'Estocq den Befehl, dem bedrohten linken Flügel zu Hilfe zu eilen. Hinter der russischen Stellung erreichte

*) Wenn die Franzosen behaupten, was auch in allen Büchern steht, daß sie das Städtchen nach einem harten Kampfe erobert haben, so ist dieses eine Unwahrheit; viele Augenzeugen der Schlacht leben noch und kennen den Gang des Gefechts in dem Städtchen genau.

L'Estocq Kutschitten, trieb die Franzosen aus demselben und dem Birkenwäldchen, während die Russen Auklappen zurückeroberten. Doch diese Fortschritte konnten die Verbündeten nicht weiter verfolgen; denn die Dunkelheit war bereits eingetreten. In der Nacht brach das russische Heer nach Königsberg, wo es am 10. ankam, und L'Estocq nach Domnau auf, um die Straße über Friedland nach Welau zu decken. Die Russen hatten über 800 Officiere und 20,000 Unterofficiere und Gemeine verloren, die Franzosen gewiß ebenso viel. Napoléon verfolgte das russische Heer nicht und blieb bis zum 16. in der Gegend von Preußisch-Eilau; außer dem Umstande, daß sein Heer sehr gelitten hatte, kamen noch politische Gründe hinzu. Die Franzosen bezogen dann hinter der Passarge sichere Quartiere; ihnen folgten Bennigsen und L'Estocq.

Schon im Januar war ein österreichischer Bevollmächtigter in Warschau angekommen, der nach der Schlacht von Preußisch-Eilau dem französischen Kaiser die Vermittelung seines Hofes anbot. Napoléon, der keinen Kongreß wollte, vielweniger eine innige Verbindung Preußens mit England und Rußland gern sah, schickte den General Bertrand Ende Februar an Friedrich Wilhelm 3., dem er einen Separatfrieden anbieten ließ; dieser hatte am 25. Januar eine Uebereinkunft mit England abgeschlossen, die ihm aber keine Vortheile brachte, da sie nicht einmal bestätigt wurde; denn England setzte kein Vertrauen in die Männer, die um den König waren. Als aber Preußen später, am 17. Juni, als jene entfernt waren, in London einen vortheilhaftern Vertrag einging, brachte dieser dem Könige keinen Nutzen mehr. Bertrands Sendung aber sollte die österreichische Vermittelung gleich im Keime ersticken, was gelungen wäre, wenn der König auf dessen Anträge eingegangen wäre, obgleich Zastrow dazu rieth, wogegen aber Hardenberg, der vom Könige um Rath gefragt wurde, sich erklärte; denn Preußen müsse durch den Separatfrieden unter der Form eines Bundesgenossen der Sklave Napoléons und von ihm gänzlich verachtet werden, zugleich würde es auch durch einen so treulosen Abfall von den Bundesgenossen alles Vertrauen, welches so schon gesunken war, bei denselben und allen anderen Mächten verlieren. Haugwitz hatte nämlich schon im November die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten abgegeben, die Stein jetzt übernehmen sollte, der sah aber voraus, daß, so lange die Kreaturen des Haugwitz um den König blieben, eine Aenderung des bisherigen politischen Systems nicht durchzusetzen sei, er drang vielmehr in Verbindung mit Hardenberg und Rüchel am 10. December in den König, Haugwitz, Lombard und Beyme förmlich zu entlassen, die Kabinetsregierung abzuschaffen und fortan nur mit seinen Ministern allein zu arbeiten. Friedrich Wilhelm 3. wollte davon Nichts wissen, besonders wollte er Beyme, der zwar ein tüchtiger Rechtsmann, doch ohne große Ansichten in der Politik und Verwaltung war, nicht entlassen, obgleich er dem Russischen Hofe verdächtig und bei einem sehr großen Theil des

Publikums verhaßt geworden war. Dieser setzte es durch, daß Zastrow, den er leiten konnte, zum Minister des Auswärtigen am 19. ernannt wurde. Vergebens befahl nun der König Stein, der nach Zastrows Ernennung seine Entlassung aus dem Staatsdienste gefordert hatte, das Ministerium des Innern und der Finanzen zu übernehmen; er wollte aber neben Kabinetsräthen nicht Minister sein, und erhielt darauf seine Entlassung als ein „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener"; er verließ Anfangs Januar 1807 Preußen. Der neue Minister des Auswärtigen hatte keine entschiedene Ansicht und flößte deshalb auch den befreundeten Höfen kein Vertrauen ein, so daß der König doch endlich es für nöthig hielt, einem andern Mann diesen Wirkungskreis zu übergeben; er wählte Hardenberg, obgleich er diesen seiner überlegenen geistigen Fähigkeiten wegen nicht recht leiden mochte; doch die Forderungen Alexander 1. und Englands waren zu berücksichtigen, welche die auswärtigen Angelegenheiten in festen Händen sehen wollten. Zastrow, Köckritz und Beyme waren nun entfernt und blieben in Memel zurück, indeß der König und Hardenberg zum Heere abreiseten. Letzterer schloß am 26. April zu Bartenstein mit Rußland einen Vertrag, nach welchem Preußen von diesem mit ganzer Macht unterstützt werden und alles Verlorene wiederbekommen sollte, aber, was lächerlich genug ist, es wurde auch bestimmt, wie die Eroberungen von Frankreich und sogar das linke Rheinufer unter die Verbündeten zu vertheilen wären. Aber durch diesen Vertrag stießen beide Mächte Oesterreich von sich und verwarfen zugleich alle Anträge des französischen Kaisers, die dieser unterm 29. April zum zweiten Male Friedrich Wilhelm 3. machte, er legte zugleich den Grund zu dem Hasse, den Napoléon gegen Preußen stets gezeigt hat. Damals umarmte Alexander 1. öffentlich vor seinen Garden den König und rief mit thränenden Augen aus: „Nicht wahr, keiner von uns Beiden fällt allein? Entweder Beide zusammen, oder keiner von Beiden." Doch wie bald waren diese Betheuerungen vergessen. Sie zeigen wohl hinlänglich, was es mit fürstlicher Freundschaft für eine Bewandniß hat. Oesterreich beruhigte sich, als es von Napoléon eine befriedigende Erklärung über Polen bekam.

Während die Heere an der Passarge sich gegenüberstanden, dachte der französische Kaiser nur daran, sich in den Besitz von Danzig zu setzen. Am 10. März musste der Marschall Lefébvre es von der Landseite einschließen, so daß nur noch die Verbindung über See und über die Frische Nehrung Kalckreuth übrig blieb, der es mit 9800 Mann, ungerechnet die Truppen in Weichselmünde und auf der Frischen Nehrung, vertheidigte. Letztere ging am 20. März verloren und mit dem Holm am 6. Mai auch jede Verbindung mit der See, und als ein Entsatz, der in der Mitte des Mai theils über die Frische Nehrung, theils über See versucht wurde, fehlschlug, übergab Kalckreuth am 27. desselben Monats die wichtige Festung. Sie fiel angeblich aus Mangel an Pulver, mehr aber in Folge

einer mit zu wenig Umsicht geführten Vertheidigung; auch dachte man im Hauptquartiere Bennigsens nicht daran, durch eine Offensive über die Passarge dem bedrohten Danzig zu Hilfe zu kommen. Eine Kabale, deren Seele der Oberbefehlshaber selbst war, und an deren Spitze man den Großfürst Konstantin zu setzen wußte, wußte jede Thätigkeit zu hindern.

Sowie Danzig übergeben war, eröffnete Napoléon mit 170,000 Mann die Feindseligkeiten gegen die Verbündeten. Bennigsen befehligte 83,000 und L'Estocq 20,000 Streiter, unter diesen 5000 Russen; Letzterer bildete den rechten Flügel, vor sich die Passarge, und die Russen den linken, der bis über Guttstadt hinaus reichte. Bennigsen kam aber dem Kaiser im Angriffe zuvor. Er wollte mit den Hauptkräften zuerst den bei Guttstadt lagernden Ney angreifen und erdrücken, dann gegen die jenseit der Passarge stehenden französischen Korps vorgehen und seine Vortheile soweit verfolgen, als es gehen wollte; zugleich sollte L'Estocq gegen die niedere Passarge vorgehen und durch Scheinangriffe jede Unterstützung Neys zu verhindern suchen. Doch die Angriffe gegen diesen am 5. und 6. Juni gelangen nicht; der Marschall entkam über die Passarge. Napoléon zog seine Hauptkräfte, während Bernadotte an der untern Passarge L'Estocq beobachtete, sogleich auf seinen rechten Flügel bei Deppen zusammen, um von hier aus den Gegenstoß entscheidend zu führen. Schon am 9. drangen seine Korps über die Passarge und warfen den feindlichen Nachtrab — das Gros hatte Bennigsen, als er die Gegenanstalten Napoléons erfuhr, über die Alle zurückgezogen und in einer im Voraus befestigten Stellung bei Heilsberg auf dessen rechtem Ufer gesammelt — über diesen Fluß. Doch Napoléon war nicht geneigt, dem russischen Heere auf das rechte Ufer der Alle zu folgen und es in der befestigten Stellung anzugreifen, vielmehr wollte er diese umgehen. Er setzte daher seine Bewegungen auf dem linken Ufer fort, wodurch er Bennigsens Verbindung mit L'Estocq und Königsberg bedrohte. Ueber 50,000 Mann unter Soult, Lannes und Murat mussten gerade gegen Heilsberg vorrücken, während Davoût und Mortier die Russen umgehen und Ney als Reserve folgen sollte. Victor, der Bernadotte's Korps befehligte, war angewiesen, über Mehlsack und Preußisch-Eilau L'Estocq von Bennigsen zu trennen. Als nun dem letztern am 10. gemeldet wurde, daß die Franzosen mit starken Massen gegen Launau vordrängen, ließ er sein Heer über die Alle gehen, wo es rechts von Heilsberg sich in Schlachtordnung aufstellte; es waren 77,000 Mann. Aber alle Angriffe der Franzosen auf die mit einigen Schanzen versehene Stellung wurden abgeschlagen; sie verloren 11,000 Todte und Verwundete, die Verbündeten — unter diesen zeichnete sich die preußische Reiterei vortheilhaft aus — dagegen über 9000. Wenn Bennigsen auch das Schlachtfeld behauptet hatte, so konnte er doch voraussetzen, daß er es am folgenden Tage mit den Gesammtkräften Napoléons zu thun haben würde, und doch wollte er die Schlacht fortsetzen. Alle

Streitkräfte, die noch jenseit Heilsberg geblieben waren, wurden noch auf das linke Ufer der Alle herübergenommen. Doch der Kaiser dachte nicht daran, die Schlacht am 11. fortzusetzen, was er aber bei seiner bedeutenden Uebermacht unter aller Umständen hätte thun sollen. Auf strategischem Wege wollte er Bennigsen entfernen; Davoût musste also Großendorf, auf der Straße von Heilsberg nach Landsberg, gewinnen, wodurch die russische Stellung rechts umgangen und Bennigsen völlig von Königsberg getrennt wurde. Gegen Mittag konnte man den Marsch Davoûts deutlich aus dem russischen Lager sehen, und Bennigsen entzog sich nur dadurch aller Gefahr, daß er in der folgenden Nacht bei Heilsberg über die Alle ging, um über Bartenstein und Schippenbeil, Friedland vorbei, das rechte Ufer des Pregels bei Welau zu gewinnen, um von hier aus seine Verbindung mit L'Estocq herzustellen. Dieser hatte sich nach Königsberg zurückziehen müssen; ihm schickte Bennigsen unter dem General Kamenskoi eine Verstärkung zu, die den Weg von Bartenstein über Lampasch, Uderwangen und Ludwigswalde nahm, und die sich auch am 13. mit ihm vereinigte.

Kaum hatte Napoléon erfahren, daß Bennigsen seine Stellung bei Heilsberg verlassen habe, so brach er gegen Preußisch-Eilau auf, in dessen Nähe bei Lampasch Davoût auf Russen stieß. Es war Kamenskoi. Doch weder Davoût, noch der Kaiser konnten die Stärke der Marschirenden erfahren, was ihn über die Bewegungen Bennigsens irre machte. Napoléon wusste wohl, daß russische Truppen auf Bartenstein, andere nach Königsberg marschirten, aber er wusste nicht, wohin die Hauptmacht sich gewendet hatte. Um aus dieser Ungewißheit herauszukommen, schickte er am 13. von Preußisch-Eilau aus Soult und Davoût auf Königsberg und Lannes auf Domnau; Ney, Mortier, Victor und die Hälfte der Reserve-Reiterei — die andere Hälfte folgte Davoût — behielt er vor der Hand bei sich.

Als sich nun Bennigsen am 13. Abends Friedland näherte, fand er diese Stadt schon vom Feinde besetzt; denn Lannes hatte seinen Vortrab von Domnau auf Friedland vorgehen lassen. Das letztere Städtchen besetzten die Russen wieder, und als Bennigsen nun seinen Vortrab vor demselben aufstellte, scheint er wohl nur daran gedacht zu haben, seinem Heere, welches seit zehn Tagen in steter Bewegung war, unter seinem Schutze einen Ruhetag zu geben. Kaum wurde aber am Morgen des 14. der russische Vortrab angegriffen, so ließ Bennigsen sein Heer bis auf einige tausend Mann über die Alle gehen, und zwischen acht und neun Uhr standen 46,000 Russen in der weiten Ebene von Friedland, zwischen dem Walde von Sortlack und dem Wäldchen, die Damerau genannt, und in geringer Entfernung von der Alle, die sie hinter sich hatten, in Schlachtordnung. Doch kann aufs Bestimmteste behauptet werden, daß Bennigsen bei dem Hinüberziehen seines Heeres über die Alle weder die Absicht hatte, eine entscheidende Schlacht zu liefern, da ihm die Stellungen des französi-

schen Heeres unbekannt waren, noch auf dem linken Ufer des Pregels seine Verbindung mit L'Estocq herzustellen; übrigens waren alle Anordnungen getroffen, um den weitern Marsch nach Welau zu sichern. Wie es aber zur Schlacht kam, werden wir gleich sehen.

Lannes wollte Friedland, als er hörte, daß es seinem Vortrabe entrissen sei, wieder nehmen; auf die Meldung an den Kaiser, daß er aus diesem Grunde mit seinem Korps dahin aufbreche, ließ dieser Mortier und die Reserve-Reiterei unter Grouchy folgen, woraus man wohl schließen kann, daß Napoléon geglaubt haben muß, Lannes habe die feindlichen Hauptkräfte nicht vor sich; denn sonst würde er wohl das ganze Heer in Bewegung gesetzt haben. Sowie die Truppen nach und nach vor Friedland eintrafen, wurde der Sortlacker Wald und vor dem linken Flügel Heinrichsdorf besetzt; es waren jetzt 33,000 Franzosen, unter ihnen 10,000 Reiter, auf dem Schlachtfelde versammelt. Lannes benutzte trefflich das Terrain; die hohen Kornfelder ließen den Feind — der um neun Uhr etwa tausend Schritte aus der bisherigen Aufstellung vorging — die wahre Stärke desselben nie recht übersehen, auch hielten große Tirailleurschwärme vor der Fronte der Stellung. Das russische Heer blieb dagegen in geringer Entfernung von dem feindlichen mehre Stunden ziemlich ruhig, seine Tirailleure gingen vor und zurück; bald war das Gefecht heftig, bald schwach, oder hörte ganz auf. Alles geschah ohne Plan; doch war der russische Verlust in der weiten Ebene, die keine Deckung bot, recht bedeutend. Der Tag sollte verbracht werden, um am Abende weiter zu marschiren. Konnte ein Verfahren, wie dieses, dem Kaiser wohl erwünschter kommen?

Auf die Meldung aber, daß Lannes und Mortier Bennigsens Hauptkräfte vor sich hätten, befahl der Kaiser den Aufbruch Neys, seiner Garde und Victors; er selbst traf gegen Mittag auf dem Schlachtfelde ein. Sein geübtes Auge erkannte bald, daß Friedland der entscheidende Punkt sei, in dessen Besitz er sich zu setzen habe, zu welchem Zwecke er den linken russischen Flügel über den Haufen werfen müsse; gelang es, dann blieb dem rechten keine andere Wahl, als sich unter dem steten Aufdrängen der Franzosen nach Welau zu retten. Hinter dem sehr günstig gelegenen Sortlacker Walde konnte Napoléon seine Anordnungen treffen. Die schon auf dem Schlachtfelde anwesenden Korps wurden links zusammengezogen, die noch im Marsch begriffenen dagegen sollten den rechten Flügel bilden, — und um vier Uhr standen 84,000 Mann zur Verfügung des Kaisers. Dessen Anordnung war ganz einfach: Ney geht unter dem Schutze des Sortlacker Waldes gegen den linken feindlichen Flügel vor, umgeht ihn und erstürmt Friedland; Victor folgt zu seiner Unterstützung.

Um fünf Uhr begann der Angriff. Bennigsen erkannte erst spät die Gefahr, die ihm drohte, und ordnete den sofortigen Rückzug seines Heeres an; allein General Fürst Gortschakow, der den rechten Flügel desselben

befehligte, verweigerte den Gehorsam, weil er die Gefahr nicht sehen wollte. Ney setzte sich endlich nach dem wüthendsten Kampfe um acht Uhr in den Besitz von Friedland. Gortschakow, der, ebenfalls gedrängt, jetzt den Rückzug antreten wollte, gelang es zwar, Friedland wieder zu nehmen, doch konnte er sich in demselben nicht behaupten; er rettete sich theils durch eine Furt über die Alle, theils über Allenburg nach Welau. Bennigsen ging hier am 15. über den Pregel und nach Tilsit weiter. Napoléon folgte; er hatte in dem Kampfe am 14. über 12,000 Mann verloren; der russische Verlust ist nicht bekannt.

L'Estocq verließ am 15., als er die Niederlage bei Friedland erfuhr, Königsberg, um sich mit Bennigsen über Labiau in Tilsit wieder zu vereinigen; hier endigten dann auch die Feindseligkeiten durch einen am 21. von russischer Seite abgeschlossenen Waffenstillstand, in den Preußen aber nicht eingeschlossen wurde, weil Alexander 1. seinem Antrag beigefügt hatte, daß auch Preußen einen Waffenstillstand verlange, den auch Kalckreuth am 25. Juni abschloß.

Friedrich Wilhelm 3. besaß um diese Zeit von seinen Staaten nur den kleinen Landstrich nördlich der Memel und dann die Festungen Graudenz, Kolberg, Glatz und Kosel. In Schlesien war am 6. Januar nach kurzer Gegenwehr Breslau mittelst Kapitulation in französische Hände gerathen, die Generale von Thile und Lindener streckten mit 5300 Mann die Waffen; am 16. folgte General Cornerut mit 1400 Mann in dem ganz vernachläßigten Brieg; am 16. Februar übergab Oberstlieutenant von Hacke Schweidnitz mit 4000 Mann und großen Vorräthen. Napoléon ließ dessen Festungswerke sofort sprengen. Alle Versuche des Fürsten von Anhalt-Pleß und dann des General Grafen Götzen, Schlesien vermittelst neuer Rüstungen dem Könige zu erhalten, mislangen; der Erstere flüchtete nach Böhmen und der Letztere warf sich in Glatz. General von Steensen, der in Neiße befehligte, vertheidigte sich tapfer und schloß am 1. Juni eine Kapitulation dahin ab, daß, wenn bis zum 16. keine Hilfe von Außen komme, er die Festung zu übergeben habe, was auch geschah. Oberst von Neumann und nach dessen Tode Oberst von Puttkammer vertheidigten Kosel; Letzterer, sowie Götzen in Glatz, sahen sich, hauptsächlich durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt, Kapitulationen dahin abzuschließen, daß, wenn Kosel nicht bis zum 18. Juli und Glatz nicht bis zum 26. Juli entsetzt würden, diese Festungen übergeben werden sollten; allein beide rettete der unterdessen abgeschlossene Frieden.

Kolberg, dessen Kommandant ein alter, abgestumpfter und geistesschwacher Oberst von Loucadou war, wurde nur durch die brave Bürgerschaft, an deren Spitze der siebenzigjährige Aelteste derselben, Joachim Nettelbeck, stand, und durch den überaus thätigen Rittmeister von Schill, der aus Ranzionirten und Freiwilligen ein leichtes Korps gebildet hatte,

erhalten. Am 26. April lösete noch zur rechten Zeit Major von Gneisenau Loucadou ab, und mit ihm kam Leben und Geist in die Vertheidigung; Kolberg, seinem Falle nahe, wurde nur durch den Waffenstillstand erhalten.

Graudenz vertheidigte rühmlich der alte General L'Homme de Courbiere; er widerstand allen Versuchen, die ihn zur Uebergabe verleiten sollten.

Schon seit einiger Zeit hatte Alexander 1. eine Stimmung gezeigt, die mit seinem Betragen zur Zeit des Abschlusses des Bartensteiner Vertrags sehr schlecht übereinstimmte; er suchte seinen Frieden mit Napoléon. Dieser wusste ihn gleich bei der ersten Zusammenkunft, die am 25. Juni auf einem Flosse im Memelstrome stattfand — bei der am folgenden Tage wurde auch der König von Preußen zugezogen — so zu gewinnen, daß der Zar eine an Abgötterei grenzende Verehrung für ihn als Helden und Regenten fasste. Die Friedensunterhandlungen mit Rußland begannen am 28. Juni und wurden am 7. Juli abgeschlossen; doch spielte Friedrich Wilhelm 3. dabei eine Nebenrolle; er ward zum Lohne für sein hingebendes Vertrauen von seinem Freunde ohne Schonung verlassen. Die Art und Weise, wie dieser den Frieden schloß, muß jedes edle Gefühl tief verletzen; vergebens erinnerte ihn der König von Preußen an den Artikel des Bartensteiner Vertrags, nach welchem keine Trennung bei den Unterhandlungen mit Napoléon stattfinden sollte, ja, der Zar machte nicht einmal seinen Verbündeten mit dem Gange und dem Fortschritte der Unterhandlungen mit Napoléon bekannt, und Budberg, der russische Minister des Auswärtigen, verweigerte Hardenberg jede Auskunft darüber. Der kaiserliche Freund schämte sich nicht, in den Traktat die Stelle aufnehmen zu lassen, daß Napoléon nur ihm — dem Zar — zu Gefallen dem König von Preußen einen Theil seiner Länder, von denen Rußland aber das Bialystoksche nahm, lasse. Letztere Macht ließ sich durch den zugesagten Besitz von türkischen und schwedischen Provinzen verleiten, Alles unbedingt anzuerkennen, was Napoléon auf dem Festlande noch ferner vornehmen würde; sie sollte alle ihre Häfen den Engländern verschließen, auch dazu Schweden allenfalls mit den Waffen zwingen. Der französische Kaiser hatte nämlich durch ein von Berlin unterm 24. November 1806 erlassenes Dekret, alle englischen Häfen für blokirt erklärt und bei schwerer Strafe allen Handel mit England verboten; er that den Engländern aber damit wenig Schaden; denn sie rissen nun noch alle Kolonien, die europäischen Mächten angehörten, und damit den Welthandel an sich. Zwei Tage nach dem Frieden mit Rußland, am 9. Juli, ward der mit Preußen abgeschlossen, oder richtiger: er ward von Talleyrand den beiden Bevollmächtigten, den Grafen v. d. Goltz und Kalckreuth, diktirt. Vor seinem Abschlusse ließ aber Napoléon durch den Grafen Dönhoff dem Könige von Preußen sagen, er solle Hardenberg

verabschieden; denn er wolle lieber vierzig Jahre länger Krieg führen, als mit Diesem unterhandeln. Der Minister hatte seit dem Vertrage von Bartenstein das volle Vertrauen des Königs, und Napoléon wusste, daß er diesen vortrefflich unterstützen würde, was von Zastrow, Köckritz, Kalckreuth und Gleichgesinnten nicht zu erwarten stand, besonders da auch Friedrich Wilhelm 3. damals allen Muth verloren hatte. Selbst der Zar wagte es nicht, für den treuen Diener seines Freundes ein gutes Wort bei dem Sieger einzulegen; Hardenberg verließ am 6. Juli Tilsit, vierzig Stunden im Umkreise durfte er sich nicht aufhalten; zugleich aber erwies er dem Könige einen letzten Dienst, er empfahl ihm die Zurückrufung des Freiherrn vom Stein, als des einzigen Mannes, welcher den Staat aus seinem Unglücke wieder aufzurichten vermöge. Friedrich Wilhelm 3. erlebte noch eine tiefere Kränkung. Köckritz und Kalckreuth hatten ihn überredet, die Königin zu Napoléon zu schicken; die edle und schöne Frau, die von der Politik gänzlich fern hätte bleiben müssen, sollte denselben rühren. Der Kaiser kränkte sie aber unter der Maske französischer Höflichkeit tödtlich, und ihre Worte hatten nicht den geringsten Erfolg. Denn zu Goltz sagte Napoléon am 7. mit dürren Worten: „Alles, was er der Königin gesagt, seien nur höfliche Redensarten gewesen, die ihn zu Nichts verpflichteten. Es sei gar nicht die Rede von Unterhandlungen, indem er schon Alles mit Alexander verabredet habe, auf dessen Freundschaft er Werth lege; der König verdanke seine Stellung der ritterlichen Anhänglichkeit dieses Monarchen, denn ohne ihn wäre sein Bruder Hieronymus König von Preußen und die jetzige Dynastie verjagt worden. Unter diesen Umständen wäre es bloße Gefälligkeit, wenn er dem Könige irgend Etwas lasse.“ Die Bedingungen des Friedens von Tilsit waren für Preußen hart: es verlor alle Länder, die es jenseit der Elbe besaß; den Kottbuser Kreis in der Lausitz; Südpreußen, Neu-Ostpreußen und das südliche Westpreußen — diese ehemaligen polnischen Gebiete erhielt unter dem Namen eines Herzogthums Warschau der König von Sachsen — ferner Danzig mit einem Gebiete von zwei Meilen im Umkreise, welches zu einem Freistaate, dessen Protektor, also eigentlicher Herr, Napoléon war, erhoben wurde. Man kann den Flächeninhalt dieser Verluste mit 3246 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 5,600,000 Einwohnern berechnen. Sachsen erhielt eine Militairstraße durch Schlesien nach Warschau, und weder Preußen, noch Sachsen durften einen Zoll an der Weichsel anlegen. Der Form wegen musste Preußen die neuen Könige, Joseph von Neapel (seit dem 30. März 1806) und Ludwig von Holland (seit dem 5. Juni), und den noch zu ernennenden Hieronymus von Westfalen (seit dem 18. August) anerkennen und im Voraus alle Einrichtungen billigen, die Napoléon noch in Deutschland oder Polen treffen könnte. Ferner musste es sein Gebiet gänzlich dem englischen Handel schließen.

Preußen — es blieben ihm noch 2874 Quadratmeilen mit mehr als fünf Millionen Einwohnern — war tief gesunken und konnte sich nur von seinem Falle dadurch aufrichten, daß es einen neuen Geist unter sein Volk und in seine Verwaltung brachte; es hatte stille gestanden und Vieles versäumt, es musste den Forderungen der Zeit Genüge thun und mit der alten unwiderruflich brechen.

Fünfter Abschnitt.

Preußen unter königlicher Herrschaft vom Tilsiter Frieden bis zum März 1848.

Erstes Buch.

Preußen vom Frieden von Tilsit bis zum Zweiten Pariser Frieden von 1807 bis 1815.

Durch den unglücklichen Krieg 180⁶/₇ war der Staat Friedrich des Großen gänzlich zusammengestürzt und durch den Frieden von Tilsit in seinem Umfange bedeutend geschmälert worden. Ein neues Preußen musste geschaffen werden, was nur durch die politische Erstarkung seines Volkes geschehen konnte. So führte die Noth auf den einzig richtigen Weg, und ein Glück war es, daß der bisher ängstlich am Alten klebende König sich ermannte, die neuen Einrichtungen im Wege einer friedlichen Revolution diktatorisch durchzuführen.

In den beiden Kriegsjahren hatte der preußische Staat sehr gelitten, kein Theil desselben aber so, wie der östlich der Weichsel gelegene; denn in diesem kämpften während der ersten sieben Monate des Jahres 1807 fast 300,000 Mann gegen einander. Nicht allein von den Franzosen wurde der erwähnte Landstrich schwer heimgesucht, sondern auch von den befreundeten Russen, und man begeht gewiß kein Unrecht, wenn man seine Verwüstungen und seine Leiden zwischen Beiden gleich vertheilt. Die Russen wurden so schlecht verpflegt, daß der Soldat zu Gewaltthätigkeiten und Plünderungen seine Zuflucht nehmen musste; denn die Verpflegungs-Kommission, die in St. Petersburg ihren Sitz hatte und aus den ersten Familien des Landes bestand, dachte mehr daran, sich zu bereichern, als den

Soldaten zu ernähren; ja, die Gegenden rechts der Passarge und an der obern Alle wurden so arg verwüstet, daß die preußischen Officiere, die im russischen Hauptquartiere sich aufhielten, daraus den Argwohn schöpften, die Russen wollten zwischen sich und den Franzosen eine Wüste schaffen, um Letztere dadurch von ihrem Vaterlande entfernt zu halten. So war allein in Ostpreußen der Viehstand im November 1807 gegen 1805 gehalten, um 168,663 Pferde, 94,077 Ochsen, 143,255 Kühe, 81,597 Stück Jungvieh, 300,000 Schaafe und 233,488 Schweine geringer; das bis zum Jahre 1809 zu sehr theuern Preisen angeschaffte nothdürftigste lebende Inventarium kostete 7,905,384 Thaler, und rechnet man auch nur den dritten Theil dieser Summe zur Herstellung von Gebäuden und zur Anschaffung fehlender Saaten und Ackergeräthschaften, so betragen allein die Wiederherstellungskosten über zehn Millionen. Dennoch wurden 180⁹/₁₀ über 348,000 Scheffel Getreide weniger ausgesäet, als im Jahre 180⁵/₆; auch fehlten noch 46,748 Pferde, 54,913 Ochsen, 76,064 Kühe, 43,799 Stück Jungvieh, 170,500 Schaafe und 67,038 Schweine. Noch im Jahre 1809 gab es an der Passarge und Alle Dorfschaften, die noch kein Gebäude hergestellt hatten, mit hohem Grase waren die Dorfstellen bewachsen und die ganze Feldmark lag unbestellt. In einer gleich traurigen Lage befanden sich die kleinern Städte; mehre derselben hatten durch Brände gelitten. Die Zahl der Einwohner war 1807 um den fünften, 1809 um den sechsten und noch 1811 um den neunten Theil geringer, als im Jahre 1805. Drei Viertel aller adeligen Güter musste 1810, aber erfolglos, durch die Landschaft sequestrirt werden. Der Gesammtverlust Ostpreußens ist nach amtlichen Angaben über fünfundzechszig Millionen Thaler berechnet worden, und wenn auch die Einsaßen theilweise ihre Verluste durch die Forderungen an Rußland bezahlt erhielten, so verloren sie dabei wieder, da diese mittelst eines Papiergeldes, Bons genannt, abgetragen wurden, das bald sehr im Werthe sank. Und zu den Nachwehen des unglücklichen Krieges war noch eine Entwerthung der Scheidemünze gekommen. Es war bis 1806 in Preußen Grundsatz, eine weit größere Masse Scheidemünze auszuprägen, als der tägliche Umsatz verlangte; die Masse, aus der diese Münze geschlagen wurde und in der das Kupfer überwiegend war, nannte man Billon; eine Mark davon, die vierzehn Thaler hätte geben sollen, lieferte einundzwanzig Thaler Münze. Nun waren bis zum Jahre 1806 über 42 Millionen Thaler Scheidemünze geprägt worden. Kaum war aber der Frieden geschlossen, so strömte die Scheidemünze aus den abgetretenen Provinzen in die alten zurück; sie wurde noch mit einer Masse falscher durch Frankreichs — in Berlin allein wurden vom 1. December 1806 bis zum 1. November 1807 für 2,779,959 Thaler geprägt — und Englands Industrie vermehrt. Alles Verkäufliche stieg plötzlich; der Handel mit dem Auslande, der durch Sperrung aller Häfen für englische Schiffe, wie es der Frieden von Tilsit bestimmt hatte, über See ohnehin aufhören

musste, ward immer nachtheiliger; der Tagelohn des Arbeiters langte für seine Bedürfnisse nicht hin, selbst der Beamte litt. Die Münze musste im Mai 1808 auf zwei Drittel ihres Nennwerthes heruntergesetzt werden; später, als dieses doch nicht half, auf ihren wahren Werth, im Verhältnisse gegen Kourant, wie vier zu sieben; da hörten endlich die Schwankungen im Kours auf. Was nun Königsberg betrifft, so sollte es bald nach dem Einzuge der Feinde, am 16. Juni, eine Kriegssteuer, die nach einigen Unterhandlungen über einen Nachlaß auf zwölf Millionen Franken oder 3,243,700 Thalern festgesetzt wurde, aufbringen. Auf mehrfache Anfragen von Seiten der Stadt, ob die Kriegssteuer von ihr allein oder gemeinschaftlich mit der Provinz Ostpreußen zu tragen sei, entschied Napoléon, daß acht Millionen (2,162,460 Thaler) von der Provinz aufgebracht werden sollten. Für vier Millionen lieferte Königsberg Weine, Tuche, Tabake und andere Artikel. Um die acht Millionen abzutragen, wollte man ein Anlehn im Auslande machen; allein es kam nicht zu Stande. Der König befahl nun, daß die acht Millionen von der ganzen Provinz erhoben werden sollten, und das Finanzedikt vom 7. September 1807 übertrug diese Kriegsschuld wieder auf Staatsfonds; wie es aber mit der Verzinsung und Tilgung gehalten werden sollte, war im Gesetze nicht ausgesprochen. Später jedoch musste Königsberg, gleichsam durch einen Machtspruch verurtheilt, die Verzinsung und Tilgung der ganzen Schuld übernehmen, wogegen alle Bitten und Vorstellungen erfolglos geblieben sind; der Stadt wurde dadurch gleichsam eine Schuld von 1,126,725 Thalern aufgebürdet.

Ueber die Räumung des Landes schlossen bald nach dem Frieden, am 12. Juli, Kalckreuth und Marschall Berthier eine Uebereinkunft ab, oder vielmehr Ersterer unterschrieb ohne Weiteres, was ihm vorgelegt wurde, so daß selbst die Franzosen über den Inhalt derselben erstaunten. Sie bestimmte, daß nach und nach, bis zum 1. November, der preußische Staat von den feindlichen Heeren gänzlich geräumt werden solle, doch unter der Bedingung, daß die bis zur Genehmigung des Vertrags dem Lande auferlegten Kriegssteuern abgezahlt, oder durch die Landeseinkünfte, deren Erhebung sich die Franzosen vorbehalten hatten, gedeckt wären, und daß diese bis zur gänzlichen Räumung des Landes von demselben ernährt werden müssten. Napoléon, der von einer Ermäßigung Nichts wissen wollte, die General von Knobelsdorff betrieb, gab dem General-Intendanten seiner Heere, Daru, einem hartherzigen Manne, der selten von seinen Forderungen etwas ablieβ, sie im Gegentheil immer noch zu erhöhen suchte und daher auch stets vom Kaiser zur Verwaltung der Einkünfte besetzter Länder gebraucht wurde, den Auftrag, die Forderungen aufs Höchste zu spannen, und dieser rechnete dann auch 120,000,000 Franken zusammen, die Preußen zu zahlen hätte. Dabei erlaubte sich der Kaiser auch noch Gewaltthätigkeiten, indem er ohne Weiteres vom Könige die Abtretung des Michelauer Kreises und Neu-Schlesiens am 10. November und eine Ver-

größerung des Gebietes des Freistaates Danzig am 6. December erzwang. Während nun in Berlin mit Daru verhandelt wurde, war erst das Land östlich der Weichsel geräumt worden, in den andern Provinzen lebten die Franzosen fort auf Kosten der Einwohner, weil die rückständigen Kriegssteuern noch nicht abgezahlt worden waren. Es kam nun Alles darauf an, die Räumung des übrigen Landes, wenn auch unter den härtesten Bedingungen, zu erhalten; denn Nichts war ihm so verderblich, als die fernere feindliche Besetzung. Minister Freiherr vom Stein entschloß sich nun, selbst nach Berlin zu gehen und mit Daru zu unterhandeln, und dieser schloß endlich am 10. März 1808 seine Rechnung auf 112,000,000 Franken ab, von deren Abtragung dann die endliche Räumung des Staates abhängen sollte. Allein Napoléon zögerte mit der Genehmigung des Vertrages; er wollte die gründliche Aussaugung Preußens, das er von ganzer Seele hasste, so lange, als möglich fortsetzen. Nun schickte der König seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, nach Paris, um des Kaisers unzugängliches Gemüth zu erweichen; allein er richtete wenig aus. Die Drohungen und harten Aeußerungen Napoléons machten die Aussichten so trübe, daß der Prinz zufrieden war, am 8. September 1809 ein Abkommen zu treffen, nach welchem Preußen 140,000,000 Franken*) zahlen und bis zu ihrer Abtragung die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau Napoléon einräumen sollte; zugleich ward auch bestimmt, daß Preußen die Besatzungen dieser Festungen — die nur 10,000 Mann stark sein sollten — zu unterhalten und sein Heer auf 42,000 Mann zu verringern habe. Ende December räumten die französischen Heere den preußischen Staat.

Unmittelbar nach dem Frieden entließ der König die meisten seiner höchsten Staatsbeamten und ersetzte sie durch Männer, welche die Stimme des Volkes als die passendsten Arbeiter an der dringend gebotenen Umgestaltung des Staates bezeichnete; die des Heeres leiteten die Obersten von Scharnhorst und von Gneisenau, und der Major von Grolman**), denen später noch die Majore von Boyen und von Clausewitz beigegeben wurden. Abgeschafft wurden alle Misbräuche der alten Heereseinrichtung, der Verpflegung und der Bekleidung; das Regiment des Korporalstocks hörte auf; eine allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste ohne Stellvertretung trat an die Stelle der Kantonpflicht und Werbung; eine verbesserte Taktik machte das Heer kriegstüchtiger; das Vorrecht des Adels zu den Officierstellen hörte auf, und für eine bessere Ausbildung des Officierkorps wurde gesorgt. Wenn später das Heer durch den Vertrag vom 8. September

---

*) Auf dem Kongreß zu Erfurt vermittelte Alexander I. einen Erlaß von zwanzig Millionen.

**) Ehrengerichte wurden niedergesetzt, die über die Officiere richten sollten, die ihre Pflichten 1806/7 versäumt hatten; doch waren diese Gerichte viel zu nachsichtig und der König nicht strenge genug in der Bestrafung.

1809 auf eine Stärke von 42,000 Mann beschränkt wurde, so mussten die nöthigen Vorbereitungen getroffen werden, den etwa bevorstehenden Kampf um die stets bedrohte Selbständigkeit mit einer ansehnlichen Macht aufnehmen zu können. Doch der Feind, der strenge über das wachte, was in Preußen geschah, musste getäuscht werden; es wurden daher von Zeit zu Zeit neue Mannschaften ausgehoben, eingeübt und dann in die Heimat entlassen. Sie wurden Krümper genannt, ein Wort, welches von dem Krumpfmaße des Getreides hergenommen wurde, und sehr passend gewählt war; denn die französischen Spione meldeten immer von Krümpern, aber keiner konnte dem Kaiser dieses Wort erklären, und er konnte daher auch nicht so recht dahinter kommen, was in Preußen geschah. So konnten denn schon nach drei Jahren über 120,000 Mann auf einen Wink in Reih und Glied treten. Dann ging es an die gänzliche Umgestaltung der innern Verwaltung. Das war Steins Arbeit. An demselben Tage, an dem der Tilsiter Frieden unterzeichnet ward, schrieb die Prinzessin Luise Radziwill, eine Schwester des Königs, an Stein, der auf seinen Gütern im Nassau-schen lebte, um ihn zur Rückkehr in den Dienst zu bewegen; ihren Brief, sowie einen Brief Blüchers begleitete Hardenberg mit derselben dringenden Aufforderung im Namen des Königs. Sie alle erwarteten von Stein allein Rettung und bauten darauf, daß er dem von jedem Beistande verlassenen König zu Hilfe eilen werde. Diese Briefe trafen Stein auf einem harten Krankenlager, aber sogleich erklärte er sich zum Wiedereintritt in den Staatsdienst bereit, und schon am Anfange des September reisete er nach Memel ab. Der König übertrug ihm am 4. Oktober 1807 die Leitung aller Civil-Angelegenheiten, auch konnte er an den Berathungen der Militär-Organisations-Kommission theilnehmen. Seine Reformen gingen von dem Grundgedanken aus, einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in dem Volke zu heben, ihm wieder Muth, Selbstvertrauen und Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für die Erkämpfung seiner Unabhängigkeit von Fremden einzuflößen, und die Mittel zur Erreichung dieses Zieles sollten durchgreifende Maßregeln in der innern Verwaltung, in dem Finanz- und dem Kriegswesen sein. Schon am 9. Oktober erschien das „Edikt den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend“ und erschütterte den mittelalterlichen Bau adeliger Grundherrlichkeit in seinem Fundamente. Jede Art von Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit mit dem entsittlichenden Gesindezwangsdienst musste mit dem 10. November 1810 aufhören; der entscheidende Schritt, um die kastenmäßige Scheidung der Stände aufzuheben, war gethan; er schuf einen freien Bauernstand, adelte das Gewerbe, indem jeder Edelmann das Recht bekam, bürgerliche Hantierung zu treiben. Durch die Kabinetsordre vom 28. Oktober wurde die Erbunterthänigkeit auf sämmtlichen preußischen Domainen aufgehoben, und durch das Edikt vom 27. Juli 1808 erhielten alle königlichen Domainenbauern ihr Land und

ihre Hofstelle zum uneingeschränkten Eigenthum verliehen. Denn in einem freien kraftvollen Bauernstande musste der Staat eine Stütze suchen; die der Aristokratie allein hatte ihn nicht erhalten können; sie war schmählich geknickt. Zu allen genannten Maßregeln hatte den Staat ja die Nothwendigkeit gezwungen; auch gab der Geist, in dem alle jene Gesetze erlassen waren, Bürgschaft dafür, daß auch die übrigen Klassen der Landbewohner — die adeligen Bauern — nicht vergessen werden würden.

Aber auch die Städte, die vollständig von der Büreaukratie bevormundet wurden, mussten in den Fortschritt hineingezogen werden. Die Städteordnung vom 19. November 1808 gab ihnen die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft und erlaubte die Theilnahme der letztern an den öffentlichen Angelegenheiten durch gewählte Vertreter; sie brachte Liebe zur Gemeine und ein erhöhtes Gefühl von Selbständigkeit und Ehre unter die Bürger. Dann wurden am 16. December 1808 auch die höchsten Staatsbehörden verändert. Man wollte die Vereinfachung der Geschäfte, Beförderung größerer Einheit und Zusammenfassung aller Strebungen in einen Brennpunkt dadurch erreichen, daß die oberste allgemeine Verwaltung des ganzen Staates von dem Staatsrathe ausgehen sollte, und die Leitung des Innern, der Staatseinkünfte, der auswärtigen Angelegenheiten, des Heeres und der Rechtspflege fünf Ministern anvertraut wurden. Die bisherigen Kriegs- und Domainenkammern hießen von nun an Regierungen und die obersten Justiz-Kollegien Ober-Landesgerichte.

Aber schon am 24. November 1808 musste Stein seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste nehmen. Gleich nach dem Tilsiter Frieden hatte sich in Königsberg, angeregt von einem Assessor Heinrich Bardeleben in Braunsberg, mit königlicher Genehmigung ein Verein gebildet, um „das Elend und die Nachwehen des Krieges zu mildern, und durch Belebung der geistigen und moralischen Kraft des Volkes den physischen und moralischen Verlust des Staates zu ersetzen." Stein hoffte von dem Tugendbunde — so nannte sich dieser Verein — dessen Mitglied er nicht gewesen ist, viel für die Befreiung von französischem Joche, und da er sich auch in den Rheinbundstaaten ausbreitete, so wurde Napoléons Policei bald auf ihn aufmerksam. Hier aber schlossen sich Alle an, deren Interessen bedroht waren, vorzüglich that es die Feudalaristokratie, die ihre alten und meistentheils verlorenen Privilegien und Standesrechte wieder hergestellt sehen wollte. Die Verständigen unter ihnen merkten aber bald, daß sie noch eine Hilfe nöthig hatten; sie weckten daher überall unter der Jugend, den Bürgern und Bauern, die sich begeistern ließen, einen guten Sinn, was gerade das Wichtigste bei dem Tugendbunde war, und handelten auch fürs Volk. Den Franzosen war der Bund ein wahrer Popanz; der Lärm, den Napoléon machte, verlieh ihm politische Bedeutung, und die Verfolgung, an deren Spitze Davoût, Herzog von Auerstädt, nebst seinen Schergen

und Spionen stand, erbitterte die Menschen. Statt daß die Schmeichler des Kaisers diesen darauf hätten aufmerksam machen sollen, die geheimen Umtriebe seien nur Wirkungen seines Verfahrens, geschah gerade das Umgekehrte, wie leider noch in allen Ländern bis auf den heutigen Tag. Denn was hören die Fürsten Anderes, als daß die Umtriebe die Ursache aller Unzufriedenheit seien? Sehr erwünscht musste es dem Kaiser sein, daß Marschall Soult im August 1808 durch seine Policei in Berlin einen Assessor Koppe aufgreifen lassen konnte, der Ueberbringer eines Briefes war, den Stein an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein geschrieben hatte. Wenn von einem Bunde in demselben auch keine Rede ist, so giebt er doch Andeutungen, wie die Unruhen in Hessen und Westfalen zu benutzen wären, — und dieses wurde als Verschwörung gedeutet. Uebrigens steht es fest, daß Koppe an die französische Policei verrathen worden ist; denn Stein hatte viele Gegner, die sich alle Mühe gaben, ihn aus der Nähe des Königs und aus seinem Wirkungskreise zu entfernen, und gelänge es ihnen, so hofften sie die ganze neue Ordnung der Dinge in Preußen zu sprengen, was die Hauptsache war. In Königsberg, wo sich der Hof noch immer aufhielt, suchten Kalckreuth, Zastrow und Köckritz — die Quelle, durch die Alles zum Könige kam — dadurch ihr Ziel zu erreichen, daß sie mit ihren Genossen bemüht waren, Mistrauen gegen Stein zu verbreiten, seine und seiner Freunde Absichten zu verdächtigen und das Gemüth des Königs und der Königin gegen seinen Minister einzunehmen; allein der König blieb fest. Nun kabalirten Jene von Berlin aus, wo noch immer Franzosen standen, durch ihre dortigen Verbündeten, an deren Spitze der ehemalige Minister von Voß, ein echter havelländischer Junker, stand, mit den französischen Behörden, um vermittelst dieser über Paris auf Königsberg zurückzuwirken. Kaum war daher der Steinsche Brief auf Napoléons Befehl öffentlich bekannt gemacht worden, so erhoben auch alle Gegner Steins und seines Wirkens, also sämmtliche Anhänger des alten Systems und alle Franzosenfreunde ein lautes Geschrei: Stein müsse weg, solle nicht der Staat zu Grunde gehen; sie stürmten in den König, seinen Minister zu entlassen. Dieser sah bei der Kenntniß, die er von Napoléons Charakter hatte, und nach dem Auffangen des erwähnten Briefes durch seine Policei wohl die Unmöglichkeit ein, sich länger zu halten, und forderte seinen Abschied, der ihm vom Könige, so ungern er sich auch dazu verstanden haben mochte, doch bewilligt wurde. Napoléon aber, der Stein hasste, verfuhr gegen den Ersten Minister eines befreundeten Königs wie gegen einen Landstreicher; er erließ unterm 16. December eine Achtserklärung gegen „einen Namens Stein" und belegte seine Güter mit Beschlag; denn er hielt Stein nicht mit Unrecht für seinen leidenschaftlichsten Gegner und für den Stifter des Tugendbundes. Friedrich Wilhelm 3. selbst musste auf des Kaisers Befehl alle geheimen Verbindungen verbieten. Steins Entfernung war ein überaus großer Verlust für Preußen; denn er allein hatte

Kraft genug, den Neubau des Staates zu vollenden, den eine allgemeine Nationalrepräsentation krönen sollte; er wollte sie auf die freieste Grundlage stellen, jeder aktive Staatsbürger sollte ein Recht haben, sich an ihr zu betheiligen.

Gerade um diese Zeit hatte die Macht und der Ruhm Napoléons den höchsten Gipfel erreicht, seine Willkür galt allein; was er heute baute, riß er morgen um; wie Kartenhäuser entstanden und verschwanden Königreiche und Fürstenthümer, ihre Herren mussten die Länder vertauschen, wie Officiere ihre Regimenter; zum Götzen war er geworden, vor welchem Fürsten, Adel, Geistlichkeit und das äußere Größe anstaunende Volk knieten und dem sie gern die höchsten Güter der Menschheit opferten. Die Franzosen vergaßen die Freiheit, weil ihr Kaiser ihrer Nationaleitelkeit schmeichelte, Könige und Fürsten stürzte, Franzosen des niedrigsten Standes zu regierenden Herren machte, überall Franzosen an die Verwaltung der besiegten Länder brachte und sie mit dem Raube aller Völker bereicherte; sah doch Frankreich in Napoléon seinen Heiland und betete ihn als den Götzen des Franzosenthums an. Und wenn nun auch nicht zu leugnen ist, daß des Kaisers Herrschaft für viele Länder, auch für deutsche — wie viele verloren nach 1814 wieder alle durch ihn erlangten Vortheile! — sehr heilsam war; denn er vertilgte fast alle Spuren der mit dem Zustande der Völker der neuen Zeit unverträglichen Feudalität, des Kastenwesens und der Hierarchie des Mittelalters: so führte er aber auch oft das verstümmelte Alte unter einem neuen Namen ein. Er stiftete z. B. in Frankeich einen neuen Adel, verbunden mit einer Wiederbelebung des alten durch die Revolution vertilgten, machte Herzoge, Fürsten, Grafen und Barone ohne Zahl; denn seine Minister, Senatoren, Staatsräthe, Präsidenten und Erzbischöfe wurden schon vermöge ihrer Stellen Grafen, und alle konnten ihre Besitzungen in Majorate verwandeln. Die Presse wurde ärger, als je vor ihm, geknebelt; er ließ sich einreden, Hierarchie und Aberglauben seien die besten Stützen jeder absoluten Regierung, und die Ceremonien- und Gewohnheitsreligion der alten katholischen Fürstenhöfe sei die politisch vortheilhafteste. Große Schaaren dummer Mönche unterrichteten in den Volksschulen, und ganz unwissende Geistliche durften gegen jede vernünftige Religionsübung eifern; traten ihm aber die Pfaffen in den Weg, so verfuhr er aber auch wieder auf gut soldatisch gegen sie. Dann ward es auch immer deutlicher, daß ein Krieg den andern herbeiführen musste und daß Napoléons militairische Despotie ihrer Vollendung nahete; es war, als könne er nicht eher ruhen, bis er alle Reiche zu seinen Füßen gelegt hätte. Gleich nach dem Tilsiter Frieden machte er alle Anstalten, Portugal und Spanien an sich zu reißen; ersteres theilte er mit Spanien durch den Vertrag von Fontainebleau vom 27. Oktober 1807 und machte dann am 13. November bekannt, daß das Haus Braganza zu regieren aufgehört habe; aus dem letztern sollten die Bourbons vertrieben werden. Leicht kamen dem

französischen Kaiser die erbärmlichen Streitigkeiten und häuslichen Zwiste des elenden Karl 4., seines liederlichen Weibes, deren officieller Bettgenosse Don Godoy, Principe de la Paz, damals Spanien regierte, und ihres von ihr tödtlich gehassten und jeder menschlichen Empfindung unfähigen Sohnes Ferdinand zu Statten. Nach Portugal rückte ein starkes französisches Korps, andere Korps blieben in Spanien stehen und besetzten viele feste Plätze, weil die elende spanische Regierung keine kräftigen Maßregeln zu nehmen wagte. Um in der königlichen Familie — Karl 4. hatte am 19. März seinem Sohne, nun Ferdinand 7., die Regierung überlassen — den Schiedsrichter zu spielen, mussten beide Könige aus dem Reiche gelockt werden, was dem Kaiser, so wenig ehrenvoll diese Rolle war, vollkommen gelang. Am 5. Mai trat der alte König und am 10. auch Ferdinand seine Thronrechte Napoléon ab. Doch dieser hatte dabei ganz allein auf die Entartung der regierenden Familie und auf die Erbärmlichkeit der ganzen Aristokratie gerechnet; er dachte aber an das Volk nicht, staunte jedoch später, als es erwachte, über den Widerstand, den es leistete. Diesen unterstützte dann England, das Soldaten, Waffen aller Art und Geld schickte, um den Krieg kräftig fortzusetzen. Hier, in Spanien, erndtete der General Arthur Wellesley, später Herzog von Wellington, unsterblichen Ruhm; wesentlich haben dessen Siege zum Sturze der napoléonischen Gewaltherrschaft beigetragen. Napoléon machte am 6. Juni seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien, der sein Reich Neapel am 15. Juli an Joachim Murat, Großherzog von Berg, abtreten musste. Das Großherzogthum Berg erhielt wieder am 3. März 1809 Ludwig *), ein Sohn des Königs von Holland; vorher noch, am 24. Mai 1808, hatte der Kaiser Parma, Piacenza und Toscana mit Frankreich vereinigt.

In Tilsit hatten sich bekanntlich Napoléon und Alexander 1. geeinigt, die Herrschaft in Europa unter sich zu theilen; Beide dachten aber, sich gegenseitig übervortheilen zu können. Auch machte Napoléon bald die Erfahrung, daß die persönlichen Freundschaftsbezeugungen des Zaren, die in Tilsit so reichlich zugemessen waren, mit der russischen Politik nicht immer übereinstimmten; er beschloß also, die persönliche Freundschaft durch eine Zusammenkunft warm zu erhalten. Diese fand am 27. September in Erfurt statt. Beide, äußerlich voll Freundschaft und hoher Achtung, schlossen hier eine Verbindung, die aber weder der Eine, noch der Andere halten wollte. Enge verbunden gegen England, wollten sie mit dieser Macht nur dann Frieden schließen, wenn sie Nichts dagegen habe, daß Rußland die Moldau und Wallachei in Besitz nehme; über fernere Theilungen wollte man noch weiter unterhandeln; dann sicherte sich der französische Kaiser auch Rußlands Hilfe, wenn es zum Kriege gegen Oesterreich kommen sollte.

---

*) Dieser Ludwig, der Don Quixote von Straßburg und Boulogne, ist seit dem 10. December 1848 Präsident der französischen Republik.

Uebrigens ist diese Zusammenkunft auch für den Deutschen dadurch merkwürdig, weil er sah, wie seine Fürsten und Großen sich nicht allein ganz öffentlich als Knechte Napoléons zeigten, sondern sich auch als Diener und Schmeichler aller seiner Generale und Hofleute gebehrdeten.

Nun hatte Oesterreich am 5. Januar 1809 einen Frieden zwischen England und den Türken vermittelt, wodurch Frankreich allen Einfluß in Konstantinopel verlor; die Letzteren verweigerten daher auch den Russen die Abtretung der Moldau und Walachei. Dann bewirkte dieser Frieden, daß sich Oesterreich und England enge an einander schlossen, und führte mit den Verbindungen, die erstere Macht mit den s. g. Insurgenten Spaniens anknüpfte, den Krieg im Jahre 1809 herbei. Oesterreich rechnete dabei auf eine allgemeine Bewegung aller Unzufriedenen in den Rheinbundstaaten und auf eine Vereinigung dieser mit ihren Heeren. Damals suchten die Habsburg-Lothringer, zum ersten Male seit zwei Jahrhunderten, die Gunst deutscher Protestanten; auch waren sie einfältig genug, zu glauben, man würde ihren Aufrufen für Freiheit und Recht Vertrauen schenken. Mit 170,000 Mann drang Erzherzog Karl am 10. April über den Inn und aus Böhmen in Bayern vor; beide Abtheilungen standen am 20. auf einer Linie von Pfaffenhofen über Eggmühl bis gegen Regensburg. Napoléon dagegen vereinigte seine Hauptkräfte auf seinem rechten Flügel, durchbrach am 21. bei Landshut die österreichische Aufstellung und drang von hier gegen Eggmühl vor, wo Karls Hauptmasse lagerte. Diese wurde durch gleichzeitige Angriffe, die Davoût gegen ihre Front und der Kaiser gegen ihre linke Flanke am 22. richteten, geschlagen und nach Regensburg geworfen, wo das österreichische Heer nach einem Verluste von 56,000 Mann das linke Ufer der Donau gewann, um durch Böhmen Wien zu erreichen. Napoléon besetzte am 13. Mai die Hauptstadt, wohin er auf dem rechten Ufer der Donau marschirt war. Dadurch wurde auch der Erzherzog Johann, der ein Heer nach Ober-Italien geführt hatte, genöthigt, dieses zu räumen, um sich durch Ungarn mit Karl in Verbindung zu setzen; ihm folgte Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien und Stiefsohn des französischen Kaisers. Am 21. Mai ging Napoléon über die Donau und kämpfte zwei Tage vergebens um die Dörfer Groß-Aspern und Eßlingen, ohne deren Besitz er nicht weiter vordringen konnte, und musste sich aufs rechte Ufer der Donau zurückziehen. Hier, bei Groß-Aspern, wurde die erste, unzweifelhaft siegreiche Schlacht gegen den bisher unüberwundenen Feldherrn gewonnen, der sich auch sagen musste, einen ganz andern Widerstand, als in den frühern Kriegen, gefunden zu haben. Die Schlacht kostete die Oesterreicher über 19,000 Mann an Todten und Verwundeten, ihren Gegner noch mehr. Mit dem Einmarsche Karls in Bayern war auch in Tyrol, welches seit 1805 Bayern besaß, ein Volksaufstand gegen die neue Herrschaft ausgebrochen, der mit vieler Ausdauer geführt wurde; denn die Tyroler zeigten zuerst mit den Spaniern, was ein Volk

vermöge, welches von seiner Kraft Gebrauch machen will. Nachdem Napoléon seine Verluste ersetzt und außerordentliche Brückenbauten vollendet hatte, gingen am 5. Juli 154,000 Mann, denen am folgenden Tage noch 30,000 folgten, über die Donau; 124,000 Oesterreicher standen bei Deutsch-Wagram. Diese schlug Napoléon am 5. und 6.; sie verloren 23,000 Mann. Erzherzog Karl zog nach Mähren, wo am 11. ein Waffenstillstand zu Stande kam, dem am 14. Oktober der Friede zu Schönbrunn folgte. Oesterreich that beim Frieden Nichts für die Tyroler; es gab sie der Rache der Franzosen und Bayern Preis.

Schon 1808 hatte Franz 1. eine Verbindung mit Preußen gesucht; allein Friedrich Wilhelm 3. wollte, obgleich ihn Stein, Scharnhorst und Gneisenau zu überzeugen suchten, daß es ehrenwerther sei, den ersten blutigen Versuch zur Rettung der Unabhängigkeit und Ehre mit Oesterreich zu wagen, als schmählich unterzugehen — denn von Napoléons Haß lasse sich Alles erwarten — durch ein tiefgewurzeltes Mistrauen gegen sein Volk und gegen Oesterreichs Macht und Aufrichtigkeit Nichts von einem Kriege wissen; nicht eher werde er an demselben theilnehmen, als bis die Oesterreicher einen entscheidenden Sieg gewonnen hätten; er vermied sogar Alles, was nur Napoléons Argwohn erregen konnte. Leider wurde er aber durch einen Abenteurer in große Verlegenheit gebracht; denn wie leicht waren von dem damals allgewaltigen Napoléon bei seinem Hasse gegen Preußen Gewaltschritte zu befürchten! Der um die Vertheidigung von Kolberg verdiente Major von Schill stand mit seinem Husaren-Regimente seit dem December 1808 in Berlin, wo Begeisterung für ihn gleichsam zur Mode geworden war und dem Manne eine zu große Idee von sich beigebracht hatte. Dadurch wurde er auch leicht Einwirkungen zugänglich, die ihn seine Stellung und seine Pflichten vergessen ließen. Verbindungen, die Schill in den Rheinbundstaaten hatte und die entdeckt wurden, veranlassten ihn, am 28. April mit seinem 460 Mann starken Regimente Berlin zu verlassen; es folgte ihm zur Befreiung des unterdrückten Vaterlandes; dazu hatte er seine Husaren, denen sich noch 160 Fußgänger anschlossen, aufgefordert. Er zog bei Wittenberg über die Elbe, dann Magdeburg vorbei nördlich nach Dömitz. Schill hatte wohl Zulauf erhalten, das Unternehmen selbst gestaltete sich aber von Hause aus als ein planloses Umhertreiben, wobei der starre Eigensinn des Führers jeden guten Rath verschmähete. Gedrängt von Franzosen, Westfalen und Dänen, als Haupt einer Räuberbande von König Hieronymus geächtet und von seinem Könige vor ein Kriegsgericht gefordert, blieb dem Major nichts Anders übrig, als der Versuch, von Stralsund aus vielleicht auf englischen Schiffen zu entkommen. Am 25. wurde diese Stadt besetzt. Hier wurde Schill am 31. angegriffen; seine Mannschaften wurden nach dem rühmlichsten Widerstande niedergehauen, gefangen oder zersprengt, er selbst getödtet. Ganz Deutschland betrachtete damals die Gefallenen als Martyrer für Freiheit und Recht,

und die Grausamkeiten, die gegen die Gefangenen geübt wurden, wirkten stärker, als irgend etwas Anderes, um das Rachegefühl der Deutschen gegen die Franzosen zu wecken.

Glücklicher war der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels, ein Sohn des bei Auerstädt tödtlich verwundeten Herzogs, dem Oesterreich Rüstungen in Böhmen verstattet hatte, um seine Erblande wieder zu erobern. Im Waffenstillstande von Znaym hatte aber Oesterreich den Herzog seinem Schicksale überlassen; er fasste nun den kühnen Entschluß, mit seinen 1900 Mann die Küsten der Nordsee zu erreichen, um sich dort nach England einzuschiffen. Es gelang am 7. August. Der heldenmüthige Zug des Herzogs begeisterte die Deutschen, welche seitdem zu der Einsicht kamen, daß nur die Schlaffheit und der Knechtssinn ihrer Regierungen und Bureaukraten Schuld an ihrer Unterdrückung war.

Napoléons Herrschgier und soldatischer Despotismus wurde seit dem glücklichen Kriege von 1809 noch gesteigert. Von nun an wollte er nur noch den ekelhaften Bombast knechtischer Lohndiener und Hofleute hören, jede andere Stimme ward unterdrückt, so daß der Kaiser endlich gar nicht mehr wusste, was Volksstimme sei, und das Volk ebenso tief verachtete, als alle die Fürsten es gethan haben, die weder Moral, noch Gesetze kannten. Die große Menge in Frankreich betete ihn fortdauernd als ihren Götzen und in ihm sich selbst an, der verständige Theil dachte aber mit Entsetzen daran, wohin die Despotie noch führen könne. Mit höchst engherziger Politik ließ Napoléon von allen Rechten, welche das Volk seit 1789 mit so vielem Blute erkauft hatte, und von der von ihm erzwungenen Theilnahme an Verwaltung und Regierung nur noch den Schatten übrig. So machte er endlich die Willkür zu Recht und die Policei zur Justiz, errichtete acht Staatsgefängnisse für die, „welche nicht wohl passender Weise vor Gericht gestellt werden könnten, die man aber doch nicht in Freiheit lasse dürfe," und verordnete, daß auf den bloßen Vortrag des Ministers der Justiz oder der Policei über die Freiheit jedes Staatsbürgers solle verfügt werden können. Ueber einzelne Fürsten und ihre Länder entschied der Kaiser oft über Nacht, je nachdem ihm dieses oder jenes einfiel. So dekretirte Napoléon am 10. Mai, die weltliche Herrschaft des Papstes werde aufhören; als nun Pius 9. über ihn den Bann aussprach, wurde er in seinem Palaste festgenommen und nach Savona geschleppt. Am 17. Februar 1810 wurde der Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt. Da Ludwig von Holland sich nicht den Befehlen seines Bruders unterwerfen wollte, dieser es aber lächerlich fand, daß Ludwig den patriotischen holländischen König spiele, da er wohl wissen müsse, was auch allen anderen Vasallen eingeschärft wurde, daß er nur für Frankreichs Zwecke auf dem Thron sitze: so vereinigte er am 9. Juli 1810 Holland mit Frankreich. Und die guten Deutschen wechselten 1809 und 1810 Herren und Verwaltungen, wie Sklaven, die auf dem Markte verkauft werden, dabei war aber Keiner

seines Besitzes sicher, weil Napoléon jeden Augenblick einen andern Plan hatte und andere Vertheilungen machte. Am 14. Januar 1810 wurde Hannover mit dem Königreiche Westfalen vereinigt, am 13. December mit Frankreich die ganze deutsche Nordküste, Theile des Königreichs Westfalen, die drei Hansestädte und Oldenburg, dessen Herzog der nächste Verwandte Alexander 1. war, mit dem damals Napoléon noch innig befreundet schien. Um sich mit den Fürsten von Gottes Gnaden so recht zu verbinden und mit diesen auf gleicher Stufe zu stehen, ließ sich der Kaiser von seiner Gemahlin Josephine scheiden, heirathete am 2. April 1810 die Erzherzogin Marie Luise, Tochter Franz 1. von Oesterreich, der darin einen Trost fand, daß ihm gesagt wurde, Napoléon stamme aus einer Familie, die ebenso alt sei, als die Habsburg-Lothringer.

Steins Entfernung war für Preußen ein unersetzlicher Verlust; aber Voß und seine Anhänger, die allein das Heil des Landes in der Erhaltung des Alten und des Bestehenden sahen, hatten sich in dem Könige verrechnet; sie wurden von ihm nicht in das Ministerium berufen. Die neuen Minister, der Freiherr zum Altenstein, Graf Dohna-Schlobitten und der Großkanzler Beyme, waren mit Ausnahme Scharnhorsts, der fest an seinen Grundsätzen hielt, nicht im Stande, die Verwaltung im Geiste Steins fortzusetzen; es waren Männer ohne Leben und Kraft, ohne bewußten Zweck, die, scheu vor jeder Neuerung, den Staat seiner völligen Auflösung entgegenführten. Da befreite Napoléon Preußen von diesen Männern. Diesem schuldete man 1809 schon sieben Millionen Kriegssteuern, die er jetzt nachdrücklich verlangte. Altenstein konnte sie nicht herbeischaffen; denn er verstand Nichts von der Finanzverwaltung. Da wandte sich Friedrich Wilhelm 3. an seinen ehemaligen Minister, den Freiherrn von Hardenberg; dieser war bereit, einzutreten, machte aber die Bedingung, daß die bisherigen Minister entlassen würden. Der König ging darauf ein. Es kam nun darauf an, ob Napoléons Vorurtheil gegen Hardenberg zu beseitigen wäre. Aber es lag am Ende auch im eigenen Vortheile des Kaisers, Preußen in tüchtigen Händen zu wissen, damit er nur seine Forderungen erhalte. Als Napoléons Abneigung beseitigt war, trat Hardenberg am 7. Juni 1810 als Staatskanzler an die Spitze des Staates, und wohl selten hat ein Staatsmann unter mislicheren Umständen die oberste Leitung der Geschäfte übernommen, selten einen ausgedehntern Wirkungskreis erhalten. Unmittelbar unter Hardenberg standen die auswärtigen Angelegenheiten, die Finanzen, die innere Verwaltung und die Gesetzgebung. Scharnhorst, der nur scheinbar aus dem Kriegsministerium ausgetreten war, welches General von Hacke erhielt, wirkte im engsten Einverständnisse mit Hardenberg. Dieser schritt auf dem zeitgemäßen, nothwendigen Wege der Reformen fort, hob den Brau-, Brennerei- und Mühlenzwang, imgleichen die Steuerfreiheit des Adels auf, zog alle geistlichen Güter zur Deckung der Staatsschulden ein, schaffte die Zünfte ab und führte völlige Gewerbe-

freiheit ein, vernichtete das Recht der königlichen Beamten, Vorspannpferde von den Bauern zu fordern, und ordnete am 14. September 1811 die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in den adeligen Gütern an; dann stellte er durch das Edikt vom 27. Oktober 1810 eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen, als für das Ganze in Aussicht. Hardenberg verstand, auf der einen Seite ganz französisch zu scheinen und auf der andern ganz deutsch zu sein; er blieb die Stütze aller wahrhaft patriotischen Männer, welche am 19. Juli 1810 an der edeln nnd liebenswürdigen Königin Luise eine Schützerin verloren hatten. Unter den Verhältnissen, die in Preußen immer drückender wurden, und mit der stets größern Geldverlegenheit schien es 1810 und 1811, als wolle Napoléon Ursachen eines Bruchs suchen und das unglückliche Land aufs Aeußerste treiben; er übte eine fortdauernde Tyrannei und zwang die Regierung, sein Werkzeug zu sein. Durch das Dekret von Fontainebleau vom 19. Oktober 1810 hatte der französische Kaiser befohlen, daß alle englischen Waaren verbrannt werden sollten, ein Schlag, der aber mehr die Kaufleute des Festlandes traf, als die Engländer. Preußen musste diesem Dekrete gemäß handeln, wobei große Unterschleife stattfanden; denn Jeder suchte sich gegen solche Gewaltmaßregeln zu helfen, so gut es gehen wollte; auch die französischen Konsuln und Beamten wollten sich bereichern und drückten ein Auge zu. Selbst der große Mann verschmähte es nicht, seine Privatkasse zu bereichern, indem er sich den Alleinhandel mit England zueignete. Napoléon verkaufte z. B. Erlaubnißscheine für den Handel mit England, die, wie jetzt die Eisenbahnaktien, auf die Börse kamen, oder verschenkte sie an Glieder seiner Familie oder andere Begünstigte seines Hofes, die er bereichern wollte. Doch Preußens Lage wurde mit dem schon schwankenden Verhältniß zwischen Rußland und Frankreich immer verzweifelter, jetzt aber zeigte Hardenberg gerade seine Meisterschaft in der Leitung der auswärtigen Verhältnisse. Allgemein war die Meinung verbreitet, daß einem Kriege mit Rußland die Vernichtung des preußischen Staates vorangehen werde. Steins Freunde, Gneisenau, Blücher, Scharnhorst und Andere, wollten einen verzweifelten Rettungskampf wagen; allein dazu hätte sich Friedrich Wilhelm 3. nicht entschlossen, er liebte das Bedächtige und Gewöhnliche und hatte eine Art von Kamarilla um sich, die ihn auch beherrschte, *) und die das Heil Preußens nur im steten Nachgeben gegen alle Forderungen Napoléons sah. Hardenberg stand mit jenen Männern in Verbindung, er musste sich aber sowohl vor seinem Könige verstellen, als vor den Spionen Napoléons hüten, die damals in Schaaren herumschnüffelten. Um nun bei dem Bruche Frankreichs mit Rußland nicht zu unterliegen, bewog Hardenberg im April 1811 seinen König, in eine Ver-

---

*) Nach Briefen von Gneisenau, der gewiß gut unterrichtet gewesen ist. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena. 1841. 2. Theil. Seite 260.

bindung mit Frankreich zu willigen. General von Krusemark musste dem Kaiser die Hilfe Preußens gegen Rußland antragen, zu welchem Zwecke ein ansehnliches Heer bereit sein werde, wenn es als ein Ganzes unter einem preußischen General fechten könne; dafür sollte der Rest der Kontribution Preußen erlassen werden. Napoléon ging darauf lange nicht ein, es schien, als sinne er auf Preußens Untergang; er sah wohl, daß Hardenberg das preußische Heer ansehnlich vermehren wolle, auch wusste er, daß Vieles dafür geschehen war, und wollte gerade gegen sich ein Schwert nicht schleifen. Nun machte der Staatskanzler einen zweiten Antrag; er gab nämlich dem Kaiser auf eine versteckte Weise zu verstehen, daß auch Preußen Kriegsrüstungen gemacht habe und nur mit den Waffen in der Hand fallen würde; dann ward noch politisch klug hinzugefügt, alle Rüstungen ständen nichts desto weniger eigentlich für Frankreich bereit, wenn dieses in den Bund mit Preußen willige. Lange schwankte wieder Napoléon; da ließ er endlich im Januar 1812 an Krusemark folgenden unverschämten Brief schreiben: „Mein lieber Herr Baron, der Augenblick, über Preußens Schicksal zu entscheiden, ist endlich gekommen. Ich darf Ihnen nicht verbergen, daß es einer Entscheidung über Leben und Tod Preußens gilt. Sie wissen, daß der Kaiser schon zu Tilsit sehr strenge Absichten hatte. Diese Absichten sind noch immer dieselben, und ihre Erfüllung kann nur gehindert werden, wenn Preußen unser Bundesgenosse, und zwar unser ganz getreuer Bundesgenosse wird. Die Augenblicke sind kostbar und die Umstände sehr ernst.“ So blieb denn Preußen also Nichts übrig, als den Bund mit Frankreich als eine augenblickliche Nothhilfe anzunehmen; er wurde am 24. Februar 1812 abgeschlossen. Preußen sollte gegen Rußland 20,000 Mann stellen, Glogau, Küstrin und Stettin mit 20,000 Franzosen besetzt bleiben, die dem Lande monatlich über 250,000 Thaler kosteten; alle Lieferungen, welche für die französischen Truppen hergegeben werden müssen, sollten von den noch schuldigen 43,000,000 Franken abgezogen werden; dann verpflichtete sich Preußen, keine Truppen auszuheben, so lange Franzosen auf seinem Gebiete ständen. Somit hatte der König nicht einmal den Vortheil erreicht, sein Heer um die Stärke des Hilfsheeres zu vermehren. Eine Folge dieses Traktats war, daß alle edlen Patrioten, alle Freunde Steins, aus den hohen Aemtern und von allem Einfluß entfernt wurden oder freiwillig das Land verließen.

Der Krieg mit Rußland war unvermeidlich geworden; die Freundschaft, die beide Kaiser lange öffentlich zur Schau getragen hatten, war abgenutzt. Alexander 1. hatte die Vergrößerung des Herzogthums Warschau durch den Frieden von Schönbrunn höchst ungern gesehen, sogar verlangt, daß Napoléon diesem nie den Namen „Polen“ ertheile; dann kränkte es ihn tief, als dieser seinen nächsten Verwandten, den Herzog von Oldenburg, ohne Weiteres aus seinem Lande jagte. Von diesem Augenblicke an standen sich beide Kaiser feindlich gegenüber. Ein Notenwechsel

verhinderte zwar den Ausbruch des Krieges, doch nur für so lange, bis Beide endlich müde geworden waren, sich zu verstellen, oder bis sie sich die Schuld des Krieges gegenseitig zuschieben konnten. Ungeheuer waren die Zurüstungen, die Napoléon zum Kriege gegen Rußland machte. Seine Heere nahmen theilweise ihren Weg durch die preußischen Staaten, und von diesen hatten besonders die Provinzen östlich der Weichsel am meisten zu leiden.

Aus der frühern Erzählung ist bekannt, wie diese 1807 heruntergekommen waren. Kaum hatten sie sich ein wenig erholt, da brachte das Jahr 1811 durch anhaltende Dürre eine gänzliche Miserndte und das folgende den Durchmarsch der zahlreichen französischen Heere. Napoléon achtete so wenig des abgeschlossenen Vertrags, der die Lieferungen — 200,000 Centner Roggen, 400,000 Centner Weizen, sechs Millionen Scheffel Hafer, 650,000 Centner Heu, 750,000 Centner Stroh, 24,000 Centner Reis, zwei Millionen Flaschen Bier und eine gleiche Anzahl Flaschen Branntwein, 44,000 Ochsen, 15,000 Pferde und 3600 bespannte Wagen — für sein Heer bestimmte, damit dessen regelmäßige Verpflegung stattfinden könne, daß er im April dem Marschall Davoût, der den Oberbefehl bis zu seiner Ankunft führte, schrieb: „Alle Truppen sollen mit den Hilfsmitteln erhalten werden, die man aus den Gegenden ziehen kann, wo sie liegen; man soll die Vorräthe nicht anrühren, welche sorgfältig bis dahin aufbewahrt werden müssen, wenn man über den Niemen geht.“ Die Gegenden, die der Durchmarsch traf, mussten nun im eigentlichen Sinne des Wortes vollständig ausgesogen und verwüstet werden. Wie wenig die Provinzen östlich der Weichsel in Folge der ungeheuren Verluste früherer Jahre im Stande waren, jetzt die großen Truppenmassen zu ernähren, geht unter andern daraus hervor, daß Marschall Oudinot schon am 19. Mai aus seinem Hauptquartiere Marienwerder einen Tagesbefehl erließ, durch den er im Bereiche seines Kantonements anordnete, daß wegen Erschöpfung der angelegten Magazine und bei den fehlenden Mitteln, diese wieder zu füllen, für die verschiedenen Divisionen und Waffen mit Zuziehung der Ortsbehörden eine bestimmte Anzahl Scheunen in den Kantonementsplätzen auszumitteln seien, von denen das Dachstroh abgenommen, gewaschen und dann zu Häcksel geschnitten, die Stelle des Rauhfutters vertreten solle; wäre dieses Hilfsmittel erschöpft, alsdann sollten die Pferde auf Grasung gegeben werden. Ferner behielt sich der Marschall vor, die Zeit selbst zu bestimmen, in der die Getreidefelder zur Fütterung abzumähen wären. Unterm 9. Juni befahl der Kaiser aus Elbing, daß sämmtliche in Preußen stehende Reiterei, da Heu und Hafer nicht mehr aufzutreiben wären, die Grasung benutzen solle. Beim plötzlichen Aufbruch der Korps, die diesseit der Weichsel kantonirten, und bei der Unmöglichkeit, für die ansehnliche Streitmasse die nöthigen Vorräthe in Magazinen angehäuft in Bereitschaft zu halten, trieben diese bei dem Befehle, sich mit einem einundzwanzigtägi-

gen Bedarf zu versehen, nicht allein ganze Heerden Schlachtvieh weg, sondern führten auch die Wagen und Pferde, die sie mit ihrer Verpflegung beluden, gewaltsam mit. Dadurch verlor Ostpreußen allein nach amtlicher Ermittelung 37,714 Pferde, 7953 Wagen und 22,772 Stück Rindvieh, die anderthalb Millionen Thaler wertheten; dabei wurden noch überall die Saaten abgemäht und grün verfüttert; nach Willkür quartierten sich die Truppen haufenweise ein und nahmen Alles, was sie fanden, zu ihrer Erhaltung weg. Dann mussten Lazarethe für 15,600 Mann errichtet und die nacheilenden Ergänzungsmannschaften ernährt werden; durch Königsberg allein gingen vom Juli bis Ende December 60,346 Mann und 14,567 Pferde. Wenn auch der Futtersnoth durch die neue Heuerndte Anfangs Juli einigermaßen abgeholfen werden konnte, war doch eine große Brotnoth auf dem Lande eingetreten, die an vielen Orten sich bis zur Hungersnoth steigerte, so daß der Staat gezwungen war, die Einsaßen jetzt selbst zu ernähren, sie auch mit Saatgetreide zu unterstützen; es wurden zu diesem Zwecke aus den Magazinen 25,889 Scheffel verwendet. Die sämmtlichen Leistungen Ostpreußens 1812 lassen sich auf 6,219,500 Thaler berechnen; über die von Litauen fehlen Nachrichten.

Als die 450,000 Mann Napoléons sich durch die preußischen Staaten und durch das Herzogthum Warschau der russischen Grenze näherten, standen 250,000 Russen noch in Quartieren, die von Keidany bis über Brzesc-Litewski hinausreichten. Sie scheinen also die Nähe Napoléons, obgleich das nahe Preußen Mittel genug bot, sich hinreichende Kunde darüber zu verschaffen, nicht gekannt zu haben; denn als der Kaiser am 24. Juni 1812 bei Kowno über den Niemen ging, störte er sie aus ihrer Ruhe. Mit der Besetzung Wilna's am 28. durchbrach der Kaiser die Aufstellung seines Gegners und theilte dessen Heer dadurch in zwei Hälften. Die bei Wilna und nördlich der Wilia kantonirenden Russen zogen unter dem General Barclay de Tolly nach der Düna ab, wo sie in einem verschanzten Lager bei Drissa sich sammelten; die südlich der Wilia kantonirenden wichen aber unter dem General Fürsten Bagration über Bobruisk aus. Die Aufgabe der Getrennten war nun, ihre Vereinigung, die nur rückwärts geschehen konnte, zu bewerkstelligen. Barclay de Tolly verließ nach einigen Tagen eiligst sein Lager, um über Witebsk, wohin Napoléon von Wilna aus näher hatte, Smolensk zu erreichen und sich hier mit dem über Bobruisk, Nowoi-Bychow und Mstislawl marschirenden Bagration zu vereinigen, was am 3. August geschah. So kam Napoléon durch das strategische Durchbrechen der feindlichen Aufstellung ohne Gefechte in den Besitz des alten Litauens, und nur die gewaltigen Räume, die dem Gegner zum Ausweichen zu Gebote standen, machten es möglich, daß sie ungeschlagen sich wieder vereinigen konnten. Von einem Plane der Russen, die Franzosen ins Innere ihres Landes nachzuziehen und sie dadurch zu vernichten, kann also nicht die Rede sein; denn hätte Napoléon von Wilna aus den

kürzesten Weg nach Smolensk, den über Borisow und Orsza eingeschlagen, so wäre er früher in Smolensk gewesen und hätte dadurch für immer die getrennten russischen Heere an einer Wiedervereinigung gehindert. Starke Seitenkorps deckten das Vordringen des Hauptheeres. Rechts ein südliches gegen Wolhynien unter dem General Reynier, bei dem 34,000 Oesterreicher unter dem Fürsten Schwarzenberg fochten, und links zwei nördliche unter den Marschällen Oudinot und Macdonald an der Düna; dem Letztern war das preußische Hilfskorps, welches General von York befehligte, beigegeben; es beobachtete die Besatzung von Riga. Napoléon suchte, als er in Wilna war, die Anstrengungen der Polen und Litauer zu einem Nationalkriege gegen das ihnen verhasste Rußland zu verleiten; allein die polnische Begeisterung wollte ihm nicht so recht zusagen; sie hatte einen zu selbständigen Charakter, und Napoléon wollte nur bedingte Kraftäußerungen. Er befahl also statt eines Aufstandes in Masse die Errichtung von eilf Regimentern. Polen und Litauer sahen ihre Nationalhoffnungen schwinden und wurden lau; das Land der Letztern war noch obenein furchtbar verwüstet. Schon auf den ersten Märschen jenseit des Niemen stellte sich Mange an Nahrungsmitteln bei den französischen Heeren ein, da die in Preußen angehäuften nicht so rasch nachgeschleppt werden konnten. Napoléon hatte inzwischen Smolensk erreicht, dessen Besitz ihm, wiewohl vergebens, Barclay de Tolly am 16. und 17. August streitig zu machen suchte; die Russen setzten nun ihren Rückzug gegen Moskau fort. Am 29. übernahm Feldmarschall Kutusow den Oberbefehl und lieferte dem Kaiser am 7. September die Schlacht an der Moskwa oder bei Borodino, die zu den blutigsten der Weltgeschichte gehört. Kutusow räumte das Schlachtfeld und selbst Moskau, welches am 14. von den Franzosen besetzt wurde, am nächsten Tage aber schon in Brand gerieth und großentheils in Flammen aufging. Die Niederbrennung der Hauptstadt ist wahrscheinlich längst im Kabinet Alexander 1. besprochen und von diesem gebilligt worden; der Gouverneur Graf Rostopschin führte dann den Plan aus. Sie machte einen ganz furchtbaren Eindruck auf Napoléon und sein Heer, welches über fünf Wochen in Moskau zubrachte. Der Kaiser hoffte jetzt, einen Frieden abschließen zu können, und von russischer Seite that man Alles, um ihn in dieser Hoffnung zu erhalten. Als sich endlich Napoléon am 18. Oktober zum Rückmarsche entschließen musste, zählte sein Heer etwas über 100,000 Mann, von denen das Fußvolk tüchtig, die Reiterei und Artillerie jedoch wegen des elenden Zustandes ihrer Pferde völlig unbrauchbar waren; ein ungeheurer Troß schleppte die Beute Moskau's nach. Kutusow hatte inzwischen eine Stellung bei Tarutino auf der alten Straße von Moskau nach Kaluga genommen, welches Napoléon ebenfalls, und zwar auf der neuen Straße gewinnen wollte, um dann seinen weitern Marsch durch einen vom Kriege unberührten Landstrich zu nehmen, doch Kutusow warf sich ihm bei Malo-Jaroslawetsch vor, und Napoléon konnte am 24. hier nicht durchdringen.

Er musste nun die Straße wieder betreten, auf der er von Smolensk nach Moskau marschirt war. Bei Smolensk sammelte Napoléon vom 9. bis 13. November sein Heer; es zählte noch 43,000 Streiter; Hunger und Kälte hatten es furchtbar gelichtet; es musste sich bei Krasnoï am 16. und 17. November gleichsam gegen Kutusow durchschlagen. Von den russischen Seitenkorps näherten sich die von Süden — es war nach dem Frieden von Bucharest am 28. Mai mit der Hohen Pforte durch einen Theil des Donauheeres unter dem Admiral Tschitschaigow bedeutend verstärkt worden — und Norden der Rückzugsstraße Napoléons nach Wilna, ja erreichten sie theilweise; allein sie kannten den Zustand des französischen Heeres nicht und zeigten sich daher zagend und ängstlich. Daher gelang es dem Kaiser, vom 26. bis 29. November die Beresina zu überschreiten, und die elenden Trümmer seines großen Heeres erreichten am 12. December über Wilna und Kowno das Herzogthum Warschau und Preußen. Namenlos waren die Leiden, die das französische Heer auszustehen hatte; durch große und anhaltende Kälte, durch Mangel an den nothwendigsten Nahrungsmitteln und wärmenden Kleidungsstücken gingen die Soldaten dem sichersten Tode entgegen, der auch seine Opfer reichlich gefordert hat. Nach amtlichen russischen Listen sind in den ersten Monaten des Jahres 1813 verscharrt oder verbrannt 243,612 feindliche Leichname und 123,132 Pferde, obgleich schon viele vor dem Eingange des Befehls zu zählen bei Seite geschafft worden waren. Wenige gelangten auf deutschen Boden, und die dahin kamen, trugen den Keim des Todes in sich. Napoléon allein verließ heiter und scherzend Kowno, wie es Hauptmann Hesselat, der die fortifikatorischen Arbeiten dort geleitet hatte, als Augenzeuge erzählt.

Macdonald wollte, obgleich bestimmte Nachrichten über den hoffnungslosen Zustand des Hauptheeres bei ihm eintrafen, doch ohne höhern Befehl die Gegend von Riga nicht räumen. Als er diesen am 18. December erhielt, brach er sogleich auf. Am 28. rückte ein Theil seines Korps, zu welchem General von Massenbach mit mehren tausend Preußen gehörte, in Tilsit ein; der Rest folgte unter York, von dem seit einigen Tagen der Marschall keine sicheren Nachrichten hatte. Zwischen Beide hatte sich General von Diebitsch, in dessen Gefolge sich auch Major von Clausewitz befand, vom Korps des Grafen Wittgenstein geworfen; Unterhandlungen, die am 25. versucht wurden, wies York nicht von der Hand. So erreichte dieser am 28. Taurogen, einen Marsch von Tilsit entfernt. Unterdessen war Major von Seydlitz von Berlin zurückgekommen; ihn hatte York mit der Meldung dahingeschickt, daß ihm Marquis Paulucci, Gouverneur von Riga, im Namen seines Kaisers Unterhandlungen für den Fall einer Aenderung in der Politik Preußens angeboten habe. Obwohl man in Berlin die eigentliche Lage der Dinge nicht genau kannte, waltete doch unzweifelhaft der Wunsch vor, ein Bündniß aufzulösen, das man nur höchst ungern und gezwungen eingegangen war. Unter Verhältnissen, wie die gegebenen,

schlossen am 30. December York und Diebitsch eine Konvention in der Mühle von Poscherun, kraft deren das noch 12,000 Mann starke preußische Korps — Massenbach konnte unangefochten Tilsit verlassen — von den Franzosen abfiel, den Abfall aber unter dem Namen „Neutralität" versteckte; York sollte einen Landstrich westlich von Tilsit besetzen und in zwei Monaten nicht gegen die Russen dienen. Macdonald brachte den Rest seines Korps nach Danzig.

Schon in der zweiten Hälfte des December hatten die ersten Trümmer des großen französischen Heeres den preußischen Boden betreten, sie mehrten sich täglich, zogen aber still weiter, und wenn gleich ihre Leiden Theilnahme fanden, so war doch die Erbitterung des Volkes gegen diese Verbündeten von der Art, daß es nur eines Winkes der Regierung bedurfte, um die kranken, im erbärmlichsten Zustande Zurückkehrenden zwischen der Memel und der Weichsel gänzlich zu vernichten. Am 4. Januar 1813 verließen die Franzosen Königsberg, und am 13. gingen die letzten über die Weichsel; am 8. kam York nach Königsberg, um die Verwaltung seines Gouvernements, das aus dem Königreich Preußen bestand, wieder zu übernehmen. Fürst Schwarzenberg zog mit seinen Oesterreichern am 22. Januar 1813 nach Galizien — denn seit dem 21. December bestand zwischen ihm und den Russen thatsächlich eine Waffenruhe — und schloß auch am 7. Februar einen Waffenstillstand mit ihnen ab.

Aber auch die russischen Heere hatten bedeutend gelitten; den nordischen Männern waren die Mühseligkeiten des Feldzuges und die Kälte bei dem Mangel an Nahrungsmitteln, die in dem verwüsteten Lande nicht genügend herbeizuschaffen waren, gefährlich genug gewesen. Ihr Heer zählte Ende 1812 ungefähr 100,000 Mann. Kutusow wollte den Niemen nicht überschreiten, ihn trieb aber sein Kaiser, der am 22. December in Wilna eintraf; doch nur in zu langsamen Märschen ging es vorwärts. Ihm wich Vicekönig Eugen, der die Franzosen befehligte, Ende Februar über die Oder aus, die er, obgleich Stettin, Küstrin und Glogau in seinen Händen waren, nicht behaupten konnte, wozu noch die bedenkliche Stimmung des preußischen Volkes und die Maßregeln des Königs kamen. Am 4. März räumte Eugen Berlin und zog sich nach Wittenberg zurück; die Hauptstadt sah noch an demselben Tage die ersten Kosaken, die mit ungeheuerm Jubel empfangen wurden.

Von Preußen ging nun der erste Anstoß einer Bewegung aus, ohne die schwerlich die Militairherrschaft des gewaltigen Kaisers gestürzt worden wäre; es brach die Bahn zu einem Kriege auf deutschem Boden.

„Da möchte Einen der Schlag treffen!" rief Friedrich Wilhelm 3. bei der ersten Nachricht von der Konvention vom 30. December aus. Sogleich gab er dem französischen Gesandten, dem Grafen Saint-Marsan, die Zusicherung, daß York abgelöst und zur Strafe gezogen werden solle; auch verwarf der König die Konvention. Doch den Major von Natzmer,

der dem General seine Ablösung überbringen sollte, ließ Wittgenstein nicht nach Königsberg durch; York behielt also das Kommando. Hardenberg stellte sich ebenso unbefangen gegen Saint=Marsan, obgleich er den Schritt Yorks gewiß gebilligt hat; ihm entging es nicht, daß dadurch das ganze Volk und auch der König, möge er wollen oder nicht, werde fortgerissen werden. Ja, um Napoléon, dem die Unentschlossenheit des Königs hinlänglich bekannt war, zu täuschen, unterhandelte Hardenberg sogar um eine innige Verbindung mit dem Kaiser; doch als sich die Russen der Oder näherten, fasste Friedrich Wilhelm 3., aus Furcht, von den Franzosen aufgehoben zu werden, den Entschluß, nach Breslau zu gehen, wo er auch am 25. Januar eintraf. Hier, wo der König freier war, als in Berlin, sammelten sich alle Patrioten um ihn, und sogleich wurde auch an die nöthigen Rüstungen gedacht. Ein Befehl vom 3. Februar forderte zur Bildung von freiwilligen Jäger=Detaschements auf; in diese konnten die jungen Männer eintreten, die gesetzlich frei von der Militärpflicht waren und sich auf eigene Kosten ausrüsten wollten. Die Aufforderung machte einen guten Eindruck, obgleich es nicht gesagt war, wem die Rüstungen galten; Jeder sagte sich aber: den Franzosen. Zugleich wurden auch mit Rußland Unterhandlungen angeknüpft, und schon am 27. und 28. unterzeichneten Hardenberg und Kutusow zu Kalisch einen Vertrag, in dem Alexander 1. versprach, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis Preußens vormaliger Besitzstand an Gebiet und Einwohnern hergestellt sein werde. Am 27. März übergab Krusemark in Paris die Kriegserklärung Preußens an Frankreich. York war bereits am 11. März wieder in sein Kommando eingesetzt worden, das er eigentlich nie verlassen hatte und am nächsten Tage stiftete der König den Orden des Eisernen Kreuzes als Belohnung für die, welche im bevorstehenden Kampfe sich auszeichnen würden; am 17. folgte ein ergreifender Aufruf an das preußische Volk und Heer; „keinen andern Ausweg giebt es“, sagt der König in demselben, „als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang“; von demselben Tage ist auch die Verordnung über die Bildung einer Landwehr. Später, erst am 21. April, erschien die über die Bildung eines Landsturms.

Noch während der König in Berlin weilte, war der Zustand der Gemüther östlich der Weichsel überaus gespannt in Erwartung der Schritte, die von Seiten desselben genommen werden würden; ja, man vernahm von dort her keine auffordernden Worte zu Rüstungen und Opfern gegen einen Feind, der Preußen viele Jahre so schmachvoll gemishandelt hatte. Jedermann war überzeugt, daß etwas geschehen müsse; alle Kräfte mussten daran gesetzt werden, um den Franzosen zu begegnen, dessen Kaiser, wie die Zeitungen bereits meldeten, stark rüstete. Eines geringen Anstoßes bedurfte es nur dazu; auch der fand sich. Am 21. Januar kam der in gutem Andenken stehende Freiherr vom Stein, der nach seiner Entfernung aus preußischen Diensten nach St. Petersburg gegangen war, mit einer Voll=

macht seines Kaisers nach Königsberg und forderte den Landhofmeister von Auerswald, als königlichen Kommissarius für die ständischen Angelegenheiten in Ostpreußen und Litauen, auf, einen ständischen Generallandtag, der aus Abgeordneten der Rittergutsbesitzer, der Städte und der Kölmer bestand, zum 5. Februar auszuschreiben, doch sollten Abgeordnete aus dem Theile Westpreußens, der östlich der Weichsel liegt, zugezogen werden; — so verlange es seine Vollmacht. Stein sollte alle Streitkräfte, die östlich der Weichsel vorhanden waren, nach einem Plane, den Friedrich Wilhelm 3. bereits 1808 bestätigt hatte, organisiren; auch sollte seine Vollmacht aufhören, wenn sich Preußen und Rußland verbunden hätten. Doch einer allgemeinen Volksbewaffnung, die Stein ins Leben rufen wollte, widersetzten sich Auerswald und Schön, Präsident der Regierung in Litauen, Ersterer in Ermangelung königlicher Befehle, Letzterer weil er keine fremde Einmischung dulden wollte, Alles solle für Preußen nur durch Preußen und mit dem Willen seines Königs geschehen; er drohte, sonst das Land gegen die Russen aufzubieten. Stein und Schön kamen bald mit dem gewesenen Staatsminister, dem Grafen Alexander Dohna, überein, daß Auerswald den Generallandtag nicht abschlagen könne; auch wussten sie, daß die Stände Steins Forderungen gewiß unterstützen würden. Was den erwähnten Plan vom Jahre 1808 betrifft, so muß noch bemerkt werden, daß damals Scharnhorst den Vorschlag machte, neben dem stehenden Heere noch eine s. g. Reserve oder Landwehr zu errichten, zu der alle streitbare Bewohner zwischen dem neunzehnten und einunddreißigsten Jahre gehören sollten, die sich dann aus eigenen Mitteln zu bekleiden und zu bewaffnen hätten. Stein kannte denselben; er war Mitglied der für das Heer angeordneten Reorganisations-Kommission gewesen.

Am 5. Februar traten die zweiundsiebzig Abgeordneten des Landtags in Königsberg zusammen. Der Geheime Justizrath von Brandt — Auerswald hatte sich krank melden lassen — bemerkte zuerst, daß Stein aus dem Grunde die Einberufung des Landtags veranlasst habe, „damit die Stände die Mittel zur allgemeinen Vertheidigung des Vaterlandes berathen sollten, um solche den betreffenden Behörden vorzulegen", was diese aber nur unter der Mitwirkung Yorks thun wollten, der nun darum bat, einen Ausschuß zu ernennen. Dieser legte schon am 6. den Ständen des Generals Vorschläge vor, welche die Errichtung von 20,000 Landwehren und 10,000 Reserven, deren Mobilmachung einer General- und fünf Special-Kommissionen übertragen werden sollten, auf Kosten der Provinz umfassten. Schon am folgenden Tage nahmen die Abgeordneten die Vorschläge an und baten den General, diese durch Einen aus ihrer Mitte an den König zu befördern. Diese 30,000 Mann sollten so oft zusammengezogen werden, als es zu ihrer nothwendigen Einübung nöthig wäre, und nur während des Krieges dienen; im Fall des Unvermögens sollte die Gemeine den Landwehrmann kleiden und dieser erst dann vom Staate seinen Sold und

seine Verpflegung erhalten, wenn die Landwehr gegen den Feind aufgeboten würde, was erst dann geschehen sollte, wenn das vaterländische Heer sich auf das rechte Ufer der Weichsel zurückziehen müsste. Stein war am 7. Februar bereits nach Kalisch abgereist; er sah, daß die gute Sache in keine bessere Hände gegeben werden könne, als in die des Landtags. Zum Präsidenten der General-Kommission wurde der Staatsminister Dohna gewählt, dessen Bruder aber, Major Ludwig Dohna, sollte die Vorschläge des Landtags dem Könige vorlegen. Um aber die General-Kommission gegen Einsprüche oberer Behörden zu schützen und unnützen Schreibereien vorzubeugen, die wohl — York kannte seine Männer — nicht ausgeblieben wären, schlug er dem Könige vor, einen Civil-Gouverneur für Preußen zu ernennen. Doch bis zum Eintreffen einer königlichen Antwort wollte der General die Zeit nicht unnütz verstreichen lassen; er traf also die nöthigen vorläufigen Maßregeln, um die Befehle aus Breslau, sowie sie ankämen, rasch auszuführen.

Major Dohna überreichte dem Könige den ständischen Landwehr-Entwurf. Aber in Breslau waren von den höchsten Staatsbehörden, namentlich den militairischen, bereits Schritte zu einer allgemeinen Landesbewaffnung geschehen; ja, schon vor dem Eintreffen der ostpreußischen Vorschläge hatte Scharnhorst über die Bildung einer Landwehr das Nöthige vollständig ausgearbeitet. Auch begrüßte der General den Entschluß und das Anerbieten der preußischen Stände als eine schöne Bürgschaft für den glücklichen Ausgang des zu beginnenden Kampfes und sprach amtlich und vertraulich mit der höchsten Achtung von allen Männern, die dazu mitgewirkt hatten. Wenn nun die preußischen Stände nicht als die Begründer der Landwehr anzusehen sind — denn der ist doch eigentlich ihr Stifter, welcher sie nicht engherzig für den Kampf im Umfange einer Provinz, sondern für den großen Kampf im Felde ausgerüstet hat — so gaben ihre Vorschläge dem Gouvernement doch ein bedeutendes Gewicht und halfen viele Schwierigkeiten in den so wesentlich verschiedenen Entwürfen beseitigen; sie hoben in jedem Falle das Vertrauen des Gouvernements auf den Erfolg einer allgemeinen Landesbewaffnung in dem Maße, so daß mit einer weit größern Kraft aufgetreten wurde, als es von Hause aus wohl geschehen sollte, und der vortreffliche Geist, der in der Bevölkerung östlich der Weichsel sich kundgab, förderte moralisch die am 15. März gebotene Bildung der Landwehr auch in den übrigen Provinzen.

Ueberaus thätig zeigten sich in unseren Provinzen der zum Civil-Gouverneur vom Könige bestätigte Graf Dohna und Königsbergs Ober-Bürgermeister Heidemann. Die wehrhafte Mannschaft vom siebenzehnten bis zum vierzigsten Jahre wurde für das Fußvolk und die Reiterei der Landwehr, die aus diesen beiden Waffengattungen bestehen sollte, und nicht, wie es die Stände im Sinne hatten, aus der erstern allein, durch das Loos — es stellten sich 2343 freiwillig — ohne Rücksicht auf Stand und

Bedienung ausgehoben, und bei dem vortrefflichen Geiste, der im Lande herrschte, ging ihre Ausbildung auch rasch vor sich. Dem Mangel an Gewehren halfen die Russen ab, die 15,000 Stück, die in Kowno erbeutet waren, hergaben. Schon am 27. Mai rückte die 1. Division — 9 Bataillone, 6 Eskadrons und eine Batterie — unter dem Befehl des Major Dohna nach Danzig ab, wo sie bei der Belagerung dieser Festung verwendet wurde; sie zählte ungefähr 8000 Mann. Die 2. Division unter dem Major von Bardeleben verließ am 1. Juli mit 10 Bataillons, 6 Eskadrons — 4 Eskadrons und ein Bataillon blieben zum Schutze der Grenze gegen das Herzogthum Warschau zurück — und einer Batterie die Provinz. Zugleich wurden, um die Verluste zu ersetzen, für jedes Bataillon noch hundert Mann ausgehoben. Schließlich bemerken wir, daß bis zum Ende des Jahres 1813 in den Provinzen ostwärts der Weichsel 23,996 Mann zur Landwehr ausgehoben und 1916 Pferde gestellt worden sind. Die Ausrüstung und Mobilmachung der 20 Bataillons und 16 Eskadrons kostete die Provinzen 1,001,170 Thaler. Dann stellten die genannten Provinzen noch das Preußische National-Kavallerie-Regiment aus Freiwilligen, die sich selbst ausrüsteten; es rückte, 683 Mann stark, ins Feld. Vergegenwärtigt man sich nun die traurige Lage dieser Provinzen, ihre ungeheuren Leiden in den Jahren 1807 und 1812, so sind wahrlich die Opfer, die sie dem Vaterlande brachten, außerordentlich groß zu nennen und geben ein schönes Zeugniß von dem vortrefflichen Geiste ihrer Bewohner.

Wir haben schon des Aufrufs zur Bildung von freiwilligen Jäger-Detaschements gedacht. Sie ging sogleich vor sich; aber nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Rußland und nach dem Aufrufe des Königs: „An Mein Volk“, als es nun gewiß war, daß die Rüstungen den Franzosen galten, strömten brave Jünglinge, betagte Männer und Greise, schwache Knaben und Gebrechliche von allen Seiten zu den Waffen; da erst wurden die Hörsäle leer und die Werkstätten verödet; reichliche Gaben flossen, um unbemittelte Freiwillige auszurüsten, von allen Seiten und in allen Kreisen zeigte sich eine gleiche und große Theilnahme an der Sache des Vaterlandes. Hunderte von Familien schenkten ihr Silberzeug und anderes werthvolle Geräthe freiwillig dem Vaterlande, hunderte von Ehepaaren ihre goldenen Trauringe, wofür sie als theures Andenken eiserne Ringlein mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen“, empfingen. Vor dem Waffenstillstande befanden sich schon über 8400 freiwillige Jäger in den Reihen des Heeres, von denen allein gegen Zweitausend Ostpreußen angehörten. Wir bemerken, daß dieses allein im Jahre 1813 bei einer Bevölkerung von 468,000 Menschen an Krümpern, Rekruten, Freiwilligen, Landwehren und Depots-Mannschaften über 34,000 Mann hergegeben hat; wogegen aus Schlesien mit 1,700,000 Einwohnern in demselben Jahre nur 95,700 Mann ausgehoben sind.

Während der einheimischen Rüstungen drangen die preußischen und

russischen Truppen in Sachsen vor; auch fehlte es nicht an diplomatischen Unterhandlungen, um Verbündete zu dem bevorstehenden Kampfe zu gewinnen. Wenden wir uns zuerst zu den letzteren.

Das Volk in den Rheinbundstaaten und in den Theilen Deutschlands, die mit Frankreich verbunden waren, zeigte überall einen guten Geist; er durfte nur von seinen Fürsten und einem anrückenden Heere unterstützt werden. Die damaligen in gemüthlichem und herzlichem Tone von Rußland und Preußen abgefassten Aufrufe, die aber nach zwei Jahren schon wieder sehr bereut wurden, riefen die Völker und ihre Fürsten zur Befreiung von der französischen Herrschaft zu den Waffen. Ein unerhörter Taumel ergriff die Gemüther, dessen Wirkungen hernach fortdauerten, ohne daß es die Fürsten, Aristokraten, Diplomaten und Bureaukraten geahnt hatten; nur die diplomatische Seele Metternichs machte eine Ausnahme; denn als er mit den Verbündeten Unterhandlungen anknüpfte, soll er die Bedingung gemacht haben, die Volksmasse nicht mehr aufzuregen; allmählig verstummten dann auch die Aufrufe. Doch was thaten die deutschen Fürsten? Sie rüsteten, was in ihrer Macht stand, zur Erhaltung der napoléonischen Herrschaft; ihnen war sie die beste Stütze gegen die Verbündeten, die einmal mit dem Volke Hand in Hand gehen wollten. Die Könige von Bayern und Württemberg zeichneten sich vor allen Anderen in knechtischer Ergebenheit aus, so daß Napoléon vom Erstern damals sagen konnte: „Der ist, wie sie Alle sein sollten!“ Aber in der bedenklichsten Lage war der König von Sachsen, dessen Volk den Franzosenhaß der Preußen theilte; er wollte es mit Keinem verderben und flüchtete nach Prag. Doch der allgemeinen Bewegung, die sich vorzugsweise im Norden Deutschlands zeigte, glaubte Napoléon durch scharfe soldatisch-policeiliche Maßregeln steuern zu können; er trat durch sein Dekret vom 10. April alle Menschenrechte und alle Gefühle gleichsam mit Füßen und führte ein wahres Schreckenssystem ein; er machte zum Vollzieher seiner Maßregeln Davoût, den härtesten und gefühllosesten seiner Marschälle, der sich dann in Hamburg auch als einen solchen zeigte. Napoléons Maßregeln vermehrten aber die Wuth und den Abfall. Oesterreich schwankte, sich den Verbündeten anzuschließen. Sein Metternich blieb der allgemeinen Bewegung ganz fremd und wollte von einer Begeisterung für Vaterland und Nationalehre Nichts wissen; so Etwas sah er für revolutionair und höchst gefährlich an; ihm gefielen des französischen Kaisers Grundsätze besser, als die, welche Alexander I. und Stein proklamiren ließen. Napoléon wollte den Wink Metternichs — er erwarte bedeutende Anerbieten für Oesterreich, um sich ihm anzuschließen — nicht verstehen, obgleich ihm Talleyrand den Rath gab, die Opfer dieses Mal nicht zu scheuen. Nun erst wurde Oesterreich in die Arme der Verbündeten geführt.

An diese hatten sich unter Deutschlands Fürsten allein die beiden Herzoge von Meklenburg angeschlossen und Hamburg, welches die Franzo-

sen bald wieder besetzten. Laut des am 3. März zwischen England und Schweden abgeschlossenen Friedens versprach die letztere Macht, mit 30,000 Mann am Kriege gegen Napoléon theilzunehmen; sie sollten vom Kronprinzen Karl Johann, früher Bernadotte, Prinz von Ponto-Corvo, der am 25. August 1810 zum Thronfolger in Schweden von dessen Ständen gewählt worden war, befehligt werden. Schweden erhielt Hilfsgelder, und außerdem verbürgte ihm England den Besitz von Norwegen.

Inzwischen waren die Verbündeten in zwei getrennten Kolonnen vorgegangen. Blücher führte 36,000 Mann, unter ihnen 26,000 Preußen, am 1. April bei Dresden über die Elbe, und Wittgenstein, der nach dem am 28. April in Bunzlau erfolgten Tode des alten Kutusow den Oberbefehl des russischen Heeres erhalten hatte, 48,000 Mann, unter ihnen gegen 30,000 Preußen unter den Generalen York, Bülow und Borstell, über Berlin gegen denselben Fluß. Beide Heerführer gingen langsam vor, um die nachrückenden Verstärkungen an sich zu ziehen; ihnen gegenüber befehligte Vicekönig Eugen mehr als 50,000 Streiter in der Gegend von Magdeburg und Halle. Blücher stand seit dem 14. April bei Altenburg, ihm näherte sich von Norden her Wittgenstein, der bei Roßlau über die Elbe gegangen war, und am Abende des 1. Mai waren bei Zwenkau 75,000 Mann vereinigt; 20,000 Mann waren theils im Anmarsche, theils deckten sie Leipzig. Hinter dem Vicekönig, der diesen Bewegungen bis Merseburg gefolgt war, rückte Napoléon heran. Alle Welt war aber erstaunt, daß dieser in drei Monaten mit Hilfe alter Stämme und gleichsam mit einer Kraft, die man revolutionair nennen könnte, ein so zahlreiches Heer geschaffen hatte. Ohne die blinde Verehrung und Bewunderung, welche dem Kaiser als dem Ideal einer kriegerischen Nation und als Repräsentanten ihres Strebens gezollt ward, hätte Napoléon gewiß nicht das ausrichten können, was er zur Erhaltung seines Soldatenreichs brauchte. Mit 110,000 Mann, darunter nur 5000 Reiter, aber mit einer tüchtigen Artillerie, verband sich Napoléon mit Eugen. Da aber dem Kaiser die Aufstellung seiner Gegner nicht genau bekannt war — er wusste sie bei Altenburg und auf dem Marsche nach Leipzig — so wollte er von Naumburg über Lützen am 1. Mai nach Leipzig vorgehen, um durch die Besitznahme dieser Stadt, die Aufstellung der Verbündeten zu durchbrechen; auf diesem Wege hatte er überdies keinen Widerstand zu erwarten. Wittgenstein, der Napoléon auf dem Marsche nach Leipzig wusste, beschloß, diese Stadt durch den General von Kleist zu halten, mit den Hauptkräften aber von Pegau aus in den frühen Morgenstunden des 2. überraschend auf dessen Marschkolonnen zu fallen; von seiner zahlreichen Reiterei versprach er sich in der offenen Gegend viele Vortheile. Doch der in den frühen Morgenstunden bestimmte Angriff fing erst gegen Mittag an; Wittgenstein hatte bei der Anordnung den unverzeihlichen Fehler begangen, den ersten Angriff durch den am weitesten zurück bei Rötha stehenden Blücher machen zu las-

sen, der außer der Pleiße auch noch bei Pegau und Wiederau die Elster zu überschreiten hatte; er kreuzte sich daher bei seinem Uebergange mit dem Korps York, welches näher bei Zwenkau stand, aber nicht bei dem ihm zunächst gelegenen Wiederau, sondern ebenfalls bei Pegau übergehen sollte. Trotz des verspäteten Angriffs wurde der Feind doch noch in Groß-Görschen überrascht, er vertheidigte sich aber aufs Hartnäckigste in den dahinter und nahe an einander liegenden Dörfern Klein-Görschen, Rahna und Kaja. Aber Napoléon erkannte sogleich die ihm drohende Gefahr; er unterstützte die in den Dörfern Fechtenden und ließ zugleich den bereits begonnenen Angriff auf Leipzig fortsetzen. Dagegen waren die Verbündeten durch den unerwarteten Widerstand, den sie in den Dörfern fanden, und durch das Erscheinen des Feindes links neben denselben betroffen. Als nun auch gegen fünf Uhr ihre rechte Flanke bei Eisdorf bedroht wurde — es fochten jetzt 68,000 Franzosen gegen 54,000 Verbündete, und von beiden Theilen kamen die Truppen erst nach und nach ins Gefecht — blieb den Letztern keine andere Wahl, als unter dem Schutze von Groß-Görschen sich zu sammeln und in der Nacht abzumarschiren. Die Preußen, die 8000 und die Russen, die 2000 Mann verloren hatten, fochten mit außerordentlicher Tapferkeit und großer Todesverachtung. Einen schweren Verlust erlitt das Vaterland durch die Verwundung Scharnhorsts, der später am 20. Juni in Prag an seinen Wunden starb.

Der Rückzug der Verbündeten sollte vorläufig bis über die Elbe fortgesetzt werden, welchen Fluß die Hauptmacht bei Dresden und Meißen, Kleist bei Mühlberg und Bülow bei Roßlau zu überschreiten hatten. Erstere vollzogen vom 6. bis 8., Bülow aber erst am 11. ihren Uebergang. Napoléon folgte mit einem Theile seines Heeres auf Dresden und Ney mit 60,000 Mann auf Torgau. Kaum war der Kaiser in Dresden, so ließ er dem Könige von Sachsen durch einen Adjutanten sagen, er habe aufgehört zu regieren, wenn er nicht sogleich Torgau räumen und dessen Besatzung zu den Franzosen stoßen lasse. Dies wirkte. Napoléon vereinigte nun 10,000 Sachsen mit seinem Heere; ihm war besonders die gute sächsische Reiterei sehr erwünscht. Friedrich August wusste aber recht gut, daß sein Entschluß weder mit den Wünschen seines Volkes, noch mit denen seines Heeres übereinstimme.

Obgleich die Verbündeten das rechte Ufer der Elbe ohne Schwertschlag aufgaben, erkannten sie doch die Nothwendigkeit, eine zweite Schlacht zu liefern, um ihre Heere nicht durch den fortgesetzten Rückzug zu entmuthigen. Die Gegend von Bautzen rechts der Spree war zum Schlachtfelde bestimmt, wo sich auch Blücher, York und Kleist am 12. mit den Russen wieder vereinigten. Napoléon folgte auf Bautzen und freute sich, wieder schlagen zu können; denn gewann er die Schlacht, so war Aussicht da, die Verbündeten ganz von den Oesterreichern trennen zu können; er zog sogleich Ney an sich. Unterrichtet von dessen Anmarsch, beschlossen

die Verbündeten, die am 16. durch 12,000 Russen unter Barclay de Tolly verstärkt worden waren, ihn vor seiner Vereinigung mit dem Kaiser mit 24,000 Mann anzugreifen. Doch diese stießen bei Königswartha am 19. auf bedeutendere Kräfte, als sie erwartet hatten, und zogen sich mit einem Verluste von 3000 Mann auf Bautzen zurück; Ney folgte. Nun lässt sich aber die Annahme der Schlacht von Seiten der Verbündeten nicht mehr rechtfertigen; denn nicht allein, daß Ney ihre rechte Flanke bedrohte, sondern Napoléon war auch den 90,000 Verbündeten fast doppelt überlegen geworden; er zählte 170,000 Streiter. Am 20. erzwangen die Franzosen nach lebhaften Gefechten den Uebergang über die Spree zu beiden Seiten von Bautzen und fanden die Verbündeten in einer anderthalb Meilen langen Aufstellung vor sich, viel zu ausgedehnt für ihre Kräfte. Der Kaiser wollte den linken Flügel der Gegner stark beschäftigen und zugleich durch Ney den rechten umgehen, und wenn dieser dann zurückweiche, mit der Mitte die Entscheidung geben. Am 21. um 6 Uhr begann die Schlacht mit einem Angriffe Napoléons auf den linken Flügel der Verbündeten, doch das Terrain war diesen zur Vertheidigung überaus günstig; desto größere Fortschritte aber machte Ney, und seine Umgehung war so entscheidend, daß die Verbündeten, als Napoléon noch gegen ihre Mitte vorging, Gott danken mussten, daß sie mit einem Verluste von 12,000 Mann wegkamen. Ohne Geschütze und Gefangene einzubüßen, gingen die Verbündeten — am 26. übernahm Barclay de Tolly den Oberbefehl — über Reichenbach und Görlitz nach Schlesien und lieferten den nachfolgenden Franzosen am 26. ein glückliches Gefecht bei Haynau, von wo der weitere Rückzug über Jauer, Striegau, Schweidnitz nach Strehlen fortgesetzt wurde; doch machte der Waffenstillstand, der am 4. Juni abgeschlossen wurde, dem weitern Zurückgehen ein Ende.

Bülow hatte sich von Roßlau auf Baruth gewendet und deckte mit seinem jetzt 25,000 Mann starken Korps Berlin. Er folgte Ney, als dieser nach Bautzen marschirte, ging dann bis Luckau zurück, als Marschall Oudinot gegen ihn entsendet wurde, schlug diesen aber am 4. Juni. Dem Waffenstillstande gemäß, der mit sechstägiger Aufkündigungsfrist bis zum 20. Juli dauern sollte, mußte sich Bülow über die preußische Grenze ziehen; denn jener bestimmte, daß Alles in dem Besitz der Franzosen bleiben sollte, was links einer Linie liege, die in der Nähe der Schneekoppe anfängt, dann der Katzbach bis an die Oder und diesem Fluß innerhalb Schlesien abwärts folgt, wobei ein zwei Tagemärsche breiter Landstrich in dieser Provinz neutral bleiben sollte, ferner längs der Grenze zwischen Preußen und Sachsen und der Elbe weiter geht; wäre Hamburg schon besetzt, was am 31. Mai geschehen war, so sollte es in dem Besitze Napoléons bleiben. Die Festungen Danzig, Modlin, Zamosk, Stettin und Küstrin sollten von fünf zu fünf Tagen auf Kosten der Verbündeten verpflegt werden.

Beim Abschlusse des Waffenstillstandes waren die Verbündeten der Hilfe Oesterreichs schon ganz versichert. Dieses aber hatte sich fortwährend zweideutig gegen Napoléon betragen; es hatte immer gehofft, er würde sich zu Opfern entschließen, um einen Feind weniger zu haben. Die Friedensbedingungen, die ihm General Bubna vorschlagen sollte, nahm der Kaiser nicht an, doch wollte er in einen Waffenstillstand willigen, um einen Kongreß behufs eines Friedens zu halten, der erst dann zu Stande kam, als Napoléon vergebens versucht hatte, mit Alexander I. in besondere Unterhandlungen zu treten. Zu gleicher Zeit arbeiteten die Engländer an einer großen Verbindung gegen Napoléon. Sie schlossen am 14. Juni mit Preußen und am folgenden Tage mit Rußland zu Reichenbach einen Traktat, dessen Inhalt ein anwesender Bevollmächtigter Oesterreichs billigte. Preußen sollte 80,000 Mann für 666,666 Pfund Sterling und Rußland 160,000 Mann für 1,133,134 Pfund Sterling stellen, und die drei Mächte wollten keinen andern Frieden, als einen gemeinschaftlichen schließen. Bald darauf erschien Metternich in Dresden und schloß hier am 30. eine Konvention mit Napoléon, nach welcher dieser Oesterreichs Vermittelung annahm und einen Kongreß zu Prag beschicken wollte; zugleich wurde der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert. Obgleich Napoleon und Metternich recht gut wussten, daß aus dem Kongresse Nichts herauskommen könne, so handelten sie doch, als ob es ihnen förmlich Ernst mit dem Frieden wäre; denn Oesterreich hatte bereits am 27. Juni in Reichenbach mit Rußland und Preußen sich dahin geeinigt — was Franz I. aber erst am 27. Juli bestätigte — an Napoléon den Krieg zu erklären, wenn dieser bis zum 20. Juli ihre Vorschläge nicht annehmen werde. Metternich erschien am 10. statt am 5. Juli, an welchem Tage der Kongreß eröffnet werden sollte, auf demselben, von Humboldt und Baron von Anstetten noch später, Caulaincourt am spätesten. Als nun am 29. Metternich die erste Note einreichte, fragte man, in welcher Form denn eigentlich unterhandelt werden solle, und Vorschläge zu Präliminarien eines Friedens erfolgten weder von der einen, noch von der andern Seite; endlich erklärten am 10. August die Gesandten der Verbündeten, daß ihre Vollmachten erloschen wären, und zwei Tage darauf erfolgte Oesterreichs Kriegserklärung an Frankreich. Nachdem Dänemark vergebens versucht hatte, zu den Verbündeten überzutreten, wenn ihm Norwegens Besitz gesichert werde, verband es sich am 10. Juli mit Napoléon.

Während der Waffenruhe hatten sowohl die Verbündeten, als auch Napoléon große Anstrengungen gemacht, ihre Streitkräfte zu vermehren. Unter jenen stellte das erschöpfte Preußen, vorzugsweise mittelst der zahlreichen Landwehr, verhältnißmäßig das größte Heer auf; es zählte 196,000 Mann. Gleiche Stärke erreichten das russische und österreichische; Oesterreich blieb also in seinen Rüstungen hinter denen vom Jahre 1809 zurück — weil es Nichts mit dem Volke zu thun haben wollte. Zu den 24,000

Schweden kamen noch ebenso viele Hannoveraner, Meklenburger, Hanseaten und Engländer. Diese ungeheuren Massen konnten nicht vereinigt auf einem Kriegsschauplatze erscheinen, sondern mussten sich, mehr politischen als strategischen Rücksichten gehorchend, in drei große Heere, das Böhmische, Schlesische und Nordheer genannt, theilen. Ihre natürliche Aufgabe war nun, aus der ungünstigen Lage, in die sie durch die Vereinzelung gesetzt waren, herauszukommen; sie mussten sich zu vereinigen suchen. Da bestimmte der Operationsplan, der am 11. und 12. Juli zu Trachenberg festgesetzt worden war: alle Kräfte der Verbündeten wenden sich immer dahin, wo des Feindes Hauptmacht steht; daraus folgt, daß die Korps, die gegen die Flanken und den Rücken des Feindes operiren, stets die Richtungen wählen, welche am geradesten auf die feindliche Operationslinie führen und daß die Hauptmacht immer von allen Seiten gegen den Feind Front machen kann. Das Böhmische oder das Hauptheer bestand aus 220,000 Streitern (120,000 Oesterreicher, 55,000 Russen unter Barclay de Tolly und Wittgenstein, und 45,000 Preußen unter Kleist); es wurde vom Fürsten Schwarzenberg befehligt, nicht weil er der beste General war, sondern weil sein geschmeidiger Charakter ihn dazu befähigte; denn in seiner Nähe befanden sich die Kaiser Franz 1. und Alexander 1., der König von Preußen und ihre Diplomaten. Das Schlesische Heer, an dessen Spitze, und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch Alexander 1., Blücher kam, zählte 98,000 Streiter (61,000 Russen unter den Generalen Langeron und Sacken und 37,700 Preußen unter York). Gebhard Leberecht von Blücher, geboren in Rostock 1742, hatte einige Feldzüge des Siebenjährigen Krieges mitgemacht, zuerst in einem schwedischen *), dann in einem preußischen Husarenregimente, und führte im Frieden ein wildes Leben, in dem Jagd, Kartenspiel, Trinkgelage und Gewaltstreiche abwechselten, bis er 1773 von Friedrich 2. mit den schlichten Worten: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheeren“ entlassen wurde; er hatte sich mit kurzen Worten beim Könige darüber beschwert, daß er einem andern Officier nachgesetzt worden sei. Nun trieb Blücher funfzehn Jahre lang Landwirthschaft, trat aber 1787 nach dem Tode des großen Königs wie der als Major in das Regiment ein und zeichnete sich als kühner und gewandter Officier in den Rheinfeldzügen aus; ihn hatte der unglückliche Feldzug 1806 nicht gebeugt, nur einer großen Uebermacht war er erlegen. Als ein kraftvoller Greis von einundsiebenzig Jahren übernahm er 1813 noch so unternehmend, vorurtheilsfrei und kühn, wie in den frühern Jahren am Rhein, den Oberbefehl, und wenn er auch mit großartigem Instinkt den großen Krieg überschaute und dessen entscheidende Momente scharf und richtig erkannte, so richteten sich seine Gedanken doch stets nur auf das Nächste,

---

*) Der Husar Landeck, der ihn gefangen genommen hatte, starb in hohem Alter im November 1821.

und wenig kümmerten ihn alle weiteren militärischen Kombinationen. Diese überließ er in ihrer Anordnung und mit dem sorglosesten Vertrauen — nie würdigte er eine Landkarte eines Blicks — den bewährten Männern Gneisenau und Müffling; im offenen Felde aber übernahm er die Leitung des Gefechts und zwar, indem er leicht den Grundgedanken desselben auffasste, mit einer Sicherheit und einem Scharfblicke, wie sie nur ausgezeichneten Feldherrn eigen sind. Von jenen war General Gneisenau, ein Mann von kräftigem Charakter und großer militärischer Einsicht, seit der Schlacht von Groß-Görschen der Chef seines Generalstabes. Das Nordheer hatte an seiner Spitze den Kronprinzen von Schweden; es bestand aus 114,000 Mann (73,000 Preußen unter Bülow und Tauentzien, 21,000 Russen unter Wintzingerode und 20,000 Schweden). Dann befehligte General Graf Wallmoden an der Nieder-Elbe noch 27,000 Russen, Preußen, Schweden, Hannoveraner, Meklenburger, Hanseaten und Engländer. Außerdem belagerten noch 54,000 Russen und 35,700 Preußen die Festungen Danzig, Glogau, Küstrin, Stettin, Zamosk und Modlin.

Der französische Kaiser hatte nur unsichere Nachrichten darüber, daß sich 100,000 Russen und Preußen in Böhmen mit den Oesterreichern vereinigen würden; er hielt demnach 133,000 Mann zwischen Görlitz, Zittau und Dresden bereit, um über die Oesterreicher und die mit ihnen vereinigten Verbündeten, die er von Gabel her erwartete, zu fallen, oder seine 130,000 Mann, die am Bober standen, zu unterstützen; außerdem hielt er noch mit 37,000 Mann die böhmischen Gebirgspässe in der Nähe Dresdens und dieses selbst besetzt; auch war diese Hauptstadt so befestigt, daß sie sich erforderlichen Falls wohl acht Tage halten konnte. Napoléon wollte also abwarten, was von Böhmen und Schlesien aus zunächst gegen ihn unternommen würde, während Oudinot mit 72,000 Mann einen kräftigen Angriff gegen das Nordheer ausführen sollte, den General Girard von Magdeburg her mit 14,000 Mann zu unterstützen hatte; zugleich sollte Davoût — er befehligte bei Hamburg 37,000 Franzosen und Dänen — in Meklenburg eindringen und dem Kronprinzen von Schweden den Rückzug nach Stralsund abschneiden. Am Inn beobachteten Bayern und im nördlichen Italien der Vicekönig Eugen die ihnen gegenüberstehenden Oesterreicher.

Am 10. August wurde von den Verbündeten der Waffenstillstand aufgekündigt, die Feindseligkeiten durften aber erst am 17. beginnen.

Oudinot, der den Hauptschlag gegen Berlin, auf den Napoléon einen sehr hohen Werth legte, auszuführen hatte, überschritt am 19. August bei Baruth die preußische Grenze mit drei Korps; er sollte „die preußische Landwehr und das ganze Lumpengesindel zerstreuen und am 21. oder 22. vor Berlin stehen." In drei Kolonnen drang Oudinot gegen die Hauptstadt vor, zu deren Schutz der Kronprinz sein Heer am 23. zusammengezogen hatte; es hielt zwischen Berlin und einem vier Meilen südlich davon entfernt liegenden waldigen und morastigen Landstrich, der westlich von der

Nuthe und östlich von der Notte begrenzt wird und nur auf einzelnen Engwegen zu durchschreiten ist. Den rechten Flügel bildeten zwischen Jütergotz und Ruhlsdorf die Schweden und Russen, die Mitte bei Heinersdorf Bülow und den linken Flügel bei Blankenfelde Tauentzien. In der Nacht vom 22. zum 23. waren Bertrand bis Jühnsdorf, Reynier bis Wittstock und Oudinot selbst bis Thyrow vorgerückt, von wo sie am folgenden Tage, am 24., ihren Marsch nach Berlin durch den sumpfigen Landstrich fortsetzten wollten. Bertrand fand bei Blankenfelde Widerstand und wurde zurückgewiesen; Reynier durchschritt ihn und lagerte am späten Nachmittage bei Groß-Beeren, das ihm Bülows Vortrab überlassen hatte, und da es schon spät am Tage war, überdies unausgesetzt regnete, so erwartete er durchaus keinen Angriff. Bülow, der gerade den Befehl erhalten hatte, bis Berlin zurückzugehen, wollte rasch die Vortheile, die ihm die gesonderte Lage seines Gegners bot, zu einem entschlossenen Angriffe benutzen und brach unter dem frohen Jubel seiner Truppen um vier Uhr Nachmittags auf; er ließ nur dem Kronprinzen melden, was er thun wolle. Reynier, der sofort seine Truppen ordnete, verlor nach heftigem Kampfe Groß-Beeren und wurde in die Wälder geworfen, die seinen Rückzug begünstigten. Die Preußen verloren 1075 Todte und Verwundete, die Gegner nahe an 3000 Mann. Der Marschall, der die links vorgehende Kolonne befehligte, war bis Ahrensdorf gekommen und ordnete, als er die Niederlage seiner Mitte erfuhr, den allgemeinen Rückzug an, der bis zum 3. September über Jüterbogk bis unter die Kanonen von Wittenberg fortgesetzt wurde. Der Kronprinz dachte nicht daran, Bülows Sieg zu benutzen, was doch so leicht gewesen wäre, es schien vielmehr, daß er den ohne sein Zuthun erfochtenen Sieg nicht gern gesehen habe; erst am 25. August folgte er in langsamen Märschen dem Feinde. Girard, der sich von Magdeburg aus an Oudinot hatte anschließen sollen, wurde am 27. August vom General von Hirschfeld bei Hagelsberg, der nur Landwehren unter seinem Befehle hatte, mit einem Verluste von 7000 Mann geschlagen.

In Schlesien fing Blücher die Feindseligkeiten schon am 14. August an, weil die Franzosen das neutrale Gebiet betreten hatten; diese zogen sich nun, 130,000 Mann stark, bis zum 13. über Löwenberg und Bunzlau hinter den Bober zurück. Napoléon erfuhr an diesem Tage in Görlitz, daß 100,000 Russen und Preußen am 11. von Schlesien zur Vereinigung mit den Oesterreichern am linken Ufer der Elbe aufgebrochen wären, und gedachte, da sich Dresden wohl acht Tage halten könne, zuerst über Blücher herzufallen, um sich seiner wenigstens auf einige Zeit zu entledigen. Am 21. ging der Kaiser, unterstützt von dem größten Theile seiner Garde, über Bunzlau und Löwenberg zum Angriffe über, dem Blücher bis über die Katzbach auswich, überzeugt, daß die Bewegungen des Böhmischen Heeres jenen bald zur Umkehr nöthigen würden, was auch schon am 23. geschah. Den Befehl über die in Schlesien zurückbleibenden Truppen — die Garde

und das Korps Marmont nahm der Kaiser mit — erhielt Marschall Macdonald, der sich am 26. über Goldberg und Liegnitz gegen Jauer in Marsch setzte, um Blücher am folgenden Tage anzugreifen. Dieser hatte für denselben Tag ebenfalls ein Vorgehen seines Heeres befohlen; vorerst sollte es zu beiden Seiten der Wüthenden Neiße, links derselben Langeron und rechts York und Sacken, und vorwärts Jauer eine Aufstellung nehmen und die weiteren Befehle abwarten. Furchtbare Regengüsse hatten seit mehren Tagen den Boden völlig aufgeweicht. Kaum aber wurde Blüchern gemeldet, daß seine Gegner über Seichau gegen Langeron und bei Nieder-Krayn über die Wüthende Neiße gegen York und Sacken vorrückten, da befahl er den sofortigen Angriff. Die Letzteren warfen nach einem heftigen Kampfe, bei dem, da die Gewehre nicht losgehen wollten, Bajonet und Kolbe vielfältig gebraucht wurden, Alles, was sie vor sich fanden, über die Wüthende Neiße und über die Katzbach, die am Morgen, wie es oft bei Gebirgsbächen zu geschehen pflegt, noch mit Leichtigkeit zu überschreiten waren, jetzt nach wenigen Stunden aber tiefen, reißenden Strömen glichen, was einen gewaltigen Eindruck auf die fliehenden Franzosen machte. Langeron, der bald vom jenseitigen Ufer unterstützt wurde, schlug alle Angriffe ab. Zu Ehren Sackens, dessen Truppen zuerst die Ufer der Katzbach erreichten, wurde diese Schlacht, die „an der Katzbach" genannt. Noch während der Nacht hatte Blücher die Befehle zum nachdrücklichen Verfolgen des Feindes erlassen; am 30. standen seine Korps schon an dem Bober. An seinen Ufern wurde am 29. noch die Division Puthod, die über Schönau nach Jauer bestimmt worden war, aber dahin nicht gelangen konnte, bei ihrem Rückzuge gegenüber von Löwenberg eingeholt und vernichtet. Die Franzosen verloren bis zum 31. über 30,000 Mann, worunter 18,000 Gefangene, 103 Geschütze und fast den ganzen Train. Das Schlesische Heer hatte bis zum 1. September ebenfalls einen Verlust von 17,000 Mann zu beklagen, woran aber vorzüglich die mangelhafte Ausrüstung der Landwehr schuldete. Die Gegner wichen unaufhaltsam bis in die Nähe von Bautzen zurück; am 3. September stand das Schlesische Heer bei Görlitz.

Nachdem sich die 100,000 Verbündeten mit dem österreichischen Heere am 19. August vereinigt hatten, schritt Schwarzenberg zu einer Offensive über das Erzgebirge in der Richtung auf Leipzig. Napoleon, der ein Vorrücken über Zittau erwartete, kannte demnach die wahren Absichten seiner Gegner nicht, ebenso wenig wie diese die des französischen Kaisers. Am 22. rückten über 220,000 Mann in vier Kolonnen, und diese wieder in einer Entfernung von neun Meilen aus einander, über das Erzgebirge; die rechte Kolonne über Nollendorf bildete Wittgenstein, die zweite Kleist und Oesterreicher die beiden linken über Marienberg vorgehenden; Wittgenstein sollte zugleich die rechte Flanke sichern und Dresden beobachten. Dieser fand nur das 25,000 Mann starke Korps St. Cyr vor sich, welches sich

in Dresden hineinwarf. Schon am ersten Marschtage ergaben die eingehenden Meldungen eine ganz andere Lage der Dinge, wie diese vorausgesetzt waren; man wusste Napoléon in Schlesien. Die Richtung auf Leipzig wurde aufgegeben, man wollte nun Dresden durch einen entschlossenen Angriff nehmen; alle Kolonnen machten mit dem Pivot Wittgenstein eine Rechtsschwenkung und standen am 24., mit Ausnahme der äußersten linken Kolonne unter General Klenau, in dessen Nähe. Statt nun mit der gewaltigen Uebermacht sogleich einen Sturm auf Dresden zu unternehmen, sollte am 25. nur eine s. g. große Rekognoscirung — d. h. man wollte Nichts thun — gemacht werden; sie wurde dann auf den 26. verschoben. Nun war an eine Eroberung Dresdens nicht mehr zu denken; die beste Zeit dazu war schon verflossen; Napoléon war bereits angekommen, und die ersten Truppen, die ihm folgten, trafen schon am Mittage ein. Der Kaiser hatte in der Nacht zum 23. in Löwenberg die Bewegungen Schwarzenbergs erfahren und eilte dem wichtigen Dresden zu Hilfe. Sein erster Plan war, mit dem bei weitem größten Theile seiner Streitkräfte bei Königsstein über die Elbe und in den Rücken der Verbündeten vor Dresden zu marschiren; aber aus Besorgniß, diese Stadt werde sich nicht halten können, gab er ihn auf. Er wollte nun den Gegnern vor Dresden eine Schlacht liefern und ihnen Vandamme allein mit 38,000 Mann über Königsstein in den Rücken schicken, um den Geschlagenen den Todesstoß zu geben. Trotz dem, daß Schwarzenberg von den Höhen von Räcknitz die französischen Korps vorrücken sah, auch Vandamme's Uebergang über die Elbe kannte, blieb er dabei, auf diesen Höhen eine Schlacht anzunehmen; denn links der Weißtritz und getrennt durch den Plauenschen Grund, war jetzt auch Klenau von Freyberg her eingetroffen. Napoléon wollte mit seinen 120,000 Mann die beiden gegnerischen Flügel, während er die Mitte beschäftigte, umgehen lassen, von den gangbarsten Straßen abschneiden und Alles in das unwegsame Gebirge hineindrängen, wobei Vandamme angewiesen war, den Fliehenden die Straße über Peterswalde zu versperren. Wenn auch dieser Plan am 27. gegen den rechten Flügel seiner Gegner nicht recht gelingen wollte, so waren die Erfolge gegen den linken desto größer; die Verbündeten verloren an 20,000 Todte und Verwundete und ebenso viele Gefangene. Sie nahmen den Rückzug über das Erzgebirge nach Teplitz, Brix und Komotau; ihnen folgten französische Korps. Vandamme war am 26. über die Elbe gegangen.

Wittgenstein hatte am 25. bei seinem Vordringen gegen Dresden den Prinzen Eugen von Württemberg mit 14,000 Mann bei Pirna und Königstein zurückgelassen, um den Uebergang bei letzterm Orte zu beobachten. Wenn dieser sich auch am 26. gegen Vandamme behauptet hatte, so konnte er doch bei seiner Schwäche das Gefecht am folgenden Tage nicht fortsetzen, zog sich also nach Zehista, um die Flanke des vor Dresden stehenden Heeres zu decken, zurück und erhielt auch eine russische Garde-Division

unter dem General Jermolow, 8500 Mann, als Unterstützung. Ueber das Ganze übernahm General Ostermann den Oberbefehl, und obgleich Vandamme seine Angriffe fortsetzte, so behauptete sich doch dieser am 27. bei Zehista. Nun traf in Folge der Ereignisse vor Dresden am 28. in den Morgenstunden von Barclay de Tolly der Befehl ein, daß die russischen Truppen nicht über Teplitz, sondern über Maxen und Dippoldiswalde ihren Rückzug nach Böhmen nehmen sollten, und zwar ganz gegen die Anordnungen Schwarzenbergs, nach denen jener mit dem rechten Flügel der Verbündeten die große Straße über Peterswalde einzuschlagen hatte. Ein Streit entstand. Ostermann wollte Barclay de Tolly gehorchen, wodurch die über Peterswalde führende Straße zum größten Nachtheile der Verbündeten preisgegeben worden wäre; der General führte als Hauptgrund an, wie er es gegen seinen Zar nicht würde verantworten können, dessen Garden dem Untergange entgegen zu führen. Doch Prinz Eugen setzte es durch, daß die Straße über Peterswalde gesichert wurde. Unter steten Gefechten mit dem nachrückenden Vandamme, der am 28. den Befehl erhalten hatte, in Böhmen einzubringen, zog sich Ostermann an diesem Tage und am 29. über Peterswalde, Nollendorf und Kulm nach Priesten, indem er zugleich dem Könige von Preußen, der in Teplitz war, melden ließ, daß er sich schwerlich werde vorwärts Teplitz behaupten können. Der König ließ ihm sagen, der Feind müsse aufgehalten werden; denn das ganze Heer und sein Zar stecke noch in den Engen des Erzgebirges. Sofort stellte Ostermann seine Truppen hinter dem Stradenbache auf; Friedrich Wilhelm 3., der bei demselben ebenfalls eingetroffen war, hatte ihm jede Unterstützung zugesichert. Vandamme musste der größte Widerstand geleistet werden, um wenigstens die Hälfte des Heeres, welche sich noch mit einem ungeheuren Material im Gebirge befand, zu retten, zumal man sicher annehmen konnte, daß Napoléon selbst seinen General kräftig unterstützen würde. Ostermann leistete am 29. den heldenmüthigsten Widerstand und konnte sich kaum bei einem Verluste von 6000 Mann gegen den überlegenen Vandamme behaupten; erst gegen Abend wurde ihm die erste Hilfe zugewiesen. An diesem Tage steckte noch der größte Theil des Böhmischen Heeres im Gebirge, und ein Glück war es, daß Napoléon der Ansicht war, die Verbündeten zögen sich auf Annaberg zurück, der weite Marsch im Gebirge werde ihnen dann wohl von selbst seine Nachtheile bringen, und daher auch keine so große Wichtigkeit darauf zu legen sei, Vandamme zu unterstützen. Von den Verbündeten hatte Kleist am 29. Abends Fürstenwalde erreicht, da kam ein Officier aus Teplitz zu ihm mit dem Auftrage, wenn es möglich wäre, Vandamme in dem Rücken zu nehmen; auch bemerkte derselbe, wie alle Engen des Erzgebirges so voll Trains wären, daß sein Korps unmöglich diese werde durchschreiten können. Kleist war nach kurzer Rücksprache mit dem Oberstlieutenant von Grolman, Chef seines Generalstabes, bereit, über Nollendorf in den Rücken Vandamme's

zu marschiren; denn Patrouillen hatten auf der Dresden-Peterswalder Straße keine feindlichen Truppen gesehen. Am Morgen des 30. wurde aufgebrochen.

Vandamme war zur kräftigen Fortsetzung des Kampfes entschlossen; denn er konnte mit vollem Rechte erwarten, daß ihn Napoléon mit bedeutender Macht unterstützen werde. Von den Verbündeten waren bereits viele Truppen auf dem Schlachtfelde eingetroffen, und nun schien es ganz in der Ordnung, den feindlichen General am nächsten Tage selbst anzugreifen. Barclay de Tolly erhielt für den 30. den Oberbefehl gegen Vandamme. Dieser sollte um seine linke Flanke umgangen und zugleich in der Front von den bei Priesten aufgestellten Massen angegriffen werden; allein er behauptete sich. Als nun gegen zehn Uhr sich die ersten Preußen auf den Höhen von Nollendorf zeigten und von dort aus die ersten Schüsse fielen, glaubten Anfangs die Franzosen, Napoléons Hilfe nahe; doch nicht lange sollte die Täuschung währen. Vandamme begriff seine Lage sogleich vollkommen, wollte seine Artillerie preisgeben und sich mit dem Degen in der Faust durchschlagen, was theilweise gelang und wobei das Korps Kleist bedeutend litt. Die Franzosen verloren bei Kulm — Vandamme selbst wurde gefangen — über 15,000 Mann und 82 Kanonen, die Verbündeten dagegen über 10,000 Mann. Dieser Sieg war in seinen Folgen überaus wichtig; denn er stärkte die Verbündeten zu neuen Anstrengungen. Napoléon allein trägt wohl die Schuld an der Vernichtung Vandamme's, weil er in dem Glauben war, die Geschlagenen wollten in südwestlicher Richtung, über Annaberg, Böhmen wieder erreichen, der General sei also stark genug, die zahllosen Trains, die zunächst Teplitz aus dem Gebirge kämen, in Empfang zu nehmen. Hätte der Kaiser aber die Verhältnisse bei den Verbündeten besser gekannt, was wäre da nicht zu gewinnen gewesen? Das Böhmische Heer wäre vernichtet worden.

Napoléon zog nach dem Verluste am 30. sein Korps näher an Dresden heran. Sein erster Gedanke war jetzt, gegen Blücher angriffsweise vorzugehen, und Ney sollte zugleich eine zweite Unternehmung gegen Berlin versuchen. Mit mindestens 65,000 Mann brach der Letztere am 5. September von Wittenberg auf, „um die Kosakenschwärme und das schlechte Fußvolk, die Landwehren, vor sich herzutreiben.“ Ihm gegenüber stand am 4. zwischen Rabenstein und Seyda, fünf Meilen auseinander und nur halb soweit von Wittenberg entfernt, der Kronprinz von Schweden, der nach dem Siege von Groß-Beeren nur langsam vorgegangen war und fortwährend eine böswillige Unthätigkeit zeigte, so daß Tauentzien, als dessen Vorstellungen dagegen nichts fruchteten, mit Bülow übereinkam, daß sie nach eigener Einsicht handeln wollten. Der Marschall drang über Zahna nach Seyda — hier warf er am 5. Tauentzien zurück — vor, von wo er dann, Jüterbogk links lassend, über Dahme am 6. Baruth erreichen wollte, um, durch ein von Luckau eintreffendes Korps unterstützt, am 9.

oder 10. Berlin selbst anzugreifen. Ney marschirte am 7. in einer ungeheuren Kolonne überaus sorglos und sehr nahe dem Bülowschen Korps vorbei, ohne es zu entdecken; es lagerte, 37,000 Streiter stark, bei Kaltenborn; diesen näherte sich Tauentzien, der 12,000 Mann zählte, aus der Gegend von Jüterbogk. Als das Korps Bertrand um zehn Uhr bei Rohrbeck und Dennewitz den Angerbach überschritt, sah es vor sich Tauentzien, den es nach tapferm Widerstand eine Strecke zurückdrängte; das Bertrand folgende Korps Reynier wurde links gegen Nieder-Görsdorf und Gölsdorf vorgeschoben, als Bülow mit drei Brigaden und der Reserve-Reiterei im Anmarsche gegen die linke französische Flanke entdeckt wurde. Bülow behauptete sich in Nieder-Görsdorf, drang auch nördlich des Angerbaches gegen Dennewitz und Rohrbeck vor und trieb die Feinde, unterstützt von Tauentzien, über dieselbe hinaus; doch bei Gölsdorf konnten sich die Preußen kaum behaupten, ihre Gegner wurden um 4 Uhr Nachmittags vom Korps Oudinot, welches zuletzt eintraf, unterstützt. Die Noth wurde groß, dem rechten preußischen Flügel drohte Gefahr, von der unverhältnißmäßigen Uebermacht erdrückt zu werden; da erschien zur rechten Zeit General Borstell mit acht Bataillonen und acht Eskadrons bei Gölsdorf. Er war der Aufforderung Bülows und dem Kanonendonner, der ihn nach Gölsdorf rief, gefolgt, ohne die Befehle des Kronprinzen weiter zu beachten, dem er sich anschließen sollte und der östlich weg nach Eckmannsdorf hin seinen Marsch verfolgte. Gölsdorf wurde um fünf Uhr von den Preußen erobert und behauptet, worauf ein allgemeines Vorrücken ihres rechten Flügels erfolgte, und als Tauentzien und die anderen Brigaden Bülows ebenfalls über Dennewitz und Rohrbeck vorgingen, flüchteten die Franzosen in völliger Unordnung gegen Oehna hin. Am späten Abende erschien der Kronprinz bei Dalicho, drei Viertelmeilen vom Schlachtfelde, doch hatten einige Truppen, die ihm vorausgeeilt waren, am Gefechte noch theilgenommen. Am 8. September überschritt Ney, um 20,000 Mann und 50 Geschütze schwächer, bei Torgau die Elbe. Die beiden preußischen Korps hatten bei Dennewitz über 10,000 Mann verloren. Den Vorschlag Bülows, mittelst eines raschen Marsches das linke Elbufer zu gewinnen und die Feinde gänzlich zu vernichten, hatte der Kronprinz zwar gebilligt, er dachte aber nicht daran, ihn auszuführen *), dehnte vielmehr sein Heer, angeblich um mit Blücher in Verbindung zu kommen, von Uebigau über Jessen, Wittenberg vorbei, bis Zerbst aus.

Durch die Niederlagen bei Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz war Napoléon bedeutend geschwächt und auf den engen Raum zwischen Gießhübel, Bautzen und Torgau beschränkt worden; er

---

*) Der brave Bülow war, und das mit vollem Rechte, auf den Kronprinzen sehr schlecht zu sprechen; er nannte ihn in seiner nächsten Umgebung nie anders, als „Französische Kanaille."

verzichtete auf weite Operationen, versuchte es aber bald gegen Blücher, bald gegen Schwarzenberg.

Macdonald hatte auf dem Rückzuge aus Schlesien am 2. September seinem Kaiser gemeldet, daß er ohne Unterstützung nicht länger zu widerstehen vermöge; er führte sie ihm bereits am 4. über Bautzen zu. Aber Blücher nahm, dem allgemeinen Operationsplane gemäß, keinen Anstand, am 6. bis hinter den Queis auszuweichen, worauf auch Napoléon nach Dresden umkehrte, und Blücher am 15. wieder bis Bautzen vorging. Ebenso wenig gelang es dem Kaiser, Schwarzenberg zur Schlacht zu bewegen, als er am 8. über Nollendorf in Böhmen eindrang; er kehrte am 12. um. Nun beschlossen die Monarchen, wenn General Bennigsen mit dem 60,000 Mann starken Reservekorps aus dem Herzogthum Warschau bei Teplitz eingetroffen sein würde, mit dem Hauptheere über Marienberg durch die Abfälle des Erzgebirges die Ebenen von Leipzig zu gewinnen; am 27. September wurde aufgebrochen. Ein abermaliger Versuch des Kaisers, in östlicher Richtung am 22. und 23. gegen Blücher vorzubrechen, mislang; der wich dem Angriffe wiederum aus, was aber zur Folge hatte, daß der Kaiser nun am 27. das rechte Ufer der Elbe gänzlich räumte.

Für Blücher war von jetzt an auf dem rechten Ufer der Elbe Nichts mehr zu thun; er rückte daher am 26. mit ungefähr 70,000 Mann aus der Gegend von Bautzen rechts ab, um zwischen Torgau und Wittenberg das linke Ufer des Flusses zu gewinnen. Früher schon, am 11., hatte der General Alexander 1. darauf aufmerksam gemacht, wie nothwendig es sei, den Kronprinzen von Schweden thätiger zu machen; denn die Erfahrung lehre, daß, so lange dieser allein auf einem abgesonderten Kriegstheater stehe, von ihm keine entscheidenden Schritte zu erwarten seien; am 13. hatten Alexander 1., Friedrich Wilhelm 3. und Schwarzenberg beschlossen, es Blücher zu überlassen, hierin den Umständen gemäß zu verfahren. Diesem schienen aber die persönlichen Verhältnisse im Nordheere so überaus wichtig, auch die Nothwendigkeit so dringend, die Angelegenheiten der Verbündeten auf eine andere Weise, als es bisher geschehen, zur Entscheidung zu bringen, daß ihn Nichts abhalten konnte, eine Vereinigung mit dem Kronprinzen durchzusetzen, und daß von ihm, dem Thatkräftigsten — richtig urtheilend, hatte ihm das Heer damals schon den Namen „Marschall Vorwärts" gegeben — aber auch der Anstoß ausgehen müsse. Mit dem Kronprinzen wurden eigentlich keine Verhandlungen angeknüpft, dazu fehlte einmal das rechte Vertrauen; erst am 27. theilte ihm Blücher seinen Abmarsch mit, und wenn nun jener wohl die besten Worte gab, gern gemeinsam handeln wollte, so blieb es aber auch dabei; denn er muß wohl geglaubt haben, daß es zu einem Uebergange über die Elbe niemals kommen werde. Die Zeit zur endlichen Entscheidung war aber auch da; die große Ueberlegenheit der Verbündeten über Napoléon forderte eine endliche Vereinigung ihrer Streitkräfte — und dazu ab

Blücher gleichsam den Anstoß. Gedeckt durch das Korps Sacken, erreichte Blücher am 2. Oktober Jessen und ging am folgenden Tage bei Elster über die Elbe. In geringer Entfernung vom Flusse hielt Bertrand hinter den Dörfern Wartenburg und Bleddin in einer von dichtem Holze, von Lachen und Sumpfstellen gedeckten, fast unüberwindlichen Stellung, aus der er vom Korps York, welches zuerst die Elbe überschritten hatte und einen Verlust von 1600 Mann erlitt, herausgeschlagen wurde. Bertrand und die anderen an der Elbe stehenden Korps zogen sich über die Mulde zurück.

Durch den Uebergang über die Elbe hatte sich Blücher gleichsam in das Lager seiner Feinde geworfen; doch im Verhältniß zu den Kräften Napoléons, welcher noch den Vortheil der inneren Linien hatte, zu schwach, musste er den Uebergang des Kronprinzen abwarten, der am 4. bei Dessau und Acken erfolgte. Beide Feldherren beschlossen in einer am 7. gehaltenen Zusammenkunft, bis Leipzig vorzugehen; Blücher gab somit seine Verbindung mit Schlesien gänzlich auf, doch wusste er, daß sie sich wieder finden werde, wenn erst alle vereinigten Heere Napoléon geschlagen hätten. Als aber bald darauf die Nachricht einging, der Kaiser sei mit etwa 120,000 Mann gegen Wurzen im Anmarsche, vielleicht um sich zwischen das Schlesische und das Nordheer zu werfen, erklärte der Kronprinz, daß er nur dann auf dem diesseitigen Ufer der Elbe bleiben könne, wenn Blücher sich mit ihm hinter die Saale zurückziehe. Um die Einigkeit unter allen Umständen zu bewahren und nur den Kronprinzen diesseit der Elbe zu erhalten, willigte der General in diese Bewegung; Beide gingen am 11. auf das linke Ufer der Saale, Blücher bei Wettin, der Kronprinz bei Alsleben.

Kaum hatte Napoléon die Niederlage Bertrands erfahren, so brach er, St. Cyr mit 30,000 Mann in Dresden zurücklassend, mit dem Reste seines Heeres am 5. von da auf und erreichte am Abende des 7. die Umgegend von Wurzen. Wenn nun derselbe hoffte, daß der König von Neapel das Böhmische Heer beim Ueberschreiten des Erzgebirges so lange würde aufhalten können, bis er Blücher geschlagen habe, den er am 9. bei Düben zu finden glaubte, so wissen wir, daß dieser damals im Begriffe stand, ihm über die Saale auszuweichen. Als der Kaiser ihn nicht fand — er sollte sich nach Dessau gezogen haben — wollte er durch einen Uebergang über die Elbe bei Wittenberg, sowohl Blücher, als den Kronprinzen dahin nachziehen und sich dann Beide durch die Zerstörung ihrer Uebergänge auf einige Zeit vom Halse schaffen. Wenn auch der Plan nicht gelang, so wurde der Kronprinz doch wieder so besorgt, daß er am 14. von Blücher verlangte, er solle mit ihm über die Elbe zurückgehen, was aber abgelehnt wurde; denn der General wußte recht gut, daß dann vor der Hand an ein Zurückkehren des Kronprinzen nicht zu denken sei. Dieser selbst gab sein Vorhaben auf, da von mehren Seiten gemeldet wurde, daß alle französischen Korps im Rückzuge auf Leipzig begriffen wären. Hier wollte nämlich Napoléon am 13. alle seine Streitkräfte vereinigen; denn er musste

für diese Stadt besorgt sein, da er mittlerweile nicht allein erfahren hatte, daß Blücher und der Kronprinz hinter der Saale ständen, sondern auch, daß Schwarzenberg entschieden auf Leipzig vorgehe. In dessen Nähe wollte man am 16. Napoléon angreifen, dahin ertheilte auch am 15. der Kronprinz die Marschbefehle; doch bald musste sein Heer in der Nähe des Peterberges Halt machen; Blücher dagegen ließ das seinige, damit es recht zeitig an dem Kampfe theilnehmen könne, am 15. in die Gegend von Schkeudiß abrücken.

Während dieser Zeit hatte das Hauptheer zögernd und zagend das Erzgebirge überschritten und stand am 13. nur noch zwei Meilen von Leipzig entfernt; ihm gegenüber befehligte der König von Neapel ungefähr 40,000 Mann. Wenn nun Schwarzenberg ungehindert bei Leipzig eintreffen und sich mit dem Schlesischen Heere vereinigen konnte, so verdankte er dieses Blücher, der durch seinen Uebergang über die Elbe ihm die Zeit dazu verschaffte, indem er Napoléon nachzog. Wie aber die Gesammtkräfte der Verbündeten sich einander so genähert hatten, daß sie sich gegenseitig in einer Schlacht unterstützen konnten, musste auch das Schicksal Europa's in den Ebenen von Leipzig entschieden werden; Napoléon hätte unter allen Umständen diese Annäherung verhindern müssen, das war seine höchste Aufgabe. Er hatte sie nicht gelöst.

In den Morgenstunden des 16. hielt der König von Neapel schon mit ungefähr 70,000 Mann in einer Stellung, die von Konnewitz über Löśnig, Dölitz, Mark Kleeberg, Wachau bis Liebertwolkwitz reichte; unausgesetzt verstärkte ihn Napoléon, dessen Streitkräfte von Wurzen und Düben eintrafen, wodurch er bald eine Stärke von 120,000 Mann erreichte. Von Schwarzenbergs 130,000 Mann ging der größere Theil rechts der Pleiße vor, während 40,000 Oesterreicher den Auftrag hatten, zwischen dieser und der Elster vorzurücken, um über Konnewitz in den Rücken des Feindes zu fallen; der Angriff war also von Hause aus ein durch die sumpfige Elster getheilter, dem auch noch jede Zwischenverbindung fehlte. Nach einem hartnäckigen Kampfe endete der 16. damit, daß der rechte Flügel und ein Theil der Mitte der Verbündeten zwar drei bis viertausend Schritte zurückgedrängt waren, letztere aber theilweise sich behauptet und somit die Schlacht gehalten hatten; die Umgehung über Konnewitz konnte des sumpfigen und durchschnittenen Terrains wegen und bei dem überaus tapfern Widerstande, den sie fand, nicht gelingen. Diese Schlacht bei Wachau war überaus blutig und kostete beide Theile viele Menschen. General Gyulai, der jenseit der Elster über Lindenau gegen Leipzig vordringen sollte, konnte zwar jenes Dorf nicht nehmen, wirkte aber dadurch bedeutend auf den Gang der Schlacht, daß er beträchtliche feindliche Kräfte auf sich zog.

Kaum wurde der Kanonendonner von Wachau her beim Schlesischen Heere gehört, so war Blücher sogleich bereit, die Verbündeten zu unter-

stützen. Er vermuthete seine Gegner noch links zwischen Freirode und Podelwitz; denn auf der Straße von Schkeuditz nach Leipzig waren nur wenige Feinde zu sehen. Das Heer musste daher gegen Freirode und Lindenthal vorgehen; gegen letztern Ort York, dessen Vortrab aber die Leipziger Straße über Möckern verfolgte. Doch der Feind verließ Freirode und die Gegend von Lindenthal und zog sich in der Richtung von Möckern zurück, wohin York folgte, um seinen Vortrab, der vor Möckern Widerstand gefunden hatte, zu unterstützen; Langeron und Sacken rückten dagegen nach Breitenfeld. Wäre der Kronprinz von Schweden ein anderer Mann gewesen, so hätte Blücher auf dessen Unterstützung rechnen können, doch der wollte vom Petersberge nur eine kleine Strecke vorgehen, und ihn thätiger zu machen, war unmöglich. York hatte zwischen Möckern und Eutritzsch das Korps Marmont, 21,000 Mann mit 84 Geschützen, gefunden, und da sein Vortrab über erstern Ort nicht vordringen konnte, unterstützte er ihn mit seiner rechten Flügelbrigade; der Feind wurde nun über den Haufen geworfen und von der Reiterei vollends zerstreut. Jetzt griff auch der linke Flügel ins Gefecht ein und warf Alles vor sich nieder. York verlor von 20,800 Streitern 173 Officiere und 5430 Gemeine. Marmont zog sich hinter die Partha.

Schwarzenberg wollte am nächsten Tage, am 17., den Kampf fortsetzen und erwartete nur die letzten Truppen des Böhmischen Heeres und Bennigsen; da diese aber erst spät eintreffen konnten, wurde der Angriff bis zum nächsten Morgen verschoben. Mit dem Kronprinzen gab es wieder Unterhandlungen eigenthümlicher Art; dem fiel es zuerst ein, nur dann mitzuwirken, wenn sein Heer sich zwischen Eutritzsch und der Partha aufstellen könne, also da, wo sich voraussichtlich keine Gelegenheit finden würde, Etwas zu thun. Blücher schlug diese Forderung ab; er konnte darauf rechnen, daß Bülow sich ihm, ohne die Befehle des Kronprinzen zu beachten, anschließen würde. Nun war der Kronprinz (am 18. früh fand eine Zusammenkunft statt) bereit, wenn Blücher 30,000 Mann unter seine Befehle stelle, auf das linke Ufer der Partha überzugehen. Blücher, der besondere Rücksichten nicht kannte, willigte darein, wollte aber in Person bei denselben bleiben. Wider alles Erwarten war auch Napoléon am 17. unthätig geblieben; er suchte durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, was jedoch fehlschlug. In der Nacht zum 18. zog er sein Heer eine halbe Meile zurück, bereit, die Schlacht fortzusetzen; die neue Stellung dehnte sich von Konnewitz über Lösnig, Probstheida, Stötteritz, Stüntz und Schönfeld aus, wo sie sich an die Partha lehnte und dann deren Ufer bis Leipzig folgte. Etwa 140,000 Mann waren auf diesem mehr, als zwei Meilen weiten Raum vertheilt.

Das Böhmische Heer sollte, so hatte es Schwarzenberg angeordnet, in der bisherigen Richtung, das Nordheer über Taucha und Blücher rechts von ihm gegen Leipzig vordringen; ihre Streitkräfte zählten ungefähr 280,000

Mann. Das erstere erlangte keine Vortheile; die Franzosen leisteten in den gut gebauten Dörfern, die in ihrer Stellung lagen, den ausdauerndsten Widerstand. Dagegen gewannen Blücher und der Kronprinz Vortheile. Ersterer ging bei Mockau und Letzterer bei Taucha über die Partha, und Beide drängten den Marschall Ney, der hier befehligte, über Schönfeld und Sellerhausen zurück. Während dieses Kampfes gingen 3500 Sachsen zu den Verbündeten über, was auf den Gang des Gefechts aber keinen Einfluß übte, obgleich die Franzosen es uns einreden wollen. Ohne Aussicht, irgend welche Vortheile zu erringen, befahl der Kaiser in der Nacht zum 19. den Rückzug seines Heeres durch Leipzig, welches zur Deckung desselben behauptet werden sollte, und über den Damm von Lindenau. Kaum war der Tag angebrochen, da drangen die Verbündeten von allen Seiten gegen Leipzig vor; doch nahm das Böhmische Heer keinen Antheil an dem Sturm seiner südlichen Vorstädte, wogegen um die östlichen und nördlichen Bülow, Langeron und Sacken kämpften. Als nun feindliche Tirailleure über die Pleiße und durch das Rosenthal gegen den nach Lindenau führenden Damm vordrangen, sprengte, ohne den Befehl seines Vorgesetzten abzuwarten, der bei der Dammbrücke zurückgelassene Unterofficier diese wohl früher, als es die Nothwendigkeit erforderte. Nun hörte aber auch aller Widerstand in Leipzig selbst auf; den Tapferen, die sich seit zwei Tagen so brav geschlagen, entsank der Muth; sie verzichteten auf jeden Widerstand.

Der Verlust der Verbündeten wird auf 42,500 Mann (20,800 Russen, 7300 Oesterreicher, 14,100 Preußen und 310 Schweden) an Todten und Verwundeten angegeben. Die Franzosen sollen gegen 60,000 Mann und 300 Geschütze verloren haben.

Napoléon nahm seinen Rückzug über Weißenfels, Freiburg und Erfurt; doch bei den langsamen Anstalten, die die Verbündeten trafen, ihn zu erreichen und zu vernichten, was wohl durchzuführen gewesen wäre, gewann er bald einen Vorsprung und eilte von Erfurt auf der Straße nach Frankfurt weiter. Das Heer lösete sich aber beim Mangel an Unterhalt und durch starke Märsche bei rauher Witterung fast vollständig auf; der Weg von Erfurt bis Hanau war mit Waffen, Kanonen, Leichnamen von Menschen und Pferden und mit Wagen aller Art wie übersäet. Da stieß Napoléon noch bei Hanau am 29. auf Wrede, der Oesterreicher und Bayern befehligte. König Maximilian 1. und sein Minister Graf Montgelas verbanden sich gewiß höchst ungern mit Oesterreich, sie fühlten aber die Nothwendigkeit, sich von Frankreich zu trennen und fürchteten vor Allem einen Abfall ihrer Unterthanen. Schon am 2. September schrieb der König an Napoléon, er werde der Abneigung seines Landes, für ihn zu fechten, nicht länger, als bis zum November widerstehen können; damals rechnete Maximilian noch auf einen Frieden, da in Prag auch während des Krieges, doch nur bis zum 3. September, Anträge dahin angenommen werden sollten. Als kein französischer Bevollmächtigter eintraf, schlossen am

9. Rußland, Oesterreich und Preußen ein Bündniß, nach welchem sie sich verpflichteten, ihre Staaten in dem Umfange von 1805 und 1806 herzustellen und das künftige Schicksal des Herzogthums Warschau zu ordnen. Seit diesem Bündnisse hörte der Krieg gegen Napoléon auf, Volkskrieg zu sein; die Mächte wandten sich auf Metternich's Rath nicht mehr an die Völker, noch begünstigten sie die Männer, welche den Ideen der Revolution huldigten, sie unterhandelten über Land und Leute nach alter diplomatischer Weise. Jetzt schloß sich auch Bayern durch den Vertrag zu Ried am 8. Oktober dem Bunde gegen Frankreich an, und 25,000 Bayern und eben so viele Oesterreicher brachen am 17. gegen den Main auf. Wenn sich nun Wrede am 29. und 30. dem auf dem Rückzuge befindlichen französischen Heere bei Hanau entgegenstellte, so that er es wohl in der Voraussicht, daß die Verbündeten jenem auf dem Fuße folgen würden; es geschah nicht. Wrede wurde von Napoléon geschlagen und verlor über 9000 Mann. Am 2. November ging das französische Heer bei Mainz über den Rhein, und die Verbündeten bezogen diesseit desselben weitläufige Kantonirungen.

Im Laufe des November und December kamen die Verbündeten in den Besitz von Danzig, Torgau, Stettin, Dresden und Erfurt; am 13. Januar 1814 wurde Wittenberg erstürmt.

Glorreich war der Feldzug von den Verbündeten beendet und Deutschland befreit, dessen Fürsten aber gingen erst dann zu jenen über, als ihre Völker abzufallen drohten, auch sorgten sie in allen einzelnen Verträgen nur für sich. Am 2. November schloß Friedrich von Württemberg seinen Frieden; er hatte bis zum letzten Augenblicke ausgehalten und vereinigte sich höchst ungern mit den Verbündeten; er kassirte die Regimenter, die sich aus edler Vaterlandsliebe ihren Brüdern gegen den Nationalfeind angeschlossen hatten und nahm den Officieren ihre Orden. Wenn der König von Sachsen allein büßen sollte, so geschah es nicht etwa, weil er schuldiger war, als die anderen Fürsten, sondern weil die Diplomaten über sein Land verfügen wollten. Auch die vertriebenen Fürsten kamen zurück. Der alte Kurfürst von Hessen hielt am 6. November unter unbeschreiblichem Jubel seinen Einzug in Kassel, und er dankte damit, daß er Nichts anerkannte, was in seiner Abwesenheit geschehen war; es sollte ein Traum gewesen sein; Hieronymus war, nachdem er Alles, was sich nur versilbern ließ, losgeschlagen hatte, entflohen. In Hannover zog mit dem Fürsten auch Alles wieder ein, was die Franzosen vertilgt hatten, Bureaukraten, Feudalwesen, Adelsstolz, schlechte Justiz, Lehnrecht, Tortur u. s. w. Damals schon ward es immer klarer, daß alle Vortheile des Befreiungskrieges allein den deutschen Fürsten und ihren Beamten, dem Adel und den Diplomaten zufallen, das Volk aber leer ausgehen würde. Noch im November waren Bülow und Wintzingerode in Holland eingerückt, wo ihnen das Volk überall entgegen kam; Prinz Wilhelm von Oranien landete am 2. December in Amsterdam. Ein anderer Theil des Nordheeres drang unter dem

Kronprinzen Karl Johann und unterstützt von einem Theile der Reserve unter Bennigsen gegen die Elbe, was Davoût, der so lange in einem festen Lager an der Steckenitz gestanden hatte, bewog, sich in Hamburg einzuschließen; die Dänen wurden aus dem Holsteinischen über die Eider gedrängt und schlossen am 14. Januar 1814 den Frieden zu Kiel. Sie traten an Schweden gegen Schwedisch-Pommern Norwegen ab und stellten ein Hilfskorps gegen Frankreich.

Ehe die Verbündeten daran dachten, den Feldzug fortzusetzen, knüpften sie Unterhandlungen mit dem französischen Kaiser an. Aber auf eine unbestimmte Antwort erließen jene das Manifest vom 1. December, worin sie erklärten, daß sie nur mit Napoléon, aber nicht mit Frankreich den Krieg fortsetzen würden. Die Verbündeten ergänzten ihre Heere, die verschiedenen deutschen Staaten sollten an 145,000 Mann und als Reserve eine ebenso starke Landwehr aufstellen. Als die Operationen wieder aufgenommen wurden, bestimmte man im großen Hauptquartiere, daß bei Koblenz das Schlesische Heer, 84,000 Mann, über den Rhein gehen solle; von Kehl und bis Schaffhausen dagegen das 190,000 Mann starke Hauptheer unter Schwarzenberg. Letzteres sollte dann durch die westliche Schweiz und mittelst einer Rechtsdrehung ins Innere Frankreichs eindringen. Es ging am 21. December über den Rhein und nahm am 30. Genf in Besitz; erst später, am 1. Januar 1814, ging Feldmarschall Blücher über den Fluß, Sacken bei Mannheim, Langeron und York bei Kaub. Besser wäre es wohl gewesen, wenn beide Heere vereint von Mainz über Châlons gegen Paris vorgedrungen wären; denn bei ihrer Stärke hätten sie Nichts zu fürchten gehabt, und der Krieg wäre ohne große Opfer beendet worden.

Das Hauptheer hatte in der Mitte des Januar die Gegend von Chaumont erreicht; es hatte beträchtliche Streitkräfte gegen Lyon vorgeschoben, auch musste es die vielen Festungen der französischen Ostgrenze blokiren. Bei Chaumont wollte man einige Zeit ruhen, um Blüchers Eintreffen in gleicher Höhe abzuwarten, auch bot Napoléon wieder Unterhandlungen an, die angenommen wurden, aber Alexander I. setzte es durch, daß die Operationen, während man in Châtillon diplomatisirte, nicht unterbrochen würden. Am 24. stand Schwarzenberg bei Bar sur Aube und 40,000 Mann des Schlesischen Heeres, welches ebenfalls bedeutende Streitkräfte vor den vielen Festungen gelassen hatte, bei St. Dizier. Napoléon hatte die vereinzelten Korps seines Heeres am 26. bei Vitry zusammengezogen; es zählte mit den eingetroffenen Verstärkungen 71,000 Mann; von Vitry drang er am 28. auf die Nachricht, daß York sich noch weit rückwärts befinde, der Feldmarschall aber zur Vereinigung mit Schwarzenberg an die Aube marschirt wäre, nach Brienne vor, um Beide zu trennen, vielleicht auch den erbittertsten seiner Feinde — Blücher — zu treffen. Der Kaiser wurde aber bei La Rothière am 1. Februar von Blücher selbst an-

gegriffen, der 78,000 Oesterreicher, Russen, Württemberger und Bayern befehligte, und geschlagen. Das 50,000 Mann starke französische Heer verlor 6000 Mann, die Verbündeten ebenso viele und 73 Kanonen, und zog sich am 3. Februar bis Troyes zurück. Statt den Geschlagenen vereint zu verfolgen, bestimmte man, das Hauptheer solle auf beiden Seiten der Seine und Blücher links der Marne gegen Paris vordringen, wobei man Napoléon, indem man gegen dessen Flanken operirte, auf seine Hauptstadt zurückzudrängen glaubte; dabei war Nichts zu fürchten, da jedes Heer dem französischen gewachsen blieb. Reiterei sollte die Verbindung unter den beiden Heeren erhalten.

Schwarzenberg besetzte am 7. Troyes und rückte in dem Raume zwischen der Yonne und Seine vor; Napoléon hatte sich auf Nogent zurückgezogen. Er beschloß, das Glück der Waffen gegen Blücher zu versuchen, dessen Heer wohl das schwächere, mehrfacher Gründe wegen aber das gefährlichste war. Der Feldmarschall mit seinen 56,000 Mann *) war auf den beiden Pariser Straßen, der kleinen, die von Châlons über Montmirail und La Ferté sous Jouarre und der großen, die über Château Thierry nach Paris führt, vorgegangen; seine einzelnen Korps waren im Abstande eines Tagesmarsches auseinander. Napoléon erreichte mit 40,000 Mann über Sézanne am 10. die kleine Pariser Straße bei Champaubert, wo er die Abtheilung des General Olsuwiew schlug. Jetzt wollte Blücher sein Heer bei Vertus vereinigen; allein dazu kam es nicht mehr; denn der Kaiser stand zwischen den einzelnen Korps des Schlesischen Heeres, und Nichts war einfacher, als daß er nun das nächste aufsuchte. Er stieß am 11. bei Montmirail auf Sacken, der im Rückmarsche begriffen war; dieser wurde geschlagen, aber von York, der von Château Thierry herbeikam, aufgenommen. Beide gingen hier über die Marne. Blücher wollte mit dem Reste seines Heeres, 18,000 Mann, Napoléon nachrücken, als er aber den Kanonendonner von Montmirail hörte, blieb er bei Vauchamps halten, um die Ereignisse abzuwarten. Hier kam ihm der Kaiser am 14. schon entgegen und drängte ihn über Champaubert nach Etoges zurück, wobei er zugleich seinen rechten Flügel durch 5000 Reiter unter Grouchy umgehen ließ. Kurz vor dem Walde von Etoges hatte Grouchy Blücher eingeholt und ein Glück war es, daß er bei dem aufgeweichten Boden keine Geschütze hatte mitführen können; das Bajonet musste Bahn machen; Preußen und Russen schlugen sich mit großer Tapferkeit und unerschütterlichem Muthe und entkamen der Gefangenschaft. Das Schlesische Heer, welches sich bei Châlons sammelte, hatte binnen fünf Tagen 14,000 Mann und 40 Ge-

*) Im Feldzug 1814 wechselt die Stärke jedes einzelnen Heeres nur zu oft durch nachrückende Truppen ab.

schütze verloren *). Napoléon ließ einen Theil seines Heeres gegen Blücher; er glaubte, den hätte er sich auf lange vom Halse geschafft, und erreichte mit dem andern über Montmirail, Meaux und Guignes die gegen das Hauptheer zurückgelassenen 30,000 Mann starken Marschälle Victor und Oudinot; mit den eingetroffenen Verstärkungen konnte der Kaiser jetzt wohl 60,000 Mann befehligen.

Schwarzenberg hatte die beiden Marschälle am linken Ufer der Seine bis Montereau zurückgedrängt und seine Korps sehr verzettelt. Napoléon wollte davon Vortheile ziehen. Am 18. warf er sich auf den Kronprinzen von Württemberg, den er bei Montereau mit einem Verluste von 4700 Mann über die Seine drängte. Aber schon die Nachricht vom Anmarsche des Kaisers hatte Schwarzenberg veranlasst, sein Heer rückwärts bei Troyes zu vereinigen, was auch am 20. ausgeführt ward; Napoléon konnte daher gegen die anderen Korps keine Vortheile erringen. Hier, bei Troyes, wollte der Oberfeldherr am 22. eine Schlacht annehmen, zu der auch Blücher mitwirken sollte, vorausgesetzt, daß er am 21. Mai bei Mery an der Seine eintreffen könnte. Der Marschall sagte zu; brach von Châlons auf und stand am 21. Abends mit 50,000 Streitern bei Mery. Doch Schwarzenberg wich der Schlacht aus, obgleich er Napoléon doppelt überlegen war; ungünstige Nachrichten vom südlichen Kriegsschauplatze, wohin vom Hauptheere Verstärkungen abgegeben werden mussten, dienten zum Vorwand, den Rückzug bis hinter die Aube, ja selbst bis Langres fortzusetzen; vielleicht sind aber diplomatische Intriguen mit im Spiele gewesen. Der damalige Oberst von Grolman rettete aber die gute Sache. Er machte im großen Hauptquartiere den Vorschlag, das Schlesische Heer von dem Hauptheer zu trennen, ersteres über Meaux mit Bülow und Wintzingerode zu vereinigen, wodurch es 100,000 Mann stark und zugleich so selbständig wurde, daß es Nichts zu fürchten brauchte. Die natürliche Folge war, daß Blücher dann gegen Paris vordringen konnte, wodurch er Napoléons Hauptmacht auf sich und von dem Hauptheere abzog und letzteres wieder in Thätigkeit brachte. Alexander 1., der König von Preußen und Schwarzenberg billigten den Vorschlag, und schon in der Nacht zum 24. brach Blücher auf und erreichte über Sézanne am 27. Meaux. Bei der ersten Meldung, die Napoléon vor dem Marsche Blüchers erhielt, bemerkte derselbe wohl richtig: „das Schicksal des Krieges hat sich gewendet“; denn diese Operation zwang ihn, dem Schlesischen Heere zu folgen, warf ihn aus dem Angriff in die Vertheidigung und entfernte ihn zugleich vom Hauptheere, welches am 27. bis jenseit Bar sur Aube zurückgewichen war. Mit 30,000 Mann folgte er Blücher am 27. von Troyes über Sézanne

---

*) Bald nach diesem Ereignisse wurde von den Verbündeten ein Brief des Königs von Württemberg an den französischen Kaiser aufgefangen, der seinen Glückwunsch zu den Siegen über Blücher enthielt.

nach La Ferté sous Jouarre, indem er Macdonald gegen das Böhmische Heer zurück ließ. Blücher wich dem Kaiser hinter die Aisne aus, die er in der Nacht zum 4. März bei Soissons überschritt. Napoleon folgte, warf sich bei Craonne am 7. auf Sacken, dem er einen Verlust von 4800 Mann beibrachte und folgte dem Schlesischen Heere nach Laon; hier vereinigten sich mit demselben Bülow, Wintzingerode und andere Verstärkungen, wodurch es über 100,000 Streiter zählte. Gegen diese drang der französische Kaiser am 9. mit 56,000 Mann in zwei Kolonnen vor, und nachdem die linke vergebens versucht hatte, Terrain zu gewinnen, ging Blücher gegen die rechts marschirende, die später eintraf, zum Angriff über, doch das Gefecht dauerte nur kurze Zeit. Sowie aber die Abenddämmerung eingetreten war, überfielen York und Kleist ihre Bivouaks und trieben die Franzosen in wilder Flucht auseinander. Sie verloren über 5000 Mann — die Preußen kaum 700 — und 45 Kanonen. Trotz der Niederlage seines rechten Flügels setzte Napoléon am nächsten Tage, am 10., die Schlacht mit seinem linken Flügel fort, doch wieder ohne Vortheile zu erringen. Eine plötzliche Krankheit, die Blücher überfiel, soll Ursache gewesen sein, daß der Sieg bei Laon gar nicht benutzt worden ist.

Napoléon — er ließ die Marschälle Marmont und Mortier gegen Blücher stehen — fasste jetzt den Entschluß, dem Hauptheere über Troyes in den Rücken zu marschiren. Wir verließen dieses auf dem Rückzuge über Bar sur Aube. Als aber der König von Preußen erfahren hatte, daß Napoléon Blücher gefolgt sei, wie es von Grolman vorausgesehen war, setzte er es durch, daß das Hauptheer auch wieder angriffsweise vorging. Es stand am 13. zwischen Nogent und Arcis sur Aube. Bei dem letztern Orte ging Napoléon am 20. über die Aube, wurde aber vom Hauptheere, welches er in vollem Rückzuge zu finden glaubte, und an den auch wirklich gedacht worden war, zurückgeworfen. Als der Kaiser hier nicht durchdringen konnte, wollte er sich über St. Dizier in den Rücken des Böhmischen Heeres werfen und zugleich alle entbehrlichen Truppen aus den vielen blokirten Festungen an sich ziehen. Am 23. erreichte Napoléon mit 44,000 Mann über Vitry St. Dizier; aber noch an demselben Tage kam auch die Nachricht davon ins große Hauptquartier *); auch die, daß Blücher über Rheims und Châlons sich nähere. Nun fassten am Morgen des 24. der König von Preußen, Alexander I. und Schwarzenberg den Entschluß, alle ihre Streitkräfte zu vereinigen und gegen Paris aufzubrechen, Wintzingerode allein sollte mit 8000 Mann dem Kaiser folgen und ihn in dem Glauben erhalten, das ganze verbündete Heer ziehe ihm nach.

Am 25. brachen das Böhmische und Schlesische Heer auf und noch

---

*) Ein Kosakenofficier meldete: „Der Kaiser Napoléon zieht sich nicht auf Paris, sondern auf Moskau zurück." Der Marsch seiner Kolonnen war gegen Osten gerichtet.

an diesem Tage stießen sie bei Fère Champenoise auf Marmont und Mortier und bei Vannes auf die Generale Pactod und Amey, die sich dem Kaiser anschließen sollten. Sie wurden geschlagen und eilten auf Paris zurück, wo sie am 29. eintrafen. Dahin folgten die Verbündeten über Sézanne und Lagny und erschienen am Abende dieses Tages ebenfalls vor der Hauptstadt. Die beiden Marschälle vertheidigten letztere mit 25,000 Mann — so stark waren die Trümmer ihrer Korps und die auf dem Marsche und aus Paris herbeigezogenen Truppen — in der überaus starken Stellung zwischen Montreuil und dem Montmartre. Obgleich diese mit dem Verluste einiger Stunden um den Montmartre durch das Schlesische Heer zu umgehen war, so trieben die Ungeduld Alexander 1. und die Besorgnisse des Oberbefehlshabers, Napoléon könne folgen und ihn erreichen, zu ihrem Angriffe, wenn gleich das Schlesische Heer erst am Nachmittage in das Gefecht eingreifen konnte. Diesem Umstande allein ist es denn auch zuzuschreiben — die Verbündeten zählten ungefähr 100,000 Mann — daß der Kampf am 30. so lange währen konnte. Mittelst einer Kapitulation ging Paris am 31. über. Besorgt um seine Hauptstadt, war Napoléon zwar am 28., als er die Nachricht erhielt, daß die Verbündeten dahin geeilt wären, in schnellen Märschen von St. Dizier aufgebrochen; allein er konnte sie nicht mehr retten.

Bei der Unmöglichkeit, den Verbündeten länger zu widerstehen, suchte der Kaiser wenigstens Frankreich für seinen Sohn zu erhalten; als dies mislang, entsagte er durch den Vertrag von Fontainebleau vom 11. April unbedingt einer Macht, deren furchtbarer Misbrauch ganz Europa gegen ihn in die Waffen gebracht hatte. Mit seinem Falle hörte auch der Krieg in allen übrigen Gegenden auf. Napoléon begab sich auf die Insel Elba, welche ihm als Besitzthum zugesichert ward, auf der er auch am 4. Mai landete. Nach Frankreich kehrten die Bourbons zurück; Ludwig 18. hielt am 3. Mai seinen Einzug in dessen Hauptstadt. Der Erste Pariser Frieden, den die Verbündeten am 30. schlossen, bestimmte, daß Frankreich die Grenzen vom 1. Januar 1792 behalten, und daß innerhalb einer Frist von zwei Monaten sich zu Wien ein Kongreß versammeln sollte, der von allen Mächten, die am Kriege theilgenommen hätten, beschickt werden solle und der die politischen Verhältnisse Europa's zu ordnen habe.

Die Feldzüge 1813/14 zeigen wohl sattsam, daß die Verbündeten den gewaltigsten Kriegshelden der Weltgeschichte in einem ehrlichen, und, was nicht geleugnet werden kann, auch in einem mit geistiger Ueberlegenheit geführten Kampfe überwunden haben; wenn dem russischen Kaiser die Ehre gebührt, die politische Verbindung unter den Mächten erhalten zu haben, so gebührt Blücher vorzugsweise und allein die Ehre, die Stütze des großen Kampfes im Felde gewesen zu sein. Der Marschall Vorwärts hat eigentlich die Verbündeten nach Paris geführt; er allein verzagte nie, sein Muth belebte stets die Zagenden und hielt sie aufrecht. Welchen Dank

erhielten aber die Völker, besonders die deutschen Stammes, die so große Opfer gebracht hatten? Einen sehr schlechten. Damals schon wurde es Allen klar, daß das demokratische Princip den aristokratischen Vorurtheilen und Privilegien, die Rechte der Völker dem diplomatischen Truge weichen sollten, und daß man die letzteren durch Policei, Autokratie und Bureaukratie ärger als jemals knebeln wollte. Sagte nicht Franz I., er habe seit zwanzig Jahren nicht blos mit Napoléon, sondern auch mit den Grundsätzen Krieg geführt, die das Unglück der Welt gemacht hätten. Welche Fürsten dachten nicht ebenso? Befolgten nicht bald Alle Metternichs jesuitisches Regierungssystem, welches die Völker zu Gunsten der Könige, Fürsten, Aristokraten, Pfaffen und Diplomaten unterdrückte? Gab nicht der Wiener Kongreß das Schicksal der Völker aufs Neue in die Gewalt der Höfe und ihrer Diplomaten, wurden da nicht die Völker wie Heerden nach der Kopfzahl vertheilt, galten da nicht Nationalität und Freiheit für Grillen der Ideologen?

Den Kongreß, der am 1. November in Wien eröffnet wurde, bildeten eigentlich die acht Mächte Oesterreich, Rußland, Preußen, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden, die durch zwanzig Gesandte vertreten wurden; da aber die regierenden Herren selbst, dann noch Fürsten, Grafen, Barone, Diplomaten und Minister mit ihren Frauen und Töchtern überaus zahlreich versammelt waren, so gab es außer den Kongreßarbeiten noch Bälle, Feste, Maskeraden, Dejeuners, Diners und Soupers, die kein Ende nahmen. Aber schon mitten unter den rauschenden Festen erhob sich ein ärgerlicher Zwist, weil Oesterreich, England und Frankreich nicht zugeben wollten, daß Rußland ganz Polen und Preußen ganz Sachsen — welches seit dem Dreißigjährigen Kriege stets fremden Einflüssen gehorcht hatte — erhalten sollten. Der Notenwechsel war so heftig, daß ein blutiger Krieg in Aussicht stand. Die Heere Oesterreichs, Preußens und Rußlands zogen an ihre Grenzen und am 3. Januar 1815 schlossen Oesterreich, England und Frankreich einen Bund gegen Rußland und Preußen. Auf diesen Bund gestützt, schlugen dann Metternich und Talleyrand vor, Sachsen nach der Einwohnerzahl zwischen seinem Könige und Preußen zu theilen, sein Volk also wie eine Heerde Vieh zu behandeln, was aber Friedrich August 3. nicht zugeben wollte. Er mußte nun aus der Nähe von Berlin, wohin man ihn nach der Schlacht von Leipzig gebracht hatte, am 4. März nach Presburg kommen, wo man ihn besser zu bearbeiten hoffte. Da aber trat ein Umstand ein, der es nothwendig machte, Preußen und Rußland zu befriedigen, um den Bund gegen Napoléon aufrecht zu erhalten. Dieser hatte nämlich Elba verlassen und war am 1. März in Frankreich gelandet; die Nachricht traf am 5. März, Allen höchst unerwartet, in Wien ein. Die Franzosen nahmen ihren vormaligen Kaiser freudig auf; es hatte wahrlich keiner eigentlichen Verschwörung bedurft, ihn zurückzuführen, dafür hatten die Bourbons hinreichend gesorgt. Denn

darüber sind Alle einverstanden, daß das Regierungs- und Verwaltungssystem, daß die bürgerliche und gesellschaftliche Ordnung der Zeiten Ludwig 14., welches seine Enkel und ihr hochadeliger Anhang wieder einzuführen drohten, widersinnig und unhaltbar sei. Napoléon zog am 20. März in Paris ein, und an demselben Tage verließ Ludwig 18. seine Hauptstadt.

Die Verbündeten, die Talleyrand spornte, verhängten am 13. März die Acht über Napoléon; dann erneuerten sie gegen ihn den Bund, den sie am 25. März 1814 zu Chaumont geschlossen hatten, zu Gunsten Ludwig 18.; auch wollten sie die Waffen nicht eher niederlegen, als bis Napoléon außer Stand gesetzt sei, die Ruhe von Europa ferner zu stören. Eine ungeheure Heeresmasse wurde nun von allen Seiten gegen Frankreich in Bewegung gesetzt.

Vergebens waren alle Versuche, die Napoléon machte, mit den Verbündeten in Unterhandlungen zu treten; alle wiesen ihn ab. Der Krieg war also unvermeidlich, das sah der Kaiser ein; es kam nun darauf an, dem französischen Volke zu beweisen, daß es seine Sache von der des Kaisers nicht trennen dürfe; denn das Heer allein war nicht im Stande, Frankreich zu retten. Napoléon konnte sich aber nicht entschließen, dem Volke wirkliche Rechte einzuräumen; er spielte nur Komödie, und wenn er auch am 1. Juni nach Befragung des Volkes zum Kaiser ausgerufen wurde, so zeigten sich ihm die Kammern, die er am 3. versammelte, doch feindlich. Die von den Bourbons vernachläßigte Kriegsmacht hatte Napoléon bis zum 1. Juni auf 363,000 Mann gebracht; von diesen standen 217,000 Mann zum Kampfe bereit und 146,000 wurden in den Depots ausgebildet.

Mit dem Nordheere, welches 121,000 Mann zählte, ging Napoléon am 15. Juni in der Richtung von Charleroi über die Grenze, drängte die feindlichen Vortruppen zurück und erzwang die Uebergänge über die Sambre. Im neuen Königreiche der Niederlande, welches diplomatisch aus einer Vereinigung der batavischen mit den belgischen Provinzen entstanden war, obgleich Religion, Sitten, Herkommen, Gebräuche, Sprache und Gesetze in den beiden Provinzen ganz verschieden waren, so daß über kurz oder lang eine Trennung nicht zu hindern war, befehligte Fürst Blücher von Wahlstadt 116,800 Preußen und der Herzog von Wellington ein aus 61,300 Engländern und Hannoveranern, 28,800 Niederländern, 9500 Braunschweigern und Nassauern zusammengesetztes Heer von 99,700 Mann. Den linken Flügel bildete Blücher — er reichte von Namur bis Charleroi — den rechten, weit über Brüssel hinaus, Wellington. Beide Feldherren hatten beschlossen, wenn Napoléon angriffsweise vorgehe, sich gegenseitig durch Operationen in dessen Flanke zu unterstützen, aber am 1. Juli selbst den Kampf zu eröffnen, falls sie bis dahin nicht angegriffen werden sollten. Des Kaisers Plan dagegen war, die Verbindung zwischen Blücher und Wellington zu durchbrechen und dann Beide einzeln zu schlagen, zu welchem

Zwecke von Charleroi aus Marschall Ney mit 47,000 Mann gegen Quatrebras vordringen musste, um alle Truppen, die von Brüssel kommen könnten, aufzuhalten, während der Kaiser selbst mit 74,000 Mann sich über Fleurus gegen Blücher wandte, weil er diesen noch nicht vereinigt glaubte, auch von ihm wohl ein kräftiges Einschreiten zu Gunsten Wellingtons erwarten konnte, ging er zuerst gegen diesen vor. Blücher hatte, 81,000 Mann stark, am 16. in den Morgenstunden auf den Höhen zwischen Bry und Sombref eine sehr starke Stellung bezogen; in den tief eingeschnittenen Wagnelé- und Lignybächen lagen die massiv gebauten Dörfer Wagnelé, St. Amand und Ligny, die vom 1. und 2. Korps (Zieten und Pirch) besetzt waren, links zwischen Sombref und Tongrenelle hielt das 3. unter Thielemann. Graf Bülow von Dennewitz war mit dem 4. Korps ebenfalls heranbeordert worden; allein Nachläßigkeiten beim Ueberbringen der Befehle hatten seinen Aufbruch verspätet. Noch hing es ganz von dem Feldmarschall ab, die Schlacht anzunehmen oder nicht, und sich mit dem 4. Korps zu vereinigen, zumal er wusste, daß das englisch-niederländische Heer noch nicht soweit zusammengezogen war, daß es ihn unterstützen konnte. Da kam um ein Uhr des Nachmittags, als Blücher von der Höhe, auf der die Mühle von Bussy steht, Napoléons Vorrücken zu beiden Seiten von Fleurus beobachtete, Wellington zu ihm, um die letzten Verabredungen zu treffen, und erst als dieser ernst und fest versicherte, er wäre im Stande, um zwei Uhr mit bedeutenden Kräften Napoléons linke Flanke anzugreifen, war Blücher zur Schlacht bereit. Unbesonnen war Wellingtons Zusage; denn er mußte um diese Zeit bereits erfahren haben, daß bedeutende feindliche Kräfte — Ney — auf der Brüsseler Chaussee vordrängen. Um halb drei Uhr griff Napoléon an, zugleich schickte er an Ney den Befehl, den Preußen in die rechte Flanke zu fallen. Auf beiden Seiten wurde bis gegen neun Uhr aufs Hartnäckigste um den Besitz von St. Amand und Ligny gekämpft; da gelang es den Franzosen, auf der östlichen Seite des letztern Dorfes durchzubrechen; Blücher führte nun Reiterei herbei, allein sie wurde geworfen, und er selbst kam in Gefahr, gefangen zu werden. Die Schlacht musste aufgegeben werden. Graf Gneisenau befahl den Rückzug über Tilly nach Wawre, der bei der festen Haltung der Truppen ohne Störung ausgeführt wurde. Die Preußen verloren ungefähr 12,000 Todte und Verwundete und 16 Geschütze, die Franzosen gewiß eben so viel.

Weder Wellington war dem preußischen, noch Ney dem französischen Heere zu Hilfe gekommen; sie stießen bei Quatrebras auf einander. Wellington führte alle Truppen, die im Anmarsche waren, gegen Ney und ohne den Widerstand, den Blücher leistete, würde er schwerlich den Rest seines Heeres haben zusammenziehen können. Von Quatrebras ging Wellington auf Brüssel zurück. Schon am 17. früh ließ Blücher anfragen, ob er — Wellington — bereit sei, Napoléon anzugreifen, wenn

er sich mit Allem, was er habe, mit ihm vereinige. Der englische Feldherr war, wenn er auch nur mit einem Korps unterstützt würde, am folgenden Tage zur Schlacht entschlossen. Blücher war nun, als er sah, daß die Verfolgung der Franzosen wenig auf sich hatte, zur vollen Hilfe bereit; allein Gneisenau, der sich der Zusage Wellingtons an der Mühle von Bussy erinnerte, ließ dem Schreiben, welches an den im englischen Hauptquartiere befindlichen General von Müffling gerichtet war, die Notiz beifügen, „im Fall der Herzog wirklich den festen Vorsatz hat, sich zu schlagen.“ Wellington hatte schon am 17., zur Schlacht bereit, seinen rechten Flügel bei Braine la Leud, die Mitte bei Mont St. Jean und den linken Flügel bei La Haye aufgestellt; vor der Stellung lagen die festen und besetzten Höfe Hougomont und La Haye sainte. Sein Heer zählte 62,000 Mann. Napoléon, der nach der Schlacht vom 16. sich mit Ney vereinigt hatte, war Wellington gefolgt und lagerte am 17. ihm gegenüber, links von Planchenois, mit 65,000 Mann; von Ligny aus hatte der Marschall Grouchy mit 32,000 Mann dem preußischen Heere folgen müssen, von welchem der Kaiser glaubte, daß es, völlig geschlagen, seinen Rückzug über Namur und Lüttich nach dem Rhein fortsetzen werde, es war aber gegen Wawre, wo sich am 17. alle Korps, auch das 4. unter Bülow, vereinigten, zurückgegangen.

Nach zwölf Uhr erst begann die Schlacht; denn ein anhaltender heftiger Regen hatte die dortige fruchtbare schwarze Erde ganz aufgeweicht und jede Bewegung querfeldein, zumal für die Artillerie, erschwert, so daß ein Abtrocknen der Felder nach dem Aufhören des Regens abgewartet werden mußte. Napoléon griff den linken Flügel und die Mitte — zu einem Frontalangriff drängte die Kürze der Zeit, vor Allem wohl sein ungestümer Charakter — seines Gegners an und wollte letztere durchbrechen, gegen die er daher auch alle Anstrengungen richtete. Doch der Herzog behauptete sich. Da wurde ihm um vier Uhr gemeldet, daß die Preußen, die er sehnlichst erwartete, gesehen würden. Napoléon — unbezweifelt steht fest, daß er an diese nicht im entferntesten dachte — schickte ihnen sofort das Korps Lobau entgegen. Ehe aber der Feldmarschall aus der Nähe von Wawre abmarschirte, wurde die Gegend zwischen der Dyle und der Chaussee nach Brüssel sorgfältig untersucht; es war aber nirgends ein Feind zu sehen, der seinen Marsch hätte stören können. Das 3. Korps unter Thielemann blieb zurück, um die Uebergänge über die Dyle bei Wawre festzuhalten, damit Grouchy nicht etwa über diesen Ort Blüchern nachfolgen könne. Zieten sollte sich mit dem 1. Korps dem linken Flügel der Engländer anschließen, während das 4. unter Bülow, mit dem 2. unter Pirch als Reserve, geraden Weges über Planchenois in den Rücken Napoléons zu marschiren angewiesen war. Letzterer sollte zugleich die linke Flanke Bülows sichern und gegen Grouchy Front machen, wenn dieser etwa in gleicher Richtung folgen wollte, um sich Napoléon anzuschließen. Man sieht, Blüchers Hauptquartier ging sicher und sorgte für alle Fälle,

was wohl die sich merken sollten, die Grouchy vorwerfen, daß er seinen Kaiser im Stich gelassen habe. Und gerade zu rechten Zeit erreichte die preußische Hilfe das Schlachtfeld. Wellington, der über keine Reserve mehr verfügen konnte, wäre den fortgesetzten Angriffen Napoléons unterlegen; denn dieser hatte zu den entscheidenden letzten Schlägen noch über das Korps Lobau und über die Garde, die 29,000 Mann zählten, zu verfügen, die er nun gegen die Preußen verwenden musste. Einen tiefen Eindruck soll es auf die Franzosen gemacht haben, als um halb fünf Uhr Zieten sein Feuer eröffnete; links von ihm gegen sechs Uhr drang Bülow gegen Planchenois vor, wohin der Kaiser seine Garden warf, während er unausgesetzt Wellingtons Mitte bestürmte, die aber heldenmüthig alle Angriffe abschlug. Nach einem wüthenden Kampfe ward Planchenois erobert, und die Garden wurden gegen die Chaussee gedrängt; nun gingen Wellington und Zieten zum Angriff über und warfen Alles vor sich nieder. Die Unordnung und Verwirrung stiegen im französischen Heere mit jedem Augenblicke und lösten es nach und nach auf. Von allen Seiten eilten die Sieger auf das Gasthaus La belle Alliance zu, welches, auf einer Höhe gelegen, gleichsam das Ziel war, wohin alle Anstrengungen gerichtet wurden. Hier trafen sich auch die beiden Feldherren. Als aber Wellington erklärte, nach der Organisation seines Heeres wäre es durchaus nothwendig, in demselben zuerst die Ordnung wieder herzustellen, ehe er an die Verfolgung der Geschlagenen denken könne, war Blücher bereit, mit seinen Preußen diese Aufgabe zu übernehmen. Gneisenau selbst setzte sich an die Spitze des Vortrabs, der die Franzosen aus jedem Bivouak aufstörte und sie nirgends ruhen ließ; als das Fußvolk nicht mehr folgen konnte, wurde ein Tambour auf ein Pferd, das aus Napoléons Reisewagen gespannt ward, gesetzt, der fortwährend schlagen musste. So ging es bis hinter Quatrebras. Da verlangte die Natur ihre Rechte; die Verfolgung musste aufhören, allein sie hatte das französische Heer vollig aufgelöst; unaufhaltsam eilte es vorwärts und verschwand ganz aus den Augen der Sieger. Noch nie ist ein Feind so verfolgt worden, wie die Franzosen von den Preußen nach der Schlacht von La Belle Alliance. Wellington verlor 21,000 Todte und Verwundete und die Preußen 7000; 300 Kanonen und ein ungeheures Material wurden erbeutet. Als Grouchy, der am 19. den am Tage vorher angefangenen Angriff auf Wawre fortsetzte, die Nachricht von der verlorenen Schlacht erhielt, trat er sogleich den Rückzug nach Namur an.

Unaufhaltsam drangen die beiden Feldherren ins Innere Frankreichs, und am 29. sahen die Preußen zum zweiten Male die Thürme von Paris, welches am 7. Juli mittelst einer Kapitulation besetzt wurde. Zu gleicher Zeit waren 160,000 Russen, 130,000 Oesterreicher und 124,000 deutsche Bundestruppen über den Rhein gegangen, sie fanden aber keinen erheblichen Widerstand mehr.

Der französische Kaiser, der gleich nach der Schlacht am 18. nach Paris geeilt war, dankte am 22. freiwillig ab, um sich dem Schimpf einer

Absetzung zu entziehen; er wollte wohl den Thron für seinen Sohn als Kaiser Napoléon 2. retten, doch die französischen Kammern nahmen darauf keine Rücksicht. Um sich nicht der Gefahr auszusetzen, von den Preußen oder Engländern aufgehoben zu werden, begab sich Napoléon am 29. nach der Insel Aix, von wo er sich nach Amerika überschiffen wollte; aber die Engländer beobachteten die Insel so genau, daß er sich ihnen nicht entziehen konnte, und so wollte er lieber die Großmuth der Engländer auf die Probe stellen, als heimlich entweichend in ihre Hände fallen. Er begab sich am 10. Juli freiwillig auf ein englisches Kriegsschiff, ward mit Achtung, nur nicht als Kaiser, behandelt, aber als Kriegsgefangener angesehen und nach Helena gebracht. Hier endete der große Mann am 5. Mai 1821 sein thatenreiches Leben.

Nach manchen Unterhandlungen kam der Zweite Pariser Frieden erst am 20. November zu Stande. Frankreich tritt einige Gebiete ab, zahlt 700 Millionen Franken an die Verbündeten — von denen Preußen *) 125 Millionen erhält — und wird die nächsten fünf Jahre von 150,000 Mann besetzt gehalten, welche zugleich ernährt werden müssen. Dann erneuern Oesterreich, Rußland, Preußen und England ihren Bund zur Erhaltung der Ruhe in Frankreich, wenn diese wieder gestört werden sollte. Preußens Territorial-Angelegenheiten waren durch die Schlußakte des Wiener Kongresses vom 9. Juni 1815 endlich beendet worden. Es erhielt einen Theil der durch den Tilsiter Frieden verlorenen Länder zurück und erwarb noch an neuen einen Theil des Königreichs Sachsen, Schwedisch-Pommern, die mit dem Namen des Herzogthums Niederrhein und der Herzogthümer Kleve-Jülich-Berg bezeichneten Länder auf beiden Ufern des Rheins und einige kleinere Landstrecken. Die Gesammtmasse aller Erwerbungen betrug 2012 Quadratmeilen mit mehr als fünf Millionen Einwohnern, so daß im Juli 1815 der preußische Staat, einschließlich eines spätern kleinen Zuwachses durch den Zweiten Pariser Frieden, 5014 Quadratmeilen groß war, die mehr als zehn Millionen Einwohner enthielten.

Von den 48,054,000 Thalern Schulden, die Friedrich Wilhelm 3. beim Antritt seiner Regierung vorgefunden hatte, waren bis 1806 bereits 22,743,000 Thaler abgetragen worden; doch in Folge der Kriegsrüstungen 1805 und 1806 mussten neue gemacht werden, so daß am 1. Januar 1807 die Schuld auf 53,494,000 Thaler angewachsen war; es blieben mithin noch 30,751,000 Thaler zu tilgen. Rechnet man zu dieser Schuld die Kriegskontributionen an Frankreich und den Ausfall an Einnahmen aus den vom Feinde in den Jahren von 1807 bis 1810 besetzten Landschaften mit 112,473,000 und die Kosten der Kriegsjahre von 1813 bis 1815 mit 61,605,000 Thalern hinzu, so hat der preußische Staat in den neun Jahren von 1806 bis 1815 an 206,000,000 Thalern Schulden gemacht.

*) Später, am 25. April 1818, bekam dasselbe noch 52,600,000 Franken für Privatforderungen, die Frankreich aus früheren Jahren schuldete.

Zweites Buch.

Preußen vom Zweiten Pariser Frieden bis zu den Märztagen 1848.

Der gewaltige Napoléon war gestürzt. Schwerlich hatten aber für seine Vernichtung allein die Völker deutscher Zunge die großartigsten Anstrengungen gemacht; sie erwarteten jetzt vielmehr als Preis für ihre Opfer von ihren Fürsten freie Institutionen, die der Willkür und dem unbeschränkten Belieben ein Ende machen sollten; sie entschieden sich für die konstitutionelle Monarchie, die nicht allein den alten Dynastien die Fortdauer, sondern auch den Völkern den Frieden sichern konnte. Denn keineswegs waren durch den Despotismus Napoléons die Ansichten, welche die französische Revolution über das Verhältniß der Völker zu den Fürsten und über die Berechtigung jener zu einer ihrem Willen entsprechenden Freiheit ins Leben gerufen hatten, diesseit des Rheins erstickt worden. Hatte der Kaiser durch die Härte und Rücksichtslosigkeit, mit der er sich über alle geschichtlichen Verhältnisse hinweggesetzt und jede Nationalität gleichsam mit Füßen getreten hatte, diese nicht vielmehr geweckt? Waren nicht gerade die Zeiten des Rheinbundes mit ihrer Zerstückelung des deutschen Volkes die schmachvollsten für dieses gewesen? Was Wunder, wenn es sich nun für einen neuen Aufbau seines Vaterlandes entschied, der die Einheit des deutschen Volkes verwirkliche? In allen Gegenden Deutschlands erstrebte man eine großartige Erneuerung seines Volksthums; selbst in den kleinsten Verhältnissen zeigte sie sich, in Sprache, Sitte, Kleidung. Und doch war diese Bewegung durchaus nicht revolutionairer Natur.

Doch die Forderungen des deutschen Volkes stießen beim absoluten Fürstenthum auf den entschiedensten Widerstand. Es dachte nicht daran, weder der Freiheit, noch der Nationalität irgend welche Zugeständnisse zu machen. Hatte nicht Oesterreich bereits beim Beginn des großen Krieges

erklärt, daß ihm Nichts mehr zuwider sei und gefährlicher dünke, als wenn, wie Preußens König es gethan, die Fürsten sich an die Seite ihres Volkes stellten? War nicht bereits im Laufe des Krieges Oesterreichs Metternich der Mentor aller Fürsten und Diplomaten geworden? Unterstützt wurde nun das absolute Fürstenthum durch die Büreaukratie, welche die Aristokratie gleichsam verdrängt hatte und zum ersten Stande geworden war; auch lag ihr Nichts so sehr am Herzen, als die Erhaltung ihrer Macht und ihres Ansehens. Beider Bundesgenossen waren die Aristokratie und die Kirche; denn sie hatten ja viel besessen und große Gewalt geübt und waren lange Hand in Hand mit dem fürstlichen Absolutismus gegangen.

Der Wiener Kongreß hatte nun Alles ausgleichen sollen; auf ihn waren alle Blicke gerichtet gewesen; aber Selbstgefühl, Vergrößerungssucht, Hinwegsetzung über jede Forderung der Nationalitäten, Feilschen mit Völkern und Staaten waren auch dieses Mal, wie bei den Kongressen früherer Zeiten, nicht vergessen worden, sie standen in schönster Blüthe. Bei den Länderausgleichungen wurden die Völker gleichsam wie Heerden berechnet, und jedem Fürsten für verlorenes Gebiet oder als Preis für die Anstrengungen seiner Völker eine Masse Menschen zugewiesen; sie waren dann abgefunden. Endlich kam auch trotz der mannigfaltigsten Sonderinteressen und neben den Wünschen und Absichten ausländischer Mächte am 8. Juni 1815 die Bundesakte, das Grundgesetz des Deutschen Bundes, zu Stande. Die Diplomaten glaubten mit derselben den Bestimmungen des Pariser Friedens, nach welchem die deutschen Staaten unabhängig und durch ein Föderativband vereinigt werden sollten, genügt zu haben. Doch damit war das deutsche Volk nicht zufrieden; denn statt eines organischen Bundesstaates war ein Staatenbund geschaffen worden; es wollte aber ein deutsches Reich mit einem mächtigen Oberhaupte, es wollte seine Stellung unter den europäischen Mächten, die ihm mit vollem Rechte gebührte, einnehmen. Nun war es wieder, was es gewesen war, ein Spielball diplomatischer Ränke und ein Tummelplatz für die Großmächte. Was nun die wichtige Verfassungsfrage, auf welche begreiflicher Weise die ganze Aufmerksamkeit und Hoffnung des deutschen Volkes gerichtet war, betrifft, so wurde diese in der Bundesakte durch den §. 13.: „in allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden“, zwar gelöst; doch was bedeutete diese orakelmäßige Fassung anders, als daß sie ebenso gut wahrhaft repräsentative, als zur Staatsdekoration dienende feudalständische Verfassungen schaffen ließ? Am ausführlichsten verbreitete sich die Bundesakte über das, was die hohen Herren von Gottes Gnaden anging; denn alle Angelegenheiten des Deutschen Bundes und seiner Glieder sollten durch Abgesandte der letzteren geordnet werden. Sie nahmen ihren Sitz in Frankfurt am Main, wo im November 1816 die Bundesversammlung auch eröffnet wurde. Wer konnte es aber dem deutschen Volke verargen, wenn es die

frankfurter Versammlung von Hause aus ganz übersah, Nichts von ihr erwartete und sie mit Spott und Hohn angriff.

Unter allen Regierungen deutscher Zunge hatte die preußische am entschiedensten die öffentliche Meinung für sich gewonnen, auch im Kampfe gegen Napoléon unstreitig die glorreichste Stellung behauptet. Selbst auf dem Kongresse waren von Preußen Vorschläge zur Erringung deutscher Einheit gemacht worden, es hatte sich laut und unverholen für freisinnige Institutionen ausgesprochen. Ja, es war allen anderen Regierungen mit gutem Beispiele vorangegangen. Das Gesetz vom 22. Mai 1815 verkündigte dem Volke die alsbaldige Einführung einer Repräsentativverfassung; die Repräsentanten sollten aus den Provinzialständen gewählt werden und ihren Sitz in Berlin haben; auch sollte ohne Zeitverlust eine Kommission — ihr Zusammentritt war zum 1. September festgesetzt — ernannt werden, die sich mit der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde zu beschäftigen hätte. Wenn auch der bevorstehende Krieg mit Napoléon auf den Schritt der Regierung bedeutend eingewirkt hat, so erklärte doch noch am 21. März 1818 eine Kabinetsordre, daß es ein freventlicher Zweifel sei, wenn Jemand glauben sollte, der König würde sein Wort nicht halten; selbst später bestimmte das Staatsschuldengesetz vom 17. Januar 1820, daß neue Anleihen nur mit Zuziehung und unter Bürgschaft der künftigen reichsständischen Versammlung gemacht werden sollten. Aber nur zu bald erfolgte ein Umschlag in den Ansichten der preußischen Regierung, dessen Anfänge bis in die Zeiten der Heiligen Alliance, jener schwärmerischen Träumerei der damaligen gekrönten Häupter von Oesterreich, Rußland und Preußen, hinaufreichen. Diese erklärten am 26. September 1815 öffentlich, sie sähen sich nur als Bevollmächtigte der göttlichen Vorsehung an und erkennten keinen Souverain, als Gott, Christus. Doch nicht lange dauerte es, da zeigte sich die Heilige Alliance in einem andern Geist — wahrscheinlich kamen nun ihre geheimen Artikel zur Geltung; denn es gab sich gegen den Geist der Zeit und gegen die Wünsche des deutschen Volkes eine Reaktion zu erkennen, an deren Spitze vorzugsweise Oesterreich und dessen Minister Metternich standen. Die Reaktion sollte nun das Zusammensinken der alten Zustände, welches nach dem natürlichen Laufe der Dinge über kurz oder lang erfolgen musste, noch eine gewisse Zeit aufhalten. Dazu genügte eine macchiavellistische Politik, welche gerade die schlechteren, gemeineren Triebe der Menschheit zum Durchsetzen ihres Zieles gebrauchen kann. Doch Alles kam nun noch darauf an, ob die europäischen Regierungen zum österreichischen System hinüberzuziehen seien; es war gerade nicht schwer, denn alle huldigten den Grundsätzen der Reaktion. So auch Preußen. Denn sicher kann man annehmen, daß die freisinnige volksthümliche Richtung, zu der Friedrich Wilhelm 3. seit 1807 von der patriotischen Partei getrieben worden war, ihm höchst unbequem gewesen ist; die Noth allein hatte ihn jene Richtung verfolgen lassen.

Was ist nun die Geschichte Europa's seit 1814 anders, als eine Geschichte der Reaktion gegen freisinnige Ideen und demokratische Grundsätze!

In Preußen selbst gab es eine starke reaktionaire Partei, die jetzt gegen die freisinnige Richtung, die dessen Regierung so lange verfolgt hatte, immer dreister auftrat; sie wurde von Oesterreich und Rußland auf diplomatischem Wege und durch Einwirkungen auf den König thätig unterstützt. Ihr erster sicherer Angriff auf die freisinnige Partei war die gemeine Angeberei des Geheimen Justizrath Schmalz, der im Herbste 1815 in einer sehr schlecht geschriebenen Flugschrift den deutschen Patrioten — den Tugendbündlern — revolutionaire Umtriebe, Haß gegen alle Regierungen, Streben nach ihrem gewaltsamen Umsturz und nach Herstellung der deutschen Einheit selbst vermittelst des Mordes, der Plünderung und Nothzucht nachsagte; von einer Begeisterung des Volkes wollte er Nichts wissen: „Jeder eilte zu den Waffen, als es der König befahl, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt." Die ganze reaktionaire Partei erhob den elenden Angeber in den Himmel; er hatte, was wohl vorzugsweise mit seiner Schrift beabsichtigt worden ist, dem ängstlichen König von Preußen einen Schrecken eingejagt, der so heilsam wirkte, daß er den Tugendbund aufhob und zugleich das Verfassungswerk vom 22. Mai 1815 auf die lange Bank schob; auch gab der König an Schmalz den Rothen Adlerorden; diesem Beispiele folgten dann der von Württemberg, der ihm auch einen Orden schickte. Metternich soll Schmalz als österreichischem Spion einen Sündenlohn von zweihundert Thalern jährlich gezahlt haben.

Von nun an sank Preußen, welches in den Befreiungskriegen eine so großartige Stellung in Deutschland eingenommen hatte, in der öffentlichen Meinung und erndtete nur bittern Haß. Sogleich benutzten die mittleren und südlichen Staaten Deutschlands diese Veränderung der preußischen Politik, um dieser Macht in der öffentlichen Meinung den letzten Stoß zu geben, was nicht besser geschehen konnte, als dadurch, daß Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Nassau in der Liebe ihrer Völker, die sie während der Freiheitskriege so leicht verscherzt hatten, eine Stütze suchten, die sie leicht fanden, als sie ihnen in den Jahren 1818 und 1819 repräsentative Verfassungen gaben, wenn gleich diese den gehegten Erwartungen nicht entsprachen.

Wie groß musste nun nicht der Unmuth in den preußischen Staaten werden! Von vielen Provinzen liefen Adressen in Berlin ein, welche den König an die endliche Erfüllung seines Versprechens mahnten; die Rheinprovinzen wurden besorgt um ihre freien Institutionen, die sie zu verlieren fürchteten. Noch gab es in der Verwaltung viele Männer, welche der freisinnigen Richtung angehörten, aber die reaktionaire Partei blieb auch nicht unthätig und bot alle ihre Kräfte auf. Sie fürchtete die Worte Freiheit und Einheit des deutschen Volkes, die Turner mit ihrem Haupte Jahn,

die Burschenschaft, das Wartburgsfest, in ihren Augen nur Stützpunkte der revolutionairen Partei und der Revolutionen. Da wurde im Herbste 1818 der Kongreß zu Aachen eröffnet, sein amtlich angekündigter Zweck war die endliche Feststellung des Verhältnisses der Großmächte zu Frankreich, was dann auch bald abgemacht war. Sein geheimer ging dahin, den politischen Zustand Deutschlands zu ordnen, was Oesterreich, Rußland und Preußen unter sich abmachten; Frankreich und England wurden davon ausgeschlossen. Die Seele aller Konferenzen war gleichsam Metternich; er erklärte, ein neuer Fürstenbund müsse es sich zur Aufgabe machen, aufs Entschiedenste alle nationalen Wünsche, die eine wirkliche Einschränkung der oberherrlichen Gewalt zur Folge haben dürften und allen revolutionairen Geist zu beseitigen und zu unterdrücken. Damals soll Hardenberg in der Ministerkonferenz gesagt haben: „in jedem Falle seien die Umstände zu berücksichtigen, unter denen Seine Majestät genöthigt gewesen sei, dem preußischen Volke für seine patriotischen Aufopferungen eine Art von Lohn — die Zusicherungen des Gesetzes vom 22. Mai 1815 — zu versprechen. Der König habe nie im Entferntesten daran gedacht, seiner Herrscherwürde das Geringste zu vergeben. Er sei vielmehr immer Willens gewesen, diese Herrscherwürde wo möglich mit noch größerm Glanze zu umgeben, und sie auf noch festere Grundlagen der Souverainetät zu basiren. Kaum aber seien die Stürme der Zeit beseitigt, so habe sich auch, wie das die Welt nunmehr wisse, Seine Majestät beeilt, das gegebene Versprechen dergestalt zu modificiren, daß daraus die Möglichkeit hervorgegangen sei, das Versprechen selbst rückgängig zu machen *).“ Der freisinnige Staatskanzler, keine starke sittliche Natur, war damals schon zu seinen Gegnern übergetreten und spielte somit auf dem Kongresse eine niedrige und feige Rolle. Die amtliche Erklärung, welche der Kongreß an seinem Schlusse erließ, lautet: „Der Bund hat keinen andern Zweck, als die Erhaltung des Friedens und die Verbürgung der Verträge, welche ihn begründet und befestigt haben.“

Bald darauf, am 23. März 1819, wurde August von Kotzebue, der längst als russischer Spion bekannt war, in Mannheim von Karl Sand, einem Jenaer Studenten von enthusiastischem Gemüthe, ermordet. Dieser Mord kam der Reaktion überaus gelegen. Metternich benutzte den Schrekken, welche Sands That auf den König von Preußen hervorgebracht hatte, um diesen dahin zu bringen, daß er in Verbindung mit Oesterreich und mit aller Kraft sich den konstitutionellen Bestrebungen in den übrigen deutschen Ländern entgegensetze, was vollkommen gelang. Auch wurde ein

*) Europäische Geheimnisse eines Mediatisirten. Hamburg, 1836. Seite 182—186. Das Buch wurde gleich nach dem Erscheinen von der preußischen Regierung unter der Hand aufgekauft.

großer Geheimbund, der gegen die deutschen Regierungen geschlossen sein sollte, mit wahrhaft kecker Dreistigkeit ersonnen, der mit Sands That in genauem Zusammenhange stehen sollte; denn mit einer wahrhaft unvernünftigen Verwechselung wurde das Verbrechen eines Einzelnen einem ganzen Volke zur Last gelegt. Nun gab es Verhaftungen ohne Zahl — Jahn, Arndt und die Brüder Welcker aus Bonn wurden damals eingezogen — Haussuchungen wurden gehalten, um überall den „demagogischen Umtrieben“ auf die Spur zu kommen; die Turnplätze wurden geschlossen und die Presse noch strenger gezügelt, auch sollten die Universitäten anders eingerichtet werden. Dagegen konnten, meinte man, nur umfassende, überall zur Geltung gebrachte Maßregeln helfen, und sogleich erkannten auch die Ministerien, die Bundesakte sei zur Erhaltung der bestehenden Ordnung ungenügend und müsse ergänzt werden, dazu wäre aber der Bundestag nicht der Ort, besser eine Ministerialkonferenz, die von allen größern deutschen Staaten beschickt würde; diese wurde dann auch von Metternich nach vorhergegangener Verständigung mit dem preußischen Kabinete nach Karlsbad zusammenberufen und trat am 6. August 1819 zusammen.

Die Gesandten — Preußen vertrat sein Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff — waren mit Metternich darüber ganz einverstanden, daß alle Fürsten mit den Versprechungen aus den Freiheitskriegen brechen sollten; auch einigte man sich bald über gleichförmige Bestimmungen behufs der Presse, über eine strengere Aufsicht über die Universitäten, Gymnasien und Schulen, über nähere Bestimmungen über den 13. Artikel der Bundesakte, die eigentlich den süddeutschen Regierungen galten, die ihre repräsentativen Verfassungen entweder aufheben oder bedeutend abändern sollten; „denn die Gefahren, hieß es, welche für die Ruhe der Staaten durch Einführung von Volksrepräsentationen entstehen könnten, hätten den Regierungen 1815 nicht so deutlich vorgeschwebt, wie jetzt, weil damals die Erfahrung noch nicht gemacht wäre.“ Alle Beschlüsse sollten nun vom Bundestage zum Gesetze erhoben werden, und schon am 20. September nahm derselbe sie ohne alle Berathung als bleibende organische Gesetze an; sofort wurden sie auch zur Anwendung gebracht. Damit ward eine vollständige Revolution in dem öffentlichen Rechtszustande Deutschlands durchgeführt; denn der Bundestag hatte zugleich die Gewalt erhalten, seine in Stimmenmehrheit gefaßten Beschlüsse auch gegen widerspenstige Regierungen, nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand, durchzusetzen; er war gleichsam in eine gewaltige Policeibehörde für die inneren Angelegenheiten der Bundesstaaten umgeschaffen.

Nach Annahme der Karlsbader Beschlüsse von preußischer Seite gelang es der Reaktion, aus dem Ministerium alle freisinnigen Männer zu entfernen. Vergebens hatten Wilhelm von Humboldt, General von Boyen und Großkanzler von Beyme versucht, ihre Annahme zu hintertreiben; Ersterer nannte sie schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend. Der

König, den die Reaktionspartei schon ganz in Händen hatte, ertheilte Humboldt einen ungnädigen Bescheid; noch im December 1819 erhielten die drei Männer ihren Abschied, und damit war das Ministerium vollkommen von allen Freisinnigen gesäubert. Von nun an schloß sich Preußen ganz an das österreichische System in der hohen Politik, wie in den preußischen und deutschen Fragen an, was ihm einen unbeschreiblichen Schaden bei dem gebildeten Theil des eigenen und deutschen Volkes gebracht hat; auch hielt Friedrich Wilhelm 3. von nun an weder sich, noch seine eigenen Staatsmänner in Fragen der europäischen Politik für urtheilsfähig; über alle Dinge musste erst in Wien angefragt werden: dort verstehe man das am besten.

Wenn nun Oesterreich und Preußen die Umgestaltung des Bundes im Sinne des Absolutismus durchgesetzt hatten, so war doch nicht Alles geschehen; die Hauptschlacht war noch gegen die süddeutschen Verfassungen zu liefern. Muthig schritt Metternich auch an dieses Werk. Alle deutschen Bundesstaaten schickten gleich ihre Gesandten, Preußen wieder seinen Bernstoff, Metternichs unermüdlichen und treuen Schildknappen, nach Wien. Die Bestimmungen der hier abgehaltenen Konferenz wurden am 8. Juni 1820 als „Schlußakte zur Befestigung des Deutschen Bundes" zum Grundgesetze desselben erhoben. Sie erklärte, daß den Regenten in Staaten mit landständischer Verfassung die unverkümmerte Souverainetät erhalten werden solle, machte also jene kraftlos, und daß sie bei einer landständischen Verfassung durch die Mitwirkung der Stände nur in der Ausübung bestimmter Rechte gebunden werden könnten. Wie war daneben eine wirkliche landständische Verfassung denkbar? Nun wurde auch noch der Bundestag selbst von allen Mitgliedern gereinigt, die nicht ganz in diese Beschlüsse eingehen wollten; er wurde gleichsam zu einem Ministerium Metternich umgeschaffen. Fortan gab der Bundestag — er ließ auch wenig mehr von sich hören — nur dann ein Lebenszeichen von sich, wenn die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen es verlangten und das Verlangte zu ihrem Vortheile war. Von diesen ging ersteres ganz offen seine Wege; es machte keinen Hehl daraus, die „aus Frankreich nach Deutschland eingedrungenen Ideen" zu bekämpfen und auszurotten; es kannte keine anderen Gegner, als Wühler und Demagogen, deren Endziel der Umsturz aller Throne und alles Bestehenden war, und wer seiner Politik entgegen handelte, gab sich demagogischen Umtrieben hin. Traurig war es nun, daß Preußen seine Stellung so ganz verkannte; es konnte doch nur Einfluß im Deutschen Reiche gewinnen, wenn es mit Ernst das Versprechen einer wirklichen Volksvertretung durchführte, es stand dann geschlossen Oesterreich gegenüber, wozu ihm auch eine einfache, gesunde Politik die Fingerzeige geben musste. Oesterreich gewann durch Metternich auch einen immer größern Einfluß auf die anderen europäischen Großmächte; nächst Preußen schloß sich Rußland auf den Kongressen zu Troppau (Oktober 1820), Laibach (December 1820)

und Verona (Oktober 1822) der österreichischen Politik an. Diese Mächte erklärten hier, gemeinschaftliche Sache wider die Staaten machen zu wollen, in welchen durch Aufstände gegen die legitime Macht Verfassungen zu Wege gebracht werden sollten. Oesterreich führte diese Politik bald gegen Neapel und Sardinien aus, Frankreich gegen Spanien.

Die Jagd, die nun in allen deutschen Staaten auf demagogische Gespenster und auf Revolutionen gemacht wurde, fing bald nach der Annahme der Karlsbader Beschlüsse an. Erstere wurden bald vergessen, die Centraluntersuchungskommission, die in Mainz ihren Sitz aufschlug und viel Arbeit und viel Geld vergeudete — sie kostete wohl 600,000 Gulden — feierte endlich 1828 ein stilles Begräbniß; sie hatte weder demagogische Umtriebe, noch Revolutionen entdeckt. Als das Ober-Landesgericht in Breslau über die in Köpenick Verhafteten, der Revolutionslust Verdächtigen, das Urtheil sprach, zeigte es sich, daß diese nur über Staatsverfassung dem Bestehenden widersprechende Meinungen gehegt hatten. Eine Revolutionspropaganda wollte sich nirgends entdecken lassen.

Ganz hatte man schon in Preußen das Gesetz vom 22. Mai 1815 vergessen; auch ging mit dem Tode Hardenbergs, der am 26. November 1822 in Genua starb, die Reaktion mit vollen Segeln auf ihr Ziel los, das rein monarchische Princip mit der Herrschaft des großen Grundeigenthums, als seiner eigentlichen Grundlage, zur allgemeinen Geltung zu bringen. Der wichtigste Schritt dazu war das Gesetz vom 5. Juni 1823 wegen Anordnung der Provinzialstände, die zum „gesetzmäßigen Organ der verschiedenen Stände der getreuen Unterthanen in jeder Provinz“ erklärt wurden. Sie waren in den einzelnen Provinzen verschieden zusamsamgesetzt; sie bestanden aus Mitgliedern der im preußischen Staate angesessenen Fürsten und Herzoge, einigen Grafen und den vormals unmittelbaren Reichsständen, aus Standesherren und Abgeordneten der Domkapitel, der Rittergutsbesitzer, der Städte und der ländlichen Gemeinen. Ebenso war die Anzahl der Abgeordneten in den Provinzialständen für jede Provinz verschieden; Preußen zählte für den ersten Stand fünfundvierzig, für den zweiten achtundzwanzig und für den dritten zweiundzwanzig Abgeordnete. Offenbar war es, daß die verschiedenen Stände nicht vertreten wurden, weil nur allein Grundeigenthümer das Recht der Wahl und des Gewähltwerdens besaßen; dann mussten städtische Grundeigenthümer noch obenein Mitglieder des Magistrats sein oder ein bürgerliches Gewerbe treiben. Nun ward, da es nicht allein darauf ankam, das Grundeigenthum ausschließend vertreten zu sehen, gerade dem großen ländlichen Grundbesitz — der Ritterschaft — welcher noch in dem bei weitem größten Theile des Staates in den Händen des Adels war, wenn auch nicht ein entscheidendes Uebergewicht über die anderen Stände, doch eine gleiche Anzahl Stimmen in der Vertretung verliehen. Wie wenig aber die Provinziallandtage als Vertreter ihrer Provinzen angesehen werden konnten, be-

weiset, daß alle Beschlüsse mit einer Stimmenmehrheit von zwei Dritteln der Anwesenden gefasst werden mussten. Da aber die Abgeordneten der Städte und Landgemeinen durchschnittlich nur die Hälfte der Gesammtheit aller Abgeordneten ausmachten, so lag auf der Hand, daß Anträge, welche die besonderen Vortheile der Ritterschaft verletzten, niemals oder doch nur selten durchgehen konnten. Unter solchen Verhältnissen war es ein Glück daß den Provinziallandtagen nur beschränkte Befugnisse eingeräumt waren, daß sie in Bezug auf die allgemeine Gesetzgebung nur eine berathende Stimme hatten, und daß selbst ihre Beschlüsse über provinzielle Angelegenheiten — gerade ihre vorzüglichste Bestimmung — der Aufsicht und Genehmigung der Regierung unterworfen blieben. Da nun ihre Verhandlungen, die in geschlossenen Sitzungen gehalten wurden, sehr spät zur Oeffentlichkeit kamen, so konnten sie, wie auch ihre Ergebnisse in den darüber erlassenen Landtagsabschieden, nur eine überaus geringe Theilnahme erregen. Wenn sie auch manches Gute gewirkt haben, so waren sie in politischer Hinsicht doch nutzlos.

Konnte man es nun den Bewohnern Preußens und Deutschlands verdenken, wenn sie mit um so größerer Neugierde und Spannung ihre Aufmerksamkeit dem Auslande und namentlich Frankreich, schenkten? Die französische Karte galt ihnen als das Muster einer Konstitution, und in der Sprache der französischen Volksvertreter ihrer Regierung gegenüber, glaubten sie die wahren Klänge einer Volksrepräsentation zu vernehmen; auch schwand allmählig die durch die Freiheitskriege groß gezogene Franzosenfresserei und damit auch die Vorliebe für das ausschließliche Deutschthum.

In Frankreich verfolgten nämlich Ludwig 18., der am 16. September 1824 starb, und Karl 10. dasselbe Ziel, nach welchem die Reaktion in Deutschland steuerte; die beiden Bourbons wollten von einer Repräsentativ-Verfassung und der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, wie sie sich in diesem Lande seit der Revolution gebildet hatte, Nichts wissen; sie arbeiteten mit ihrem Anhange, dem Adel und der Geistlichkeit, dahin, wo möglich Frankreichs Verwaltung und Verfassung, ja, seinen ganzen Zustand in die Zeiten, wie sie vor der Revolution bestanden hatten, zurückzuversetzen. Als alle Mittel, um wenigstens den Schein einer konstitutionellen Regierung zu retten, verbraucht waren, sollte Gewalt helfen, und die bekannten Verordnungen vom 25. Juli 1830 erschienen. „Frankreich — heißt es in dem Ministerialbericht an Karl 10. — steht am Rande eines revolutionairen Abgrundes; die Frechheit der Presse und das Wahlgesetz, die Quelle der gefährlichsten Umtriebe, regen die politischen Leidenschaften bis in die Tiefe der Gesellschaft auf und bewegen selbst die Masse.“ Wären nun die Gewaltmaßregeln gegen die Presse und gegen das Wahlgesetz, nach dem alle Wahlen zu den Kammern in die Hände der Verwaltungsbeamten allein gelegt werden sollten, ins Leben getreten, so wäre nicht einmal mehr Etwas von einer konstitutionellen Verfassung übrig geblieben, die dann über kurz

oder lang vielleicht auch noch hätte weggeräumt werden können, und die Bourbons hätten ihr Ziel erreicht. Aber das französische Volk sah diesen Angriffen auf sein politisches Leben nicht ruhig zu; es erhob sich — die Bourgeoisie, d. h. die Begüterten, und der gemeine Mann machten wie in den Jahren 1789 und 1790 gemeinschaftliche Sache — gegen die Gewaltschritte seines Königs und jagte ihn aus dem Lande. Ein Bourbon, aber aus dem Nebenzweige Orléans, Ludwig Philipp, der im Rufe eines warmen Freundes konstitutionellen Staatslebens stand, wurde von den Männern, denen es vor Allem darum zu thun war, Frankreich vor der Anarchie und vor Revolutionsstürmen zu bewahren, auf den Thron berufen, und das Volk nahm ihn mit Vertrauen an. Die Revolution war gebannt. Wie viele Franzosen lebten nicht in dem Wahne, von jetzt an werde Frankreich zu seinem und seines Vortheile regiert werden! Aber wie sind sie getäuscht worden! Doch die Julirevolution in Paris zündete den Stoff, der sich fast in allen Ländern Europa's angehäuft hatte. Das Königreich der Niederlande, das ein europäisches Bollwerk gegen den Revolutionskrater Frankreich sein sollte, löſete sich auf, der südliche Theil desselben, Belgien, trennte sich von dem nördlichen und musste als ein selbständiges Reich anerkannt werden; die diplomatisch zusammengebrachten Nationalitäten wollten einmal getrennt sein. Im nördlichen Italien und im Kirchenstaate wurden die mannichfachen Unruhen durch österreichische Waffen bald unterdrückt, aber als Polen sich für seine Unabhängigkeit am 29. November erhob, da schien es, als würde ein allgemeiner Krieg zwischen den westlichen und östlichen Mächten Europa's ausbrechen. Doch die Erhebung Polens, die nicht von der allgemeinen Volksbegeisterung getragen ward, sondern wesentlich von dem Heere ausgegangen war, endete durch dieselbe Schuld, die alle ähnliche Versuche seit der ersten Theilung scheitern ließen. Durch Zwiespalt unter den Häuptern, Trennung der Interessen und Zersplitterung der Volkskraft gingen die großen Opfer verloren, die vergebens für die Freiheit des Vaterlandes gebracht worden waren. Vor Allem schuldete die Partei, welche sich den Rückzug offen halten wollte und nach der Gunst des Zar Nikolaus I. verstohlen strebte; sie hemmte zuerst den Kampf, um zu unterhandeln, ehe die Waffen entschieden hatten, und als der Kampf begonnen hatte, wusste sie ihn schlau genug ohne den Schutz einer allgemeinen demokratischen Erhebung zu lassen. Bald beherrschte die Aristokratie die ganze Revolution; sie war herbeigeeilt, um von ihren möglichen guten Folgen nicht ausgeschlossen zu bleiben. Sie hemmte alle Bemühungen der Demokraten, auch dachte Niemand aufrichtig an eine sociale Reform, an die Freiheit der Bauern; endlich fiel die Revolution schmählich. Nicht zu bezweifeln ist es, daß der Aufstand in Polen auch in den ehemaligen Provinzen dieses Landes, die Preußen besaß, Anklang finden würde; es wurden daher innerhalb der Grenzen Preußens kleinere Abtheilungen zusammengezogen, im Großherzogthum Posen aber ein be-

deutendes Heer, welches Feldmarschall Graf Gneisenau befehligte. Wenn nun ein festes, aber mildes Verfahren den Ausbruch des Zündstoffes verhinderte, so war es doch unrecht, daß Friedrich Wilhelm 3., je schwieriger den Russen der Kampf in Polen wurde, erlaubte, daß dessen Heere durch Zufuhr von Lebensmitteln — in Ostpreußen wurde dabei viel Geld verdient — und durch Kriegsbedarf unterstützt werden durften, und so im Stillen zur Besiegung des muthvollen polnischen Heeres mitwirkte. Auch ist es ganz der alten Kabinetspolitik gemäß, wenn Preußen einen Staat nicht zum Nachbarn haben wollte, den es einst berauben half und der, wäre er selbständig geworden, vielleicht Ansprüche auf bedeutende preußische Provinzen hätte geltend machen wollen. Uebrigens war Friedrich Wilhelm 3. fest entschlossen, den europäischen Frieden zu erhalten; wer möchte es ihm auch verdenken, daß er nach den Erfahrungen seines früheren Lebens nicht noch einmal im späten Alter die Waffen ergreifen wollte? Preußen blieb aber auch die einzige Großmacht auf dem festen Lande, welche von der unmittelbaren Theilnahme an der Bekämpfung revolutionärer Ausbrüche sich fern hielt. Nur in den deutschen Verhältnissen war es wirksam.

Die deutschen Fürsten waren am Anfange des Jahres 1830 wohl sicher, daß sie den nach den Freiheitskriegen mit Ungestüm sich zeigenden Drang ihres Volkes nach Erweiterung ihrer Freiheitsrechte und nach politischer Einheit ganz gebrochen hatten; sie besaßen die volle Souverainetät und politische Ungebundenheit, auch war das rein monarchische Princip zur staatsrechtlichen Geltung gebracht worden, und was sich noch dagegen sträubte, hofften sie noch zu besiegen. Das deutsche Volk war ruhig, und diese Ruhe galt als unterthänige Zufriedenheit, wie es sich die großen Herren und feile Federn wohl einredeten. Aber die Julirevolution strafte diese Erwartungen Lügen. In Deutschland folgten bald Aufstände über Aufstände, zwar im kleinsten Maßstabe, aber sie gaben doch Zeugniß, wie unzufrieden man da war. Sachsen, Kurhessen und Braunschweig — im letztern Ländchen allein ging die Revolution nicht vom Volke, sondern vom Adel aus — erhielten damals freisinnige Verfassungen; die des Königreichs Hannover wurde erweitert. In den süddeutschen Staaten wurde der parlamentarische Kampf heftiger gegen die Regierungen und deren Grundsätze fortgesetzt; er stärkte und kräftigte das konstitutionelle Staatsleben; vorzugsweise schenkten die Deutschen der ständischen Opposition in Baden die größte Aufmerksamkeit. Wenn nun auch alle Fürsten besorgt wurden, so verlor doch Metternich in keiner Minute den Kopf; er dachte nur daran, die Volksregungen zu ersticken, schritt auch sogleich ans Werk, als die europäischen Verhältnisse sich mehr und mehr friedlich gestalteten. Preußen und Oesterreich waren bald einig über das, was zu thun sei; und der Bundestag verstand sein Geschäft, die Uebung der hohen Policei zur Aufrechthaltung des Bestehenden, der Ruhe und Ordnung. Er verfügte zuerst im Auftrage der beiden Großmächte die Aufstellung einzelner Truppenkorps zur

Niederhaltung aufständischer Bewegungen; dann schärfte er die strengere Ueberwachung der Presse ein, verbot alle politischen Vereine und außerordentliche Volksversammlungen; zuletzt griff er auch in die Rechte der Landstände ein. Die Deutschen nahmen die Beschlüsse ruhig hin; es schien, als wären ihnen die Bewegungen zu neu gewesen, daher auch alle militärischen Vorsichtsmaßregeln gleichsam sich als unnöthig erwiesen. Nun bekam Metternich — er galt ja in Oesterreich Alles — mehr Muth, mit ihm Preußen. Beide stachelten die übrigen deutschen Regierungen an und fanden nur zu geneigtes Gehör.

Wiederum ergingen Einladungen an alle deutsche Höfe, eine Ministerialkonferenz in Wien zu beschicken, und bald versammelten sich die Getreuen um den guten Haushalter Metternich. So kamen die Bundesbeschlüsse vom 12. Juli 1834 zu Stande, von denen der eine Theil sogleich bekannt gemacht werden, der andere aber Geheimniß bleiben sollte. Zugleich sollten sie das Muster abgeben für die bundesmäßige Thätigkeit der Regierungen im Innern ihrer Staaten, wie für die Thätigkeit der Bundestagsgesandten. Der erstere Theil jener Beschlüsse enthielt Bestimmungen über die Einrichtung des Bundesschiedsgerichts, eines von Anfang an in sich haltlosen Instituts, über Reorganisation der Universitäten u. s. w.; der letztere verbreitete sich über das landständische Wirken, über die Anfechtung der Bundesbeschlüsse durch die Stände, über Steuerverweigerung, Vereidigung der Truppen auf die Verfassung, geschärfte Censur und über die Herausgabe von Zeitschriften. Zur „Erhaltung des Bestehenden“ wurde den deutschen Regierungen offener Verrath an Gesetz und Recht, wie heimtückische Hinterlist gegen das nicht offen zu Bekämpfende als eine Bundespflicht vorgehalten. Nur was in das Metternichsche System passte und ihm fördernd unter die Arme griff, war gut, alles Andere aber wurde als verderblich und unsinnig gebrandmarkt. Die Beschlüsse vernichteten die Kraft des Rechts, das Gesetz der Verfassungen, die Wahrheit des Versprechens; an ihre Stelle setzen sie Lug und Trug, Willkür und Despotie. Ueber die repräsentative Verfassungsform wurde vor Allem entschieden der Stab gebrochen und ihr der Krieg erklärt; ein Scheinkonstitutionalismus sollte an ihre Stelle treten. Man trieb mit den klarsten Bestimmungen frevelhaftes Spiel und setzte physische Gewalt gegen das offenbarste Recht. So verstopfte man noch einmal mit Gewalt und List jede Entwickelung der Volkskräfte, bis die ganze Maschine gesprengt werden sollte. Zu Allem bot der Bundestag seine Hand; er war thatsächlich das Werkzeug der Reaktion über ganz Deutschland und die Richtung, die er nahm, war auch die aller deutschen Ministerien. Der Bundestag verfolgte den Flüchtling im Auslande, den Studenten auf der Universität, den Handwerker auf seiner Wanderung, jeden Gedanken, ehe er sich aussprechen konnte, nicht allein einzelne übel angeschriebene Buchhändler, sondern sogar ihren ganzen Verlag, zuletzt eine ganze Klasse von Schriftstellern, wie die des s. g. Jungen Deutschlands. Und unter den Regierungen, von denen der Bundestag seine Ver-

haltungsbefehle empfing, blieb dann die preußische nicht zurück. Wenn sie auch nicht vollständig das Oesterreichisch-absolutische System angenommen hatte, so erndtete sie doch beim Volke einen stets bitterer werdenden Haß. Die Annahme dieses Systems war einer der augenfälligsten und tiefgreifendsten Fehler der preußischen Regierung; auch bewegte sich das altländische System, sich immer mehr verknöchernd, eigentlich nur noch in der handwerksmäßigen Ausführung der einmal vorhandenen Gesetze, ihm fehlte eine fortbildende Lebensbewegung; denn für das politische Denken und Thun des Volkes konnten die Provinzialstände Nichts beitragen; ob diese zur Staatsmaschine gehörten oder nicht, das brachte in dem Gange derselben keinen Unterschied hervor. Das Volk konnte sich selbstthätig am Staatswesen nicht betheiligen; dies war der privilegirten und deshalb so verhafsten Kaste der Beamten vorbehalten; jeder Wunsch, jeder Versuch ward mit der welthistorisch gewordenen Formel des Ministers des Innern von Rochow „vom beschränkten Unterthanenverstande" abgewiesen.

Vorher schon, am 20. Juni 1833, hatte der Bundestag eine Centraluntersuchungsbehörde über die revolutionairen Versuche, ähnlich der 1828 eingerichteten, in Frankfurt am Main eingesetzt. Sie untersuchte bis ins Jahr 1838 hinein und hatte 1867 Angeschuldigte oder Verdächtige verhört oder verurtheilt, sie fand aber weder verbrecherische Komplotte, noch den Sitz der revolutionairen Propaganda, die einmal an allen Bewegungen Schuld sein sollte.

Wenn auch dem Stifter unbewufst, so hat doch der Zollverein, den alle mittleren und südlichen Staaten des Deutschen Bundes mit Preußen abschlossen, dazu beigetragen, das Gefühl deutscher Einheit, welches bis jetzt auf dem politischen Wege nicht zu erreichen gewesen war und strenge niedergehalten wurde, wesentlich zu fördern; die Deutschen lernten zum ersten Male kennen, welche heilsame Früchte ihnen eine gleiche Gesetzgebung in Handelsangelegenheiten bringe, und zogen daraus den Schluß, wie groß sie dastehen würden, wären sie politisch eine einheitliche Macht. Nach dem preußischen Zollgesetz vom 26. Mai 1818 sollen Zölle nicht allein die inländische Gewerbsamkeit schützen, sondern auch den Staatskassen das Einkommen sichern, welches Handel und Luxus gewähren können; es hob daher alle Fesseln des Binnenhandels auf und erlaubte, mit Ausnahme des Salzes und der Spielkarten, welches Regale waren, alle Handelsgegenstände einzuführen, auch daß sie ihren Weg durch die preußischen Staaten nehmen konnten, wofür dann ein Durchgangszoll erhoben wurde. Nun war aber der Handelsverkehr innerhalb der vielen deutschen Staaten mannigfach gehemmt; die strengen Mauthordnungen Oesterreichs, Preußens, Frankreichs und der Niederlande erschwerten ihn so sehr, daß er fast gar nicht aufkommen konnte und eine Vertheuerung aller Produkte und Fabrikate die natürliche Folge davon war. Daß der Bundestag nicht helfen könne, darüber herrschte nur eine Stimme; es blieb also den einzelnen

Staaten, die den Druck der gegenseitigen Handelsabsperrungen am meisten fühlten, nichts Anderes übrig, als sich durch besondere Verträge selbst zu helfen, so gut sie es vermochten. So entstanden erst mehre kleine Vereine, die den Zweck hatten alle vorhandenen Hemmungen im Verkehr und Handel aufzuheben; doch wurde dadurch wenig erreicht. Es war also am rathsamsten, wenn die kleinen deutschen Staaten sich an eine größere unabhängige Macht anschlossen und deren Zollsystem als Grundlage eines gemeinsamen annahmen. Da kam ihnen Preußen entgegen. Es vereinigte zuerst seit dem Oktober 1819 die kleinen im Umfange seiner Staaten liegenden Gebietstheile deutscher Staaten mit seinem Zollsysteme, dann nahm es die anhaltinischen Länder und Lippe-Detmold in denselben auf; diesen folgten am 14. Februar 1828 Hessen-Darmstadt, am 25. August 1831 Kurhessen und nach und nach die anderen deutschen Staaten mit Ausnahme Hannovers, Braunschweigs, der beiden Meklenbnrg, Oldenburgs und der drei Hansestädte, so daß sich im December 1834 die Größe der zum deutschen Zollverein gehörigen Länder auf 8252 Quadratmeilen belief, die 25,324,000 Seelen zählten. Damit fielen alle Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten; fortan gab es in denselben eine gleichförmige Zollgesetzgebung und einen wesentlich übereinstimmenden Zolltarif; alle durch das gemeinsame Zollsystem erwachsenden Einnahmen wurden verhältnißmäßig, wobei die Einwohnerzahl den Maßstab gab, vertheilt, zu welchem Behuf von drei zu drei Jahren die Bevölkerung gezählt werden musste. Die Zollgefälle erhebt ein jeder Staat, in dessen Gebiet sie aufkommen, liefert aber darüber vierteljährig die nöthige Nachweisung an ein in Berlin errichtetes Central-Bureau; die Staaten, die gegen ihren verhältnißmäßigen Antheil zu viel erhoben haben, zahlen die Ueberschüsse an andere, die zu fordern haben, und den Zollschütz trägt jeder Staat nach der Meilenzahl seiner Grenzen. Im gesammten Zollvereinlande hatte der Zollverein bald eine so freudige und fast ungetheilte Zustimmung gefunden, wie sie wohl selten einer so durchgreifenden Regierungsmaßnahme zu Theil geworden ist; auch war er der einzige Weg, um die gewerbliche Kraft dieser Länder sicher zu gründen und segensreich zu fördern — und er hat es gethan.

Schließlich wenden wir uns noch zu den Staatsschulden Preußens. Nach dem zweiten Pariser Frieden waren die alten preußischen Länder erschöpft, die neuerworbenen zum Theil mit ansehnlichen Schulden, 67,000,000 Thalern, belastet. Zu ihrer Aufhilfe und zur Deckung des Finanzetats mussten von 1815 bis 1820 über 81,000,000 Thaler aufgenommen werden. Nach der gänzlichen Regulirung und Ordnung des Staatsschuldenwesens am 17. Januar 1820 betrugen die Schulden des preußischen Staates: 217,845,558 Thaler und zwar: Anleihen im Auslande 35,625,168, in Staatsschuldscheinen 148,353,925, Provinzialschulden 22,624,168 und unverzinsliche Schulden 11,242,347 Thaler. Durch die jährliche Tilgung wurde die Schuld bis zum Jahre 1840 auf 165,113,383 Thaler herab-

gebracht, worunter sich 19,742,000 Thaler in unverzinslicher Schuld oder in Kassenanweisungen befanden, deren Betrag demnach bedeutend gegen 1820 vermehrt worden ist.

Nach einer Regierung von zweiundvierzig Jahren starb am 7. Juni 1840 Friedrich Wilhelm 3., allgemein betrauert von seinem Volke. Dessen edelste und beste Männer, obgleich sie mit Betrübniß die lange Friedenszeit hatten verfließen sehen, ohne daß es dem Volke vergönnt gewesen wäre, in die Reihe der politisch freien einzutreten, konnten dennoch nicht ohne Rührung an den Hintritt eines Monarchen denken, welcher mit dem Volke gelitten und gekämpft hatte, und den eine schändliche Diplomatie mit ihren Netzen umgarnt hielt. Ein Kleinod aber, das Gesetz vom 22. Mai 1815, hatte er seinem Volke hinterlassen, mit welchem in der Hand es vor den neuen Herrscher treten konnte; denn wohl nur aus reiner Pietät hatte es in den letzten Lebensjahren seines Königs ihn nicht mehr daran erinnert, daß er sein königliches Wort halten möge.

Friedrich Wilhelm 4. von 1840. Man wusste, daß der König, mit hellem, weitumfassendem Verstande ausgerüstet, für Alles empfänglich war, was groß und schön hieß, aber auch, daß er schon von frühe an mit besonderer Vorliebe für die romantischen Formen und das Feudalwesen des Mittelalters, besonders für ein von Gott allein geweihtes Königthum mit einem starken Adel als Stütze desselben schwärmte. Doch mit der Thronbesteigung würden diese besonderen Neigungen, so glaubte man, den Interessen des Landes weichen und es sich bald zeigen müssen, wie der König über die Lebensfrage des Landes, über die Verfassung, denke. Dazu bot die Huldigung, die ihm die preußischen Stände in Königsberg leisten mussten, gute Gelegenheit. Er verlangte nämlich von diesen, deren Abgeordnete aus der Ritterschaft, den Stadt- und Landgemeinen Preußens gewählt waren, am 5. September 1840 dem Herkommen nach eine Erklärung, ob und welche Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien sie in Antrag zu bringen Willens wären. Zuerst baten die Stände, daß sie auch ferner bei jeder Erbhuldigung zusammentreten und die Wünsche und Bitten des Landes vorbringen dürften, dann „um die Aufrechthaltung und Vollendung der von dem verstorbenen Könige neugegründeten verfassungsmäßigen Vertretung des Landes.“ Sie bemerkten darüber: „In unserer Mitte erwog und beschloß Friedrich Wilhelm 3. jene erleuchtete und gesegnete Gesetzgebung, welche weder das Alte misachtend, noch das Neue miskennend, und wahrem, menschlichem, christlichem Fortschritt huldigend, seinen Namen den fernsten Zeiträumen glorreich überliefern wird. Diese Gesetzgebung lehrte uns, ausschließlichen Vorrechten zum Wohle gemeinsamen Rechtes entsagen, und so auch auf die in hemmenden Schranken veralteter Formen sich schwer bewegenden Vertretung einzelner und bevorrechteter Stände gern verzichten, um mit Dank und Freude eine Vertretung des gesammten Landes und Volkes zu empfangen. Dem Geiste dieser Ge-

setzgebung gehören die wahrhaft königlichen Worte an, mit welchen der verstorbene Monarch durch die Verordnung vom 22. Mai 1815, dem preußischen Volke ein Pfand unverbrüchlichen Vertrauens gegeben und bestimmt hat, daß eine gemeinsame Vertretung des Landes nach Provinzialständen und Landesrepräsentanten gebildet werden soll.“ Von vierundneunzig anwesenden Abgeordneten waren nur fünf aus der Ritterschaft gegen die Annahme dieser Erklärung und es ist gewiß der Wahrheit gemäß, anzunehmen, daß, wären die Stimmen im Volke für und wider den Antrag eingeholt worden, sich ein gleiches Verhältniß zu dem der Landtagsmitglieder herausgestellt hätte. „Und nicht eigenthum- und heimatlose Menschen, sagt der Minister von Schön, hatten den Antrag gestellt, nicht gedankenleere Jünglinge, nicht momentan aufbrausende Geister, die nur blindhin nach Neuerung haschen, sondern begüterte Männer, Männer von Urtheil und gereifter Erfahrung, Männer in grauen Haaren, solche, die, wenn ihr Verlangen zur Anarchie und Illegalität hinführen könnte, dadurch mehr verlieren würden, als das regierende Haus selber zu befürchten haben dürfte.“ Schon am 9. September erfolgte der Landtagsabschied. Nachdem der König bemerkt hatte, wie sein Vater durch die Ereignisse in anderen Ländern bewogen worden sei, die Verordnung vom 22. Mai 1815 in reifliche Erwägung zu ziehen, habe er geglaubt, eine allgemeine Volksvertretung nicht einführen zu dürfen, sondern nur Provinzialstände, die eine auf deutschem Boden wurzelnde geschichtliche Grundlage hätten; so sei er selbst entschlossen, dieses Werk auch jetzt treu zu pflegen und immer ersprießlicher zu entwickeln.

In hohem Grade musste dieser Landtagsabschied die Gemüther beschäftigen, und wenn gleich er der allgemeinen Erwartung wenig entsprach, so gab sich das Volk doch der Hoffnung hin, daß die Bitte der preußischen Stände erfüllt werden würde; allein da kam die Kabinetsordre vom 9. Oktober, in welcher es hieß, es wäre eine irrige Ansicht, daß der König durch seinen Landtagsabschied oder durch die mündliche oder schriftliche Anerkennung der Gesinnungen der Stände seine Zustimmung zu dem in der Denkschrift enthaltenen Antrage auf Entwickelung der Verfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen hätte.

Mit dieser Erklärung beginnt gleichsam der politische Entwickelungsprozeß des neuen Preußens, dessen Volk von nun an in immer steigende Opposition zu der Regierung trat; es erwartete ungeduldig, worauf es so lange gehofft hatte, das königliche Wort gelöst zu sehen. Doch bei der Huldigung am 13. Oktober in Berlin sprach sich der König noch stärker, als in der Kabinetsordre vom 9. aus, er habe seine Krone allein von Gott, und nur diesem sei er verantwortlich. Auch deutete Alles darauf hin, daß er mehr daran denke, ein altväterliches Ständewesen im Gefolge eines patriarchalischen Königthums zu schaffen. Um dies zu erreichen, musste der Adel gestärkt, die Kirche mit dem Staate fest verwoben, auch vermittelst

der Religion die politischen Bestrebungen des Volkes in gewissen Grenzen, die die „obere Leitung" nicht beeinträchtigten, zurückgehalten werden. Eine Anzahl streng kirchlicher Männer kamen nun auch in die höchsten Staatsstellen; so erhielt Eichhorn das Ministerium des Kultus und des Unterrichts; General von Thile und Graf Stolberg-Wernigerode wurden Kabinetsminister; zu ihnen kamen noch von Bodelschwingh und von Savigny als Stützen des „christlich-germanischen" Staates, ferner Bötticher, später Ober-Präsident in Preußen; dann wurden die Professoren Stahl und Schelling und der kurhessische Minister Hassenpflug nach Berlin berufen. Um aber doch in Etwas die öffentliche Meinung zufrieden zu stellen, wurde bei der Zusammenberufung der Stände in Februar 1841 nachgegeben, daß, um ihre Verhandlungen bekannter zu machen, die Vorlagen und ständischen Eingaben, ebenso die Protokolle gedruckt werden konnten; auch sollten Ausschüsse aus allen Provinziallandtagen gewählt werden. Doch alle Anträge, die eine freie Entwickelung des politischen Lebens bezweckten und besonders von den preußischen, posenschen und rheinischen Landtagen gemacht wurden, wies die Regierung zurück. Die Bildung der ständischen Ausschüsse bestimmte die Verordnung vom 21. Juli 1842; ihr Zweck sollte sein, dem Könige Gelegenheit zu geben, auch zu der Zeit, wo die Provinziallandtage nicht versammelt wären, ständische Organe mit ihren Gutachten zu hören. Die Vereinigten Ausschüsse wurden auch bald, am 18. Oktober, nach Berlin berufen. „Sie waren, wie der König sagte, eine Entwickelung der ständischen Institutionen, indem sie den Beirath der einzelnen Provinzen durch ein Element der Einheit ergänzen"; auch wiederholte er wieder, daß sein Vater unter landständischer Verfassung nur die Repräsentation der alten historischen Stände gemeint habe. Aber die Gegenstände, welche den Vereinigten Ausschüssen vorgelegt wurden, waren wenig geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen; es waren ein Steuererlaß von zwei Millionen Thalern, Gesetze über Eisenbahnbauten und über die Benutzung von Privatflüssen; auch machte ihre Geschäftsordnung eine jede politische Erörterung unmöglich. Als die Ausschüsse entlassen wurden, bemerkte der König, sie seien nicht allein Vertreter der eigenen wohlerworbenen Rechte und der Rechte der Stände, die sie abgeordnet hätten, sondern auch Rathgeber der Krone, wie sie anderswo nicht gefunden werden könnten, da zu der eigenen Unabhängigkeit noch das Mandat Derer hinzutrete, die sie abgeordnet hätten; auch müsse jeder Abgeordnete wissen, daß er kein Repräsentant des Windes der Meinung und der Tageslehre sei. Friedrich Wilhelm 4. wollte damit sagen, daß er das ständische Gebäude so ziemlich als abgeschlossen ansehe, indem er ihm einen Vereinigungspunkt, die Vereinigten Ausschüsse, gegeben habe; auch spricht er seine Abneigung gegen konstitutionelle Versammlungen aus, indem er die Mitglieder vor der s. g. öffentlichen Meinung und den Tageslehren warnt.

Absichtlich hatte der König der Tageslehren gedacht; er war unwil-

lig über die Angriffe, die seine Regierung, trotz der zahllosen Censurbeschränkungen, durch die Presse zu erleiden hatte. Sie — obgleich ein „wohlmeinender Tadel“ der Regierungsmaßregeln laut Rescripts vom 24. December 1841 erlaubt worden war — und freisinnige Schriftsteller wurden mit einer bis jetzt in Preußen unbekannten Leidenschaftlichkeit verfolgt, und Bücherverbote mehrten sich. So untersagte die Censurordnung vom 4. Februar 1843 den Druck solcher Schriften, welche auf eine Erschütterung der Verfassung der preußischen Monarchie abzielen; auch wurde ein Obercensurgericht eingesetzt, welches aber die Schriftsteller wenig schützen konnte, indem seine Erkenntnisse nur zu spät erfolgten. Vorzüglich richteten sich alle Angriffe gegen den Minister Eichhorn, der immer kühner die Lehr- und Glaubensfreiheit zu beschränken suchte. Er stand an der Spitze der frommen Finsterlingspartei, die die Herrschaft der Kirche über den Staat, eine Art protestantischen Papstthums, wollte. Mit welchem Hochmuthe Eichhorn auftrat, lehrt die Rundreise, auf der er im Sommer 1842 die verschiedenen Universitäten besuchte; überall warf er sich zum Lehrer ihrer Professoren auf, denen er zeigte, wie sie die Lehrfreiheit auffassen sollten. In Breslau predigte er den blinden Glauben, indem er den Professoren den Spruch: credo, ut intelligam empfahl; in Wittenberg erklärte er geradezu, daß die obere Leitung der kirchlichen Angelegenheiten ganz parteiisch sei. Dann ward dekretirt, daß den Religionsunterricht auf Gymnasien nur „fromme Kandidaten“ ertheilen sollten; allenthalben entstanden unter den Augen der Behörden pietistische Konventikel und wurden geduldet und gehätschelt; bald gingen protestantische Geistliche soweit, vom Staate das Recht zu begehren, Familien zu besuchen, um sich von deren christlichem Wandel zu unterrichten; der Kirchenbann sollte eingeführt werden; jede Art von Unduldsamkeit wurde gutgeheißen.

Die Landtage des Jahres 1843 waren übrigens viel anziehender durch die Berathungen über die Petitionen, als durch die über die Regierungsvorlagen. Und wieder thaten sich die Landtage von Preußen, Posen und der Rheinprovinz am meisten durch eine freimüthige und offene Sprache hervor; sie erneuerten ihre Bitten um das, was sie, wie ihre Kommittenten, als das Bedürfniß des Volkes anerkannt hatten. Ersterer beantragte die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren, erweiterte Wählbarkeit in den Städten, Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und des eximirten Gerichtsstandes, Freiheit des Gewissens, der Lehre und der Presse. Aber in den Landtagsabschieden — der für die preußischen Stände drückte fast in allen seinen Theilen das Misfallen des Königs aus — wurden alle ständische Anträge, welche von allgemein politischer Bedeutung waren, abgewiesen, so die über die Entwickelung der ständischen Institutionen und über die Veröffentlichung ihrer Verhandlungen; denn das Volk sollte die freimüthigen Aeußerungen seiner Stände nicht hören, jede Verbindung zwischen ihnen musste verhindert werden. Auch eine Abänderung des Wahl-

gesetzes konnten die Stände nicht erlangen; denn auf allen Landtagen widersetzte sich der erste Stand, der Adel oder die Ritterschaft; er beharrte fest dabei, Nichts von seinen Vorrechten aufzugeben. Man kann es durchaus nicht in Abrede stellen, daß der Hochmuth des Adels wesentlich durch des Königs Vorliebe für die romantischen Traditionen des Mittelalters stete Nahrung bekam; er unterstützte kräftig die Errichtung von Majoraten und Lehnsfideikommissen; er dachte ohne Zweifel an den Glanz mittelalterlicher Ritterschaft und an das Zurückstrahlen dieses Glanzes, indem er neue Grafen und Barone schuf. Er ging darin so weit, daß er in die Diplome derselben die Bestimmung aufnehmen ließ, daß ihr Adel in dem Augenblick erlösche, wo sie eine Bürgerliche heiratheten; dann gab er eine Turnierordnung, welche bestimmte, wie viele Knappen die Grafen und Barone bei Turnieren und Hoffesten zu stellen hätten u. s. w.

Den Worten der Landtagsabschiede folgten alsbald Thaten. Zunächst wurde die Presse noch stärker geknebelt, und die Bücherverbote mehrten sich täglich. Preßprozesse waren an der Tagesordnung, die Anklagen lauteten fast immer auf „unehrerbietigen und frechen Tadel der Landesgesetze". Dann ging es an die Universitäten und Schulen. Eichhorn wollte auf den ersteren nur Lehrer für seine Grundsätze und gefügige Staatsdiener für seine Zwecke heranbilden; die ganze Art und Weise des Universitätsunterrichts sollte verändert werden. In den Elementarschulen sollten eine Fibel, ein Katechismus, eine biblische Geschichte, ein Lesebuch und ein Rechnenbuch genügen; um die Lehrerstellen in denselben konnten sich Unterofficiere bewerben, welche Ansprüche auf Civilversorgung hatten, und sechs Monate lang zu ihrer Vorbereitung ein Seminar besuchen wollten. Auch war den Ministerien die Unabhängigkeit des Richterstandes im Wege; denn der Richter konnte weder entsetzt, noch entfernt werden, wenn nicht auf Grund eines richterlichen Urtheils; er hatte sich bis jetzt durch seinen unabhängigen Geist allen Verfolgungsgelüsten der Regierung widersetzt. Um nun die Richter willfähriger zu stimmen, musste er ganz von seinem vorgesetzten Justizminister abhängen. Das Gesetz vom 29. März 1844 bestimmte nun das gerichtliche und Disciplinarverfahren gegen richterliche Beamte näher. Hiernach hatte es der Minister in seiner Hand, künftighin Richter wegen s. g. Disciplinarvergehen, zu denen wesentlich widerstrebende Ansichten der Letztern gegen die Meinung des Ministers gerechnet werden konnten, durch Warnung oder Versetzung zu bestrafen.

Auf dem religiösen Gebiete gab das Ministerium Eichhorn den Regungen freien Spielraum, wenn diese, gleichviel ob im Protestanismus oder Katholicismus, auf das, was man positives Christenthum nannte, hingewandt waren. Eichhorn sah es gern, daß Klöster wieder errichtet wurden, auch genehmigte er die Wallfahrt zum ungenähten Rock Christi, einem Plunder, der in Trier gegen gutes Geld ausgestellt wurde, dann aber auch nur Wunder verrichtete und allerlei Gebrechen heilte. Diese Reliquien-Ko-

mödie gab zu einer Spaltung innerhalb der katholischen Kirche selbst Anlaß, indem ein ehemaliger Priester Schlesiens, Johannes Ronge, durch seinen „Offenen Brief“ den Bischof Arnoldi in Trier wegen der Ausstellung des alten Rocks derb zurechtwies und viele Misbräuche der katholischen Kirche offen darlegte. In Folge dessen bildeten sich an vielen Orten Deutschlands und Preußens s. g. Deutschkatholische Gemeinen, welche zunächst die Oberherrschaft des Papstes verwarfen. Und in der protestantischen Kirche waren es wieder die Gustav-Adolfvereine, welche eine Bewegung unterhielten, bis es der strenggläubigen Partei gelang, die Anhänger des rationellen Protestantismus aus den Hauptvereinen zu verdrängen. Zu diesen kirchlichen Zwisten kam nun noch eine vollständige Spaltung, die allmählig zwischen Bürger und Militär entstanden war; denn es wurde dem Officier von oben her eingeprägt und er darin bestärkt, daß er einen bessern Lebensberuf, eine bessere Ehre, als der Bürger habe; neue Gesetze über Duelle und Standesgerichte heiligten nun diese besondere Standesehre. Der Bürger im einfachen Rocke wurde geringer angesehen, als der Mann, der des „Königs Rock“ trug. Sagte nicht Friedrich Wilhelm 4. zu den Königsbergern, als sie sich zu rechtfertigen suchten, daß der Zwiespalt in ihrer Stadt mehr dem kommandirenden General Grafen Dohna zuzuschreiben sei, als der Bürgerschaft: „daß die ritterliche Treue gegen den Landesherren auch noch in ihrer Uebertreibung schön und herzerwärmend wäre.“ Konnte es da Wunder nehmen, wenn Militär und Bürger sich feindlich gegenüberstanden, und trug nicht das Verfahren der Regierung die Hauptschuld daran?

Nun wurden im Jahre 1845 wieder die Provinzialstände berufen. Sogleich bildeten sich auch in allen größeren Städten Vereine, um Denkschriften oder Petitionen an die Stände zu berathen und abzufassen, oder die städtischen Behörden übernahmen die Arbeit; denn die Regierung hatte der öffentlichen Meinung gegenüber eine Haltung angenommen, die nur zu deutlich zeigte, daß sie dem Geiste der Zeit, des Fortschritts und der Freiheit durchaus kein Zugeständniß machen wolle. Und wenn auch alle Gegenstände, nach denen sich ein allgemeiner Drang herausstellte, seit Jahren von der Regierung zurückgewiesen waren, so ließ man nicht ab, um das, was als nothwendig und recht anerkannt worden war, wieder zu petitioniren; dagegen waren die königlichen Vorlagen von ganz untergeordnetem Interesse, sie enthielten entweder Lokal- oder Privatsachen. Anhaltend wurde nun auf allen Landtagen die Verfassungsfrage verhandelt; wenn der preußische seine Anträge darüber mit weniger Entschiedenheit, als früher einbrachte, so geschah es, um den König nicht zu drängen; man gab sich gleichsam der Hoffnung hin, der König werde binnen Kurzem und aus freiem Antriebe die Wünsche des Landes im Sinne des Gesetzes vom 22. Mai 1815 befriedigen. Mit zweiundsechszig gegen fünfundzwanzig Stimmen beschloß der Landtag, dem Könige vorzustellen, „das Bedürfniß nach einem allgemeinen ständischen Bande lebe im Volke und werde nach der treu

und offen darzulegenden Ueberzeugung des Landtages nicht erlöschen, ohne eine Befriedigung erhalten zu haben." Auch auf dem entschiedensten Landtage, dem rheinischen, hatte sich über dieselbe Lebensfrage eine unzeitige Zaghaftigkeit geltend gemacht, welche aus falschen Pietätsgefühlen den König um Das anzugehen zögerte, was man im Grunde des Herzens für recht anerkannt hatte. Aber wieder wurden alle Anträge, über die sich die ständischen Versammlungen ausgesprochen hatten, in den Landtagsabschieden abgewiesen. Eine allgemeine Misstimmung, die immer mehr um sich griff und täglich wuchs, war die Folge. Selten wurde sie aber laut; denn die Presse wurde ärger gedrückt, als je, auch bewachte die Policei die Schriftsteller, welche eine freisinnige Richtung verfolgten, und hielt sie unter beständiger Aufsicht. Selbst das Gastrecht war dann nicht mehr heilig. So wurden die beiden badischen Abgeordneten von Itzstein und Hecker aus Berlin, welches sie auf einer Erholungsreise besuchten, ausgewiesen. Aber die öffentliche Stimmung sprach sich so entschieden gegen ein solches Verfahren aus, daß der Urheber der Ausweisung, der Minister Graf Arnim, sich zurückziehen mußte. Ueberhaupt hatten sich die Ministerien so daran gewöhnt, dem Volke gegenüber den Schulmeister zu spielen, daß sie auch nicht den geringsten Anlaß vorüber gehen lassen wollten, ohne ihrer Lust zu fröhnen, den unartigen Schüler zu züchtigen. Es gab zuletzt gar kein Feld mehr, auf dem sich der freie Staatsbürger nach Belieben geltend machen konnte; stets und bei allen Gelegenheiten wurde er daran erinnert, daß er ja Unterthan und seine erste Pflicht blinder Gehorsam sei.

Doch es scheint fast, als ob die Regierung durch die kirchlichen Neuerungen oder ihre Unduldsamkeit die politische Bewegung hemmen wollte. Auf dem politischen Gebiete konnten weder das deutsche Volk, noch Preußens Bewohner sich seit Jahren mehr bewegen; war es nun wohl ein Wunder, wenn sie sich in einer andern Richtung Luft machten und sich auf das religiöse Gebiet warfen? Es entstanden Sekten; da gab es Deutschkatholiken, Christkatholiken, Protestantische Freunde, Lichtfreunde, Freie Gemeinen, Altlutheraner. Sie alle forderten Leben, Duldung und Anerkennung vom Staate; es wurden Koncile, Synoden und Volksversammlungen gehalten. Ueberall hatte die Staatsbehörde zu überwachen und die Policei aufzupassen; denn viele drängten sich zu den Secten, um nur gegen die Regierung Opposition zu machen; gelang es, die Unfehlbarkeit der Kirche zu besiegen, so war auch die des Ministeriums bedroht. An allen diesen Streitigkeiten betheiligte sich der König persönlich; Alles wandte sich an ihn, wollte von ihm belehrt sein; er sollte vermitteln; und doch entfremdete keine Maßregel dem Könige mehr Herzen, als die Versuche, die religiöse Richtung seiner Unterthanen zu bestimmen. Und woher nun diese Unduldsamkeit? Weil man das Trugbild des christlichen Staates zu verwirklichen strebte, weil man eine Staatskirche schaffen wollte, in die alle Gläubige eingepfercht werden sollten, um zu glauben, was ihnen gelehrt

würde. Man meinte, wenn man alles unter einen Hut brächte, so könne man leichter regieren, und wenn der Staat sich auch die Kirche einverleibte, dann könne um so weniger irgend eine Regung der Unterthanen der Oberaufsicht der Staatsgewalt entgehen. Die Regierung glaubte endlich, durch eine Generalsynode dem Ziele näher zu kommen; sie trat im Mai 1846 zusammen. Sie sollte an einer neuen Kirchenverfassung arbeiten, und that es in einem Sinne, welcher zwischen den beiden äußersten Parteien der Kirche zu vermitteln suchte. Doch ihre Beschlüsse sind in den wesentlichsten Punkten nicht zur Ausführung gekommen.

Die auswärtige Politik, die Friedrich Wilhelm 4. verfolgte, war nur eine Fortsetzung der seines Vaters; sie ruhete also ganz auf der der Heiligen Alliance, doch mit dem Unterschiede, daß sie zuweilen die in Preußen stets wachsende öffentliche Meinung zu bewahren hatte, die weder in Oesterreich, noch in Rußland zur Sprache kommen durfte. Im Herzen absolutisch, äußerlich einen freisinnigen Anstrich zeigend, war die preußische Politik unsicher und halb; sie zeigte sich den fremden Regierungen unzuverläßig und hatte kein Vertrauen bei den Völkern. Einen Stolz fand das preußische Kabinet darin, die fünfte europäische Großmacht zu sein, statt im Verein mit dem übrigen Deutschland ein großes Ganzes auszumachen. Preußen schlug es aus, der Vorkämpfer für die deutsche Macht und Freiheit zu werden, die ihm im Jahre 1840 so eifrig geboten wurde, es blieb vielmehr im Bunde mit Oesterreich, in dessen Gemeinschaft es an der Niederhaltung edler und großartiger Regungen arbeitete.

So rückte das Jahr 1847 heran, in dem sich die Landtage verschiedener Provinzen wieder versammeln sollten. Jeder im Volke fühlte aber, daß eine Aenderung in den Zuständen eintreten müsse, und fast in allen Städten des Landes bereiteten sich schon Petitionen vor, in welchen die Stände in entschiedenen Worten aufgefordert wurden, die endliche Gewährung einer reichsständischen Verfassung, sowie derjenigen Institutionen, welche das Wesen eines freien Staates ausmachen, von der Krone zu verlangen. Zugleich tauchten eine Menge Gerüchte auf, daß eine Verfassung in Aussicht stehe, ja, man bezeichnete schon den Tag, an welchem sie erscheinen sollte; auch blieb die verfassungsmäßige Zusammenberufung der Landtage aus. Wohl mußte sich die Regierung endlich überzeugt haben, daß sie den lauten und stets erneuerten Forderungen der öffentlichen Meinung nichts Genügendes mehr entgegenzustellen habe; sie beschloß also, einen Mittelpunkt für die Wünsche und Gutachten der acht Provinziallandtage zu schaffen, der aber nichts mehr, als diese, leisten dürfe. So erschien das Patent vom 3. Februar 1847 die ständischen Einrichtungen betreffend. In demselben wird gesagt, daß, nachdem der König der Entwickelung der ständischen Verhältnisse seine Sorgsamkeit gewidmet habe, er diese auf dem von dem vorigen Könige gegebenen Gesetze, namentlich auf dem Staatsschuldengesetz vom 17. Januar 1820 und dem Gesetze über die Anordnung

der Provinzialstände vom 5. Juni 1823 fortbauen wolle. Ferner solle ein Vereinigter ständischer Ausschuß periodisch, spätestens alle vier Jahre, zusammenberufen werden. Dem Vereinigten Landtage und in dessen Vertretung dem Ausschusse ward in Beziehung auf den ständischen Beirath bei der Gesetzgebung diejenige Mitwirkung übertragen, welche bisher den Provinziallandtagen beigelegt war, ferner die durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 vorgesehene ständische Mitwirkung bei der Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden, endlich das Petitionsrecht über innere, nicht blos provincielle Angelegenheiten. Gebildet wurde der Vereinigte Landtag dadurch, daß die acht Provinziallandtage sich zu Einem Landtage vereinigten; in diesem machten dann die großjährigen Prinzen des königlichen Hauses, sowie die früheren reichsunmittelbaren Fürsten und Standesherren die s. g. Herrenkurie aus und die 537 Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte und Landgemeinen die s. g. Dreiständekurie. Geleugnet kann nicht werden, daß die Verordnungen vom 3. Febr. 1847 Rückschritte enthalten. Von einem Petitionsrechte konnte nicht mehr die Rede sein; denn Bitten und Beschwerden sollten nur dann an den Thron kommen dürfen, wenn sie in beiden Versammlungen berathen und von den Stimmen zwei Drittheile erlangt hätten. Bisher waren ein Drittheil der Gesammtzahl der Stimmen nöthig, um auf jedem Provinziallandtage einen Antrag zu hindern; jetzt sollten dazu Ein Drittheil der Stimmen der Herrenkurie oder ein Vierundzwanzigtheil der Gesammtzahl der Stimmen hinreichen. Wenn die Provincial-landtage bisher alle zwei Jahre zusammentraten, so sollten die Vereinigten Landtage nicht in gesetzlichen Fristen wiederkehren, sondern von der Regierung nach Belieben berufen werden können. Für den Fall eines Krieges sollte der König ohne Zuziehung der Stände außerordentliche Steuern ausschreiben; auch blieb die Feststellung des Finanzetats und die Verwendung der Staatseinnahmen ein ausdrückliches Recht der Krone ganz gegen das Gesetz vom 17. Januar 1820. Doch Allen unerwartet war die Bewilligung, daß die landständischen Verhandlungen stenographirt und vollständig mit Nennung der Redner veröffentlicht werden konnten; ein mächtiger Hebel für die öffentliche Meinung, der wesentlich das politische Selbstbewußtsein gefördert hat. Man konnte nun die Hoffnungen an bestimmte Personen knüpfen, die nicht Beamte waren. Auch schien die Zeit vorüber, in der man den Ständen zu sagen beliebte, daß „ihre Rede nur dem Ohre des Königs, nicht aber dem Beifall der Zeitungsleser gelte." Durch das Patent wurden nur sehr wenige, wenn man die Wichtigkeit des Ereignisses in Betracht zieht, befriedigt; es tauchte bald die Frage auf: ob annehmen oder ablehnen? Die Königlichen betrachteten es mit Argwohn, weil sie sahen, daß es wohl die Bahn zu viel durchgreifendern Reformen eröffnen könne, und die Liberalen erklärten dem Patente entschieden den Krieg; sie wollten von einem Ständewesen gar Nichts mehr wissen. Eine Pairie, zu der wohl die Herrenkurie den Grund abgeben sollte, lag einmal

nicht in den Sitten des preußischen oder deutschen Volkes, auch wurde ihre künstliche Bildung von der öffentlichen Meinung gemisbilligt.

Mit gespannter Erwartung sah Jeder dem 11. April entgegen, an dem der Vereinigte Landtag eröffnet werden sollte, was von Friedrich Wilhelm 4. in Person geschah. Zuerst erklärte derselbe, daß der Bau ständischer Freiheiten vollendet sei; im Voraus versage er jede Mitwirkung, wenn man das Werk, welches der verstorbene König begonnen hat, etwa in Frage stellen wolle. Er vertraue den Ständen ein kostbares Kleinod an; wenn es aber Vielen nicht genüge, namentlich wenn ein Theil der Presse die Herstellung eines konventionellen, verbrieften Verhältnisses zwischen Fürst und Volk verlange, so seien in Preußen die Verhältnisse anders; Preußen sei durch das Schwert mächtig geworden, und wie im Feldlager müssten seine Geschicke von Einem Willen geleitet werden. Nie solle es einer Macht auf Erden je gelingen, ihn zu bewegen das natürliche Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln, und er werde es nimmermehr zugeben, „daß sich zwischen den Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um durch seine Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen." Das ständische Wesen sei vom verstorbenen König in geschichtlich deutschem Sinne ins Leben gerufen, und nur in diesem Sinne habe er selbst daran fortgebaut. Die Stände seien Vertreter der Rechte der Stände, die sie abgesendet; dann hätten sie die Rechte zu üben, welche die Krone ihnen zuerkannt, nämlich: der Krone den Rath zu ertheilen, den dieselbe von ihnen fordere, endlich Bitten und Beschwerden nach reiflicher Prüfung an den Thron zu bringen. Fern sei es, daß sie Meinungen repräsentiren, oder Schul- und Zeitmeinungen zur Geltung bringen wollten. Das sei undeutsch und unpraktisch und führe zu Verwickelungen mit der Krone, welche nach eigener freier Bestimmung herrschen solle, aber nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren könne und dürfe. Die Rede des Königs, die nur der Minister von Thile gekannt haben soll, machte einen durchaus ungünstigen Eindruck, auch musste sich die Mehrzahl der Abgeordneten durch ihren belehrenden, zurechtweisenden Ton und Inhalt verletzt fühlen. Unzweifelhaft kann man die ganze Rede als die politische Herzausschüttung eines Fürsten betrachten, der seine Gefühle walten ließ und den König und den Staatsmann zu Hause gelassen hatte; daher sein Eifern gegen die Presse und die Zeitbewegungen in Staat und Kirche. Er wollte das Alte, Untergegangene und Todte als etwas Eigenthümliches, Nationales und Lebendiges wieder ins Leben bringen, da doch die gesammten Staatsbildungen der neueren Zeiten weder ausschließlich deutsch, noch französisch, sondern gemeinsam europäisch sind. Ja, die altpreußische Partei im Lande war mit dem Auftreten des Königs so wenig zufrieden, daß sie ihn sogar für den eigentlichen Wühler im Lande ansah, der neumodische Ideen an das alte deutsche Ständewesen zu ketten suche.

Bis zum 26. Juni dauerten die Verhandlungen in beiden Kurien; sie wurden nicht vom Könige in Person, sondern durch den Landtagskommissär, Minister von Bodelschwingh, geschlossen. Der König war mit der ganzen Haltung des Landtages und namentlich mit der Dreiständekurie entschieden unzufrieden; er hatte nicht erwartet, daß ein Landtag, der aus einem im höchsten Maße beschränkten, ultrakonservativen Wahlgesetze hervorgegangen war und dessen Mitglieder großentheils zu den Grundbesitzern und reichen Männern gezählt wurden, eine so starke Opposition machen und auf den konstitutionellen Weg hindrängen würde. Beide Kurien hatten sich über fünf Abänderungen in den Februarpatenten, Bewilligung einer regelmäßigen Zusammenkunft des Vereinigten Landtags, Wegfall der Ausschüsse, Nichtersetzung des Vereinigten Landtags durch eine ständische Deputation bei Bewilligung von Staatsanleihen, Recht des ständischen Beiraths zu allen Steuergesetzen, Mitwirkung der Stände bei Abänderungen der ständischen Gesetze geeinigt, die durch die königliche Botschaft vom 24. Juni verworfen wurden; somit waren selbst gemäßigte Bitten den Ständen und dem Lande abgeschlagen worden.

Hinsichtlich des Landtags war die Stimmung im Lande im Allgemeinen eine sehr gute. Gerade der tüchtigste Theil des Volkes war für den politischen Fortschritt; er gab es der Opposition dadurch öffentlich zu erkennen, daß er überall seine heimkehrenden Mitglieder mit Festlichkeiten empfing. Nur aus einigen pietistischen Winkeln erhielt der König Adressen, welche sich entrüstet darüber aussprachen, daß die Opposition Juden und Deutschkatholiken gleiche Rechte mit den Christen einräumen wolle; eine ähnliche schickte die brandenburgische Ritterschaft. Nach einem Monat folgte ein kalter und sehr trocken abgefaßter Landtagsabschied. Einige Gesetzentwürfe sollten einer gründlichen Durchsicht unterzogen und andere berücksichtigt werden; über andere ging der Abschied mit Stillschweigen hinweg, selbst über solche, die mit großer Mehrheit angenommen waren; von den ständischen Petitionen wurden einige gewährt, andere nicht. Im Lande gedachte daher auch Niemand weiter des Landtagsabschiedes.

Die Regierung kämpfte, wie bisher, gegen die konstitutionelle Richtung der Zeit mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen: Preßzwang, Gesetzgebung, Beamtenherrschaft, Kirchen- und Schulregiment. Namentlich richtete sie die Verfolgungen gegen die Geistlichen, welche an der Spitze der kirchlichen Bewegung standen. So wurde in Königsberg der Prediger der s. g. Freien Gemeine, Detroit, vom Konsistorium „wegen Häresie, Schisma und Rebellion" abgesetzt, in Magdeburg der Prediger Uhlich, dessen Anhänger, 6000 an der Zahl, aus der Landeskirche schieden. Die aufrichtigsten Freunde des Thrones mahnten zur Nachgiebigkeit und riethen, bei Zeiten dem Volke ein gerechtes Maß von Freiheiten zu gewähren; es könnten äußere Umstände kommen, wo es nicht mehr Zeit dazu wäre, wo ganz andere Forderungen gestellt werden würden; denn so wie bisher,

unter einer Regierung, welche die Zeitbewegungen nicht zu begreifen vermöge, könne es nicht länger fortgehen. Aber nur Rathschläge, diesen entgegengesetzt, wurden gehört; auch stieg der Einfluß Oesterreichs und Rußlands mit jedem Tage. Beide Mächte hatten für ihr politisches System Alles zu fürchten, wenn in Preußen ein Volksparlament Antheil an der Regierung bekäme. Vielleicht hätte Friedrich Wilhelm 3. einen andern Weg gewählt, wenn er nicht Beamte, sondern Staatsmänner zu seinen Rathgebern gehabt hätte; selbst denken, selbst handeln lag nicht in ihrem Wesen. Ihr Banner war die Unfehlbarkeit, die Allweisheit der Regierung.

Da trat — es war in Berlin gerade der Ausschuß des Vereinigten Landtags zusammen, um den Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs zu berathen — ein Ereigniß ein, welches die politische Bewegung in Preußen beschleunigte, eher, als wohl Jemand es gedacht hatte.

Drei Tage, der 27., 28. und 29. Juli 1830, trieben Karl 10. von seinem Throne in die Verbannung und wieder drei Tage, der 22., 23. und 24. Februar 1848, jagten die Dynastie Orléans aus dem Lande. Der schlaue alte Ludwig Philipp, dessen Klugheit in Europa sprichwörtlich geworden war, verwendete diese doch zu nichts Besserem, als zu der verkehrtesten und thörichtesten Regierungsweise, dem Scheinkonstitutionalismus. Vor allen Dingen wollte er Geld und wieder Geld und immer mehr Geld; denn er war reich; er sann auf Wiederherstellung des alten französischen Monarchismus in Titeln und äußerlichem Zierrath und in Fortführung der persönlichen Regierung trotz der Karte gegen die Karte; denn er war ein Bourbons und hatte erklärt, die Karte solle eine Wahrheit sein. Allmählich gelang es ihm auch, die Abneigung der absolutistischen Kabinete umzustimmen; Metternich war mit ihm einverstanden und Zar Nikolaus 1. wurde freundlicher, ja, das Einverständniß mit jenen Kabineten war zuletzt so herzlich, daß sie mit ihm einen Kreuzzug gegen die Schweiz für Jesuiten, Aristokraten und Sonderbund verabredeten. Im Lande selbst kümmerte es ihn wenig, daß die Budgets von Jahr zu Jahr zunahmen und die Korruption in die ganze Verwaltungs-Maschine mehr und mehr eindrang. War die Bourgeoisie — die Begüterten — in den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipps gleichsam die Stütze seines Königthums, so änderte sich dieses Verhältniß, als die Regierung eine immer schwerere Last für diese Bourgeoisie selbst wurde; sie erschrak, als sie das Budget von Jahr zu Jahr mehr anschwellen sah, und ihre Geldbeutel allein es füllen sollte. Sie wollte daher Reformen, vorzugsweise eine Wahlreform, und mit der Bourgeoisie verband sich nun wieder unter den Fahnen der Reform die republikanische Partei. Aber Ludwig Philipp und sein Guizot stemmten sich gegen jede Reform aufs Entschiedenste; sie wussten, daß der Wahlreform andere Reformen folgen müssten, auch glaubte die Regierung des Bürgerkönigs, mit dem Policeipräsidenten und

der Municipalgarde, schlimmsten Falls mit dem Heere jede gewaltsame Forderung ersticken zu können. Es kam endlich zur Entscheidung, über Nacht zu einer Revolution, die den Bürgerkönig von seinem Thron und zugleich das Königthum aus Frankreich trieb. Niemand vertheidigte die Julimonarchie; sie mußte wie ein aufgeschreckter Dieb Frankreich verlassen, weil Keiner sie achtete, Keiner sie liebte; sie war ja eigentlich nur eine Industrie-Unternehmung, ein Geschäft zur Ausbeutung Frankreichs zu Gunsten der Familie Orléans gewesen. Die Republik wurde, Allen unerwartet, von Proletariern und Kommunisten ausgerufen, Frankreich nahm sie aber an, und sie wird sich in diesem Lande erhalten; denn das Kaiserthum oder Königthum ist hier, seitdem seit Menschengedenken ein König hingerichtet, und zwei vom Volke aus dem Lande gejagt wurden, verbraucht und hat somit keine Wurzel im Volke mehr. Auch zeigte es sich im Februar, daß der fürchterlichste Aufwand von militärischen Streitkräften und der Rückhalt aller materiellen Machtmittel dem moralischen Willen eines Volkes gegenüber doch ohnmächtig genug ist.

Der gallische Hahn krähete jetzt zum dritten Male; denn zwei Mal schon hatte er zuerst den Ruf ertönen lassen, welcher den Anbruch eines neuen Tages verkündigte. Die Februarrevolution brachte an allen Orten Deutschlands eine ungeheure Aufregung hervor; das ganze Volk erhob sich, um sich von dem Drucke einer Partei zu befreien; in allen Staaten, hier etwas früher, dort etwas später, kam eine Revolution, mit und ohne Blutvergießen, zum Ausbruche; überall hatte sie einen merkwürdig übereinstimmenden Verlauf, wie ein gleiches Ziel. Das Volk schaarte sich in große Versammlungen, berieth über Das, was ihm noththat und ließ sich dann seine Forderungen von dem Landesherrn gewähren; aber auch nicht das kleinste Ländchen vergaß die Angelegenheiten des Gesammtvaterlandes. Ueberall machte sich neben dem Verlangen nach Preßfreiheit, Versammlungs- oder Petitionsrecht, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Schwurgerichten die Forderung nach einem deutschen Parlamente und einer Vertretung des Volkes bei der Bundesgewalt des allgemeinen deutschen Vaterlandes geltend. Aber nach und nach steigerte sich bei dem Hasse, den der Bundestag auf sich geladen hatte, immer allgemeiner die Forderung, daß er gänzlich vernichtet werde. Dem wollte er zuvorkommen. Denn gerade in Frankfurt am Main war der Bundestag umwogt von den aufständischen Bewegungen; er erließ daher auch schon am 1. März einen Aufruf an das deutsche Volk und ermahnte es, in Eintracht zusammenzuhalten, auch die gesetzliche Ordnung und Ruhe zu bewahren; die politischen Reformen, deren Deutschland allerdings bedürfe, würden ja nicht ausbleiben. Doch diese Worte kamen zu spät; sie konnten kein Vertrauen finden; Jeder wusste, daß sie nur von der Angst und der Noth eingegeben waren. Schon am 3. machte der Bundestag bekannt, daß es jedem deutschen Bundesstaate, doch unter Bürgschaft, die den ganzen Bund gegen den Misbrauch der

Preßfreiheit „möglichst“ sicher stellen solle, freistehe, die Censur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen. Auch suchte er volksthümlich zu werden, er erklärte am 9. den alten deutschen Reichsadler mit den Farben des ehemaligen deutschen Reichspaniers — schwarz-roth-gold — zu Wappen und Farben des Deutschen Bundes. Und wie lange hatte die Policei nicht auf diese Farben gefahndet und das Tragen derselben bei Strafe verboten? Aber bald sah der Bundestag ein, daß er nicht mehr Herr über die Bewegung in den deutschen Ländern werden könne; er forderte daher am 10. März sämmtliche Regierungen auf, sie möchten unverzüglich Männer des öffentlichen Vertrauens zur Revision der Bundesverfassung nach Frankfurt senden, und zwar für jede der siebenzehn Stimmen des engern Raths Einen. Auch diese Forderung kam zu spät. Das s. g. Vorparlament, das am 5. März in Heidelberg von einundfunfzig deutschen Männern ausgeschrieben worden war, eine durchaus revolutionaire Versammlung von vierhundertvierundsiebenzig Mitgliedern, trat schon am 31. zusammen, darin einig, daß sie einer Versammlung den Weg zu bahnen habe, die, aus der Mitte des Volkes und vom Volke gewählt, über die zukünftige Verfassung Deutschlands die Entscheidung geben solle; sie hatte keine andere Vollmacht, als das Mistrauen, welches das deutsche Volk gegen seine Regierungen und den Bundestag hegte. Schon von Heidelberg aus war Ost- und Westpreußen aufgefordert worden, ebenfalls das Vorparlament zu beschicken, was auch geschah.

In drei Tagen war das Vorparlament mit seiner Aufgabe fertig: die Berathung und die Beschlußnahme über die künftige Verfassung Deutschlands sei einzig und allein einer vom Volke zu wählenden Nationalversammlung zu überlassen. Ferner ernannte das Vorparlament den Funfzigerausschuß mit dem Auftrage, der Bundesversammlung zur Wahrung der Interessen des Volkes und bei der Verwaltung der Bundesangelegenheiten bis zum Zusammentritt der konstituirenden Versammlung zur Seite zu stehen und selbständige Anträge an dieselbe zu stellen. Immer mehr trat nun die Bundesversammlung, obgleich sie von allen deutschen Regierungen mit Männern, welche der konstitutionellen Oppositionspartei angehört hatten und beim Volke beliebt waren, besetzt wurde, gegen die konstituirende Nationalversammlung, die am 19. Mai ihre erste Sitzung hielt, zurück; mit ihrem Zusammentritte hatte sie die gesetzgebende Gewalt verloren, und mit dem Eintritte der provisorischen Centralgewalt musste auch ihre ausübende und verwaltende Thätigkeit zu Ende gehen. Am 12. Juli 1848 endete der deutsche Bundestag. Ein Freudenruf durchflog alle deutschen Länder, er war ja über dreißig Jahre hindurch gleichsam die Landplage Deutschlands gewesen. Der Bundestag konnte vermöge seiner Gründung und ursprünglichen Gestaltung nichts Anderes sein und werden, als das Werkzeug eines völkerrechtlichen Staatenbundes souverainer Fürsten. Die Freiheit des

Volkes, die staatsrechtliche Einheit der Nation war ihm nicht blos etwas Fremdes, sondern auch etwas feindlich Entgegengesetztes.

Aber auch in den preußischen Staaten brachte die Kunde von der pariser Februarrevolution eine gewaltige Aufregung hervor und wirkte betäubend auf die Regierung; denn sie glaubte, das Haus Orléans stehe so fest, daß Nichts seine Stellung mehr werde erschüttern können. Nachdem sie sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, dachte sie weit mehr an die Möglichkeit eines Krieges gegen die Republik, als an die Nothwendigkeit innerer Reformen, aber im Volke sagte man sich, daß nun die Stunde da sei, in der über alle politischen Lebensfragen des Landes entschieden werden solle. Davon hatten aber die Minister keine Ahnung; denn als am 6. März Friedrich Wilhelm 4. die Vereinigten ständischen Ausschüsse schloß, glaubte er, den drohenden Zeitereignissen gegenüber genug gethan zu haben, wenn er dem Vereinigten Landtag einen Zusammentritt von vier zu vier Jahren bewillige, den er „spätestens dann, wenn der allgemeine Ruf zu den Waffen erschallen müsste, wiederum berufen werde, um der Welt zu zeigen, daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieselben seien von Geschlecht zu Geschlecht.“ Das war das einzige Lebenszeichen, welches die Regierung in jener bewegten Zeit von sich gab. Wie konnte aber die Erklärung über den Ausbau des Vereinigten Landtags jetzt dem Volke genügen, da sich schon in allen Provinzen die Zeichen des nahenden Sturmes zeigten; auch dieses Mal wie in früheren Jahren gab die Rheinprovinz das Zeichen der Bewegung. Aber in keiner Provinz machte die Februarrevolution einen solchen Eindruck, wie in Preußen; man fürchtete einen Krieg mit Frankreich und als dessen Folge einen Einmarsch russischer Heere. Während so die Bewegung sich von Stadt zu Stadt fortpflanzte, war die Regierung in Berlin ruhig und unbekümmert um das, was außen vorging; sie glaubte, sich gegen einen jeden Ausbruch dadurch sichern zu können, daß sie in den Kasernen bereits militairische Vorkehrungen traf und einzelne Personen, namentlich Literaten, nicht aus den Augen ließ. Doch die politische Gleichgültigkeit der Hauptstadt war endlich durch die Vorgänge in den Provinzen besiegt worden; am 6. fand die erste Volksversammlung in den Zelten des Thiergartens statt; sie war klein und bestand meistens aus Literaten, Studenten, Handlungsdienern, Handwerkern und Arbeitern. Man besprach an diesem und am folgenden Tage eine Adresse an den König, in der man Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinigungsrecht, Geschworenengerichte und schleunige Einberufung des Vereinigten Landtages verlangen wollte. So mäßig stellten sich die Forderungen, für die eines vollendeten Repräsentativsystems sprach Niemand. Den Ueberbringern der Adresse wurde von der Policei der Rath gegeben, sie durch die Stadtpost dem Könige, der sich ihren Besuch verbeten habe, zu überschicken. Aber die Versammlungen in dem Thiergarten wurden immer zahlreicher; das Volk von Berlin hatte sich das Vereinigungsrecht aus freier

Hand vorweg genommen; es sah es als sein gutes, menschliches und natürliches Recht an, und wollte es behaupten. Als nun am 13. die Versammlung überaus zahlreich besucht war, hatte aber auch die Regierung ihre Maßregeln genommen; viele Truppen waren in Bewegung, selbst Kanonen sah die Hauptstadt auf einzelnen Punkten. Die Reiterei drängte einen Theil der Versammelten in die Stadt zurück, wo unter den Linden und in der Nähe des Schlosses ein großes Gedränge entstand; sie hieb bereits scharf ein. Damit war eine Erbitterung zwischen Bürgern und Soldaten hervorgerufen, die dadurch gesteigert wurde, daß von nun an täglich die Letzteren in großen Massen alle Straßen und Plätze Berlins anfüllten und bei vielen Gelegenheiten sich durch Rohheit und brutales Einschreiten auszeichneten. Hie und da versuchte das Volk in den Straßen den Bau von Barrikaden, bei deren Wegräumung schon Blut floß. Mit jedem Tage mehrte sich die Erbitterung zwischen Bürgern und Soldaten, große Volksmassen sammelten sich unter Pfeifen und Hurrahrufen um die Letzteren; jene wichen aus oder drängten nach, je nachdem die Soldaten vorgingen oder sich zurückzogen, ja, das Volk riß bereits das Pflaster auf, wenn jene zu sehr drängten, und bewarf sie mit Steinen.

Mitten unter dieser Aufregung kam die Nachricht aus Wien, daß auch in Oesterreich am 13. durch eine vollständige Revolution das alte System gestürzt, und Metternich, der Vater der [alten völkerberückenden Politik, aus seiner Herrscherstellung vertrieben worden sei. Ueberall, auch in den entferntesten Straßen Berlins, bildeten sich nun Volksgruppen, in denen Redner auf das hinwiesen, was in Wien geschehen sei, und was das preußische Volk als seine gerechten und nicht länger zu versagenden Forderungen verlangen könne. Immer dichter wurden die Volksmassen, immer stärker drängten die Soldaten; Gewehrschüsse fielen; es gab Todte. Die Aufregung wurde am 17. dadurch vermehrt, daß eine Abordnung aus zwölf Mitgliedern des Stadtraths von Köln nach Berlin kam, die am folgenden Morgen, am 18., um zehn Uhr vom Könige empfangen werden sollte. Sie forderte die Umgestaltung des preußischen Staatslebens im Sinne der Zeit und der Freiheit, wovon denn auch die fernere Zugehörigkeit der rheinischen Provinz zu Preußen abhängig gemacht wurde. Der König erwiderte, daß die ihm vorgetragenen Wünsche ganz mit seinem eigenen Vorhaben übereinstimmten; er werde sich an die Spitze Deutschlands stellen und im Innern die nöthigen Freiheiten gewähren. Um zwei Uhr wurden zwei königliche Aufrufe bekannt gemacht; der eine verhieß ein Gesetz über die Presse, welches die Censur zwar aufhob, aber die Zeitungspresse an Kautionen fesselte; im zweiten, „einem Patent wegen beschleunigter Einberufung des Vereinigten Landtags“ wurde versteckt gesagt, daß eine Reorganisation der Bundesverfassung Deutschlands „eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder nothwendig erheische.“ Um dem König ihren Dank in einem Lebehoch auszudrücken, strömten große Massen nach dem

Schloßplatze; ein tausendstimmiger Jubelruf begrüßte ihn, als er auf dem Balkon erschien. Inmitten des Jubels wurde anhaltend gerufen: „Fort mit dem Militair! Der König vertraue sich seinen Bürgern an!“ Doch dazu wollte sich der König nicht entschließen; schnell verbreitete sich auch das Gerücht unter den Massen, man beabsichtige im Schlosse einen Angriff auf das Volk. Die Menge drängte vor und zurück, Angst und Schrecken verbreiteten sich. Da rückten mit blanker Waffe von der Stechbahn her das Regiment Garde-Dragoner und aus dem Schloßhofe ein Bataillon des Regiments Kaiser Franz auf das Volk los und trieben es vor sich her. Als aber aus der Mitte des Bataillons zwei Schüsse fielen, stob das Volk mit Entsetzen und Rachegeschrei auseinander und in die angrenzenden Straßen hinein. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von den Schüssen durch die ganze Stadt; es war nur ein Ruf: Zu den Waffen! zu hören. Man klagte laut über begangenen Verrath, man schrie, es müsse zum offenen Kampfe geschritten werden. Versuche, um eine Verständigung hervorzubringen, erfüllten ihren Zweck nicht; denn das Volk glaubte sich einmal verrathen. So begann der Kampf um drei Uhr.

Der ersten Barrikade folgten bald mehre, und bis gegen fünf Uhr waren auch die entlegensten Theile Berlins mit Barrikaden bedeckt, die in manchen Straßen bis in die ersten Stockwerke hineinragten. Bei ihrem Bau bewies die Bevölkerung eine solche Geschicklichkeit, als wenn sie nie ein anderes Geschäft betrieben hätte. Ueberall sah man Arbeiter, Handwerker, Studenten und Bürger, bewaffnet mit dem ersten, besten Gegenstande, der ihnen in die Hände gefallen war, hinter den Barrikaden, um diese zu vertheidigen. Im Schlosse selbst schien ein getheilter und schwankender Wille zu herrschen, doch behielt die Partei, die zum Aeußersten entschlossen war, die Oberhand; General von Prittwitz bekam den Oberbefehl. Die Truppen nahmen mehre Barrikaden, doch der Kampf wurde nur mit desto größerer Wuth und Ausdauer geführt. Vergebens versuchte eine Abordnung, an der Spitze Bischof Neander, vom Könige die Einstellung des Gefechts zu erhalten. Friedrich Wilhelm 4. wies mit der Hand auf die Königsstraße und sagte: „Diese Straße ist schon mein und die übrigen werde ich auch nehmen!“; dann bemerkte er, nur Gesindel streite, und bei dem Anblicke der schwarzrothgoldenen Fahne, die hoch in der Luft auf dem Hause des Konditors d'Heureuse flatterte, entließ er die Abordnung mit den Worten: „Schafft mir diese Fahne aus den Augen!“ Eine andere Abordnung richtete ebenso wenig aus; denn der Hofkreis blieb dabei, daß man es nur mit einem durch fremde Aufhetzer fanatisirten Pöbel zu thun habe. Zu dem Landrath von Vincke, der sich gegen Abend auf dem Schlosse einfand, sagte ein General, der in der Nähe des Königs stand: „Das ist die Frucht von Ihrem schändlichen Landtag; der hat uns dies Alles auf den Hals gebracht!“

Die Nacht war eingebrochen, aber der Kampf wurde von beiden

Seiten, und zwar mit großer Ausdauer fortgeführt; doch kann nicht geleugnet werden, daß die Truppen am Morgen des 19. die Hauptstraßen und die Hauptplätze der Stadt besetzt, ihre Barrikaden genommen und die Verthei- diger derselben in die entlegenen Stadttheile zurückgedrängt hatten. Ebenso wenig konnte sich das Volk für besiegt halten; es war in den entfernten Straßen bereit, sich jeden Augenblick wieder zu schlagen. Da gab Fried- rich Wilhelm 4. den Kampf auf, die Truppen mussten den Kampfplatz ganz und ohne Vorbehalt räumen, und deshalb war das Volk — Sie- ger; zugleich erklärte der König, er werde eine vollständige Aenderung des Ministeriums ganz nach den Wünschen desselben eintreten lassen. Bald hatten die Truppen die Hauptstadt geräumt. Nun änderte sich aber auch wie durch einen Zauberschlag die Volksstimmung. Der König wurde mit unbeschreiblichem Jubel empfangen; doch hatte er noch eine harte und schwere Prüfung zu bestehen. Das Volk brachte die Gefallenen von sei- ner Seite auf Bahren in den Schloßhof und verlangte von dem Könige, daß er sich zeigen solle, damit er die blutigen Todten selbst sehe. Mit dem Rufe: den Hut ab! wurde er empfangen. Er entblößte sich, und das Volk begann den Choral: Jesus, meine Zuversicht! Unbedeckten Hauptes hörte ihn der König bis zu Ende an.

Am Morgen des 21. erschien der königliche Aufruf: An die deutsche Nation! „Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für euch an. Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig, im Herzen von Europa. Preußens Friedrich Wilhelm 4. hat sich, im Vertrauen auf euren heldenmüthigen Beistand und eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtva- terlandes gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten ehrwürdigen Fahnen deutscher Nation noch heute in eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konstitutionellen Fürsten, dem Führer des gesammten deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien wiedergebornen deutschen Nation!“ Der König sagte damit deutlich, daß er sich an die Spitze der Freiheitsbewegungen des deutschen Volkes stellen wolle, und gegen den Mittag durchritt derselbe einige Straßen seiner Hauptstadt, um sich dem Volke zu zeigen und auf den neuen Grundlagen der Zeit auch eine neue persönliche Gemeinschaft mit demselben zu machen. Im Schloßhofe sprach der König: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Frei- heit und Einigkeit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Für- sten vom Throne stoßen will, aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grund- lagen einer aufrichtigen konstitutionellen deutschen Verfassung!“ Zufrieden mit der Aufnahme — denn in allen Straßen war derselbe mit Herzlichkeit und Liebe empfangen und begrüßt worden — ließ der König noch am Abende desselben Tages den Aufruf: „An mein Volk und an die deutsche Na- tion!“ erscheinen. Dieser Aufruf enthielt das nachher so ominös gewor-

dene Wort: „Preußen geht fortan in Deutschland auf!“ Am Schlusse desselben zählte der König gleichsam als eine unverbrüchliche Bekräftigung alle dem deutschen, also auch dem preußischen Volke gegebenen Versprechungen auf: Allgemeine Einführung wahrer konstitutioneller Verfassung mit Verantwortlichkeit der Minister in allen Einzelstaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafsachen auf Geschworenengerichte gestützt, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiösen Glaubensbekenntnisse und eine wahrhaft volksthümliche freisinnige Verwaltung; sie allein würden eine sichere und innere Einheit zu begründen und zu befestigen im Stande sein.

Mit den denkwürdigen Märztagen endete in Preußen die absolute Regierungsform; sie wurde von der konstitutionellen verdrängt; mit jenen Tagen beginnt also auch ein neuer Abschnitt in der Geschichte unseres Vaterlandes.

Berichtigungen.

Band 1.

S. 4 Z. 3 v. ob. lies: zweifacher.
» 16 » 7 v. u. » Einheit.
» 19 » 21 v. ob. » des rohen Begehens.
» 65 » 12 v. ob. » päpstlichen.
» 68 » 7 v. ob. » an seinem Volke.
» 77 » 9 v. u. » den Orden.
» 79 » 10 v. ob. » den Edlen.
» 80 » 2 v. ob. » Jeden.
» 97 » 24 v. ob. fehlt „in" vor seiner.
» 116 » 22 v. ob. lies: an denen.
» 130 » 25 v. ob. » wählten.
» 171 » 6 v. ob. » sie machten st. sie wurden.
» 206 » 11 v. u. » oder st. und.
» 295 » 11 v. u. fehlen hinter Friedrich die Worte „der als."
» 297 » 7 v. ob. lies: den Landtagen.
» 302 » 19 v. ob. » Negotiationen.
» 305 » 2 v. u. » weniger.

In der Anmerk. S. 43 haben sich zwei sonderbare Buchstaben in die Wörter Zamaiti und Szuni eingeschlichen; es sollen i mit einem Cedille sein.

Band 2.

S. 19 Z. 10 v. u. lies: Gonzaga.
» 39 » 4 v. ob. » 1. Januar.
» 53 » 14 v. ob. » neuen.
» 57 » 18 v. u. » ihn.
» 86 » 11 v. u. fehlt vor Erbschaft „ganze."
» 115 » 11 v. ob. lies: die.
» 136 » 18 v. ob. » seine.
» 151 » 25 v. ob. » seinem.
» 153 » 20 v. ob. » dieser.
» 179 » 2 v. u. » dem Könige.
» 184 » 12 v. u. » 1762.
» 190 » 8 v. u. » 1768.
» 193 » 6 v. u. » dem.
» 250 » 15 v. u. » Linksschwenkung.
» 271 » 15 v. u. » 21. April 1809.
» » » 4 v. u. » 25. Mai.
» 277 » 5 v. u. » den Gegnern.
» 298 » 1 v. u. » gab.
» 305 » 3 v. ob. » ebenso viele, und.
» 313 » 3 v. u. » erheblichen.

Berichtigungen.

Band 1.

S. 4	Z. 3	v. ob.	lies: zweifacher.
= 16	= 7	v. u.	= Einheit.
= 19	= 21	v. ob.	= des rohen Begehens.
= 65	= 12	v. ob.	= päpstlichen.
= 68	= 7	v. ob.	= an seinem Volke.
= 77	= 9	v. u.	= den Orden.
= 79	= 10	v. ob.	= den Edlen.
= 80	= 2	v. ob.	= Jeden.
= 97	= 24	v. ob.	fehlt „in" vor seiner.
= 116	= 22	v. ob.	lies: an denen.
= 130	= 25	v. ob.	= wählten.
= 171	= 6	v. ob.	= sie machten st. sie wurden.
= 206	= 11	v. u.	= oder st. und.
= 295	= 11	v. u.	fehlen hinter Friedrich die Worte „der als."
= 297	= 7	v. ob.	lies: den Landtagen.
= 302	= 19	v. ob.	= Negotiationen.
= 305	= 2	v. u.	= weniger.

In der Anmerk. S. 43 haben sich zwei sonderbare Buchstaben in die Wörter Zamaiti und Szuni eingeschlichen; es sollen i mit einem Cedille sein.

Band 2.

S. 19	Z. 10	v. u.	lies: Gonzaga.
= 39	= 4	v. ob.	= 1. Januar.
= 53	= 14	v. ob.	= neuen.
= 57	= 18	v. u.	= ihn.
= 86	= 11	v. u.	fehlt vor Erbschaft „ganze."
= 115	= 11	v. ob.	lies: die.
= 136	= 18	v. ob.	= seine.
= 151	= 25	v. ob.	= seinem.
= 153	= 20	v. ob.	= dieser.
= 179	= 2	v. u.	= dem Könige.
= 184	= 12	v. u.	= 1762.
= 190	= 8	v. u.	= 1768.
= 193	= 6	v. u.	= dem.
= 250	= 15	v. u.	= Linksschwenkung.
= 271	= 15	v. u.	= 21. April 1809.
= =	= 4	v. u.	= 25. Mai.
= 277	= 5	v. u.	= den Gegnern.
= 298	= 1	v. u.	= gab.
= 305	= 3	v. ob.	= ebenso viele, und.
= 313	= 3	v. u.	= erheblichen.

Gottschalk, Ferdinand

Preussische Geschichte

Bd.: 2

Königsberg 1850